# Lessing's Werke.

Elfter Theil.

## Kleinere Schriften
## zur dramatischen Poesie und zur Fabel.

Zweite Abtheilung.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

# Inhalt.

## Kleinere Schriften zur dramatischen Poesie und zur Fabel. II.

Die mit * bezeichneten Stücke waren bisher gar nicht oder nur unvollständig veröffentlicht.

### Kleinere Schriften zur dramatischen Poesie. II.

## IV. Periode d. Nationalkrieges. Breslau u. Berlin.

## 1760—1767.



## V. Periode d. Meisterschaft. Hamburg u. Wolfenbüttel.

## 1767—1777.

## VI. Periode der theologischen Streitigkeiten. 1777—1780.



## Dramaturgische Entwürfe und Fragmente aus Lessing's Nachlaß.



## Kleinere Schriften zur Fabel.



### Aus Lessing's Nachlaß.

# Kleinere Schriften zur dramatischen Poesie.

## II.

Das Theater des Herrn Diderot. —
Dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente
aus Lessing's Nachlaß.

## Vorbemerkung.

„Lessingische Uebersetzungen", sagt Lachmann bei Erwähnung von Friedrich's II. durch Lessing ins Deutsche übertragenen drei Schreiben an das Publicum, „sind keine Kunstwerke, daß man sie unter seine eigenen Schriften setzen könnte." Ob dieser Satz uneingeschränkt als wahr angenommen werden könne, dürfte noch fraglich sein. So viel wird allerdings Jeder zugeben, daß die Aufnahme Alles dessen, was Lessing ausschließlich und vorwiegend aus äußern Gründen übersetzt hat, in eine Ausgabe seiner Werke eine Beladung mit unnützem Ballast heißen müßte. Lessing hat Jahre lang von der Feder gelebt, und wie er sich gezwungen gesehen hat, manchen Uebersetzungsplan fallen zu lassen, weil die buchhändlerische Speculation denselben nicht begünstigte, so hat er bei andern ausgeführten Unternehmungen dieser Art auf den für ihn zu erzielenden Gewinn Rücksicht nehmen müssen. Unter diesem Gewinn verstehen wir nicht allein das Honorar des Verlegers, so schwer es auch in der Berliner Zeit für ihn ins Gewicht fallen mußte, sondern auch die Uebung im Verständniß der fremden Sprache, das ihm für andere, höhere Zwecke wünschenswerth war, oder die Anregung zu einer sein Original ergänzenden Arbeit.

Denn in doppelter Weise unterscheidet sich Lessing als Uebersetzer von den zahllosen andern Uebersetzern seiner Zeit: er beherrscht seine Muttersprache und studirt gewissenhaft das fremde Idiom, während es bei seinen Zeitgenossen in der leichten Behandlung des Deutschen immer, oft auch in der Kenntniß der Sprache des Originals hapert, und er wird durch irgend ein tiefer gehendes Interesse an seine Uebersetzerarbeit gefesselt, die er wohl auch mit dem Aufhören dieses Interesses wieder fallen läßt, während die Andern frisch drauf los übersetzen, was ihnen der Verleger vor ihre nimmer ruhende Faust schiebt. Insofern hat jede Lessingische Uebersetzung für den Biographen Lessing's eine gewisse Bedeutung, wenn auch nicht jede sich zur Aufnahme in seine Werke eignet. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Entscheidung, ob eine bestimmte Uebersetzung in unsere Sammlung aufzunehmen oder von derselben auszuschließen sei, von der Bedeutung abhängig machen, die sie für die Gesammtentwickelung Lessing's gehabt hat. Je größer diese ist, desto liebevoller wird sich auch der Uebersetzer um die Vollendung seiner Arbeit bemüht haben, desto mehr wird diese Arbeit den Stempel seines Geistes tragen. Dies Alles gilt aber im höchsten Grade von Diderot's Theater, dem wir darum einen Platz in unserer Ausgabe nicht versagen durften.

Es ist schon in der Vorbemerkung zur ersten Abtheilung dieses Bandes (S. XVII ff.) auseinandergesetzt, warum das principielle Ausschließen aller Uebersetzungen unthunlich ist, und es ist dort gezeigt, daß auch Lachmann diesen Standpunkt in Beziehung auf die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters und die Theatralische Bibliothek nicht streng hat festhalten können, vielmehr zu einer willkürlichen und ungleichartigen Behandlung der verschiedenen Aufsätze verleitet ist. Wenn wir uns veranlaßt sehen, auf diesem Gebiet weitherziger zu verfahren als unsere Vorgänger, so glauben wir damit nicht allein die einzelnen Stücke wieder lesbar gemacht zu haben, die mit den bisher üblichen Auslassungen gar nicht zu verstehen waren, sondern

auch besonders das nöthige Material für eine genauere Erkenntniß von Lessing's dramaturgischer Entwickelung übersichtlich vereinigt zu haben, wie a. a. O. S. XX f. eingehender dargelegt ist. In dem Bilde dieser Entwickelung von einer zwar reformlustigen, aber immer noch rücksichtsvollen Anhänglichkeit an die Regeln des französischen Classicismus zu der freien Anschauungsweise in der Dramaturgie nimmt die Beschäftigung mit Diderot eine der wichtigsten Stellen ein. Lessing selbst meint in der Vorrede zur ersten anonym erschienenen Ausgabe seiner Uebersetzung, nach dem Aristoteles habe sich kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben als Diderot; er erwartet den höchsten Erfolg davon, daß Diderot in Deutschland mehr Gehör finde als in seiner Heimath, den Erfolg, daß auch Deutschland einmal eine nationale Bühne erhalte. Dazu soll die Uebersetzung beitragen, auf welche Fleiß gewandt zu haben, er sich zwanzig Jahre später noch mit Vergnügen erinnert. Wir brauchen diesen Fleiß nicht zu rühmen, da die Arbeit sich selber lobt[1]) und Lessing noch am Ende seines Lebens, als er sie unter seinem Namen wieder herausgab, mit derselben zufrieden war. Mit leichter Hand hat er in dieser neuen Ausgabe seine Aenderungen angebracht, die hier und da einen Satz wohllautender machen, eine schwerfälligere Wendung beseitigen, den Sinn des Originals unzweideutiger treffen, aber es giebt solcher Aenderungen im Ganzen wenige.

Wann Lessing den reichlich funfzehn Jahre älteren, aber erst 1746 mit seiner ersten selbstständigen Schrift hervorgetretenen Diderot kennen gelernt habe, wird sich schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen. Diderot's erste Kriegserklärung gegen die Unnatürlichkeit des classischen französischen Theaters ist bekanntlich an einem Orte versteckt, wo ihn nicht leicht Jemand suchte: es ist der Entretien sur les lettres im 38. Capitel des 1748 anonym

1) Gleichzeitige Urtheile in der „Bibl. der schönen Wissenschaften", V. Bandes 2. Stück, und von Mendelssohn im 119. „Literaturbrief".

veröffentlichten schmutzigen Romans Les Bijoux indiscrets. Zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen ist dieser Roman und die betreffende Stelle desselben Lessing wohl bekannt (Dramat., St. 84), wie ihm auch das von Rosenkranz als Diderotisch nachgewiesene Drama L'humanité ou le tableau de l'indigence nicht entgangen ist (Dramat., St. 14). Warum Danzel durchaus nicht zugeben will, daß die Bijoux, welche im Jahre ihres Erscheinens sechs Auflagen erlebt haben, Lessing bald zu Gesicht gekommen seien, ist nicht abzusehen.[1]) Weit eher ließe sich aus der Art, wie Lessing im Juni 1751 über die eben vorher erschienene Lettre sur les Sourds et Muets redet (Werke, Th. VIII. S. 67 ff.), auf eine Bekanntschaft mit den älteren Schriften Diderot's schließen. In den Literaturbriefen (Th. IX. S. 292) nennt Lessing, der damals an der Uebersetzung des Theaters arbeitete oder sie eben beendigt hatte, Diderot „den neuesten und unter den neuen unstreitig den besten französischen Kunstrichter", und in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Diderot's Theater freut er sich über die Gelegenheit, seine Dankbarkeit einem Manne zu bezeugen, der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil habe. „Denn", fährt er fort, „es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben: vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre."

Wie diese Worte zu verstehen sind, darüber läßt sich streiten. Danzel (I. S. 472 ff.) will Diderot's Einfluß besonders in der Minna von Barnhelm nachweisen und nennt diese eine comédie dans le genre sérieux, die nach Diderot's Vorschrift die Pflichten und Tugenden der Menschen zum Gegenstand nehme, mit

---

1) Vgl. Hettner, „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", II. S. 344.

Tellheim's Professionmachen aus dem Edelmuth und der Entsagung an Dorval in Diderot's Natürlichem Sohn erinnere und einen ganzen Stand auf die Bühne bringe, wie es Diderot wegen der Verbrauchtheit der Charaktere empfohlen hatte. Dagegen hat Guhrauer (II. 1. S. 322 ff.) mit Recht davor gewarnt, dies ächte Lustspiel in Diderot's dünn gesponnene Kategorien des Drama's unterzubringen und die komische Minna mit der tragischen Sara als ein schlecht zusammenpassendes Paar in die Diderot'sche Mittelgattung des genre sérieux hineinzuzwängen; doch geht er auf der andern Seite wohl wieder zu weit, wenn er Lessing's Wort, weil es am Ende von Lessing's dramatischer Laufbahn gesprochen ist, ganz im Allgemeinen auf die in derselben eingeschlagene Richtung beziehen will und schließlich Lessing einen veredelten Diderot nennt. Wenn wir berücksichtigen, wie weit Lessing in der Dramaturgie (St. 84 ff.) davon entfernt ist, Diderot noch als unfehlbares Muster anzuerkennen, sollte es uns vielmehr scheinen, daß seine Dankbarkeit für die Bildung seines Geschmacks durch Diderot in erster Linie aus der unmittelbaren Wirkung zu erklären sei, welche nach der ersten Anregung durch die Bijoux indiscrets die 1757 und 1758 veröffentlichten Stücke Diderot's und die denselben angefügten Aufsätze auf Lessing's dramatische Pläne aus der Zeit des Suchens nach dem nationalen Drama geübt haben. Und da denkt man zunächst an den erst nach Jahren ausgeführten, aber gerade damals auf die für die spätere Ausführung maßgebende Weise veränderten Plan der Emilia Galotti. Im October 1757 handelte es sich für Lessing noch darum, in einer römischen Virginia ein Seitenstück zum Cronegk'schen Kodrus aufzustellen, aber am 21. Januar 1758 hat er schon die „Geschichte der römischen Virginia von Allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte: er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu er-

schüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgt". Hören wir da nicht Diderot's Lehren?

Es gilt aber Goethe's Wort über Diderot's Versuch von der Malerei in demselben Maße von seinen dramatischen Grundsätzen, daß er sie „mit ebenso viel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Kunstgebäude zu errichten". Die Production hält mit der Kritik nicht Schritt. So wenig wie es seine französischen Vorläufer Marivaux, Destouches, Nivelle de la Chaussée, oder seine englischen Vorbilder Lillo und Moore[1]) verstanden haben, den richtigen Gedanken von der dramatischen Darstellung aller Leiden und Verwickelungen des bürgerlichen Lebens in Kunstwerken von bleibendem Werth Gestalt gewinnen zu lassen: so wenig ist Diderot über ein paar Proben seiner weinerlichen moralisirenden Mischgattung hinausgekommen, während Lessing zu den reinen Gattungen hindurchdringt und für beide ewig junge Muster schafft. Hat aber Lessing selbst nicht höher von Diderot's Stücken gedacht? Den natürlichen Sohn giebt er zwar preis (Dramat., St. 85), doch den Hausvater nennt er ein vortreffliches Stück, das sich lange, sehr lange und warum nicht immer? auf unsern Bühnen erhalten wird, und in unserer Vorrede beruft er sich nicht allein auf Diderot's Lehren, sondern ausdrücklich auch auf seine Muster. Hier hat nun gewiß Danzel Recht, wenn er auf den resoluten Naturalismus in Diderot's Stücken hinweist und Lessing durch Diderot's aufregenden Ungestüm zur unbefangenen Abspiegelung des Lebens und des eignen Innern aufgerüttelt werden läßt, bis in

1) Ein Schreiben aus Paris in der „Allg. deutschen Bibliothek", I. 2. S. 308, berichtet, daß Miß Sara Sampson Ende 1764 in einer Uebersetzung des Herrn Trudame de Montigny zu St. Germain aufgeführt sei, und daß Diderot eine eigene Uebersetzung dieses Stückes mit Moore's „Gamester" und Lillo's „London merchant" herauszugeben beabsichtige.

Lessing's reifen Dramen nicht nur derselbe Naturalismus, sondern mehr, nämlich Natur, sich zeigt. Man vergleiche auch Rosenkranz, „Diderot's Leben und Werke", Lpz. 1866, I. S. 259 ff., II. S. 397 ff.

An Diderot's Theater reihen sich, die kleineren Schriften zur dramatischen Poesie abschließend, Lessing's dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente an. Ueber die Behandlung derselben giebt die Vorbemerkung S. 331 ff. nähere Auskunft.

Nachträglich möchten wir einen Fehler verbessern, der sich in unsere Ausgabe S. 77 und 298 f. in Folge eines Druckfehlers in den Originalausgaben eingeschlichen hat. Statt Barnevelt ist an beiden Stellen Barnwell zu lesen, denn beide beziehen sich auf den letzten Act von Lillo's „London merchant". Zu Theil XI. Abth. 1 merken wir noch an, daß S. 190, Z. 13 v. u. auf Lessing's Recension der Cénie (Th. XII. S. 500) hingedeutet wird, und daß der Verfasser des Aufsatzes S. 192 ff. ein Herr von Chassiron ist.

# Vorrede des Uebersetzers

## zur ersten Ausgabe von 1760.

Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen „Encyklopädie“, bestehet aus zwei Stücken, die er als Beispiele einer neuen Gattung ausgearbeitet und mit seinen Gedanken sowohl über diese neue Gattung als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes, begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen und in diesen überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat als er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bei Weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet sind, daß beider ihre Talente guten Theils auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etikette hinauslaufen 2c.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischen Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alte Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdränget; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann: ob dieser Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hoffnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

---

## Vorrede des Uebersetzers

### zu dieser zweiten Ausgabe.

---

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu sein aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben als auf das Theater seines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervor=

bringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken als das Gute, welches er jenem nebenher verschaffte. Die französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor, und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden, desto hartnäckiger muß der Widerstand sein, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hosen unter ein halb Dutzend alltäglichen Personen auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas Besserm, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte, als der Hausvater erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffne Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. Sei immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am Lautesten lachen macht, und Ungereimtheiten sollen nicht blos unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem Hausvater zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder französisch noch deutsch, er war blos menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was Jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß Jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freilich Diderot vornehmlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe, so habe ich, wenigstens bis itzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frei von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst itzt eine dergleichen Stelle, und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem Natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen

sein," sagt sie, „den Geist und besonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das Schicksal meines Bruders abhangen sollte. Es war unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich suchte dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen." Das e s ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedrückt, welches ebensowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen, aber es kann leicht sein, daß es die beiden ersten Male auf den Bruder gehen und sonach heißen soll: „Er war unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich suchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen." Ja, dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann Jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen und doch noch eine sehr mittelmäßige Uebersetzung gemacht haben!

---

# Der natürliche Sohn,

oder

# Die Proben der Tugend.

## Ein Schauspiel in fünf Aufzügen.

Nebst der wahren Geschichte des Stücks.

Interdum speciosa locis morataque recte
Fabula nullius veneris sine pondere et arte
Valdius oblectat populum meliusque moratur,
Quam versus inopes rerum nugaeque canorae.
*Horatius, De arte poet.*

Der sechste Band der „Encyklopädie" war ans Licht getreten, und ich hatte mich auf das Land begeben, Ruhe und Gesundheit da zu suchen, als eine Begebenheit von ebenso merkwürdigen Umständen, als merkwürdig die Personen derselben waren, die Verwunderung und das Gespräch der ganzen Gegend ward. Man unterhielt sich von nichts als von dem seltnen Manne, der das Glück, sein Leben für seinen Freund zu wagen, und den Muth, ihm seine Neigung, seine Freiheit und sein Vermögen aufzuopfern, an einem Tage gehabt habe.

Ich wollte diesen Mann kennen lernen. Ich lernte ihn kennen und fand ihn so, wie man mir ihn abgemalet hatte, finster und melancholisch. Verdruß und Schmerz hatten aus einer Seele, in welcher sie allzu lange gewohnet, nicht anders als mit Zurücklassung der Traurigkeit scheiden können. Er war sowohl in seinen Unterredungen als in seinem äußerlichen Betragen traurig, ausgenommen wenn er von der Tugend sprach oder die Entzückungen fühlte, die sie in ihren eifrigsten Verehrern hervorbringt. Alsdann war er wie ganz verwandelt. Die Heiterkeit entwickelte sich auf seinem Gesichte. Seine Augen bekamen Glanz und Freundlichkeit. Seine Rede ward pathetisch. Es war eine Kette von strengen Ideen und rührenden Bildern, wodurch die Aufmerksamkeit in einem beständigen Feuer erhalten und die Seele außer sich selbst gesetzet ward. Aber so wie an einem neblichten und umzogenen Herbsttage die Strahlen der Sonne aus einer Wolke hervorbrechen, einen Augenblick glänzen und sich wieder in den dunkeln Himmel verlieren, so verlor sich auch gar bald seine Munterkeit wieder, und plötzlich fiel er in sein melancholisches Stillschweigen zurück.

So war Dorval. Es sei nun, daß man ihn für mich eingenommen hatte, oder daß es wirklich, wie man sagt, Menschen giebt, die dazu gemacht sind, einander, sobald sie sich erblicken,

zu lieben: gnug, er empfing mich mit einer so offenen Art, die sonst Jedermann, nur mich nicht befremdete; und sobald ich ihn zum zweiten Male sahe, glaubte ich mit ihm ohne Unbescheidenheit von seiner Familie und von dem, was sich kürzlich darin zugetragen hatte, sprechen zu dürfen. Er that meinen Fragen ein Gnüge. Er erzählte mir seine Geschichte. Ich zitterte mit ihm wegen der Proben, auf die ein ehrlicher Mann oft gestellet wird, und sagte zu ihm, daß ein Schauspiel, zu dessen Inhalte man diese Proben wählte, auf Alle, die Empfindlichkeit und Tugend und irgend einen Begriff von der menschlichen Schwachheit haben, einen großen Eindruck machen müßte.

„Ach!" antwortete er mir seufzend, „mein Vater hat mit Ihnen einerlei Gedanken gehabt. Einige Zeit nach seiner Ankunft, als eine ruhigere und sanftere Freude auf unsere Entzückungen zu folgen anfing und wir das Vergnügen, Einer an des Andern Seite zu sitzen, genossen, sagte er zu mir:

„„Dorval, täglich spreche ich mit dem Himmel von Rosalien und von Dir. Ich danke ihm, daß er Euch bis zu meiner Zurückkunft erhalten hat, aber vornehmlich, daß er Euch unschuldig erhalten hat. Ach, mein Sohn, ich werfe nie meinen Blick auf Rosalien, ohne mich über die Gefahr, die Du gelaufen bist, zu entsetzen. Je mehr ich sie sehe, je rechtschaffner und schöner ich sie finde, desto größer erscheinet mir diese Gefahr. Aber der Himmel, der heut über uns wacht, kann uns morgen verlassen. Keiner von uns kennet sein Schicksal. Alles, was wir wissen, ist dieses, daß wir den Nachstellungen des Lasters immer mehr und mehr entkommen, je weiter das Leben fortrückt. Diese Betrachtungen mache ich, so oft ich mich Deiner Geschichte erinnere. Sie trösten mich wegen der wenigen Zeit, die ich noch zu leben habe, und wenn Du wolltest, so könnten sie die Moral eines Stückes sein, dessen Inhalt ein Theil unseres Lebens wäre, und das wir unter uns aufführen wollten."

„„Ein Stück, mein Vater!" — —

„„Ja, mein Sohn. Wir brauchten dazu keine Bühne aufzubauen; wir wollten blos das Andenken einer uns rührenden Begebenheit erhalten und sie so vorstellen, wie sie sich wirklich zugetragen hat. — — Wir wollten sie jährlich in diesem Hause, in diesem Saale erneuern. Was wir damals gesagt haben, wollten wir wieder sagen. Deine Kinder thäten ein Gleiches, und Deiner Kinder Kinder und deren Nachkommen. Auf diese Weise überlebte ich mich selbst und könnte des Umgangs meiner Enkel von

einem Alter zum andern genießen. — Glaubtest Du nicht, Dorval, daß ein Werk, welches ihnen unsere eigenen Ideen, unsere wahren Empfindungen, die eigentlichen Reden überlieferte, die wir bei einem von den allerwichtigsten Umständen unsers Lebens gehalten haben, daß so ein Werk nicht besser und nützlicher wäre als alle Familiengemälde, die nur eine augenblickliche Verfassung unseres Antlitzes zeigen?“

„„Und also verlangten Sie von mir, Ihre Seele, meine Seele, die Seele der Theresia, des Clairville und der Rosalia zu schildern? Ach, mein Vater, Sie verlangen etwas, das meine Kräfte übersteiget, und Sie wissen es wohl!“

„„Höre! Ich möchte meine Rolle noch gern selbst einmal, ehe ich sterbe, spielen; und in dieser Absicht habe ich Arnolden gesagt, er soll die Kleider, die wir aus dem Gefängnisse gebracht haben, in einen Koffer schließen.“

„„Mein Vater —“

„„Noch habe ich von meinen Kindern nie eine abschlägliche Antwort erhalten; sie werden so spät nicht anfangen wollen —““

Bei dieser Stelle verwandte Dorval sein Gesicht, um seine Thränen zu verbergen, und sagte zu mir in dem Tone eines Menschen, der sich seinen Schmerz nicht will merken lassen: — „Das Stück ist gemacht. — Aber er, der es bestellte, er ist dahin!“ — Nach einem kurzen Stillschweigen setzte er hinzu: „Ich hatte es liegen lassen, das Stück, und hatte es beinahe vergessen; aber man gab mir es so oft zu hören, ich lebte hierin dem Willen meines Vaters nicht nach, daß ich mich endlich überreden ließ. Künftigen Sonntag werden wir uns das erste Mal unserer Schuldigkeit — denn als eine Schuldigkeit betrachten wir es einmüthig — damit entladen.“

„Ach, Dorval,“ rief ich, „wenn ich dürfte —“ — „Ich verstehe Sie,“ war seine Antwort. „Aber glauben Sie, daß man Theresien, Clairvillen, Rosalien so einen Antrag thun dürfe? Der Inhalt des Stücks ist Ihnen bekannt, und Sie können Sich leicht einbilden, daß verschiedne Auftritte darin vorkommen, bei welchen die Gegenwart eines Fremden in Verlegenheit setzen könnte. Unterdessen, da man die Anstalten im Saale mir überlassen hat — ich verspreche Ihnen nichts, ich schlage es Ihnen auch nicht ab, ich will sehen.“

Hierauf gingen wir von einander. Es war Montag. Er ließ mir die ganze Woche nichts sagen. Aber des Sonntags früh

schrieb er mir: „Heut mit dem Schlage Drei an der Gartenthüre!" — Ich fand mich ein. Ich stieg durch das Fenster in den Saal, und Dorval, der Jedermann auf die Seite geschafft hatte, stellte mich in einen Winkel, wo ich, ohne gesehen zu werden, das, was nun folget, sehen und hören konnte. Den einzigen letzten Auftritt konnte ich nicht hören, und warum ich diesen nicht hören konnte, werde ich an seinem Orte sagen.

---

## Namen der wirklichen Personen des Stücks und derjenigen Schauspieler, die ihre Stelle (auf der französischen Bühne zu Paris) bekleiden könnten.

| | |
|---|---|
| Lysimond, Vater des Dorval und der Rosalia . . . . . . . . | Hr. Sarrazin. |
| Dorval, des Lysimond natürlicher Sohn und Freund des Clairville . | Hr. Grandvall. |
| Rosalia, Tochter des Lysimond . . | Madem. Gaussin. |
| Justine, der Rosalia Mädchen . . | Madem. Dangeville. |
| Arnold, in Diensten des Lysimond . | Hr. Le Grand. |
| Carl, Bedienter des Dorval . . . | Hr. Armand. |
| Clairville, Dorval's Freund und Liebhaber der Rosalia . . . . | Hr. Lequin. |
| Theresia, eine junge Wittwe, des Clairville Schwester . . . . . | Madem. Clairon. |
| Sylvester, Bedienter des Clairville | — — |

Einige andere Bediente aus dem Hause des Clairville.

Die Scene ist zu Saint-Germain en Laye.

Die Handlung fängt sich mit dem Tage an und gehet in einem Saale in dem Hause des Clairville vor.

# Erster Aufzug.

## Erster Auftritt.

Die Bühne ist ein Saal, in welchem ein Clavier, Stühle, Spieltische, auf einem von diesen Tischen ein Damenbrett, auf einem andern einige geheftete Bücher, auf der Seite ein Nährahmen und zu hinterst ein Kanapee zu sehen sind.

**Dorval** (allein).

(Er sitzt in einem Landanzuge mit unordentlichen Haaren in einem Lehnstuhle neben dem Tische, auf welchem geheftete Bücher liegen. Er scheinet unruhig. Nach einigen heftigen Bewegungen stützt er sich auf die eine Lehne seines Stuhls, als ob er schlafen wolle. Er setzt sich bald wieder anders. Er ziehet seine Uhr heraus und sagt.)

**Dorval.** Es ist kaum sechs Uhr. (Er wirft sich auf die andere Lehne seines Stuhls, richtet sich aber sogleich wieder auf und sagt.) Ich kann nicht schlafen. (Er nimmt ein Buch, schlägt es auf und macht es fast in eben dem Augenblicke wieder zu und sagt.) Ich lese ohne Verstand. (Er steht auf, gehet hin und her und sagt.) Ich kann mir nicht entfliehen. — Ich muß fort von hier. — Von hier fort! Und ich bin hier angefesselt! Ich liebe! —— (Als ob er erschrecke) Und wen liebe ich? — Ich darf es mir gestehen, ich Unglücklicher, und bleibe hier? — (Er ruft heftig) Carl! Carl!

## Zweiter Auftritt.

(Dieser Auftritt geht geschwind.)

**Dorval. Carl.**

(Carl glaubt, daß sein Herr Hut und Degen verlange; er bringt Beides, legt es auf einen Stuhl und sagt.)

**Carl.** Befehlen Sie sonst nichts, mein Herr?

**Dorval.** Meinen Wagen! Laß anspannen!

**Carl.** Wie? Reisen wir fort?

**Dorval.** Diesen Augenblick! (Er sitzt in dem Lehnstuhle und rafft unter dem Reden Bücher und Schriften und Alles auf dem Tische zusammen, als ob er einpacken wolle.)

**Carl.** Mein Herr, das ganze Haus schläft noch.

**Dorval.** Ich will auch Niemand sehen.

**Carl.** Ist es möglich?

**Dorval.** Nicht anders.

**Carl.** Mein Herr —

**Dorval** (sich gegen Carlen mit einem traurigen und niedergeschlagenen Wesen wendend). Nun, Carl!

**Carl.** In diesem Hause so wohl aufgenommen zu sein, von Allen darin geliebt zu werden, alle mögliche Gefälligkeiten genossen zu haben, und fortzureisen, ohne Jemanden ein Wort zu sagen: erlauben Sie mir, mein Herr, das —

**Dorval.** Ich verstehe Dich gar wohl. Du hast Recht. Aber ich reise —

**Carl.** Was wird Ihr Freund Clairville dazu sagen? Und seine Schwester Theresia, die es sich so angelegen sein lassen, Ihnen diesen Aufenthalt angenehm zu machen? — (in einem leisern Tone) Und Rosalia? — Sie wollen Keinen von ihnen sehen?

**Dorval** (seufzet tief, läßt seinen Kopf auf seine Hände sinken, und Carl fährt fort).

**Carl.** Clairville und Rosalia schmeichelten sich, daß Sie ein Zeuge ihrer Verbindung sein würden. Rosalia freute sich, Sie ihrem Vater vorzustellen. Sie hätten sie Alle zum Altar begleiten sollen.

**Dorval** (seufzet, ist in Bewegung ꝛc.).

**Carl.** Der alte Vater kömmt, und Sie reisen fort. Hören Sie, liebster Herr, ich bin so frei, es Ihnen zu sagen, eine seltsame Aufführung ist selten vernünftig. — Clairville! Theresia! Rosalia!

**Dorval** (anfahrend, indem er aufspringt): Meinen Wagen! Laß anspannen, sag' ich!

**Carl.** Itzt, da Rosaliens Vater von einer Reise von mehr als tausend Meilen anlangt! Den Tag vor der Vermählung Ihres Freundes!

**Dorval** (zornig, zu Carlen). Unglücklicher! — (Zu sich selbst,

indem er sich in die Lippe beißet und vor die Brust schlägt.) Ich bin der Unglückliche! — — Du verlierest die Zeit, und ich verweile —

**Carl.** Ich gehe.

**Dorval.** Mach geschwind!

## Dritter Auftritt.

**Dorval** (allein).

**Dorval.** Fortzureisen, ohne Abschied zu nehmen! Er hat Recht; das würde so seltsam, so ungereimt lassen! — — Ungereimt! lassen! Nichtsbedeutende Worte! Kömmt es itzt darauf an, was Andere davon denken werden, oder darauf, was Ehre und Rechtschaffenheit von mir verlangen? — Aber bei dem Allen, warum sollte ich Clairvillen, warum sollte ich seine Schwester nicht sprechen? Kann ich sie nicht verlassen und ihnen die Ursache, warum ich sie verlasse, verschweigen? — Und Rosalia? Sie soll ich nicht sehen? — Nein — Liebe und Freundschaft gebieten hier nicht Einerlei; besonders eine unsinnige Liebe, die noch unbekannt ist, und die ich ersticken muß. — Aber was wird sie sagen? Was wird sie denken? O Liebe, gefährlicher Sophist, ich verstehe Dich!

(Theresia tritt in einer Morgenkleidung herein; sie wird von einer Leidenschaft gefoltert, die ihr keine Ruhe gönnet. Einen Augenblick darauf kommen Bediente, welche den Saal aufräumen und die Sachen, welche Dorvaln gehören, zusammennehmen. Carl, der nach Pferden auf die Post geschickt hat, kömmt gleichfalls wieder.)

## Vierter Auftritt.

**Dorval. Theresia. Bediente.**

**Dorval.** Wie, Madame, so früh?

**Theresia.** Ich habe allen Schlaf verloren. — Aber Sie selbst, warum schon angekleidet?

**Dorval** (geschwind). Den Augenblick bekomme ich Briefe. Eine dringende Angelegenheit ruft mich nach Paris. Sie erfordert meine Gegenwart daselbst. Ich trinke nur noch Thee. Carl, Thee! Ich umarme alsdann Clairvillen. Ich danke Ihnen Beiden für die Güte, die Sie gegen mich gehabt haben. Ich werfe mich in meinen Wagen und reise ab.

**Theresia.** Sie reisen! Ist es möglich?

**Dorval.** Leider ist nichts nothwendiger.

(Die Bedienten, welche den Saal aufgeräumet und Dorval's Sachen zusammengesucht haben, entfernen sich. Carl läßt den Thee auf einem von den Tischen. Dorval trinkt. Theresia stützet einen Ellebogen auf den Tisch, läßt den Kopf auf die Hand sinken und bleibet in dieser gedankenvollen Stellung.)

**Dorval.** Sie sind in tiefen Gedanken, Theresia.

**Theresia** (bewegt oder vielmehr mit einem etwas gezwungenen kalten Blute). Ja, ich bin in Gedanken. — Aber ich habe Unrecht. — Die einförmige Lebensart, die wir hier führen, wird Ihnen zur Last. Sie haben Langeweile. — Ich mache diese Anmerkung heute nicht zum ersten Male.

**Dorval.** Zur Last! Langeweile! Nein, Madame, das ist es nicht.

**Theresia.** Was fehlt Ihnen sonst? — Ein so finstres Wesen, das ich an Ihnen wahrnehme —

**Dorval.** Unglücksfälle lassen Eindrücke zurück. — Sie wissen — Madame — ich schwöre es Ihnen, die Vergnügen, die ich hier genossen, sind die einzigen, deren ich mich seit langer Zeit erinnern kann.

**Theresia.** Wenn das ist, so kommen Sie ohne Zweifel wieder.

**Dorval.** Ich weiß nicht. — Habe ich jemals gewußt, wie es mit mir werden wird?

**Theresia** (nachdem sie einen Augenblick auf und ab gegangen). Dieser Augenblick ist mir also einzig und allein übrig. Ich muß reden. (Eine Pause.) Dorval, hören Sie mich! Sie haben mich hier vor sechs Monaten ruhig und glücklich angetroffen. Ich hatte alles Unglück einer übel getroffenen Verbindung erfahren. Nachdem ich von dieser Verbindung wieder frei geworden, hatte ich mir eine ewige Unabhängigkeit versprochen und hatte mein Glück auf den Abscheu vor allem und jedem Bande und auf die Sicherheit eines eingezogenen Lebens gegründet. Nach langen Verdrießlichkeiten ist die Einsamkeit so reizend! Man athmet in ihr freier. Ich genoß meiner selbst. Ich genoß meines vergangnen Elendes. Es schien mir meinen Verstand geläutert zu haben. Lesen, spazieren, mit meinem Bruder mich unterhalten, das waren die Beschäftigungen meiner immer unschuldigen und manchmal recht süßen Tage. Clairville sprach mit mir ohne Unterlaß von seinem strengen und erhabnen Freunde. Mit welchem Vergnügen hörte

ich ihm zu! Wie begierig ward ich, einen Mann kennen zu lernen, den mein Bruder liebte, den er so viel Ursache zu verehren hatte, und der in seinem Herzen die ersten Keime der Tugend entwickeln helfen! Ich muß Ihnen noch mehr sagen. Fern von Ihnen, trat ich bereits in Ihre Fußtapfen; und diese junge Rosalia, die Sie hier gefunden, war der Gegenstand aller meiner Sorge, so wie Clairville der Gegenstand der Ihrigen gewesen war.

**Dorval** (bewegt und erweicht). Rosalia!

**Theresia.** Ich bemerkte, daß Clairville anfing, Geschmack an ihr zu finden, und ließ mir es angelegen sein, den Geist und besonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das Schicksal meines Bruders abhangen sollte. Es war unbesonnen, ich machte es bedächtig; es war heftig, ich suchte dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen. Ich unterhielt mich mit der schmeichelhaften Gedanke, daß ich mit Ihnen zugleich den Grund zu der glücklichsten Verbindung legte, die vielleicht jemals auf der Welt gewesen. Indem kamen Sie hier an. Ach! — (Theresens Stimme wird gefühlvoller, aber schwächer.) Ihre Gegenwart, die mich erleuchten und aufmuntern sollte, hatte diese gehofften Wirkungen nicht. Nach und nach zog sich meine Sorge von Rosalien ab. Ich unterrichtete sie nicht mehr, wie man gefallen müsse; — und die Ursache hiervon blieb mir nicht lange verborgen. Dorval, ich wußte die völlige Herrschaft, welche die Tugend über Sie hat, und es schien mir, als liebte ich die Tugend darum noch mehr. Ich nahm mir vor, durch sie in Ihre Seele einzudringen, und glaubte, niemals einen Anschlag gefaßt zu haben, der so sehr nach meinem Sinne gewesen wäre. Wie glücklich ist ein Frauenzimmer, sagte ich bei mir selbst, wenn sie Denjenigen, dem sie den Vorzug ertheilet hat, durch kein ander Mittel an sich ziehen kann als dadurch, daß sie in der Achtung, die sie sich selbst schuldig ist, immer weiter und weiter gehet und sich in ihren eigenen Augen ohne Unterlaß erhöhet! Ein anderes Mittel habe ich nicht angewandt. Daß ich die Wirkung davon aber nicht abwarte, daß ich mich itzt erkläre, daran hat der Mangel der Zeit, nicht der Mangel meiner Zuversicht Schuld. Ich habe nie daran gezweifelt, daß die Tugend nicht die Liebe erzeugen sollte, wenn der Augenblick nur erst gekommen ist. (Eine kleine Pause; das Folgende muß einem Frauenzimmer wie Theresia nicht leicht fallen, zu sagen.) Soll ich Ihnen gestehen, was mir das Meiste gekostet hat? Dieses: jene zärtlichen und so wenig willkürlichen Bewegungen vor Ihnen zu verbergen, die fast immer ein Frauenzim-

mer, welches liebet, verrathen. Die Vernunft läßt sich dann und wann hören. Das ungestüme Herz spricht ohne Unterlaß. Hundertmal, Dorval, hat das meinem Anschlage so nachtheilige Wort auf meiner Zunge geschwebt. Sogar ist es mir einigemal entfahren, aber Sie haben es nicht gehöret, worüber ich allezeit sehr froh gewesen bin. So ist Theresia. Wenn Sie sie fliehen, so hat sie wenigstens keine Ursache, sich ihrer selbst zu schämen. Von Ihnen entfernt, wird sie sich in dem Schooße der Tugend wiederfinden. Und anstatt daß so manches Frauenzimmer den Augenblick verwünschen muß, in welchem der Gegenstand einer strafbaren Zärtlichkeit ihrem Herze den ersten Seufzer entriß, wird sich Theresia Dorval's niemals erinnern, ohne sich des Glückes, ihn gekannt zu haben, zu freuen. Wenn sich ja einige Bitterkeit in ihre Erinnerung mischen sollte, so wird sie doch immer, selbst in den Empfindungen, die er in ihr erweckt hat, einen sanften und wirksamen Trost finden.

## Fünfter Auftritt.

**Dorval. Theresia. Clairville.**

**Dorval.** Madame, Ihr Bruder —

**Theresia** (sagt niedergeschlagen). Mein Bruder, Dorval verläßt uns (und gehet ab).

**Clairville.** Eben habe ich es erfahren.

## Sechster Auftritt.

**Dorval. Clairville.**

**Dorval** (zerstreut, verwirrt, und thut einige Schritte hin und her). Briefe von Paris — — Eine dringende Angelegenheit — Ein Wechsler, der auf der Kippe steht.

**Clairville.** Liebster Freund, Sie dürfen nicht fortreisen, ohne mir noch eine kurze Unterredung zu verstatten. Ich bin Ihres Beistandes nie benöthigter gewesen.

**Dorval.** Sie haben zu befehlen; aber wenn Sie mir Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen, so werden Sie im Geringsten nicht zweifeln, daß ich nicht die allerstärksten Gründe haben sollte —

**Clairville** (betrübt). Ich hatte einen Freund, und dieser Freund verläßt mich. Ich ward von Rosalien geliebt, und nun

liebt mich Rosalia nicht mehr. Ich bin voll Verzweiflung — Dorval, wollen Sie mich verlassen?

**Dorval.** Was kann ich für Sie thun?

**Clairville.** Sie wissen, ob ich Rosalien liebe! — Doch nein, Sie wissen hiervon nichts. Gegen Andere ist die Liebe meine erste Tugend; vor Ihnen erröthe ich fast darüber. — Nun gut, Dorval, ich will erröthen, wenn ich muß; aber ich bete sie an. — Wenn ich Ihnen Alles sagen könnte, was ich erlitten habe! mit welcher Behutsamkeit, mit welcher zärtlichen Gewissenhaftigkeit ich der allerstärksten Leidenschaft Stillschweigen auferlegt habe! — Rosalia lebte hier in der Nähe, eingezogen, in der Gesellschaft einer Muhme. Es war eine sehr betagte Amerikanerin, eine Freundin von Theresen. Ich sahe Rosalien alle Tage, und alle Tage sahe ich ihre Reize sich vermehren; mit ihnen vermehrte sich zugleich meine Unruhe. Ihre Muhme stirbt. In ihren letzten Augenblicken ruft sie meine Schwester, strecket ihre schwache Hand gegen sie aus, weiset auf Rosalien, die neben ihrem Bette trostlos jammert, und siehet sie starr an, ohne ein Wort zu reden; darauf heftet sie ihre Augen auf Theresen; Thränen stürzen aus ihren Augen; sie seufzet, und meine Schwester verstehet Alles. Rosalia ward ihre Gespielin, ihr Mündel, ihre Schülerin; und ich, ich ward der glücklichste unter allen Menschen. Theresia bemerkte meine Leidenschaft; Rosalia schien davon gerührt zu sein, und meinem Glücke war weiter nichts im Wege als der Wille einer bekümmerten Mutter, die ihre Tochter wiederforderte. Schon machte ich mich gefaßt, in die entfernte Gegend zu ziehen, wo Rosalia das Licht erblicket; aber ihre Mutter stirbt, und ihr Vater fasset seines hohen Alters ungeachtet den Entschluß, zu uns zurückzukehren. Ich erwartete ihn, diesen Vater, um mein Glück zu vollenden; er kömmt, und er wird mich untröstlich finden.

**Dorval.** Noch sehe ich die Ursache nicht, warum Sie es sein könnten.

**Clairville.** Diese habe ich Ihnen gleich anfangs entdeckt. Rosalia liebt mich nicht mehr. Je weniger der Hindernissen wurden, die sich meinem Glücke widersetzten, desto zurückhaltender, kälter, gleichgültiger ward sie selbst. Jene zärtlichen Empfindungen, die ihrem Munde mit einer so reizenden, so entzückenden Einfalt entfuhren, haben einer Höflichkeit Platz gemacht, die mich noch tödten wird. Alles ist ihr unschmackhaft. Nichts beschäftiget sie. Nichts vergnügt sie. Sieht sie mich, sogleich ist ihre

erste Bewegung, sich zu entfernen. Ihr Vater langt an, und man sollte sagen, daß diese so gewünschte, so lange erwartete Ankunft sie im Geringsten nicht mehr rühre. Sie hat weiter nichts mehr als einen finstern Geschmack an der Einsamkeit. Theresen wird nicht besser von ihr begegnet als mir. Und wenn uns Rosalia ja noch sucht, so geschieht es blos, um vermittelst des Einen von uns den Andern zu vermeiden. Endlich, was mein Unglück vollkommen macht — selbst meine Schwester scheinet sich meiner nicht mehr anzunehmen.

**Dorval.** Ich erkenne Clairvillen! Er beunruhiget sich, er grämet sich und ist dem Augenblicke seines Glückes am Nächsten.

**Clairville.** Ach, liebster Dorval, Sie glauben es nicht. Sehen Sie nur —

**Dorval.** Ich sehe in Rosaliens ganzer Aufführung weiter nichts als etwas von dem ungleichen Wesen, welchem die wohlerzogensten Frauenzimmer am Meisten unterworfen sind, und das, wenn wir es ihnen zu vergeben haben, für uns selbst oft eine Quelle des Vergnügens wird. Es hat ein so auserlesenes Gefühl, seine Seele ist so empfindlich, seine sinnlichen Werkzeuge sind so fein, daß ein Verdacht, ein Wort, ein Gedanke im Stande ist, es zu beunruhigen. Ihre Seelen, liebster Freund, gleichen dem Krystalle eines reinen und durchsichtigen Wassers, in welchem sich die ruhige Scene der Natur malet. Nur ein Blatt darf fallen und die Fläche noch so leicht bewegen, sogleich schwanken alle Gegenstände.

**Clairville** (betrübt). Sie trösten mich; Dorval — ich bin verloren! Ich fühle es nur allzu sehr, — daß ich ohne Rosalien nicht leben kann; aber was für ein Schicksal auch immer auf mich warten mag, ich muß noch vor Ankunft ihres Vaters wissen, woran ich bin.

**Dorval.** Worin kann ich Ihnen dienen?

**Clairville.** Sie müssen mit Rosalien sprechen.

**Dorval.** Ich mit ihr sprechen?

**Clairville.** Ja, liebster Freund. Sie sind der Einzige auf der Welt, der sie mir wieder zuführen kann. Die Hochachtung, welche sie für Sie hegt, läßt mich Alles hoffen.

**Dorval.** Clairville, was verlangen Sie von mir! Rosalia kennt mich kaum, und ich bin, dergleichen Dinge auszumachen, so wenig geschickt —

**Clairville.** Sie vermögen Alles, und Sie müssen mir es nicht abschlagen. Rosalia verehret Sie. Ihre Gegenwart erfüllet

sie mit Ehrerbietung; das hat sie selbst gestanden. Sie wird es nimmermehr wagen, vor Ihren Augen ungerecht, unbeständig, undankbar zu sein. Das ist das große Vorrecht der Tugend: sie herrschet über Alles, was sich ihr nahet. Dorval, zeigen Sie Sich Rosalien, und sie wird bald wieder das für mich sein, was sie sein soll, was sie war!

**Dorval** (indem er Clairvillen die Hand auf die Schulter legt). Ach, Unglücklicher!

**Clairville.** Liebster Freund, wenn ich es bin!

**Dorval.** Sie fordern —

**Clairville.** Ich fordere —

**Dorval.** Sie sollen befriediget werden.

### Siebenter Auftritt.

**Dorval** (allein).

**Dorval.** Welche neue Verwirrung! — Der Bruder — — die Schwester — — Grausamer Freund, blinder Liebhaber, was verlangest Du von mir! — „Zeigen Sie Sich Rosalien!" Ich, ich mich Rosalien zeigen? und ich wollte, daß ich mich vor mir selbst verbergen könnte. — Wie dann, wenn mich Rosalia erräth? und wie werde ich meinen Augen, meiner Stimme, meinem Herzen gebieten können? — Wer steht mir für mich? — Die Tugend? — Habe ich noch Tugend? —

Ende des ersten Aufzugs.

---

## Zweiter Aufzug.

---

### Erster Auftritt.

**Rosalia. Justine.**

**Rosalia.** Justine, gieb mir meine Arbeit!

(Justine rückt den Nährahmen zu ihr. Rosalia stützet sich traurig auf den Rahmen. Justine sitzet auf der andern Seite. Sie arbeiten. Rosalia unterbricht ihre Arbeit, um sich die Thränen, die ihr aus den Augen fallen,

abzutrocknen. Alsdenn arbeitet sie weiter. Das Stillschweigen dauert einen Augenblick, indem läßt Justine ihre Arbeit sinken und betrachtet ihr Fräulein.)

**Justine.** Ist das die Freude, mit welcher Sie Ihren Herrn Vater erwarten? Sind das die Entzückungen, die Sie ihm bereiten? Seit einiger Zeit weiß ich mich in Ihre Seele gar nicht zu finden. Es muß etwas Unrechtes darin vorgehen; denn Sie verbergen mir es, und Sie thun sehr wohl daran.

**Rosalia** (antwortet mit nichts als mit Seufzern und Thränen).

**Justine.** Verläßt Sie denn ganz Ihr Verstand, Mademoiselle? Itzt, da wir alle Augenblicke einem Vater entgegensehen! Itzt, den Tag vor Ihrer Vermählung! Ich wiederhole es: verläßt Sie denn ganz Ihr Verstand?

**Rosalia.** Nein, Justine.

**Justine** (nach einer Pause). Ist etwa Ihrem Herrn Vater ein Unglück begegnet?

**Rosalia.** Nein, Justine. (Zwischen allen diesen Fragen verstreichet eine kurze Zeit, in der Justine ihre Arbeit sinken läßt und wieder vornimmt.)

**Justine** (nach einer etwas längern Pause). Sollte wohl gar — lieben Sie vielleicht gar Clairvillen nicht mehr?

**Rosalia.** Nein, Justine.

**Justine** (bleibet ein Wenig erstaunt und sagt hierauf). Ist das also die Ursache dieser Seufzer, dieses Stillschweigens, dieser Thränen? — O, nunmehr, nunmehr mögen die Mannspersonen nur immer sagen, daß wir nicht wohl gescheit sind, daß wir uns heut in einen Gegenstand vernarren, den wir morgen tausend Meilen von uns zu sein wünschen! Mögen sie doch nun von uns sagen, was sie wollen; ich will des Todes sein, wenn ich ein Wort darwider einwende. — Sie haben doch wohl nicht gehofft, Mademoiselle, daß ich diesen Eigensinn billigen würde? — Clairville liebt Sie außer Maßen, über Alles. Sie haben keine Ursache, Sich über ihn zu beklagen. Hat sich jemals ein Frauenzimmer schmeicheln können, eines zärtlichen, getreuen, rechtschaffnen Liebhabers gewiß zu sein, sich einem Manne von Verstande, von Bildung, von Sitten ergeben zu haben, so sind Sie es. Einem Manne von Sitten, Mademoiselle, von Sitten! — Es hat mir nie in den Kopf gewollt, daß man aufhören könne zu lieben, noch weniger, daß man ohne Ursache aufhören könne. Dahinter muß etwas stecken, was über meine Begriffe geht. (Justine hält einen Augenblick inne. Rosalia fähret fort zu arbeiten und zu weinen. Justine fängt in einem heuchlerischen und besänftigtern Tone wieder an, arbeitet aber dabei

und sagt, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuschlagen.) Bei dem Allen, wenn Sie Clairvillen nicht mehr lieben, freilich ist es ärgerlich. — — Aber deswegen doch auch so untröstlich zu sein als Sie — Wie? Außer ihm wäre in der Welt keine Person zu finden, die Sie lieben könnten?

**Rosalia.** Nein, Justine.

**Justine.** Ha, Der! Dessen waren wir uns nicht vermuthend.

(Dorval tritt herein; Justine geht ab. Rosalia steht von ihrem Rahmen auf, sucht sich geschwind die Augen abzutrocknen und ein ruhiges Gesicht anzunehmen. Vorher hat sie gesagt.)

**Rosalia.** Himmel! Es ist Dorval!

## Zweiter Auftritt.

**Rosalia. Dorval.**

**Dorval.** (Sein Ton verräth einigermaßen seine innere Bewegung.) Erlauben Sie, Mademoiselle, daß ich vor meiner Abreise (Rosalia scheinet bei diesen Worten bestürzt.) noch einem Freunde gehorche und ihm bei Ihnen einen Dienst zu leisten suche, den er für sehr wichtig hält. Niemand in der Welt kann an Ihrem Glücke und an dem seinigen mehr Antheil nehmen als ich; Sie wissen es. Vergönnen Sie mir also zu fragen, worin Ihnen Clairville hat mißfallen können, und warum Sie ihm, wie er sagt, so außerordentlich kaltsinnig begegnen.

**Rosalia.** Darum, — weil ich ihn nicht mehr liebe.

**Dorval.** Sie lieben ihn nicht mehr?

**Rosalia.** Nein, Dorval.

**Dorval.** Und wodurch hat er sich dieses schreckliche Unglück zugezogen?

**Rosalia.** Durch nichts. Ich liebte ihn. Ich habe aufgehört. Ich war ohne Zweifel leichtsinnig, ohne daß ich es gedacht hätte.

**Dorval.** Haben Sie es vergessen, daß Clairville der Liebhaber ist, den Ihr Herz gewählet hat? — Bedenken Sie auch, daß seine Tage höchst unglücklich sein würden, wenn ihm die Hoffnung, Ihre Zärtlichkeit wieder zu erlangen, benommen würde? — — Glauben Sie, Mademoiselle, daß es einem rechtschaffenen Frauenzimmer erlaubt ist, mit dem Glücke eines rechtschaffnen Mannes ihren Scherz zu treiben? —

**Rosalia.** Ich weiß Alles, was man mir hierüber sagen

kann. Ich überhäufe mich ohne Unterlaß mit Vorwürfen. Ich bin untröstlich. Ich wollte lieber todt sein!

**Dorval.** Sie sind nicht ungerecht.

**Rosalia.** Ich weiß nicht mehr, was ich bin. Ich achte meiner nicht mehr.

**Dorval.** Aber warum lieben Sie Clairvillen nicht mehr? Es muß doch Alles seine Ursache haben.

**Rosalia.** Weil ich einen Andern liebe.

**Dorval.** Rosalia! Sie! (in einem mit Vorwürfen vermischten Erstaunen.)

**Rosalia.** Ja, Dorval. — Clairville wird sattsam gerochen werden.

**Dorval.** Rosalia! — Wenn es das Unglück wollte — daß Ihr überraschtes Herz — von einer Neigung hingerissen wäre, — die Ihnen Ihre Vernunft als ein Verbrechen anrechnen müßte — Ich habe diesen grausamen Zustand kennen lernen! — Wie würde ich Sie bedauern!

**Rosalia.** Bedauern Sie mich also!

**Dorval** (antwortet ihr blos mit einer mitleidigen Geberde).

**Rosalia.** Ich liebte Clairvillen. Ich bildete mir nicht ein, daß ich einen Andern lieben könnte, als ich auf die Klippe stieß, an welcher meine Beständigkeit und unser Glücke scheiterte. — Die Züge, der Geist, der Blick, der Ton der Stimme, Alles schien mir in diesem angenehmen und schrecklichen Gegenstande, ich weiß selbst nicht welchem Bilde zu entsprechen, das die Natur in mein Herz gepräget hat. Ich sah ihn. Ich glaubte in ihm die Wirklichkeit aller der Einbildungen, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht hatte, zu erblicken, und sogleich erhielt er mein Vertrauen. — Wenn ich es hätte vorhersehen können, daß ich mich gegen Clairvillen ändern würde! — Aber ach! ich schöpfte deswegen noch kaum den ersten Verdacht, als es mir schon ganz zur Gewohnheit geworden war, seinen Nebenbuhler zu lieben. — — Und wie wäre es möglich gewesen, ihn nicht zu lieben? — Alles, was er sagte, war so, wie ich es dachte. Er verwarf unfehlbar Alles, was mir mißfiel. Ich lobte nicht selten im Voraus, was er im Begriff war zu billigen. Wenn er eine Empfindung ausdrückte, so glaubte ich, er habe die meinige errathen. — Kurz, was soll ich Ihnen sagen? In Andern erblickte ich kaum einige Aehnlichkeiten von mir (sie schlägt die Augen nieder und setzt mit einer leisern Stimme hinzu), in ihm fand ich mich ohne Unterlaß ganz und gar.

**Dorval.** Und weiß dieser selige Sterbliche sein Glück?

**Rosalia.** Wenn es ein Glück ist, so muß er es wissen.

**Dorval.** Wenn Sie lieben, so werden Sie ohne Zweifel wieder geliebt?

**Rosalia.** Dorval, das wissen Sie!

**Dorval** (lebhaft). Ja, ich weiß es, und mein Herz fühlt es. — Was habe ich gehört? — Was habe ich gesagt? — Wer wird mich vor mir selber retten? —

(Dorval und Rosalia sehen einander einen Augenblick stillschweigend an. Rosalia weinet bitterlich. Clairville wird angemeldet.)

**Sylvester** (zu Dorval). Mein Herr, Clairville verlangt Sie zu sprechen.

**Dorval.** Rosalia! — — Aber er kömmt — Bedenken Sie doch! — Es ist Clairville. Es ist mein Freund. Es ist Ihr Liebhaber.

**Rosalia.** Leben Sie wohl, Dorval! (Sie reichet ihm die Hand. Dorval nimmt sie und läßt seinen Mund traurig auf die Hand fallen, und Rosalia setzt hinzu.) Leben Sie wohl! — Welch ein Wort!

## Dritter Auftritt.

**Dorval** (allein).

**Dorval.** Wie schön schien sie mir in ihrem Schmerze! Wie rührend waren ihre Reize! Ich hätte mein Leben darum gegeben, wenn ich eine von den Thränen, die aus ihren Augen flossen, hätte auffsammeln können. — „Dorval, das wissen Sie!" — Diese Worte ertönen noch in dem Innersten meines Herzens. — — Sie werden mir sobald nicht aus dem Gedächtnisse kommen.

## Vierter Auftritt.

**Dorval. Clairville.**

**Clairville.** Verzeihen Sie meiner Ungeduld! Nun, Dorval! —

**Dorval** (verräth Unruhe. Er will sich fassen, es gelingt ihm aber übel. Clairville, der in seinen Augen zu lesen sucht, bemerkt es; allein er irret sich damit und sagt.)

**Clairville.** Sie sind in Verwirrung! Sie sagen mir nichts! Ihre Augen schwimmen in Thränen! Ich verstehe Sie, ich bin verloren! (Indem Clairville dieses sagt, wirft er sich seinem Freunde in

die Arme. Er verbleibt darin einen Augenblick, ohne zu reden. Dorval vergießt einige Thränen über ihm, und Clairville, ohne sich aus seiner Stellung zu bewegen, sagt mit schwacher und stammelnder Stimme.) Was hat sie gesagt? Worin besteht mein Verbrechen? Ich flehe, liebster Freund, machen Sie mir mein Ende!

**Dorval.** Ich ihm sein Ende machen!

**Clairville.** Sie stößt mir den Dolch in die Brust, und Sie, der Einzige, der ihn vielleicht herausreißen könnte, Sie entfernen Sich! Sie überlassen mich meiner Verzweiflung! Von meiner Geliebten verrathen! Von meinem Freunde verlassen! Was soll aus mir werden? Dorval, Sie sagen mir nichts?

**Dorval.** Was soll ich Ihnen sagen? — — Ich fürchte mich, zu reden.

**Clairville.** Ich fürchte mich weit mehr, Sie zu hören. Dem ohngeachtet reden Sie! wenigstens wird meine Marter mit einer andern abwechseln. — Ihr Stillschweigen dünket mich in diesem Augenblicke die grausamste von allen.

**Dorval** (sich besinnend). Rosalia —

**Clairville** (in eben dem Tone). Rosalia —

**Dorval.** Sie haben mir es wohl gesagt — scheinet wenig mehr von der zärtlichen Ungeduld zu haben, die Ihnen ein so nahes Glück versprach.

**Clairville.** Sie hat sich geändert? — Was wirft sie mir vor?

**Dorval.** Sie hat sich nicht geändert, wenn Sie es so nehmen wollen — sie wirft Ihnen nichts vor, — aber ihr Vater —

**Clairville.** Hat ihr Vater seine Einwilligung widerrufen?

**Dorval.** Nein. Aber sie erwartet seine Zurückkunft. Sie fürchtet — Sie wissen es ja besser als ich, daß ein wohlerzogenes Frauenzimmer nie ohne Furcht ist.

**Clairville.** Was für Furcht kann hier noch stattfinden? Alle Hindernisse sind gehoben. Es war ja einzig ihre Mutter, die sich unsern Wünschen widersetzte; sie ist nicht mehr, und ihr Vater langet blos darum an, unsere Verbindung zu vollziehen, sich unter uns niederzulassen und seine Tage in seinem Vaterlande, in dem Schooße seiner Familie, mitten unter seinen Freunden ruhig zu beschließen. Nach seinen Briefen zu urtheilen, wird sich der alte, verehrungswürdige Mann nicht viel weniger kränken als ich. Bedenken Sie nur, Dorval: nichts hat ihn aufhalten können; er hat seine liegenden Gründe verkauft, er hat sich in

einem Alter von — achtzig Jahren, glaube ich — mit allen Habseligkeiten eingeschifft, obgleich die Meere von feindlichen Schiffen bedeckt sind.

**Dorval.** Clairville, Sie müssen ihn erwarten. Sie können Sich von der Gütigkeit des Vaters, von der rechtschaffnen Denkungsart der Tochter, von ihrer Liebe, von meiner Freundschaft Alles versprechen. Der Himmel wird es nicht zugeben, daß Wesen, die er zum Trost und zur Aufmunterung der Tugend ausdrücklich gebildet zu haben scheinet, alle insgesammt ohne ihr Verschulden unglücklich sein sollen.

**Clairville.** Sie wollen also, ich soll noch leben?

**Dorval.** Ob ich es will! — Wenn Clairville in dem Innersten meiner Seele lesen könnte! — — Allein ich habe Ihrem Verlangen ein Gnüge geleistet.

**Clairville.** Wie ungern höre ich das! Reisen Sie nur, liebster Freund! Da Sie mich in den traurigen Umständen, in welchen ich mich befinde, verlassen können, so müssen die Ursachen, welche Ihre Abreise verlangen, wohl sehr wichtig sein. Nur um einen einzigen Augenblick muß ich Sie noch bitten. Meine Schwester ist auf verschiedene nachtheilige Gerüchte, die sich von Rosaliens Glücksumständen und von der Zurückkunft ihres Vaters verbreitet haben, wider ihren Willen ausgegangen. Ich habe ihr versprechen müssen, Sie so lange aufzuhalten, bis sie wieder nach Hause gekommen. Sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen und sie erwarten.

**Dorval.** Was ist in der Welt, das Theresia nicht von mir erhalten könnte!

**Clairville.** Theresia! Ach! ich schmeichelte mir zuweilen — Aber lassen Sie uns diese Anschläge auf eine glücklichere Zeit versparen! — Ich weiß, wo sie ist; ich will ihre Rückkunft beschleunigen.

## Fünfter Auftritt.

**Dorval** (allein).

**Dorval.** Bin ich wohl der Unglückselige? — Ich flöße der Schwester meines Freundes eine geheime Leidenschaft ein — ich lasse mich von einer sinnlosen Leidenschaft gegen seine Geliebte überraschen, sie desgleichen gegen mich. — Was thue ich noch in einem Hause, das ich mit Verwirrungen erfülle? Wo ist die Rechtschaffenheit?

Ist eine Spur von ihr in meinem Betragen? (Er ruft wie rasend) Carl! Carl! — Es kömmt Niemand. — Alles verläßt mich. (Er wirft sich in einen Lehnstuhl. Er vertieft sich in Gedanken. Er bricht von Zeit zu Zeit in folgende Worte aus.) — Wenn das noch die Ersten wären, an deren Unglücke ich Schuld bin! — Aber nein, ich schleppe überall das Unglück nach mir. — Traurige Sterbliche, bejammernswürdiges Spiel des Zufalles! — — Trotzet nur recht auf Euer Glück, auf Eure Tugend! — Ich komme hierher, ich bringe ein reines Herz mit — ja; denn es ist noch rein. — Ich finde drei vom Himmel beglückte Wesen, eine tugendhafte und ruhige Frau, einen feurigen und beglückten Liebhaber, eine junge vernünftige und empfindliche Geliebte. — Die tugendhafte Frau hat ihre Ruhe verloren. Sie nähret eine Leidenschaft in ihrem Herzen, die sie peiniget. Der Liebhaber ist voller Verzweiflung. Seine Geliebte wird unbeständig und wird dadurch nur unglücklicher. — Hätte ein Bösewicht mehr Unheil stiften können? — O Du, der Du Alles lenkest, der Du mich hierher geführet, wirst Du geruhen, Deine Wege zu rechtfertigen? — Ich weiß nicht, wo ich bin. (Er schreiet nochmals.) Carl! Carl!

## Sechster Auftritt.

**Dorval. Carl. Sylvester.**

**Carl.** Mein Herr, es ist angespannt. Es ist Alles fertig. (Hiermit geht er gleich wieder ab.)

**Sylvester** (tritt herein). Madame ist eben wieder nach Hause gekommen. Sie wird gleich herunterkommen.

**Dorval.** Theresia?

**Sylvester.** Ja, mein Herr. (Hiermit geht er ab.)

**Carl** (kömmt wieder herein und sagt zu seinem Herrn, der ihn mit übereinandergeschlagenen Armen anhört und betrachtet). Mein Herr, — (indem er in seinen Taschen sucht) ich werde über Ihre Ungeduld selbst ganz verwirrt. — Es scheinet, die gesunde Vernunft hat dieses Haus ganz und gar verlassen. — Gott gebe, daß wir sie unterwegens wiederfinden! — Ich dachte gar nicht mehr daran, daß ich einen Brief habe, und nun, da ich wieder daran denke, kann ich ihn nicht finden. (Nach vielem Suchen findet er endlich den Brief und giebt ihn Dorvaln.)

**Dorval.** So gieb doch! (Carl tritt ab.)

### Siebenter Auftritt.

Dorval (allein. Er lieset).

**Dorval.** „Scham und Gewissensbisse verfolgen mich. — Dorval, Sie kennen die Gesetze der Unschuld. — — Bin ich strafbar? — Retten Sie mich! — Ach, ist hierzu noch Zeit? Wie beklage ich meinen Vater! — meinen Vater! — Und Clairville? ich wollte mein Leben für ihn lassen — Leben Sie wohl, Dorval! für Sie wollte ich tausend Leben lassen — — Leben Sie wohl! — Sie fliehen, und ich werde für Schmerz sterben." (Nachdem er dieses mit einer oft unterbrochnen Stimme und in der äußersten Unruhe gelesen, wirft er sich in den Lehnstuhl. Er schweigt einen Augenblick still. Hierauf blickt er mit verkehrten und zerstreuten Augen auf den Brief, den er mit zitternder Hand hält, wiederholt verschiedene Worte daraus und sagt.) „Scham und Gewissensbisse verfolgen mich" — Ich, ich sollte erröthen; mich, mich sollten sie nagen! — „Sie kennen die Gesetze der Unschuld" — Sonst kannte ich sie! — „Bin ich strafbar?" — Nein, ich, ich bin es! — „Sie fliehen, und ich werde sterben" — O Himmel! das ist mehr, als ich ertragen kann! (Indem er aufspringt) Fort, den Augenblick fort von hier! — Ich will — ich kann nicht — Es wird finster in meinem Verstande — Welche Nacht ist um mich her! — O Rosalia! o Tugend! o Marter! (Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, richtet er sich nicht ohne Mühe auf. Er nähert sich langsam dem Tische. Er schreibet mit Noth einige Zeilen; mitten unter seinem Schreiben aber stürzet Carl herein und schreiet.)

### Achter Auftritt.

Dorval. Carl.

**Carl.** Mein Herr, zu Hülfe! — Mörder! — Clairville! (Dorval springt von dem Tische, an welchem er geschrieben, auf, läßt seinen Brief halb fertig liegen, rennet nach seinem Degen, den er auf einem Lehnstuhl findet, und eilet seinem Freunde zu Hülfe. Unter diesen Bewegungen kömmt Theresia dazu und ist nicht wenig betroffen, da sie sich sowohl von dem Herrn als von dem Bedienten allein gelassen siehet.)

### Neunter Auftritt.

Theresia (allein).

**Theresia.** Was soll diese Flucht bedeuten? — Er hat mich sollen erwarten. Ich komme; er verschwindet. — Dorval, Sie kennen

mich schlecht. — Ich kann von der Schwachheit genesen. — (Sie nähert sich dem Tische und wird den halb fertigen Brief gewahr.) Ein Brief! (Sie nimmt ihn und lieset.) „Ich liebe Sie, und ich fliehe — ach, viel zu spät! — Ich bin Clairvillens Freund. — Die Pflichten der Freundschaft, die heiligen Gesetze der Gastfreiheit" — Himmel! wie groß ist mein Glück! — Er liebt mich! — Dorval, Sie lieben mich — (Sie gehet in einer freudigen Unruhe auf und ab.) Nein, Sie dürfen nicht abreisen. — Ihre Furcht ist eine eitele Furcht; — Ihre Gewissenhaftigkeit ist nichtig. — Sie haben meine ganze Zärtlichkeit. — Sie kennen weder Theresien noch ihren Freund! — Nein, Sie kennen ihn nicht — aber vielleicht entfernt er sich schon, vielleicht flieht er den Augenblick, da ich hier rede. — (Sie verläßt die Scene nicht ohne Eilfertigkeit.)

Ende des zweiten Aufzugs.

---

# Dritter Aufzug.

## Erster Auftritt.

**Clairville. Dorval.**

(Sie treten mit dem Hute auf dem Kopfe herein. Dorval legt seinen Hut und Degen wieder auf den Lehnstuhl.)

**Clairville.** Glauben Sie mir, was ich gethan habe, würde jeder Andrer an meiner Stelle gethan haben.

**Dorval.** Ich glaube es. Aber ich kenne Clairvillen. Er ist hitzig.

**Clairville.** Ich war allzu betrübt, als daß ich leicht zu beleidigen gewesen wäre. — Aber was denken Sie von dem Gerüchte, das Theresien auszugehen veranlaßte?

**Dorval.** Hiervon ist itzt nicht die Rede.

**Clairville.** Verzeihen Sie mir! Die Namen kommen überein; man spricht von einem weggenommenen Schiffe, von einem Alten, Namens Merian —

**Dorval.** Ich bitte Sie, lassen Sie uns einen Augenblick dieses Schiffs, dieses Alten vergessen, um zu Ihrer Sache zu kom-

men! Warum wollen Sie mir etwas verschweigen, wovon bereits Jedermann spricht, und das ich also doch erfahren muß?

**Clairville.** Ich wollte lieber, daß es Ihnen ein Andrer sagte.

**Dorval.** Aber ich will keinem Andern glauben als Ihnen.

**Clairville.** Weil Sie mich denn durchaus zu reden nöthigen, es betraf Sie.

**Dorval.** Mich?

**Clairville.** Sie. Es sind zwei der boshaftesten und feigsten Seelen, gegen welche Sie mir zu Hülfe kamen. Dem Einen hat Theresia wegen der schändlichsten Streiche das Haus verbieten müssen, und der Andere hatte eine Zeit lang Absichten auf Rosalien. Ich finde sie bei der Freundin, von welcher sich meine Schwester eben wieder wegbegeben hatte. Sie sprachen von Ihrer Abreise; denn hier weiß man Alles. Sie zweifelten, ob sie mir dazu Glück wünschen oder mich deswegen beklagen sollten. Sie waren Beide gleich erstaunt.

**Dorval.** Warum erstaunt?

**Clairville.** Weil, wie der Eine sagte, meine Schwester in Sie verliebt wäre.

**Dorval.** Viel Ehre für mich!

**Clairville.** Und der Andere, weil Sie es selbst in die Geliebte Ihres Freundes wären.

**Dorval.** Ich?

**Clairville.** Sie.

**Dorval.** In Rosalien?

**Clairville.** In Rosalien.

**Dorval.** Clairville, Sie sollten denken —

**Clairville.** Ich denke, daß Sie keiner Verrätherei fähig sind. (Dorval verräth Unruhe.) Noch nie hat sich in Dorval's Seele eine niederträchtige Gesinnung, noch in Clairvillens Seele ein schimpflicher Verdacht geschlichen.

**Dorval.** Verschonen Sie mich, Clairville!

**Clairville.** Ich lasse Ihnen Gerechtigkeit widerfahren. — Dafür warf ich auch Blicke des Unmuths und der Verachtung auf sie. (Clairville betrachtet Dorvaln mit solchen Blicken, und Dorval kann sie nicht aushalten. Er wendet den Kopf weg und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen.) Ich gab ihnen zu verstehen, daß man den Samen der Niederträchtigkeit in sich selber hegen müsse, derenwegen man einen Andern so leicht in Verdacht haben könne; daß ich von meiner Geliebten, von meiner Schwester, von meinem Freunde

überall, wo ich mich befände, nicht anders als mit Achtung wollte gesprochen wissen — Sie billigen doch wohl mein Betragen?

**Dorval.** Ich kann es nicht mißbilligen — Nein — Aber —

**Clairville.** Ein Wort gab hierauf das andere. Sie gehen fort. Ich folge. Sie fallen mich an —

**Dorval.** Und es wäre um Sie geschehen gewesen, wenn ich nicht zu Hülfe gekommen wäre! —

**Clairville.** Gewiß, ich habe Ihnen mein Leben zu danken.

**Dorval.** Das will so viel sagen: einen Augenblick später, so wäre ich selbst Ihr Mörder geworden!

**Clairville.** Wie können Sie so reden? Sie hätten Ihren Freund verloren, aber Sie wären doch geblieben, wer Sie sind. Konnten Sie selbst einem so unwürdigen Verdachte vorbeugen?

**Dorval.** Vielleicht.

**Clairville.** So schimpfliche Nachreden verhindern?

**Dorval.** Vielleicht.

**Clairville.** Wie ungerecht sind Sie gegen Sich selbst!

**Dorval.** Wie groß sind Unschuld und Tugend, und wie dunkel und klein ist dargegen das Laster!

## Zweiter Auftritt.

**Dorval. Clairville. Theresia.**

**Theresia.** Dorval — mein Bruder — in welche Unruhe stürzen Sie uns! — Ich zittere noch über und über, und Rosalia ist halb todt.

**Dorval und Clairville.** Rosalia! (Dorval hält plötzlich wieder an sich.)

**Clairville.** Ich gehe, ich fliehe —

**Theresia** (die ihn bei dem Arme zurückhält). Justine ist bei ihr. Ich habe sie gesehen. Ich komme eben von ihr. Sei unbesorgt!

**Clairville.** Ich bin um sie — ich bin um Dorvaln äußerst besorgt. — Er ist so finster, so unbegreiflich finster! — In dem Augenblicke, da er seinem Freunde das Leben rettet! — Liebster Freund, wenn Sie irgend einen Kummer haben, warum wollen Sie ihn nicht in den Schooß eines Menschen ausschütten, der alle Empfindungen mit Ihnen theilet, der, wenn er glücklich wäre, nur für seinen Dorval, nur für Rosalien leben wollte?

**Theresia** (indem sie einen Brief aus dem Busen ziehet und ihn ihrem Bruder giebt). Da, mein Bruder, lies sein Geheimniß, lies das meinige, und allem Ansehen nach die Ursache seiner Melancholie!

(Clairville nimmt den Brief und lieset ihn. Dorval siehet, daß es der Brief ist, den er an Rosalien geschrieben hat, und ruft.)

**Dorval.** Gerechter Himmel! Es ist mein Brief!

**Theresia.** Ja, Dorval. Sie dürfen nicht abreisen. Ich weiß Alles. Es ist Alles besorgt. — Welche Bedenklichkeiten machten Sie zu einem Feinde unsers Glückes? — Sie liebten mich! — Sie schrieben es mir! — Sie fliehen! (Bei jedem dieser Worte erschüttert und quälet sich Dorval.)

**Dorval.** Das mußte ich. Das muß ich noch. Ein grausames Schicksal verfolgt mich. Madame, dieser Brief — (leise) Himmel, was wollte ich sagen!

**Clairville.** Was habe ich gelesen? Mein Freund, mein Erretter wird mein Bruder! Wie sehr wird dadurch mein Glück, wie sehr meine Erkenntlichkeit wachsen!

**Theresia.** O, so erkennen Sie doch aus diesen seinen freudigen Entzückungen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen und die Ungerechtigkeit Ihrer Besorgniß! Aber welche geheime Ursache vermag noch Ihre Freude zurückzuhalten? Dorval, wenn ich Ihre Zärtlichkeit besitze, warum besitze ich nicht auch Ihr Vertrauen?

**Dorval** (in einem traurigen Tone und mit niedergeschlagenen Geberden). Clairville!

**Clairville.** Liebster Freund, Sie sind traurig.

**Dorval.** Das bin ich.

**Theresia.** Reden Sie, zwingen Sie Sich nicht länger! — Dorval, setzen Sie doch einiges Vertrauen auf Ihren Freund! (Dorval schweigt noch immer, und Theresia fügt hinzu.) Aber ich sehe, daß Ihnen meine Gegenwart zur Last ist. Ich lasse Sie mit ihm allein.

## Dritter Auftritt.

**Dorval. Clairville.**

**Clairville.** Dorval, wir sind allein. — Haben Sie einen Augenblick zweifeln können, ob ich Ihre Verbindung mit Theresien billigen würde? — Warum haben Sie mir ein Geheimniß aus Ihrer Neigung gemacht? Theresien halte ich es zu Gute; sie ist ein Frauenzimmer — aber Sie! — Sie antworten mir nicht. (Dorval höret mit niederhangendem Haupte und übereinandergeschlagenen

Armen zu.) Sollten Sie wohl befürchtet haben, daß meine Schwester, wenn sie die Umstände Ihrer Geburt erführe —

**Dorval** (ohne sich aus seiner Stellung zu rühren, den Kopf blos gegen Clairvillen gekehret). Clairville, Sie beleidigen mich! Ich habe einen zu stolzen Geist, dergleichen Besorgnissen Raum zu geben. Wenn Theresia dieses Vorurtheils fähig wäre, so würde sie, ich unterstehe mich, es zu sagen, — meiner nicht würdig sein.

**Clairville.** Verzeihen Sie mir, liebster Dorval; die hartnäckige Traurigkeit, in die ich Sie versenkt sehe, da Alles Ihre Wünsche zu begünstigen scheinet —

**Dorval** (leise und mit Bitterkeit). Ja, ja, es gelingt mir Alles ausnehmend schön.

**Clairville.** Diese Traurigkeit beunruhiget, verwirret mich und macht, daß ich mit meinen Gedanken auf allerlei Dinge verfalle. Ihrerseits ein Wenig mehr Vertrauen würde mir eine Menge falsche Vermuthungen ersparen. — Liebster Freund, Sie haben Sich mir nie eröffnet — Dorval weiß von den süßen Ausschüttungen des Herzens nichts; — seine in sich verschlossene Seele — Aber sollte ich Ihre Meinung endlich errathen haben? Sollten Sie wohl befürchtet haben, daß, wenn mich Theresens zweite Heirath der Hälfte eines Vermögens beraubte, das in der That gar nicht ansehnlich ist, das mir aber nicht entgehen zu können schien, — daß ich alsdenn nicht reich genug sein möchte, Rosalien zu heirathen?

**Dorval** (traurig). Da kömmt sie, diese Rosalia! — Clairville, bemühen Sie Sich, den Eindruck zu unterhalten, den die Gefahr, in der Sie Sich befunden, bei ihr machen müssen!

## Vierter Auftritt.

**Dorval. Clairville. Rosalia. Justine.**

**Clairville** (indem er Rosalien entgegenzugehen eilet). Ist es wirklich wahr, daß mich Rosalia zu verlieren befürchtet hat? daß sie für mein Leben gezittert hat? Wie theuer würde mir der Augenblick, welcher meinen Untergang drohte, wie theuer würde er mir sein, wenn er den geringsten Funken der Zuneigung in ihr wieder angefacht hätte!

**Rosalia.** Es ist wahr, Ihre Unvorsichtigkeit hat mich in die schrecklichste Angst gesetzet.

**Clairville.** Wie glücklich bin ich! (Er will Rosalien die Hand küssen, die sie zurückzieht.)

**Rosalia.** Halten Sie, mein Herr! Ich sehe es ein, wie sehr wir Dorvaln verbunden sind. Aber ich weiß auch, daß dergleichen Vorfälle, sie mögen sich auf Seiten der Mannspersonen endigen, wie sie wollen, für ein Frauenzimmer doch immer verdrießliche Folgen haben.

**Dorval.** Mademoiselle, wir haben den Handel nicht gesucht, wir sind so dazu gekommen, und die Ehre hat ihre Gesetze.

**Clairville.** Ich bin voll Verzweiflung, Rosalia, daß ich Ihnen mißfallen habe. Aber schlagen Sie den ergebensten, den zärtlichsten Liebhaber nicht ganz nieder! Oder wenn Sie es beschlossen haben, so betrüben Sie wenigstens einen Freund nicht länger, der ohne Ihre Ungerechtigkeit glücklich sein würde. Dorval liebt Theresien. Er wird wieder geliebt. Er wollte abreisen. Ein aufgegriffener Brief hat Alles entdeckt. — Sprechen Sie ein Wort, Rosalia, und sogleich vereinet uns Alle ein ewiges Band, Dorvaln mit Theresien, Clairvillen mit Rosalien; ein einziges Wort, und der Himmel wird mit Segen auf diesen Tag herabsehen!

**Rosalia** (indem sie in den Lehnstuhl zurückfällt). Ich vergehe!

**Dorval und Clairville.** O Himmel! sie stirbt!

**Clairville** (fällt Rosalien zu Füßen).

**Dorval** (ruft die Bedienten). Carl! Sylvester! Justine!

**Justine** (um ihr Fräulein beschäftiget). Da sehen Sie es nun, Mademoiselle — Sie wollten Sich durchaus nicht innehalten — Ich habe es wohl vorhergesagt —

**Rosalia** (kömmt wieder zu sich, stehet auf und sagt). Komm, Justine!

**Clairville** (will ihr den Arm reichen und sie führen). Rosalia!

**Rosalia.** Lassen Sie mich — Sie sind mir verhaßt — Lassen Sie mich, sage ich!

## Fünfter Auftritt.

**Dorval. Clairville.**

(Clairville läßt Rosalien gehen. Er ist wie unsinnig. Er geht, er kömmt, er bleibt stehen. Er seufzet vor Schmerz und Wuth. Er stützet sich mit dem Ellebogen auf die Rücklehne eines Stuhls, die Hände so vor dem Gesichte, daß die Ballen in den Augen liegen. Er schweigt einen Augenblick. Endlich bricht er aus.)

**Clairville.** Ist das so genug? — Das war also der Dank

für meine Bekümmerniß? Das war der Lohn meiner Zärtlichkeit? „Lassen Sie mich! Sie sind mir verhaßt!“ Ach! (Er bricht in unarticulirte Töne der Verzweiflung aus; er geht in äußerster Bewegung auf und nieder und wiederholt mit verschiedenen, aber allezeit heftigen Veränderungen der Declamation die Worte.) „Lassen Sie mich, Sie sind mir verhaßt!“ (Er wirft sich in einen Lehnstuhl. Er bleibt darin einen Augenblick, ohne zu reden, worauf er in einem hohlen und leisen Tone sagt.) Sie haßt mich. Und warum hasset sie mich? Was habe ich verbrochen? Ich habe sie zu sehr geliebt. (Er schweigt abermals einen Augenblick. Er steht auf. Er gehet hin und wieder. Er scheinet sich ein Wenig beruhiget zu haben und sagt.) Ja, ich bin ihr verhaßt. Ich sehe es. Ich fühl' es. Dorval, Sie sind mein Freund. Soll ich mich ihrer entschlagen — und sterben? Reden Sie! Entscheiden Sie mein Schicksal! (Carl kömmt herein. Clairville geht auf und ab.)

## Sechster Auftritt.

**Dorval. Clairville. Carl.**

**Carl** (zitternd zu Clairvillen, den er in solcher Bewegung erblickt). Mein Herr —

**Clairville** (sieht ihn über die Achsel an). Was giebt's?

**Carl.** Es ist unten im Hause ein Unbekannter, der mit Jemand zu sprechen verlangt.

**Clairville** (anfahrend). Laß ihn warten!

**Carl** (noch immer zitternd und sagt). Es ist ein Unglücklicher, und er hat schon lange gewartet.

**Clairville** (ungeduldig). Laß ihn hereinkommen!

## Siebenter Auftritt.

**Dorval. Clairville. Justine. Sylvester. Arnold**

und andere Bediente aus dem Hause, die aus Neugierde dazukommen und auf der Bühne verschiedentlich zerstreut sind. Justine kömmt etwas später als die Andern.

**Clairville** (ein Wenig anfahrend). Wer seid Ihr? was wollt Ihr?

**Arnold.** Mein Herr, ich heiße Arnold. Ich diene bei einem rechtschaffnen alten Manne. Ich bin der Mitgenosse seines

Unglücks gewesen, und ich komme, seiner Tochter seine Zurückkunft zu melden.

**Clairville.** Rosalien?

**Arnold.** Ja, mein Herr.

**Clairville.** Neues Unglück! Wo ist Euer Herr? Wo habt Ihr ihn gelassen?

**Arnold.** Beruhigen Sie Sich, mein Herr! Er lebt. Er wird bald hier sein. Ich will Ihnen Alles erzählen, wenn ich anders so viel Kräfte habe und Sie mir gütigst zuhören wollen.

**Clairville.** Redet!

**Arnold.** Wir gingen, mein Herr und ich, auf dem Schiffe l'Apparent von der Rhede vor Fortroyal den sechsten des Monats Julius ab. Nie war mein Herr gesünder gewesen, nie habe ich ihn freudiger gesehen. Bald wandte er seine Augen nach der Gegend, der uns die Winde zuzuführen schienen, hob seine Hände gen Himmel und bat um eine geschwinde Reise, bald sahe er mich mit hoffnungsvollen Augen an und sagte: „Noch vierzehn Tage, Arnold, so sehe ich meine Kinder wieder, so umarme ich sie wieder und bin wenigstens einmal glücklich, ehe ich sterbe."

**Clairville** (gerührt gegen Dorvaln). Hören Sie? Er gab mir bereits den süßen Namen Sohn. — Nun weiter, Arnold!

**Arnold.** Was soll ich Ihnen sagen, mein Herr? Wir hatten die glücklichste Fahrt von der Welt. Schon hatten wir die Küsten von Frankreich im Gesichte. Den Gefahren des Meeres so glücklich entgangen, begrüßten wir das feste Land mit tausend freudigen Ausrufungen und umarmten uns Alle unter einander, Befehlshaber, Officiere, Reisende, Matrosen, und wer wir Alle waren, als uns plötzlich verschiedene Schiffe unter dem beständigen Zurufe: Freunde! Freunde! näher kamen, sich unserer unter Begünstigung dieses Geschreis bemächtigten und uns gefangen nahmen.

**Dorval und Clairville** (indem sie ihre Bestürzung und ihren Schmerz Jeder durch die seinem Charakter zukommenden Geberden zu erkennen geben). Gefangen!

**Arnold.** Wie ward es nun mit meinem Herrn! Thränen flossen ihm aus den Augen. Er brach in tiefe Seufzer aus. Er wandte seine Augen gegen das Ufer, von welchem man uns nun entfernte, er streckte seine Arme darnach aus, und seine ganze Seele schien ihren Flug dahin nehmen zu wollen. Kaum aber hatten wir es aus dem Gesichte verloren, als seine Augen wieder

trocken wurden. Sein Herz verschloß sich. Sein Blick heftete sich auf die Fläche des Wassers, und er verfiel in eine finstere Traurigkeit, bei der ich für sein Leben zitterte. Ich reichte ihm verschiednemal Brod und Wasser, aber er wollte nichts annehmen. (Arnold hält hier einen Augenblick inne, um zu weinen.) Unterdessen langten wir in dem feindlichen Hafen an. — Schenken Sie mir die übrige Erzählung! — Nein, es ist mir nicht möglich.

**Clairville.** O, fahret fort —

**Arnold.** Man ziehet mich aus. Man legt meinen Herrn in Fesseln. Nun konnte ich mich des Schreiens nicht länger enthalten. Ich rufte ihn zu verschiednen Malen: „Mein Herr, mein liebster Herr!" Er hörte mich, er blickte mich an, er ließ seine Arme traurig sinken, er wandte sich um, er folgte den Leuten, die ihn umringten, ohne ein Wort zu reden. — Unterdessen wirft man mich halb nacket in den allertiefsten Raum eines Schiffes, wo ich, unter einer Menge von Unglücklichen, ohne Barmherzigkeit allen Martern des Hungers und des Durstes und der Krankheiten preisgegeben wurde. Und Ihnen mit einem Worte alle Schrecken dieses Orts zu schildern, muß ich Ihnen sagen, daß ich in einem einzigen Augenblicke alle Töne des Schmerzes, alle Stimmen der Verzweiflung auf einmal hörte, und daß ich auf allen Seiten, wo ich meine Augen nur hinwarf, Raube des jämmerlichsten Todes erblickte.

**Clairville.** Das ist nun das Volk, dessen Weisheit man uns so rühmet, das man uns ohne Unterlaß zum Muster vorstellet! So geht man bei ihm mit Menschen um!

**Dorval.** Wie sehr hat sich der Geist dieser großmüthigen Nation geändert!

**Arnold.** Drei Tage war ich in diesem Gedränge von Todten und Sterbenden, lauter Landesleuten, lauter Opfern der Verrätherei, als ich herausgezogen ward. Man bedeckte mich mit zerrissenen Lumpen und führte mich nebst noch einigen von meinen unglücklichen Gefährten in die Stadt, mitten durch den ausgelassensten Pöbel, der die Straßen erfüllte und uns mit Schimpfworten und Verwünschungen überhäufte, da unterdessen eine ganz andere Art von Menschen, welche der Lärm an die Fenster gelocket hatte, Geld und Hülfe gleichsam auf uns regnen ließ.

**Dorval.** Welche unglaubliche Vermischung von Menschlichkeit, Milde und Barbarei!

**Arnold.** Ich wußte nicht, ob man uns unserer Freiheit entgegenführte oder uns zu unsrer Hinrichtung schleppte.

**Clairville.** Und Euer Herr, Arnold?

**Arnold.** Ich ward zu ihm geführt; es war dieses der erste Dienst eines alten Correspondenten, dem er unser Unglück hatte wissen lassen. Ich langte bei einem von den Gefängnissen der Stadt an. Man öffnete die Thüren eines dunkeln Kerkers, und ich stieg herab. Ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, blieb ich in dieser Finsterniß unbeweglich stehen, als ich von einer sterbenden Stimme durchdrungen ward, die noch kaum die Worte hervorbringen konnte: „Bist Du es, Arnold? Ich warte schon lange auf Dich.“ Ich lief auf diese Stimme zu und traf auf nackte Arme, die in der Dunkelheit herumtappten. Ich ergriff sie. Ich küßte sie. Ich benetzte sie mit Thränen. Es waren die Arme meines Herrn. (Eine kleine Pause.) Er war nacket. Er lag auf der feuchten Erde ausgestreckt. — „Die Unglücklichen, die hier um mich sind,“ sagte er mit leiser Stimme, „haben mein Alter und meine Schwachheit gemißbraucht, mir das Brod aus der Hand zu reißen und mein Stroh mir wegzunehmen.“ (Hier brechen alle Bediente in verschiedne Laute des Schmerzes aus. Clairville ist seines Schmerzes nicht länger Meister. Dorval giebt Arnolden ein Zeichen, einen Augenblick inne zu halten. Hierauf fährt er schluchzend fort.) Unterdessen ziehe ich meine Lumpen ab und lege sie meinem Herrn unter, der mit sterbender Stimme die Güte des Himmels pries —

**Dorval** (leise, seitab und mit Bitterkeit). Der ihn in dem Innersten eines Kerkers, auf den Lumpen seines Bedienten sterben ließ!

**Arnold.** Ich erinnerte mich zu rechter Zeit des Almosens, das ich bekommen hatte. Ich rief um Hülfe, und ich brachte meinen alten, ehrwürdigen Herrn wieder zu sich. Als er ein Wenig zu Kräften gekommen war, sagte er: „Arnold, sei gutes Muths! Du wirst hier nicht bleiben. Ich aber, ich merke es an meiner Schwachheit, werde wohl hier sterben müssen.“ Hier schlang er seine Arme um meinen Hals, sein Gesicht näherte sich dem meinigen, und seine Thränen flossen auf meine Wangen herab. „Freund,“ sprach er, und diesen Namen gab er mir sehr oft, „bald werde ich Dir meine letzten Seufzer vertrauen und Dir meine letzten Worte überliefern, die Du meinen Kindern wiedersagen sollst. Ach, sie hätten sie von mir selbst hören sollen!“

**Clairville** (gegen Dorvaln, weinend). Seinen Kindern!

**Arnold.** Er hatte mir auf der Reise entdeckt, daß er ein geborner Franzose sei, daß er nicht Merian heiße, daß er, als er sein Vaterland verlassen, seinen Geschlechtsnamen gewisser Ursache wegen, die ich einmal erfahren würde, vertauscht habe. Ach, er glaubte nicht, daß dieses Einmal so nahe sei! Er seufzte und wollte mir eben mehr sagen, als wir den Kerker sich öffnen hörten. Man rufte uns; es war der alte Correspondent, der uns wieder zusammengebracht und nun in Freiheit gesetzt hatte. Wie groß war sein Schmerz, als er seine Blicke auf einen alten Mann warf, der ihm weiter nichts als ein athmend Cadaver zu sein schien. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er riß sich seine Kleider ab. Er bedeckte ihn damit und nahm uns mit sich in sein Haus, wo uns alle mögliche Liebe und Gefälligkeit erwiesen ward. Man hätte sagen sollen, daß diese rechtschaffene Familie sich heimlich der Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihres Volkes schämte.

**Dorval.** Nichts also erniedriget so sehr als die Ungerechtigkeit.

**Arnold** (trocknet sich die Augen und nimmt wieder eine ruhigere Miene an). Es währte nicht lange, so kam mein Herr wieder zu Gesundheit und Kräften. Man bot ihm Hülfe an, und ich vermuthe, daß er sie angenommen hat; denn als wir den Kerker verließen, hatten wir nicht so viel, uns ein Stück Brod zu kaufen. Es war zu unsrer Reise schon Alles fertig, und wir wollten eben abfahren, als mich mein Herr beiseite nahm, — nein, ich werde es Zeit meines Lebens nicht vergessen! — und zu mir sagte: „Arnold, hast Du nichts mehr hier zu thun?" Nein, mein Herr, antwortete ich ihm — „Und an unsere Landesleute, die wir in dem Elende, aus welchem uns der Himmel gerissen, zurückgelassen haben, an diese denkest Du nicht mehr? Da, nimm das und geh und nimm von ihnen Abschied!" — Ich lief! Ach! von so viel Unglücklichen war nur noch eine kleine Anzahl übrig, die so ausgemergelt, ihrem Ende so nahe waren, daß die Meisten kaum noch ihre Hand nach der Gabe ausstrecken konnten. Das, mein Herr, ist die umständliche Erzählung von unsrer unglücklichen Reise. (Man beobachtet hier ein etwas längeres Stillschweigen, worauf Arnold noch Folgendes hinzusetzt. Dorval gehet unterdessen zu hinterst in dem Saale in Gedanken auf und ab.) Ich habe meinen Herrn zu Paris gelassen, um ein Wenig auszuruhen. Er hatte gehofft, einen Freund daselbst wiederzufinden. (Hier wendet sich Dorval gegen Arnolden und ist aufmerksam.) Allein dieser Freund ist

seit verschiedenen Monaten abwesend, und mein Herr wollte mir daher sogleich nachfolgen.

(Dorval gehet noch in Gedanken auf und nieder.)

**Clairville.** Habt Ihr Rosalien gesehen?

**Arnold.** Nein, mein Herr; ich bringe ihr nichts als Leid und habe es nicht wagen wollen, vor ihr zu erscheinen.

**Clairville.** Gehet und ruhet aus, Arnold! Sylvester, ich empfehle Dir ihn — laß es ihm an nichts fehlen!

(Die Bedienten alle sind um Arnolden her und führen ihn ab.)

## Achter Auftritt.

**Dorval. Clairville.**

(Nach einigem Stillschweigen, während welchem Dorval mit gesenktem Haupte, mit tiefsinniger Miene und mit übereinandergeschlagenen Armen, welches beinahe seine gewöhnliche Stellung ist, unbeweglich da gestanden und Clairville unruhig auf und nieder gegangen, sagt Clairville.)

**Clairville.** Wie nun, liebster Freund? Ist dieser Tag nun so der Redlichkeit fatal genug? Glauben Sie wohl, daß itzt, in dem Augenblicke, da ich mit Ihnen rede, ein einziger ehrlicher Mann auf der ganzen Welt glücklich ist?

**Dorval.** Sie wollen sagen: ein einziger Bösewicht. Aber, Clairville, lassen Sie uns die Moral beiseite setzen! Man urtheilet in Dingen, die sie betreffen, ganz verkehrt, wenn man Ursache zu haben glaubt, sich über die Vorsicht zu beschweren. — Was ist nunmehr Ihr Entschluß?

**Clairville.** Sie sehen den ganzen Umfang meines Unglücks. Ich habe Rosaliens Herz verloren. Ach, es ist das einzige Gut, dessen Verlust ich bedaure! Ich kann sie unmöglich in dem Verdachte haben, daß meine mittelmäßigen Glücksumstände die heimliche Ursache ihrer Unbeständigkeit sind. Wenn sie es aber sind, wie viel weniger kann ich itzt auf sie rechnen, itzt, da sich ihre eigenen Glücksumstände so sehr verringert haben? Wird sie sich wohl für einen Mann, den sie nicht mehr liebt, allen den Folgen eines nur kümmerlichen Auskommens unterwerfen wollen? Ich selbst, werde ich sie darum ansprechen können, und dürfen? Ihr Vater wird ihr zu einer beschwerlichen Ueberlast werden. Es ist ungewiß, ob er mir seine Tochter noch geben wird. Es ist fast augenscheinlich, wenn ich sie annähme, daß ich sie vollends zu Grunde richten würde. Ueberlegen Sie nun und entscheiden Sie!

**Dorval.** Dieser Arnold hat meine Seele in die äußerste Verwirrung gesetzt. Wenn Sie wüßten, was für Gedanken mir bei seiner Erzählung eingefallen sind! — Dieser Alte — diese seine Reden — sein Charakter — diese Vertauschung seines Namens — Aber lassen Sie mich einen Argwohn, der mir nicht aus dem Kopfe will, zerstreuen und über Ihre Angelegenheit nachdenken!

**Clairville.** Bedenken Sie, Dorval, daß Clairville's Schicksal in Ihren Händen ist!

## Neunter Auftritt.

Dorval (allein).

**Dorval.** Welch ein Tag der Unruhe und der Trübsal! Welch eine Mannichfaltigkeit von Martern! Es scheinet, als ob dichte Finsternisse sich rund um mich zusammenzögen und dieses mit tausend schmerzlichen Empfindungen überhäufte Herz bedeckten! — Himmel! so soll ich nie eines ruhigen Augenblicks genießen! — Lügen und Verstellung sind mir ein Abscheu, und doch hintergehe ich in einem und ebendemselben Nu meinen Freund, seine Schwester und Rosalien. — Was wird sie von mir denken? — Was soll ich ihres Liebhabers wegen beschließen? — Wie soll ich mich gegen Theresien bezeigen? — Dorval, willst Du aufhören, oder willst Du fortfahren, ein ehrlicher Mann zu sein? — Ein unvermutheter Zufall hat Rosalien zu Grunde gerichtet. Sie ist arm. Ich bin reich. Ich liebe sie. Ich werde von ihr wieder geliebt. Clairville kann sie nicht erhalten. — Fort aus meiner Seele, entfernet Euch aus meinem Herzen, schimpfliche Vorstellungen! Ich kann der allerunglücklichste unter den Menschen sein, aber nie will ich mich zu dem niederträchtigsten machen. — Tugend, süße und grausame Idee! Theuere und barbarische Pflichten! Und Du, Freundschaft, die mich fesselt und mich zerfleischt, Euch soll Allen gnug geschehen! Was wärest Du, o Tugend, wenn Du kein Opfer begehrtest? Du bist nichts als ein eitler Schall, o Freundschaft, wann Du uns keinen Gesetzen unterwirfst! — — Clairville muß Rosalien, er muß sie haben! (Er fällt wie ohne Empfindung in einen Lehnstuhl, richtet sich bald wieder auf und sagt.) Nein, ich will meinem Freunde seine Geliebte nicht rauben. So tief will ich mich nicht erniedrigen. Mein Herz stehet mir dafür. Wehe Dem der der Stimme seines Herzens nicht ge-

horcht! — Aber Clairville hat kein Vermögen. Rosalien fehlt es gleichfalls. — Diese Hindernisse müssen aus dem Wege geräumet werden. Ich kann es. Ich will es. — Was kann uns so schwer, so schmerzlich fallen, wofür uns das Vergnügen einer großmüthigen Handlung nicht schadlos hielte? Ach, ich erhole mich wieder! — — Wozu brauche ich Vermögen, wenn ich Rosalien nicht heirathe? Wie kann ich es würdiger gebrauchen, als wenn ich es zum Besten zweier Wesen, die mir so werth sind, verwende? Ach, wenn ich es recht bedenke, dieses seltene Opfer ist nichts. — Clairville wird mir sein Glück zu danken haben! Rosalia wird mir ihr Glück zu danken haben! Rosaliens Vater wird mir sein Glück zu danken haben! — Und Theresia? — Sie soll die Wahrheit von mir hören. Sie soll mich ganz kennen lernen. Sie soll für das Frauenzimmer zittern, die es wagen dürfte, ihr Schicksal mit dem meinigen zu verbinden. — Indem ich so Allem, was mich umgiebt, die Ruhe wieder schenke, so wird auch mich hoffentlich die Ruhe nicht länger fliehen. — (Er seufzet.) Dorval, was peiniget Dich also noch? Warum wird mein Innerstes noch zerrissen? O Tugend, habe ich noch nicht genug für Dich gethan! Aber Rosalia wird sich weigern, ihr Glück von meiner Hand anzunehmen. Sie kennet den Werth dieser Gütigkeit zu wohl, als daß sie einen Mann, den sie hassen, den sie verachten muß, derselben fähig machen sollte. — Ich muß sie also betriegen! — Und wenn ich mich dazu entschließe, wie muß ich es anfangen? — Der Ankunft ihres Vaters zuvorkommen? — Durch die öffentlichen Blätter verbreiten lassen, daß das Schiff, auf welchem sie ihre Reichthümer gehabt, assecurirt gewesen? — Ihr durch einen Unbekannten so viel wieder zustellen lassen, als sie verloren hat? Warum nicht? — Dieses Mittel ist das natürlichste. Es gefällt mir. Nur wird Beschleunigung dazu nöthig sein. (Er ruft Carln.) Carl! (Er setzet sich an den Tisch und schreibt.)

### Zehnter Auftritt.

**Dorval. Carl.**

**Dorval** (giebt ihm einen Zettel und sagt). Nach Paris, zu meinem Banquier!

Ende des dritten Aufzugs.

# Vierter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Rosalia. Justine.

**Justine.** Nun, Mademoiselle? Sie haben Arnolden sehen wollen. Sie haben ihn gesehen. Ihr Herr Vater langt an. Aber wie steht es um Ihr Vermögen?

**Rosalia** (mit einem Schnupftuche in der Hand). Was vermag ich wider das Schicksal? Mein Vater lebt noch. Wenn der Verlust seines Vermögens nur seiner Gesundheit nicht nachtheilig gewesen, so ist das Uebrige nichts.

**Justine.** Wie, das Uebrige ist nichts?

**Rosalia.** Nein, Justine. Ich werde den Mangel kennen lernen. Aber es giebt noch weit größere Uebel.

**Justine.** Betriegen Sie Sich nicht selbst, Mademoiselle! Keines als der Mangel wird uns geschwinder unerträglich.

**Rosalia.** Würde ich bei dem größten Reichthume weniger zu beklagen sein? — Die Glückseligkeit wohnet nur in einer unschuldigen und ruhigen Seele; und diese, Justine, diese hatte ich!

**Justine.** Als Clairville noch darin herrschte.

**Rosalia** (sitzend und weinend). Geliebter, der mir damals so theuer war! Clairville, den ich hochschätze und zur Verzweiflung bringe! O Du, dem ein viel minder Würdiger alle meine Zärtlichkeit geraubet hat, wie wohl bist Du gerochen! Ich weine, und man lacht über meine Thränen. — Justine, was denkst Du von diesem Dorval? — diesem so zärtlichen Freunde, diesem so aufrichtigen Manne, diesem so tugendhaften Sterblichen? Er ist nichts besser als Andere; er ist ein Nichtswürdiger, der des Allerheiligsten, der Liebe, der Freundschaft, der Tugend, der Wahrheit spottet! — Wie sehr beklage ich Theresien! Er hat mich betrogen. Er kann sie leicht auch betriegen. — (Indem sie aufspringt.) Aber ich höre Jemanden. — Justine, wenn er es wäre!

**Justine.** Mademoiselle, es ist Niemand.

**Rosalia** (setzet sich wieder nieder und sagt). Wie boshaft sind diese Mannsbilder! und wie einfältig sind wir! — Sieh nur, Justine, wie nahe in ihren Herzen die Wahrheit mit dem Meineide grenzet, das Erhabene mit dem Niederträchtigen! — Dieser Dorval, der sein Leben für seinen Freund wagt, ist Ebenderselbe,

der ihn betriegt, der seine Schwester betriegt und gegen mich Zärtlichkeit hegen darf. Aber warum werfe ich ihm Zärtlichkeit vor? Zärtlichkeit ist mein Verbrechen. Seine Zärtlichkeit war eine Falschheit, die nie ihresgleichen gehabt hat.

## Zweiter Auftritt.

**Rosalia. Theresia.**

**Rosalia** (gehet Theresen entgegen). Ach, Madame, in welchem Zustande überraschen Sie mich!

**Theresia.** Ich komme, an Ihrem Schmerze meinen Antheil zu nehmen.

**Rosalia.** Der Himmel lasse Sie immer glücklich sein!

**Theresia** (setzet sich nieder, läßt Rosalien neben sich niedersetzen und faßt sie bei beiden Händen). Rosalia, ich verlange weiter nichts als die Freiheit, mich mit Ihnen betrüben zu dürfen. Ich habe die Unbeständigkeit der Dinge dieses Lebens viele Jahre lang erfahren, und Sie wissen, ob ich Sie liebe.

**Rosalia.** Alles hat sich verändert. Alles hat ein Augenblick vernichtet.

**Theresia.** Theresia bleibt Ihnen — und Clairville.

**Rosalia.** Ich kann mich nicht geschwind genug von einem Aufenthalte entfernen, wo meine Betrübniß überlästig sein muß.

**Theresia.** Mein Kind, bedenken Sie Sich wohl! Das Unglück macht Sie ungerecht und grausam. Doch Ihnen, Ihnen muß ich diesen Vorwurf nicht machen. Ich vergaß im Schooße des Glücks, Sie auf Unfälle vorzubereiten. Ich Glückliche hatte das Unglück ganz aus den Augen verloren. Ich bin dafür gestraft; Sie müssen mir Vorwürfe deswegen machen — Aber Ihr Vater?

**Rosalia.** Ich habe ihm schon manche Thräne gekostet! — Madame, wenn Sie einst Mutter werden — Wie sehr beklage ich Sie!

**Theresia.** Rosalia, erinnern Sie Sich des Willens Ihrer Muhme! Ihre letzten Worte vertrauten mir die Sorge für Rosaliens Wohl. — Doch ich will itzt nicht von meinem Rechte sprechen; ich erwarte einen Beweis, ob Sie mich werth halten; urtheilen Sie also, wie sehr mich eine abschlägliche Antwort beleidigen würde! — Rosalia, o trennen Sie ja nicht Ihr Schicksal von dem meinigen! Sie kennen Dorvaln. Er liebt Sie. Ich will

mir Rosalien von ihm ausbitten. Ich werde sie erhalten, und dieses Pfand wird das erste und süßeste Pfand seiner Zärtlichkeit sein.

**Rosalia** (windet nicht ohne Gewalt ihre Hände aus Theresens Händen los, stehet mit einer Art von Unwillen auf und sagt). Dorval!

**Theresia.** Sie haben seine völlige Hochachtung.

**Rosalia.** Ein Fremder! — Ein Unbekannter! — Ein Mensch, der sich kaum einige Augenblicke unter uns gezeiget hat! — dessen Eltern man nie zu nennen gewußt hat! — dessen Tugend vielleicht Verstellung ist! — Verzeihen Sie, Madame — ich vergaß — Sie kennen ihn ohne Zweifel besser? —

**Theresia.** Ich muß es Ihnen vergeben. Um Sie ist Nacht. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Strahl von Hoffnung darf leuchten lassen!

**Rosalia.** Ich habe gehofft. Ich bin betrogen worden. Ich will nicht mehr hoffen.

**Theresia** (lächelt traurig).

**Rosalia.** Ja, wenn Theresia allein geblieben wäre, in der ehemaligen Eingezogenheit; vielleicht. — Und auch das ist weiter nichts als ein eitler Gedanke, der uns Beide würde betrogen haben. Unsre Freundin wird unglücklich. Man fürchtet, zu wenig für sie zu thun. Die erste Hitze der Großmuth bemeistert sich unsrer. Aber die Zeit! die Zeit! — — Madame, die Unglücklichen sind stolz, überlästig, argwöhnisch. Nach und nach gewöhnet man sich an den Anblick ihrer Betrübniß. Bald drauf wird man ihrer überdrüssig. Wir wollen uns lieber der Gefahr nicht aussetzen, gegen einander ungerecht zu werden. Ich habe Alles verloren; lassen Sie uns wenigstens unsere Freundschaft von dem Schiffbruche retten! — Es scheinet, als ob ich dem Unglücke schon etwas zu danken hätte. — Noch hat Rosalia, von Theresiens Rathe nur immer unterstützt, nichts gethan, worauf sie in ihren eigenen Augen stolz sein könnte. Es ist Zeit, daß sie es erfahre, wessen sie Theresiens und des Unglücks Lehren fähig gemacht haben. Wollen Sie ihr das einzige Glück, das ihr noch übrig ist, das Glück, sich selbst kennen zu lernen, beneiden?

**Theresia.** Rosalia, Sie sind in einem Stande von Entzückung; trauen Sie diesem Stande nicht zu viel! Die erste Wirkung des Unglücks ist diese, daß es die Seele verhärtet, und die letzte, daß es sie bricht. — Sie, die Sie für Sich und für mich Alles von der Zeit besorgen, besorgen Sie denn nichts von derselben für Sich allein? — Bedenken Sie, Rosalia, daß das Unglück

Sie heiliget. Wenn es mir jemals begegnen sollte, daß ich der schuldigen Achtung gegen das Unglück vergäße, so erinnern Sie mich meiner selbst, reden Sie, machen Sie, daß ich mich meiner zum ersten Male schäme! — Mein Kind, ich habe gelebt. Ich habe ausgestanden. Ich glaube das Recht erlangt zu haben, mir etwas zutrauen zu dürfen; gleichwohl ersuche ich Sie nur, Sich auf meine Freundschaft ebenso sehr als auf Ihren Muth zu verlassen! — Wenn Sie Sich Alles von Sich selbst versprechen, und wenn Sie nichts von Theresien erwarten, sind Sie alsdenn nicht ungerecht? — Oder sollten Sie wohl vor den Begriffen von Wohlthat und Dankbarkeit erschrecken? Schenken Sie meinem Bruder ihre Zärtlichkeit wieder, und Sie werden mir nichts, ich werde Ihnen Alles zu danken haben!

**Rosalia.** Madame, hier ist Dorval. — Erlauben Sie, daß ich mich entferne! — Ich würde seinen Triumph nur um ein sehr Weniges verherrlichen können.

(Dorval tritt herein.)

## Dritter Auftritt.

**Theresia. Dorval.**

**Dorval.** Wir wollen ihr immer, Madame, das traurige Vergnügen lassen, ihrer Betrübniß ohne Zeugen nachhängen zu können.

**Theresia.** Sie werden Rosaliens Schicksal ändern können. Dorval, der Tag meines Glücks kann der Anfang ihrer Ruhe werden.

**Dorval.** Erlauben Sie, Madame, daß ich frei mit Ihnen reden darf! Dorval will Ihnen seine geheimsten Gedanken anvertrauen, um sich dadurch wo möglich dessen, was Sie für ihn gethan haben, werth zu machen oder wenigstens von Ihnen beklagt und bedauert zu werden.

**Theresia.** Wie, Dorval? Aber reden Sie!

**Dorval.** Ich will reden. Ich bin es Ihnen schuldig. Ich bin es Ihrem Bruder schuldig. Ich bin es mir selbst schuldig. — Sie wollen Dorval's Glück; aber kennen Sie ihn denn auch recht, diesen Dorval? — Geringe Dienste, deren Werth ein junger wohlerzogener Mensch übertrieben hat, seine Entzückungen bei dem Anscheine einiger Tugenden, seine Empfindlichkeit für einige von meinen Unglücksfällen: Alles dieses hat in Ihnen gewisse Vorurtheile veranlasset, welche mir die Wahrheit zu vernichten

gebietet. Clairvillens Geist ist noch sehr jung; Theresia muß ein reiferes Urtheil von mir fällen! (Eine Pause.) Ich habe von dem Himmel ein aufrichtiges Herz erhalten; der einzige Vorzug, den es ihm gefallen hat, mir zu ertheilen. — Aber dieses Herz ist entstaltet, und ich bin, wie Sie sehen — finster und melancholisch. Ich habe — Tugend, aber es ist eine verdrießliche Tugend; ich habe Sitten, aber nur gute rohe Sitten; — eine zärtliche Seele, die aber durch anhaltende Unglücksfälle erbittert worden. Ich kann noch Thränen vergießen, aber sie sind selten, und es sind grausame Thränen. — Nein, ein Mann von diesem Charakter ist kein Gemahl für Theresien.

**Theresia.** Dorval, beruhigen Sie Sich! Als mein Herz den Eindrücken Ihrer Tugenden nachgab, sahe ich Sie nicht anders, als Sie Sich selbst malen. Ich erkannte das Unglück und seine schrecklichen Wirkungen. Ich bedauerte Sie, und mit eben dieser Empfindung fing vielleicht meine Zärtlichkeit an.

**Dorval.** Das Unglück hat aufgehöret, Sie zu verfolgen; aber mich drückt es immer schwerer und schwerer. — Wie unglücklich bin ich, und wie lange bin ich es! Gleich nach meiner Geburt ward ich an einen Ort verschleudert, der die Grenze zwischen Einöde und Gesellschaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, mich nach den Banden umzusehen, die mich mit den Menschen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmer davon erblicken. Dreißig Jahre lang, Madame, irrete ich unter ihnen einsam, unbekannt und verabsäumet umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden, noch irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die meinige gesucht hätte, als das Glück mir Ihren Bruder zuführte. Meine Seele erwartete die seinige. In seinen Schooß goß ich nun endlich einen Strom von Empfindungen aus, der schon so lange sich auszubreiten gesucht hatte, und ich bildete mir nicht ein, daß ich in meinem ganzen Leben einen süßern Augenblick haben könnte als diesen, da ich mich des langen Verdrusses, allein zu existiren, entladete. — Wie theuer ist mir dieser glückliche Augenblick zu stehen gekommen! — Wenn Sie wüßten —

**Theresia.** Sie sind unglücklich gewesen; aber Alles hat sein Ziel, und ich darf glauben, daß Sie dem Augenblicke einer glücklichen und dauerhaften Veränderung nahe sind.

**Dorval.** Wir haben einander so ziemlich auf die Probe gestellt, das Schicksal und ich. Von Glückseligkeit ist gar nicht mehr die Frage. — Ich hasse den Umgang mit Menschen und fühle es, daß mich die Ruhe fern von ihnen, und fern sogar von Den=

jenigen, die mir so werth sind, erwartet. — Wollte doch der Himmel auf Sie, Madame, alle den Segen legen, den er mir verweigert, und Theresien zu der Glücklichsten ihres Geschlechts machen! — (Ein Wenig gerührt.) Vielleicht höre ich es einst in meiner Einsamkeit und freue mich darüber.

**Theresia.** Dorval, Sie irren Sich. Um ruhig zu sein, muß man den Beifall seines Herzens und vielleicht auch den Beifall der Menschen haben. Diesen werden Sie nicht erhalten, und jenen werden Sie schwerlich mit wegbringen, wenn Sie den Posten, der Ihnen angewiesen ist, verlassen. Sie haben die allerseltensten Talente erhalten, und Sie sind der Gesellschaft dafür Rechenschaft schuldig. Mag sich doch jene Menge unnützer Wesen, die ohne Endzweck in ihr herumirren, und die ihr nur hinderlich sind, daraus entfernen, wenn sie will. Aber Sie, und das getraue ich mir zu behaupten, Sie können es ohne Verbrechen nicht thun. Einer Frau, die Sie liebet, kömmt es zu, Sie unter den Menschen zurückzuhalten. Theresien kömmt es zu, der unterdrückten Tugend eine Stütze, dem übermüthigen Laster eine Geißel, allen Rechtschaffnen einen Bruder, so viel Unglücklichen einen Vater, den sie in Ihnen erwarten, dem menschlichen Geschlechte seinen Freund und tausend rühmlichen, nützlichen und großen Unternehmungen diesen von Vorurtheilen freien Geist und diese starke Seele zu erhalten, die dazu nöthig ist, und die Sie besitzen. — Sie, Sie sollten die Gesellschaft verlassen! Ich berufe mich auf Ihr eigenes Herz; fragen Sie es, und es wird Ihnen sagen, daß der rechtschaffne Mann in der Gesellschaft lebt, und daß nur der Bösewicht sich ihr zu entziehen sucht.

**Dorval.** Aber das Unglück verfolgt mich und verbreitet sich auf Alles, was um mir ist. Wenn der Himmel schon will, daß ich in Unmuth leben soll, will er darum auch, daß ich Andere darein stürzen soll? Vor meiner Ankunft war man hier glücklich.

**Theresia.** Der Himmel verdunkelt sich dann und wann, und wenn wir unter der Wolke sind, so kann sie ein Augenblick ebensowohl wieder zerstreuen, als sie ein Augenblick zusammengezogen hat. Es komme aber, wie es will, der Weise bleibet allezeit auf seiner Stelle, und auf dieser erwartet er das Ende seines Ungemachs.

**Dorval.** Aber muß er nicht befürchten, dieses Ende zu entfernen, wenn er die Gegenstände seiner Zuneigung vermehret? — Theresia, der so allgemeine und so süße Hang, der alle Wesen mit sich fortreißt und sie zur Verewigung ihres Geschlechts antreibet, ist mir nicht fremd. Ich habe es in meinem Herzen wohl

empfunden, daß ohne eine Gehülfin, die Glück und Unglück mit mir theile, diese ganze Welt für mich nichts als eine weite Einöde sein würde. — In meinen Anfällen der Melancholie habe ich sie oft gerufen, diese Gehülfin —

**Theresia.** Und der Himmel sendet sie Ihnen.

**Dorval.** Zu meinem Unglücke viel zu spät. Er hat die gute einfältige Seele, die sich bei seinen geringsten Gunstbezeugungen würde glücklich geschätzt haben, scheu und wild gemacht. Er hat sie mit Furcht und Schauder und einem geheimen Schrecken erfüllet. — Dorval sollte es wagen, sich noch mit dem Schicksale einer Gattin zu beladen! — Vater zu werden! — Kinder zu bekommen! — Kinder! — Wenn ich bedenke, in welches Chaos von Vorurtheilen, von Ausschweifungen, von Laster und Elend wir gleich mit unsrer Geburt versenkt werden, so macht mir der bloße Gedanke davon Entsetzen.

**Theresia.** Sie sind von Gespenstern umringet, und ich bin darüber gar nicht erstaunt. Die Geschichte des Lebens ist so wenig bekannt, die Geschichte des Todes ist so dunkel, und der Anschein des Uebels in der Welt ist so klar — Dorval, Ihre Kinder sind nicht dazu bestimmt, in das Chaos, welches Sie für sie fürchten, zu versinken. Sie werden die ersten Jahre ihres Lebens unter Ihren Augen leben, und das kann Ihnen für die folgenden hinlängliche Gewähr leisten. Sie werden von Ihnen lernen denken, und denken wie Sie. Ihres Vaters Neigungen, Leidenschaften und Vorstellungen werden in sie übergehen. Von ihm werden sie die richtigen Begriffe bekommen, die er von der wahren Größe und Niedrigkeit, von dem wahren Glücke und dem anscheinenden Elende hat. Es wird nur auf ihn ankommen, daß sie vollkommen ebendasselbe Gewissen haben als er. Ihn werden sie handeln sehen. Mich werden sie dann und wann reden hören. — (Mit einem anständigen Lächeln setzet sie hinzu.) Dorval, Ihre Töchter werden tugendhaft und sittsam sein. Ihre Söhne werden edel und groß sein. Ihre Kinder insgesammt werden liebenswerth sein.

**Dorval** (nimmt Theresien bei der Hand, die er zwischen seinen beiden Händen drücket, lächelt sie mit einer gerührten Miene an und sagt). Wenn zum Unglücke sich Theresia betröge — wenn ich Kinder hätte, dergleichen ich so viele sehe, elende, lasterhafte Kinder. Ich kenne mich. Ich würde für Schmerz sterben.

**Theresia** (in einem pathetischen Tone, ganz durchdrungen). Aber würden Sie diese Furcht haben, wenn Sie bedächten, daß die Wir-

kung der Tugend auf unsere Seele nicht minder nothwendig und mächtig ist als die Wirkung der Schönheit auf unsere Sinne? Wenn Sie bedächten, daß sich in dem menschlichen Herze ein Geschmack an Ordnung findet, der weit älter als alle Ueberlegung ist, daß wir durch diesen Geschmack zur Scham empfindlich werden, zur Scham, die uns die Verachtung sogar jenseit des Todes zu fürchten gewöhnet, daß die Nachahmung uns angeboren ist, und daß unter allen Beispielen das Beispiel der Tugend am Stärksten fesselt, weit stärker als selbst das Beispiel des Lasters? — Ach, Dorval, wie viele Mittel hat man nicht, die Menschen gut zu machen!

**Dorval.** Ja, wenn wir sie zu brauchen wüßten! — Und gesetzt auch, daß wir bei glücklichen Naturellen durch unsere unabläßliche Sorgfalt sie wirklich vor dem Laster bewahren können, werden sie darum viel weniger zu beklagen sein? Wie wollen Sie das Schrecken und die Vorurtheile von ihnen abhalten, die gleich bei dem Eintritte in die Welt auf sie warten und ihnen bis in das Grab folgen? Die Thorheit und das Elend des Menschen machen mir Grauen. Welche Menge ungeheurer Meinungen, deren Urheber und Opfer er wechselsweise ist! Ach, Theresia! wer sollte nicht zittern, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren, die man mit Uebelthätern verglichen hat,*) welche in ihrem traurigen Kerker, anstatt einander beizuspringen, gegen einander ergrimmen und mit den Ketten um sich schlagen, die sie gefesselt halten!

**Theresia.** Ich weiß wohl, wie viel Unglück der Fanatismus gestiftet hat, und wie sehr er noch zu fürchten ist. — Aber wenn itzt — unter uns — ein Ungeheuer aufstünde, dergleichen die Zeiten der Finsterniß hervorbrachten, da durch seine Wuth und durch seine Verblendung dieses Land mit Blut getränket ward, — wenn man dieses Ungeheuer auf das allergrößte Verbrechen, unter Anrufung des Beistandes vom Himmel, loseilen sähe, — wie es in der einen Hand das Gesetz seines Gottes und in der andern den Dolch hielte, den Völkern eine lange schreckliche Reue zu bereiten: — glauben Sie mir, Dorval, es würde ebenso viel Erstaunen als Abscheu erwecken. — Es giebt freilich wohl noch Barbaren, und wenn wird es dergleichen nicht mehr geben? Aber die Zeiten der Barbarei sind vorbei. Das Jahrhundert hat sich aufgeklärt. Die Vernunft hat sich geläutert. Die Werke der Nation sind voll von ihren Geboten, und diejenigen Werke, in

*) Voltaire.

welchen man den Menschen die allgemeine Liebe einzuflößen sucht, sind fast die einzigen, welche gelesen werden. Diese allgemeine Liebe betreffen die Lehren, von welchen unsere Bühnen ertönen, und von welchen sie nicht oft genug ertönen können. Der Weltweise selbst, dessen Vergleichung Sie erwähnet haben, danket den erhaltenen Beifall vornehmlich den menschlichen Gesinnungen, die in seinen Schriften herrschen, und der Gewalt, die sie auf unsere Seelen haben. Nein, Dorval, ein Volk, das täglich hingehet, sich durch die unglückliche Tugend rühren zu lassen, kann weder boshaft noch wild sein. Sie, Sie sind es; Männer von Ihrer Art, welche die Nation ehret, und welche die Regierung itzt mehr als jemals schützen sollte; diese Männer sind es, die unsere Kinder von den schrecklichen Ketten befreien können, mit welchen Ihre Melancholie ihre unschuldigen Hände gefesselt siehet. Und was wird meine Pflicht, was wird Ihre Pflicht anders sein, als sie in dem Urheber aller Dinge selbst nur diejenigen Eigenschaften bewundern zu lehren, die sie in uns lieben werden? Wir wollen ihnen ohne Unterlaß vorstellen, daß die Gesetze der Menschlichkeit unveränderlich sind, daß uns nichts von ihnen lossprechen kann; und so werden wir in ihren Seelen jene Empfindung des allgemeinen Wohlwollens, das sich auf die ganze Natur erstrecket, aufkeimen sehen. — Sie haben mir hundertmal gesagt, daß eine zärtliche Seele sich das große System der empfindlichen Wesen nicht vorstellen könne, ohne das Glück derselben eifrigst zu wollen, ohne daran Theil zu nehmen; und ich fürchte nicht, daß unter meinem Herzen und von Ihrem Blute eine grausame Seele gebildet werden könnte.

**Dorval.** Theresia, eine Familie verlangt beträchtliche Glücksgüter, und ich darf Ihnen nicht bergen, daß mein Vermögen seit Kurzem bis auf die Hälfte geschmolzen ist.

**Theresia.** Die wirklichen Bedürfnisse haben ihre Grenzen; die eingebildeten sind unendlich. Sie mögen noch so ein großes Vermögen zusammenbringen, Dorval, Ihre Kinder werden doch immer arm sein, wenn ihnen die Tugend fehlt.

**Dorval.** Die Tugend? Man spricht viel davon.

**Theresia.** Die Tugend ist das, was auf der ganzen Welt am Besten gekannt und am Meisten verehret wird. Aber, Dorval, sie wird uns durch die Opfer, die wir ihr bringen, weit werther als durch alle die Reize, die wir an ihr zu finden glauben. Und wehe Dem, der ihr nicht genug aufgeopfert hat, sie allem Andern vorzuziehen, nur für sie zu leben und zu athmen, ihrer Süßig-

keiten voll zu werden und in dieser Trunkenheit das Ende seiner Tage zu finden!

**Dorval.** Welch eine Frau! (Er ist erstaunt. Er schweigt einen Augenblick still und sagt hierauf.) Anbetungswürdige und grausame Frau, wozu bringen Sie mich! Sie entreißen mir das Geheimniß meiner Geburt. Wissen Sie dann, daß ich kaum meine Mutter gekannt habe! Eine junge unglückliche, allzu zärtliche, allzu empfindliche Person gab mir das Leben und starb kurz darauf. Ihre erbitterten und mächtigen Freunde hatten meinen Vater gezwungen, nach Amerika zu fliehen. Daselbst erfuhr er den Tod meiner Mutter, eben da er sich nun schmeicheln durfte, ihr Gemahl werden zu können. Dieser Hoffnung also beraubt, ließ er sich in Amerika nieder; doch vergaß er des Kindes nicht, das er von einer so theuren Gattin hatte. Theresia, ich bin dieses Kind. — Mein Vater hat verschiedene Reisen nach Frankreich gethan. Ich habe ihn gesehen. Ich hoffte ihn noch einst zu sehen, aber ich hoffe es nicht mehr. Sie sehen, meine Geburt ist in den Augen der Menschen verworfen, und mein Glück ist dahin.

**Theresia.** Die Geburt wird uns gegeben, aber unsere Tugenden sind unser eigen. Und was die immer beschwerlichen und oft schädlichen Reichthümer anbelangt, so hat der Himmel, indem er sie auf die Fläche der Erde verstreuet und sie ohne Unterschied sowohl dem Guten als dem Bösen zufallen lassen, das Urtheil, welches wir von ihnen fällen sollen, uns vorgesprochen. Geburt, Würden, Hoheit, Reichthümer, Alles kann der Lasterhafte haben, nur die Gnade des Himmels nicht. Dieses, Dorval, hatte mich ein Wenig Vernunft lange Zeit vorher gelehret, ehe man mir Ihr Geheimniß vertraute, und es war mir weiter nichts übrig zu erfahren als den Tag meines Glücks und meiner Ehre.

**Dorval.** Rosalia ist unglücklich. Clairville ist voller Verzweiflung.

**Theresia.** Dieser Vorwurf macht mich erröthen. Dorval, sprechen Sie meinen Bruder! Ich will Rosalien sprechen; uns kömmt es zu, diese zwei Wesen, die es so sehr verdienen, vereiniget zu werden, einander wieder näher zu bringen. Wenn es uns damit gelingt, so, hoffe ich, wird der Erfüllung unsrer Wünsche weiter nichts fehlen.

## Vierter Auftritt.

Dorval (allein).

**Dorval.** Das ist die Frau, von der Rosalia erzogen worden! Das sind die Grundsätze, die sie ihr beigebracht hat!

## Fünfter Auftritt.

Dorval. Clairville.

**Clairville.** Dorval, was soll aus mir werden? Was haben Sie mit mir beschlossen?

**Dorval.** Daß Sie Sich Rosalien mehr als jemals ergeben sollen.

**Clairville.** Das rathen Sie mir?

**Dorval.** Das rathe ich Ihnen.

**Clairville** (der ihm um den Hals fällt). Ach, liebster Freund, Sie schenken mir das Leben. Ich habe es Ihnen zweimal in einem Tage zu danken. Ich kam zitternd her, mein Schicksal zu hören. Wie viel habe ich ausgestanden, seit ich Sie verlassen! Nie habe ich es stärker empfunden, daß ich bestimmt bin, Rosalien zu lieben, so ungerecht sie auch immer ist. In dem Augenblicke der Verzweiflung faßt man einen gewaltsamen Vorsatz; aber der Augenblick gehet vorüber, der Vorsatz verfliegt, und die Leidenschaft bleibt.

**Dorval** (lächelnd). Ich wußte das Alles. Aber Ihr weniges Vermögen? und Rosaliens mäßige Umstände?

**Clairville.** Der elendeste Zustand ist in meinen Augen der, ohne Rosalien zu leben. Ich habe es bedacht, und mein Entschluß ist gefaßt. Wenn es Jemanden erlaubt ist, den Mangel ungern zu ertragen, so ist es den Verliebten, den Hausvätern und allen wohlthätigen Menschen erlaubt; auch giebt es immer Mittel, sich daraus zu reißen.

**Dorval.** Was wollen Sie in dieser Absicht thun?

**Clairville.** Ich will handeln.

**Dorval.** Ohngeachtet Ihres Namens? Hätten Sie wohl den Muth?

**Clairville.** Was nennen Sie Muth? Ich finde nicht, daß dazu Muth gehöret. Bei der stolzen Seele, bei dem unbiegsamen Charakter, den ich habe, ist es sehr ungewiß, ob ich von der Gnade des Hofes das Glück erhalten dürfte, das ich nöthig habe. Das

Glück, das man durch Ränke macht, ist geschwind, aber schimpflich; das man durch die Waffen macht, rühmlich, aber langsam; das man durch seine Talente macht, allezeit schwer und mittelmäßig. Es giebt andere Stände, welche geschwind zu Reichthümern führen, die Handelschaft aber ist fast der einzige, wo die großen Glücksgüter der Arbeit, der Emsigkeit und den Gefahren gleichkommen, die uns den Besitz derselben rühmlich machen. Ich will handeln, sage ich Ihnen; es fehlet mir blos an Einsicht und Anschlägen, und diese hoffe ich in Ihnen zu finden.

**Dorval.** Sie denken richtig. Ich sehe, die Liebe ist ohne Vorurtheile. Aber denken Sie nur darauf, Rosalien zu bewegen, und Sie sollen Ihren Stand nicht ändern dürfen. Wenn das Schiff, auf welchem ihr Vermögen war, auch schon dem Feinde in die Hände gefallen ist, so war es doch assecurirt, und der Verlust will nichts sagen. Die Nachricht davon stehet in den öffentlichen Blättern, und ich rathe Ihnen, sie Rosalien zu hinterbringen.

**Clairville.** Ich fliege.

## Sechster Auftritt.

Dorval. Carl (noch gestiefelt).

**Dorval** (geht auf und ab). Er wird sie nicht bewegen. — Nein. — Wenn ich aber doch wollte? — Ein Beispiel der Rechtschaffenheit, des Muths — die Anwendung meiner äußersten Gewalt über mich selbst — über sie —

**Carl** (tritt herein und bleibt, ohne ein Wort zu sagen, stehen, bis ihn sein Herr gewahr wird. Alsdenn sagt er). Mein Herr, ich habe das Rosalien einhändigen lassen, —

**Dorval.** Ich verstehe wohl.

**Carl.** Hier ist der Schein darüber. (Er giebt seinem Herrn Rosaliens Quittung.)

**Dorval.** Gut, gut! (Carl geht ab. Dorval geht noch auf und nieder, und nach einer kurzen Pause sagt er).

## Siebenter Auftritt.

Dorval (allein).

**Dorval.** So hätte ich denn Alles aufgeopfert? Mein Vermögen! (Er wiederholt mit Verachtung das Wort.) Vermögen! Meine

Liebe! meine Freiheit! — Aber diese Aufopferung meiner Freiheit, ist denn diese schon beschlossen? — O Vernunft, wer kann Dir widerstehen, wenn Du die bezaubernde Stimme des reizenden Weibes annimmst! — Kleiner und kurzsichtiger Mensch, der Du einfältig gnug bist, Dir einzubilden, daß Deine Irrthümer und Dein Unglück in dem Ganzen von einiger Wichtigkeit sind; daß eine Verbindung unendlicher Zufälle Dir Dein Unglück von Ewigkeit her zubereitet hat; daß Deine Verknüpfung mit einem andern Wesen die Ketten seines Schicksals lenket: komm, höre Theresien und erkenne die Eitelkeit Deiner Gedanken! — Ach, wenn ich diese Gewalt der Vernunft, diese Ueberlegenheit an Einsichten, mit welcher sich diese Frau meiner ganzen Seele bemeisterte und sie beherrschte, auch in mir finden könnte, so wollte ich Rosalien sprechen, sie sollte mich hören, und Clairville würde glücklich sein. — Aber warum sollte ich über diese zärtliche und biegsame Seele nicht eben die Macht gewinnen können, welche Theresia über mich zu gewinnen wußte? Seit wenn hat die Tugend ihre Herrschaft verloren? — So will ich sie denn sehen und sprechen und Alles von ihrer aufrichtigen Gemüthsart und von den Empfindungen, die mich beleben, hoffen. Ich bin es, der ihre unschuldigen Schritte irre geführet hat; ich bin es, der sie in Schmerz und Traurigkeit gestürzet; mir also kömmt es zu, ihr die Hand zu reichen und sie wieder auf die Pfade des Glücks zu führen.

Ende des vierten Aufzugs.

# Fünfter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Rosalia. Justine.

(Rosalia ist niedergeschlagen und gehet hin und her oder bleibt unbeweglich stehen, ohne auf Justinens Reden Acht zu geben.)

**Justine.** Ihr Vater entgehet tausend Gefahren! Ihr Glück ist wieder hergestellt! Sie werden aufs Neue Meister Ihres

Schicksals! Und nichts rühret Sie. Wahrhaftig, Mademoiselle, Sie verdienen so viel Gutes nicht, als Ihnen begegnet.

**Rosalia.** — Ein ewiges Band wird sie vereinigen! — Justine, ist Arnold unterrichtet? Ist er fort? Kömmt er bald wieder?

**Justine.** Mademoiselle, was wollen Sie thun?

**Rosalia.** Meinen Willen. — Nein, mein Vater soll in dieses unglückliche Haus nicht kommen! — Ich will der Zeuge ihrer Freude nicht sein. — Wenigstens entgehe ich ihren mich tödtenden Freundschaftsbezeugungen.

## Zweiter Auftritt.

**Rosalia. Justine. Clairville.**

**Clairville** (tritt eilig herein und wirft sich Rosalien sogleich, als er ihr näher kömmt, zu Füßen und sagt). Nun wohl, Grausame, so nehmen Sie mir nur das Leben! Ich weiß Alles. Arnold hat mir Alles gesagt. Sie wollen Ihren Vater von hier entfernen. Und von wem wollen Sie ihn entfernen? Von einem Manne, der Sie anbetet, der ohne Reue sein Vaterland, seine Familie, seine Freunde verließ, sich dem Meere anvertraute, um sich Ihren unerbittlichen Eltern zu Füßen zu werfen und da entweder zu sterben oder Sie zu erhalten. — Damals nahm die zärtliche, empfindliche, treue Rosalia an allem meinem Kummer Theil; itzt ist sie es allein, die ihn verursacht.

**Rosalia** (bewegt und ein Wenig betroffen). Dieser Arnold hat nicht die geringste Ueberlegung. Sie sollten meinen Anschlag nicht wissen.

**Clairville.** Sie wollten mich also hintergehen!

**Rosalia** (lebhaft). Ich habe noch Niemanden hintergangen.

**Clairville.** So sagen Sie mir denn, warum Sie mich nicht mehr lieben! Mir Ihr Herz entziehen, heißt, mich zum Tode verurtheilen. Sie wollen meinen Tod. Sie wollen ihn. Ich sehe es.

**Rosalia.** Nein, Clairville. Ich wollte Sie sehr gern glücklich wissen.

**Clairville.** Und Sie verlassen mich!

**Rosalia.** Aber könnten Sie denn nicht ohne mich glücklich sein?

**Clairville.** Sie durchbohren mir das Herz. (Er liegt noch immer Rosalien zu Füßen, und indem er die letzten Worte sagt, sinkt er mit

dem Kopf auf ihren Schooß und schweigt einen Augenblick still.) Sie hätten Sich nie ändern müssen! Sie schworen es mir! — Ich Sinnloser, ich glaubte Ihnen. Ach, Rosalia, wo ist sie hin, diese jeden neuen Morgen mit neuen Entzückungen gegebene und empfangene Treue? Wo sind sie hin, Ihre Eidschwüre? — Mein Herz, das dazu erschaffen ward, den Eindruck Ihrer Tugenden und Ihrer Reize ewig zu bewahren, hat von seinen Empfindungen nichts verloren; von den Ihrigen ist keine Spur mehr vorhanden. — Was habe ich verbrochen, daß sie so ganz erloschen?

**Rosalia.** Nichts.

**Clairville.** Und doch sind sie erloschen, und doch sind die süßen Augenblicke nicht mehr, da ich meine Empfindungen in Ihren Augen las, da diese Hände (er ergreift eine) meine Thränen abzutrocknen würdigten, meine bald bittern bald süßen Thränen, die mir Furcht und Zärtlichkeit wechselsweise auspreßten. — Rosalia, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung! — Haben Sie Mitleiden mit Sich selbst! Sie kennen Ihr Herz nicht. Nein, Sie kennen es nicht. Sie wissen es nicht, wie viel Gram Sie Sich selbst zubereiten.

**Rosalia.** Ich habe des Grams schon zu viel gehabt.

**Clairville.** Ich werde in dem Innersten Ihrer Seele ein schreckliches Bild hinterlassen, das alle Ruhe und Freude daraus verbannen wird. Ihre Ungerechtigkeit wird Sie verfolgen.

**Rosalia.** Clairville, erschrecken Sie mich nicht! (Indem sie ihn steif ansieht.) Was wollen Sie von mir?

**Clairville.** Sie erweichen oder sterben.

**Rosalia** (nach einer Pause). Ist Dorval Ihr Freund?

**Clairville.** Er weiß meinen Schmerz. Er nimmt Theil daran.

**Rosalia.** Er betriegt Sie.

**Clairville.** Ihre Grausamkeit hätte mir das Leben gekostet. Sein Rath hat mich erhalten. Ohne Dorvaln wäre ich nicht mehr.

**Rosalia.** Er betriegt Sie, sage ich. Es ist ein Nichtswürdiger!

**Clairville.** Dorval ein Nichtswürdiger? Rosalia, bedenken Sie es auch? Es sind zwei Wesen in der Welt, die ich in dem Innersten meines Herzens trage: Dorvaln und Rosalien. In diesem geheiligten Schutzorte sie angreifen, heißt mir den tödtlichsten Schmerz verursachen. Dorval ein Nichtswürdiger! Und das sagt Rosalia! Sie! — Was war ihr auch sonst noch übrig,

um mich ganz zu Boden zu schlagen, als diese Beschuldigung meines Freundes!

(Dorval tritt herein.)

## Dritter Auftritt.

Rosalia. Justine. Clairville. Dorval.

**Clairville.** Kommen Sie, liebster Freund, kommen Sie! Diese Rosalia, diese sonst so fühlende, itzt so grausame Rosalia verklagt Sie ohne Grund und verdammet mich zu einer ewigen Verzweiflung, mich, der ich lieber sterben als ihr den allergeringsten Verdruß verursachen wollte. (Nachdem er das gesagt, verbirgt er seine Thränen; er entfernt sich und wirft sich auf das Kanapee, das zu hinterst in dem Saale stehet, in der Stellung eines völlig niedergeschlagenen Menschen.)

**Dorval** (weiset ihr Clairvillen und sagt). Betrachten Sie da, Mademoiselle, Ihr Werk und das meinige! Ist das das Schicksal, das er von uns zu erwarten hatte? Eine schreckliche Verzweiflung ist also die bittere Frucht meiner Freundschaft und Ihrer Zärtlichkeit? Und so wollen wir ihn umkommen lassen? (Clairville springt auf und gehet als ein verrückter Mensch ab. Rosalia sieht ihm nach, und Dorval, nachdem er ein Wenig nachgedacht, fähret in einem leisen Tone fort, ohne Rosalien anzusehen.) Wenn er sich betrübet, so kann er es doch wenigstens ohne Zwang thun. Seine rechtschaffene Seele kann allen ihren Schmerz zeigen. — Aber wir, die wir uns unserer Empfindungen schämen müssen, dürfen sie keiner lebendigen Seele vertrauen; wir verbergen sie vor uns selber. — Vielleicht ist es Dorvaln und Rosalien genug, dem Verdachte entgangen zu sein; vielleicht sind sie klein genug, sich heimlich darüber zu freuen. — (Hier wendet er sich plötzlich gegen Rosalien.) Ah, Mademoiselle, sind wir dazu gemacht, uns so weit zu erniedrigen? Wollen wir ein so verworfenes Leben länger zu führen begehren? Ich für mein Theil könnte unmöglich mich unter den Menschen dulden, wenn auf der ganzen Fläche, die sie bewohnen, ein einziger Ort wäre, wo ich mich verachtungswürdig gemacht hätte. Ich bin der Gefahr entronnen und komme Ihnen nun zu Hülfe. Ich muß Sie wieder auf die Stufe erheben, auf welcher ich Sie gefunden habe, oder für Reue sterben. (Er hält ein Wenig inne und sagt hierauf.) Antworten Sie mir, Rosalia! Hat die Tugend bei Ihnen einigen Werth? Lieben Sie die Tugend noch?

**Rosalia.** Sie ist mir werther als das Leben.

**Dorval.** Ich will mich also über das einzige Mittel erklären, wie sich Rosalia mit sich selbst versöhnen und der Gesellschaft, darin sie lebt, würdig werden kann; wie sie würdig werden kann, Theresiens Schülerin und Freundin zu heißen und der Gegenstand aller Verehrung und Zärtlichkeit ihres Clairville zu sein.

**Rosalia.** Reden Sie! Ich höre. (Rosalia stützet sich auf die Rücklehne eines Stuhls und läßt den Kopf auf die eine Hand sinken. Dorval fährt fort.)

**Dorval.** Bedenken Sie, Mademoiselle, daß eine einzige verdrießliche Idee, die uns verfolgt, unser ganzes Glück zu vernichten vermögend ist, und daß das Bewußtsein einer bösen Handlung die allerverdrießlichste von allen Ideen ist. (Lebhaft und sehr geschwind.) Das Böse, wenn wir es einmal begangen haben, verläßt uns nie wieder; es setzt sich in dem Innersten unserer Seele zugleich mit der Scham und der Reue fest; wir tragen es mit uns herum, und es peiniget uns unaufhörlich. Wenn Sie einer unbilligen Neigung nachhängen wollen, so müssen wir uns gewissen Augen auf ewig entziehen: den Augen derjenigen zwei Personen, die wir auf Erden am Meisten verehren. Wir müssen uns entfernen, vor ihnen fliehen und mit hängendem Haupte in der Welt umherschleichen. (Rosalia seufzet.) Und wenn wir uns von Clairvillen und von Theresien entfernen müßten, wohin wollten wir uns wenden? Was sollte aus uns werden? Welchen Umgang würden wir haben? — Wer böse ist, verdammet sich, mit den Bösen zu leben und es sich mit ihnen gefallen zu lassen, muß Willens sein, sich unter einer Menge von Wesen ohne Grundsätze, ohne Sitten, ohne Charakter zu verlieren, in einer ununterbrochenen Lügen ein ungewisses und unruhiges Leben zu leben, die Tugend, die er verlassen hat, nicht ohne Erröthen loben zu können, aus Anderer Munde seine Handlungen tadeln zu hören, die Ruhe in Lehrgebäuden zu suchen, die der rechtschaffene Mann mit einem einzigen Hauche umstürzet, sich auf ewig die Quelle aller wahren Freuden, nämlich aller ehrbaren, strengen und erhabenen Freuden zu verschließen und, um sich selber zu entfliehen, sich dem Ueberdrusse aller der nichtigen Zeitverkürzungen zu überlassen, unter welchen ein Tag nach dem andern in der Vergessenheit seiner selbst verstreicht und das Leben verschwindet. — Ich übertreibe nichts, Rosalia. Wenn der Faden des Labyrinths reißet, so ist man seines Schicksals nicht mehr Meister; man weiß

nicht, wie weit und tief man sich verirren kann. Sie sind bestürzt, und Sie kennen nur kaum ein Theil Ihrer Gefahr. Rosalia, Sie sind auf dem Punkte gewesen, das allergrößte Gut, das ein Frauenzimmer auf Erden besitzen kann, ein Gut zu verlieren, das es ohne Unterlaß von dem Himmel, der sehr sparsam damit ist, erbitten sollte: einen tugendhaften Gatten! Sie waren in Gefahr, den feierlichsten Tag Ihres Lebens mit einer Ungerechtigkeit zu bemerken, so daß Sie in Zukunft an den Augenblick nie ohne Erröthen hätten denken können, dessen man sich nicht anders als mit der süßesten Empfindung erinnern sollte. — Bedenken Sie, daß Sie bis an den Fuß des Altars, an welchem Sie meinen Schwur würden übernommen und ich den Ihrigen würde gefordert haben, daß Sie bis dahin die Idee des verrathenen und in Verzweiflung gestürzten Clairville würde verfolgt haben. Sie würden gesehen haben, welchen ernsten Blick Theresia auf Sie geheftet hätte. Dieses würden die schrecklichen Zeugen unsrer Vereinigung gewesen sein! — Und dieses Wort, das so süß auszusprechen und so süß zu vernehmen ist, wenn es das Glück zweier Wesen versichert und vollendet, die durch Unschuld und Tugend ihre Begierden heiligen, dieses fatale Wort hätte auf immer unsere Ungerechtigkeit und unser Unglück versiegelt! — Ja, Mademoiselle, auf immer! Die Trunkenheit gehet vorüber. Man erblickt sich, wie man ist. Man verachtet sich. Man verklaget sich selber, und das Elend fängt an. (Hier entschießen Rosalien einige Thränen, die sie unbemerkt abzutrocknen sucht.) Und in der That, wie kann man sich auf ein Frauenzimmer verlassen, das ihren Liebhaber verrathen können? wie auf einen Mann, der seinen Freund hintergehen können? — Mademoiselle, wer es wagen darf, sich mit unauflöslichen Banden binden zu lassen, der muß in seiner Gattin die größte von allen Weibern zu erkennen glauben; und in mir würde Rosalia wider ihren Willen den niedrigsten von allen Mannspersonen erkennen müssen. — Das kann so nicht sein. — Ich würde die Mutter meiner Kinder nicht gnug verehren können, und ich müßte von ihr nicht gnug geachtet werden können. Sie erröthen. Sie schlagen die Augen nieder. — Wie? Sollten Sie Sich dadurch beleidiget glauben, daß in der Natur für mich noch etwas Heiligeres sei als Sie? Würden Sie mich wohl noch in den erniedrigenden und grausamen Augenblicken sehen wollen, wenn Sie mich ohne Zweifel verachteten, wenn ich mich haßte, wenn ich Sie anzutreffen fürchtete, wenn Sie mich zu hören zittertenund unsere zwischen dem Laster und der Tugend schwimmende

Seelen zerrissen würden? — Wie unglücklich sind wir gewesen, Mademoiselle! Aber mein Unglück hörte auf, sobald ich gerecht zu sein anfing. Ich habe den allerschwersten, aber auch den allervollkommensten Sieg über mich davongetragen. Ich habe meinen Charakter wieder angenommen. Rosalia ist mir nicht mehr fürchterlich, und ich könnte ihr ohne Bedenken den wilden Tumult bekennen, den sie in meiner Seele erregte, als ich in der äußersten Verwirrung aller meiner Empfindungen und Begriffe ihr antwortete — — Aber ein unerwarteter Zufall, Theresiens Irrthum, Rosaliens Irrthum, meine äußerste Anstrengung haben mich wieder in Freiheit gesetzt. — Ich bin frei — (Bei diesem Worte scheinet Rosalia gänzlich niedergeschlagen. Dorval wird es gewahr, wendet sich gegen sie, betrachtet sie mit einem sanftern Blicke und fähret fort.) Aber was habe ich gethan, das Rosalia nicht noch tausendmal leichter thun könnte! Ihr Herz ist zum Empfinden, ihr Geist ist zum Denken erschaffen, und ihr Mund, Alles, was rechtschaffen und edel ist, auszudrücken. Wenn ich noch einen Augenblick verweilet hätte, so würde ich von Rosalien Alles das gehört haben, was sie itzt von mir höret. Ich würde sie vernommen haben. Ich würde sie als eine wohlthätige Gottheit betrachtet haben, die mir die Hand reiche, meine wankenden Schritte zu leiten. Auf ihre Stimme hätte sich die Tugend in meinem Herzen wieder entflammet. —

**Rosalia** (mit zitternder Stimme). Dorval —

**Dorval** (freundlich). Rosalia —

**Rosalia.** Was muß ich thun?

**Dorval.** Wir haben der Hochachtung unsrer selbst einen theuern Preis gesetzet.

**Rosalia.** Wollen Sie, daß ich verzweifle?

**Dorval.** Nein! Aber es giebt Gelegenheiten, wo wir uns einzig und allein durch eine tapfre That wieder aufrichten können.

**Rosalia.** Ich verstehe Sie. Sie sind mein Freund. — Ja, ich werde das Herz haben — ich brenne, Theresien zu sprechen — ich weiß es endlich, wo das Glück meiner wartet.

**Dorval.** Ah, Rosalia, nun erkenne ich Sie. Sie sind es, aber weit schöner, weit rührender in meinen Augen als jemals! Nun sind Sie Theresiens Freundschaft, Clairvillens Zärtlichkeit und aller meiner Hochachtung würdig; denn nun darf ich es wagen, mich zu nennen.

## Vierter Auftritt.

**Rosalia. Justine. Dorval. Theresia.**

**Rosalia** (läuft Theresen entgegen). Kommen Sie, Theresia! Kommen Sie, von der Hand Ihres Mündels den einzigen Sterblichen zu empfangen, der Ihrer würdig ist!

**Theresia.** Und Sie, Mademoiselle, eilen Sie, Ihren Vater zu empfangen! Da ist er!

## Fünfter und letzter Auftritt.

**Rosalia. Justine. Dorval. Theresia. Der alte Lysimond**, von **Clairvillen** und **Arnolden** bei den Armen geführet. **Carl. Sylvester** und das ganze Haus.

**Rosalia.** Mein Vater!

**Dorval.** Himmel, wen sehe ich? Es ist Lysimond! Es ist mein Vater!

**Lysimond.** Ja, mein Sohn. Ja, ich bin es. (Zu Dorvaln und zu Rosalien.) Kommt, meine Kinder, kommt in meine Arme! — Ach, meine Tochter! Ach, mein Sohn! — (Er betrachtet sie.) Wenigstens habe ich sie gesehen. — (Dorval und Rosalia sind erstaunt. Lysimond merkt es.) Mein Sohn, das ist Deine Schwester. — Meine Tochter, das ist Dein Bruder. —

**Rosalia.** Mein Bruder!
**Dorval.** Meine Schwester!
**Rosalia.** Dorval!
**Dorval.** Rosalia!
(Diese Worte werden mit aller Geschwindigkeit des Erstaunens gesagt und beinahe zugleich in einem Augenblicke gehöret.)

**Lysimond.** (Sie setzen ihn nieder.) Ja, meine Kinder, Ihr sollt Alles erfahren. — Kommt, lasset Euch noch einmal umarmen! — (Er hebet seine Hände gen Himmel.) Der Himmel, der mich Euch wiederschenkt, der Euch mir wiederschenkt, der Himmel segne Euch — segne Euch Alle! (Zu Clairvillen.) Clairville, (Zu Theresien.) Madame, verzeihen Sie einem Vater, der seine Kinder wiederfindet! Ich glaubte sie für mich verloren. — Ich habe hundertmal zu mir selbst gesagt: Nein, ich werde sie niemals wiedersehen. Sie werden mich niemals wiedersehen. Und ach! vielleicht werden sie einander niemals kennen lernen! — Als ich abreisete, meine liebe Rosalia, war meine süßeste Hoffnung diese, Dir einen Sohn, der meiner würdig ist, Dir einen Bruder zu zeigen, der aller Deiner Zärtlichkeit würdig ist, der Dir zur Stütze diene, wenn ich nun nicht mehr

sein werde — und, mein Kind, die Zeit wird bald da sein. — Aber, meine Kinder, warum erblicke ich auf Euern Gesichtern die Entzückungen noch nicht, die ich mir versprochen hatte? — Mein Alter, meine Schwachheit, mein naher Tod betrübet Euch. — Ach, meine Kinder, ich habe so viel gearbeitet, so viel erlitten! — Dorval, Rosalia — (Mit diesen Worten strecket der Alte seine Hände gegen seine Kinder aus, die er eines um das andere ansiehet und einander zu erkennen aufmuntern will. Dorval und Rosalia sehen sich an, fallen einander in die Arme und werfen sich Beide zugleich ihrem Vater zu Füßen mit den Worten.)

**Dorval und Rosalia.** Ach, mein Vater!

**Lysimond** (legt seine Hände auf sie und sagt mit gen Himmel gewandten Augen). O Himmel, ich danke Dir! Meine Kinder haben sich gesehen; sie werden sich lieben, hoffe ich, und ich werde vergnügt sterben. — Clairville, Sie hielten Rosalien werth. — Rosalia, Du liebtest Clairvillen. Du liebst ihn noch immer. Tretet näher, ich will Euch vereinigen! (Clairville will es nicht wagen, näher zu treten, sondern strecket blos gegen Rosalien mit aller Bewegung des Verlangens und der Liebe die Arme aus. Er wartet. Rosalia betrachtet ihn einen Augenblick und tritt näher. Clairville wirft sich nieder, und Lysimond vereiniget sie.)

**Rosalia** (in einem fragenden Tone). Mein Vater? —

**Lysimond.** Mein Kind?

**Rosalia.** Theresia — Dorval — sie sind Einer des Andern so würdig.

**Lysimond** (zu Theresien und Dorvaln). Ich verstehe Dich. Kommt, meine geliebten Kinder! Kommt! Ihr verdoppelt mein Glück.

(Theresia und Dorval nahen sich gesetzt dem Lysimond. Der gute Alte nimmt Theresiens Hand, küßt sie und reichet ihr die Hand seines Sohnes, die sie annimmt.)

**Lysimond** (sagt weinend, mit der Hand sich die Thränen abtrocknend). Das sind Thränen der Freude, und es werden die letzten sein. — Ich lasse Euch große Glücksgüter. Genießet ihrer, wie ich sie erworben habe! Mein Reichthum hat meiner Redlichkeit nie das Geringste gekostet. Meine Kinder, Ihr könnt ihn ohne Gewissensbisse besitzen. — Rosalia, Du betrachtest Deinen Bruder, und nun wendest Du Deine nassen Augen wieder auf mich. — Mein Kind, Du sollst Alles erfahren; ich habe Dir schon gesagt — Aber erspare immer dieses Geständniß Deinem Vater, erspare es einem zärtlichen und empfindlichen Bruder! — Der Himmel, der mein ganzes

Leben mit Bitterkeiten vermischte, hat mir allein den reinen Genuß dieser letzten Augenblicke aufbehalten. Liebstes Kind, gönne mir ihn! — Ich habe Alles zwischen Euch zur Richtigkeit gebracht. — Hier, meine Tochter, ist das Verzeichniß meines Vermögens —

**Rosalia.** Mein Vater —

**Lysimond.** Nimm, mein Kind! Ich habe gelebt. Es ist Zeit, daß Ihr auch lebt, wie es Zeit ist, daß ich zu leben aufhöre; morgen, wenn es der Himmel will, ohne Murren. — Da, nimm, mein Sohn; es ist der Inhalt meines letzten Willens. Du wirst ihn befolgen. Besonders vergeßt Arnolden nicht! Ihm muß ich es danken, daß ich mitten unter Euch sterben kann. Rosalia, ich werde mich Arnold's noch erinnern, wenn Du mir die Augen zudrücken wirst. — Ihr werdet sehen, meine Kinder, daß ich blos meine Zärtlichkeit zu Rathe gezogen habe, und daß ich Euch Beide gleich stark liebte. Der Verlust, den ich erlitten habe, will wenig sagen. Ihr mögt ihn gemeinschaftlich tragen!

**Rosalia.** Was höre ich, mein Vater? — Dieses hat man mir gleichwohl eingehändiget. — (Sie überreicht ihrem Vater die Brieftasche, die ihr Dorval geschickt.)

**Lysimond.** Dir eingehändiget? Laß sehen! — (Er öffnet die Brieftasche und untersucht die darin befindlichen Papiere.) — Dorval, Du allein kannst dieses Geheimniß aufklären. Diese Verschreibungen und Zettel haben Dir zugehöret. Rede doch, sage uns doch, wie sie in die Hände Deiner Schwester kommen!

**Clairville** (lebhaft). Ich begreife Alles. Er wagte sein Leben für mich, er opferte mir sein Glück auf.

**Rosalia** (zu Clairvillen). Und seine Liebe!
**Theresia** (zu Clairvillen). Und seine Freiheit!
(Diese Worte werden sehr geschwind gesagt und fast zu gleicher Zeit gehört.)

**Clairville.** Ach, mein Freund — (Er umarmet ihn.)

**Rosalia** (die sich ihrem Bruder in die Arme wirft und die Augen niederschlägt). Mein Bruder! —

**Dorval** (lächelnd). Ich war nicht bei Sinnen. Und Du warest ein Kind.

**Lysimond.** Was wollen sie von Dir, mein Sohn? Du mußt ihnen irgend einen großen Anlaß zur Bewunderung und Freude gegeben haben, wovon ich nichts begreife, und woran Dein Vater nicht Theil nehmen kann.

**Dorval.** Mein Vater, die Freude, Sie wiederzusehen, hat uns Alle außer uns gebracht.

**Lysimond.** Wolle doch der Himmel, der die Kinder durch die Eltern und die Eltern durch die Kinder segnet, Euch Kinder schenken, die Euch ähnlich sind, und die Eure Zärtlichkeit gegen mich mit gleicher Zärtlichkeit belohnen!

Ende des fünften Aufzugs und des Stücks.

Ich habe die Ursache zu sagen versprochen, warum ich den letzten Auftritt nicht hören können; sie war diese: Lysimond war nicht mehr. Man hatte einen von seinen Freunden, der ohngefähr von seinem Alter war, und der seine Gestalt, seine Stimme und seine weißen Haare hatte, seine Stelle in dem Stücke zu vertreten vermocht.

Dieser Alte trat in den Saal, so wie Lysimond das erste Mal hineingetreten war, von Clairvillen und Arnolden bei den Armen geführet und in den Kleidern, die sein Freund mit aus dem Gefängnisse gebracht hatte. Aber kaum erschien er, kaum brachte dieser Schritt der Handlung der ganzen Familie einen Mann wieder vor die Augen, den sie erst kürzlich verloren hatte, und der ihr so theuer und verehrungswürdig gewesen war, als sich kein Einziger von ihnen der Thränen enthalten konnte. Dorval weinte. Theresia und Clairville weinten. Rosalia erstickte ihr Schluchzen und wandte ihre Augen weg. Der Alte, der den Lysimond vorstellte, ward aus seiner Fassung gebracht und fing auch an zu weinen. Der Schmerz verbreitete sich von den Herren auf die Bedienten und ward allgemein, und das Stück kam nicht zu Ende.

Als sie nun Alle wieder aus dem Saale waren, kam ich aus meinem Winkel hervor und ging den Weg wieder heim, den ich gekommen war. Unterwegens trocknete ich mir die Augen und sagte zu mir selbst, um mich zu trösten, denn meine ganze Seele war traurig: „Ich muß wohl sehr gutherzig sein, daß ich mich so betrüben kann. Es war ja weiter nichts als eine Komödie. Dorval hat den Inhalt aus seinem Kopfe genommen. Er hat ihn nach seiner Phantasie in Gespräche gebracht, und heute machte man sich das Vergnügen, es aufzuführen."

Gleichwohl setzten mich einige Umstände in Verlegenheit. Die Geschichte des Dorval's war in dem Lande bekannt. Man

hatte Alles mit so vieler Wahrheit vorgestellt, daß ich bei verschiedenen Stellen es fast vergessen hätte, wie ich weiter nichts als ein Zuschauer, und noch dazu ein unbewußter Zuschauer sei und beinahe im Begriffe gewesen war, meinen Platz zu verlassen und die Bühne mit einer wirklichen Person durch mich zu vermehren. Und wie sollte ich den letzten Zufall mit meinen Gedanken vergleichen? Wenn dieses Stück weiter nichts als eine Komödie war, warum konnten sie die Schlußscene nicht spielen? Woher entstand die tiefe Betrübniß, von der sie bei Erblickung des Alten, der den Lysimond vorstellte, sämmtlich durchdrungen wurden?

Einige Tage darauf kam ich zu Dorvaln, ihm für den süßen und grausamen Abend, den mir seine Gefälligkeit verschafft hatte, zu danken.

„Sie sind also damit zufrieden gewesen?"

Ich sage gern die Wahrheit. Dieser Mann hört sie gern sagen und ich antwortete ihm, daß mich das Spiel der Acteurs so eingenommen gehabt, daß ich von dem Uebrigen unmöglich urtheilen können; übrigens wüßte ich auch nichts von der Auflösung, weil ich die letzte Scene nicht hören können; wenn er mir aber sein Werk geschrieben mittheilen wollte, so wollte ich ihm meine Meinung davon sagen.

„Ihre Meinung? Weiß ich denn nicht schon so viel davon, als ich wissen will? Ein Schauspiel ist nicht sowohl gemacht, gelesen, als vielmehr vorgestellt zu werden; und die Vorstellung von diesem hat Ihnen gefallen. Mehr brauche ich nicht. Unterdessen hier ist es. Lesen Sie es, und wir wollen davon sprechen."

Ich nahm das Werk. Ich las es mit ruhigen Gedanken, und den Tag darauf und die zwei folgenden Tage unterhielten wir uns davon.

Hier sind unsere Unterredungen. Aber welcher Unterschied zwischen dem, was mir Dorval sagte, und dem, was ich schreibe! — Es sind vielleicht noch ebendieselben Gedanken, aber das Genie des Mannes ist nicht mehr darin. — Vergebens suche ich in mir selbst den Eindruck wieder, den der Anblick der Natur und Dorval's Gegenwart auf mich machten. Ich finde ihn nicht. Ich sehe Dorvaln nicht mehr. Ich höre ihn nicht mehr. Ich bin allein, unter staubichten Büchern, in einem düstern Studirzimmer. — Was ich schreibe, ist schwach, traurig und kalt.

# Dorval und Ich.

## Erste Unterredung.

Dorval hatte an diesem Tage vergebens versucht, einen Rechtshandel gütlich beizulegen, der schon lange zwei benachbarte Familien trennte und gar leicht beide zu Grunde richten konnte. Er war darüber verdrießlich und ich sahe, daß die Verfassung seiner Seele einen dunkeln Schatten über unsere Unterredung verbreiten würde. Demohngeachtet sagte ich zu ihm:

„Ich habe Sie gelesen. Allein ich irre mich sehr, oder Sie haben es Sich eben nicht angelegen sein lassen, den Absichten Ihres Herrn Vaters allzu gewissenhaft zu folgen. Er hatte Ihnen, so viel ich mich erinnere, empfohlen, Alles so vorzustellen, wie es sich wirklich zugetragen habe; und gleichwohl habe ich Verschiednes bemerkt, was das Zeichen der Erdichtung an der Stirne trägt, und das uns nur auf der Bühne zu täuschen vermag, wo es, wie man sagen könnte, eine gewisse Täuschung und einen gewissen Beifall giebt, über die man vorher einig geworden ist.

„Vors Erste haben Sie Sich dem Gesetze der Einheiten unterworfen. Gleichwohl ist es unglaublich, daß sich so viele Begebenheiten an einem Orte zugetragen, daß sie nur einen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden eingenommen, und daß sie in ihrer Geschichte so auf einander gefolgt, wie sie in Ihrem Werke mit einander verbunden sind."

„Sie haben Recht! Aber wenn die Geschichte vierzehn Tage gedauert hat, glauben Sie, daß man auch der Vorstellung diese Dauer geben müßte? daß, wenn die Begebenheiten durch andere Begebenheiten getrennet werden, man auch diese Verwirrung mit Nutzen beibehalten könne? und daß, wenn sie sich an verschied-

nen Orten des Hauses zugetragen haben, ich sie auch wieder an diese verschiedene Orte hätte verstreuen sollen?

„Die Gesetze der Einheiten sind schwer zu beobachten, aber sie sind vernünftig.

„In dem menschlichen Leben ist die Dauer einer Begebenheit mit einer Menge kleiner Zwischenfälle durchwebt, die zwar einen Roman wahrscheinlich machen, die aber einem dramatischen Werke alles Unterhaltende nehmen würden. Dort theilet sich unsere Aufmerksamkeit unter unendlich viel verschiedene Gegenstände; auf dem Theater hingegen, wo man nur besondere Augenblicke des wirklichen Lebens vorstellet, muß uns nur eine einzige Sache ganz beschäftigen.

„Ich will lieber ein einfaches als ein mit Zwischenfällen überhäuftes Stück. Unterdessen sehe ich doch mehr auf ihre Verbindung als auf ihre Vielheit. Ich bin weniger geneigt, zwei Begebenheiten zu glauben, die sich durch einen bloßen Zufall neben einander oder auf einander zutragen, als eine ganze Menge von Begebenheiten, die aber, wenn man sie mit der täglichen Erfahrung, der unwandelbaren Regel aller dramatischen Wahrscheinlichkeiten, vergleicht, so genau mit einander verknüpft sind, daß es scheinet, die eine habe die andere nothwendig veranlassen müssen.

„Die Kunst zu verwickeln bestehet darin, daß man die Begebenheiten so mit einander verbindet, daß ein vernünftiger Zuschauer beständig einen Grund dabei gewahr wird, der ihn befriedigen kann. Dieser Grund muß um so viel stärker sein, je sonderbarer die Begebenheiten sind. Man muß ihn aber nicht blos in Absicht auf sich beurtheilen. Die handelnde Person und die zuschauende sind zwei ganz verschiedene Wesen.

„Es sollte mir sehr leid sein, wenn ich mir einige Freiheiten genommen hätte, die mit diesen allgemeinen Grundsätzen von der Einheit der Zeit und der Einheit der Handlung stritten. Und in Ansehung der Einheit des Orts, glaube ich, kann man nicht strenge gnug sein. Ohne diese Einheit ist der Verfolg des Stücks fast immer verwirrt und zweideutig. Ja, wenn wir Bühnen hätten, wo sich die Verzierung ebenso oft änderte, als sich der Ort der Scene verändern soll!"

„Und was für große Vortheile würden dabei sein?"

„Der Zuschauer würde die ganze Bewegung eines Stücks ohne Mühe verfolgen können. Die Vorstellung würde dadurch weit mannichfaltiger, weit einnehmender und weit deutlicher werden. Die Verzierung kann sich nicht verändern, ohne daß die

Scene leer bleibt. Die Scene aber darf nur bei dem Schlusse eines Aufzuges leer bleiben. So oft also zwei Zwischenfälle eine andere Verzierung erforderten, würden sie in zwei verschiednen Aufzügen vorgehen. Man würde keine Versammlung des Senats eine Versammlung von Verschwornen ablösen sehen; die Scene müßte denn groß gnug sein, um ganz verschiedene Orte darauf unterscheiden zu können. Was soll aber bei kleinen Theatern, so wie die unsrigen sind, ein vernünftiger Mensch denken, wenn er Hofleute, die es doch so wohl wissen, daß die Mauern Ohren haben, an ebendemselben Orte sich wider ihren Monarchen verschwören höret, wo dieser sich den Augenblick zuvor mit ihnen über eine sehr wichtige Sache, über die Niederlegung seines Regiments, berathschlaget hat? Weil die Personen nicht weggehen, so muß er allem Ansehen nach annehmen, daß der Ort weggehet.

„Was ich übrigens von allen diesen angenommenen theatralischen Regeln halte, läuft dahinaus. Wer die poetische Ursache davon nicht weiß, wer also den Grund der Regel nicht weiß, der wird sie weder zur rechten Zeit zu befolgen, noch zu verlassen wissen. Er wird entweder zu viel Ergebenheit oder zu viel Verachtung gegen sie haben; zwei einander entgegengesetzte Klippen, die aber beide gleich gefährlich sind. Der Eine setzet die Bemerkungen und die Erfahrung aller vergangenen Jahrhunderte auf nichts herab und führet die Kunst zu ihrer Kindheit zurück. Der Andere hält sie auf der Stufe, auf welcher sie sich befindet, schlechterdings auf und verhindert sie, sich weiter zu erheben.

„Es war in Rosaliens Zimmer, wo ich mich mit ihr unterhielt, als ich die ungerechte Neigung, die sie gegen mich gefaßt hatte, in ihrem Herzen zerstörte und ihre Zärtlichkeit gegen Clairvillen wieder erweckte. Ich ging mit Theresien in der großen Allee unter den alten Maulbeerbäumen, die Sie dort sehen, spazieren, als ich mich überzeugen ließ, daß sie in der ganzen Welt die einzige Frau für mich sei. Für mich, der ich mir zu eben der Zeit vorgenommen hatte, ihr zu beweisen, daß ich kein Gatte für sie sei! Auf die erste Nachricht von der Ankunft meines Vaters kamen wir Alle herunter, liefen wir Alle herzu, und der letzte Auftritt ging an ebenso viel verschiednen Orten vor, als Pausen dieser ehrliche Alte von der Hausthüre an bis in den Saal machte. Ich sehe sie noch, diese verschiednen Orte! — — Wenn ich die Handlung in einem einzigen Ort eingeschlossen habe, so that ich es deswegen, weil es, ohne dem Verlaufe des Stücks

Gewalt anzuthun, und ohne den Begebenheiten ihre Wahrscheinlichkeit zu nehmen, geschehen konnte."

„Das ist Alles recht gut. Aber wenn Sie auch schon die Zeit, den Ort und die Folge der Begebenheiten nach den dramatischen Bedürfnissen behandelt hätten, so hätten Sie doch wenigstens zu den letztern nichts hinzudichten sollen, was weder mit unsern Sitten noch mit ihrem Charakter übereinkömmt."

„Ich glaube das auch nicht gethan zu haben."

„Sie wollten mich wohl also bereden, daß Sie die zweite Scene des ersten Aufzuges mit Ihrem Bedienten wirklich gehabt hätten? Wie? er wäre nicht gleich gegangen, als Sie ihm sagten: „Meinen Wagen! Laß anspannen!" Er hätte Ihnen nicht gehorcht? Er hätte Ihnen Vorstellungen gemacht, die Sie ruhig angehöret? Der ernste Dorval, dieser selbst gegen seinen Freund Clairville so zurückhaltende Mann, hätte sich gegen seinen Bedienten Carl so weit herabgelassen? Das ist weder wahrscheinlich noch wahr."

„Ich muß es zugestehen. Ich sagte mir das ohngefähr selbst, was ich Carlen in den Mund gelegt habe. Aber dieser Carl ist ein guter Mensch, der mir sehr ergeben ist. Er würde im Fall der Noth eben das für mich thun, was Arnold für meinen Vater gethan hat. Er hatte es doch einmal mit angesehen. Uebrigens konnte es ja nichts schaden, ihn einen Augenblick in dem Stücke mit einzuführen; und er hat so viel Freude darüber gehabt! — Weil sie unsere Bediente sind, sind sie deswegen keine Menschen mehr? — Sie dienen uns, und wir dienen einem Andern."

„Allein, wenn Sie für das Theater arbeiteten" —

„So würde ich meine Moral beiseite setzen und mich wohl in Acht nehmen, Wesen auf der Bühne wichtig zu machen, die im gemeinen Leben für nichts geachtet werden. Die Davi waren die Stützen der alten Komödie, weil sie wirklich die Triebräder aller häuslichen Unruhen waren. Soll man die Sitten, die man vor zweitausend Jahren hatte, oder soll man unsre Sitten nachahmen? Unsere Bediente in der Komödie sind allezeit lustig; ein deutlicher Beweis, daß sie frostig sind. Wenn sie der Dichter in dem Vorzimmer läßt, wohin sie gehören, so wird die Handlung, indem sie nunmehr nur unter den Hauptpersonen vorgehet, desto interessanter und stärker sein. Molière, der sie so wohl zu nutzen wußte, hat sie aus seinem Tartüffe und aus seinem Menschenfeinde ausgeschlossen. Die Intriguen der Bedienten und Mädchen, mit welchen man die Haupthandlung unterbricht,

sind das sicherste Mittel, das Interesse des Stücks zu schwächen. Die theatralische Handlung muß nirgends stille stehen, und zwei Intriguen mit einander vermengen, heißt beide wechselsweise aufhalten."

„Wenn ich dürfte, würde ich für die Mädchen um Gnade bitten. Es scheinet, als könnten junge Frauenzimmer bei dem Zwange, dem sie in ihrer Aufführung und in ihren Reden unterworfen sind, ihr Herz nur gegen diese Personen ausschütten und nur ihnen die Empfindungen vertrauen, die sie aus Gewohnheit, aus Anständigkeit, aus Furcht, aus Vorurtheilen in ihrer Seele verschlossen halten müssen."

„Sie mögen also so lange auf der Bühne bleiben, bis unsere Erziehung besser wird und die Väter und Mütter die Vertrauten ihrer Kinder werden. — Was haben Sie sonst noch angemerkt?"

„Theresiens Erklärung!" —

„Nun?"

„Die Frauenzimmer thun dergleichen selten." —

„Ich leugne es nicht. Aber setzen Sie, daß ein Frauenzimmer Theresiens Seele, Erhabenheit und Charakter hat, daß es sich einen rechtschaffenen Mann zu wählen gewußt, und Sie werden sehen, daß sie ihre Empfindungen ohne Bedenken bekennen wird. Theresia setzte mich in Verlegenheit, — und das recht sehr. Ich bedauerte sie und verehrte sie um so viel mehr."

„Das ist nicht wenig zu bewundern! Sie waren auf einer andern Seite eingenommen —"

„Und war kein eitler Geck, setzen Sie hinzu."

„Man wird in dieser Erklärung verschiedene Stellen finden, die nicht behutsam gnug behandelt worden. — Die Frauenzimmer werden es sich angelegen sein lassen, diesen Charakter lächerlich zu machen —"

„Was für Frauenzimmer, wenn ich bitten darf? Die ehrlosen, die eine schändliche Neigung gestehen, so oft sie sagen: „Ich liebe Sie". Aber hier haben wir Theresien vor uns, und die menschliche Gesellschaft würde sehr zu beklagen sein, wenn Theresia die Einzige ihrer Art wäre."

„Aber dieser Ton ist auf der Bühne sehr außerordentlich!"—

„Lassen Sie doch die Bühne! Kommen Sie wieder in den Saal und bekennen Sie, daß Ihnen Theresiens Rede nicht anstößig gewesen, als Sie sie da hörten!"

„Nein."

„Das ist gnug! Ich muß Ihnen aber doch Alles sagen.

Als das Werk fertig war, gab ich es allen theilhabenden Personen zu lesen, damit jede zu ihrer Rolle, was sie nöthig glaubte, entweder hinzusetzen oder daraus weglassen könne, um sich noch mehr nach dem Leben zu schildern. Allein es ereignete sich etwas, worauf ich nicht gedacht hatte, und was gleichwohl sehr natürlich war. Sie sahen nämlich mehr auf ihren gegenwärtigen Zustand als auf ihre vergangene Stellung. Hier machten sie den Ausdruck sanfter, da bemäntelten sie eine Empfindung, dort bereiteten sie einen Zwischenfall mehr vor. Rosalia wollte in Clairvillens Augen weniger sträflich erscheinen. Clairville wollte sich vor Rosalien noch verliebter zeigen. Theresia wollte einem Manne, der itzt ihr Gemahl ist, ein Wenig mehr Zärtlichkeit merken lassen, und die Wahrheit der Charaktere hat dadurch an verschiednen Stellen gelitten. Theresiens Erklärung ist eine von diesen Stellen. Ich sehe wohl, die übrigen werden Ihrem feinen Geschmack auch nicht entgehen."

Diese Worte des Dorval waren mir um so viel schmeichelhafter, je weniger es sonst seine Sache ist, zu loben. Um etwas darauf zu versetzen, mutzte ich eine Kleinigkeit auf, die ich sonst würde übergangen haben.

„Und der Thee in eben diesem Auftritte?" sagte ich zu ihm.

„Ich verstehe Sie. Das ist hier zu Lande nicht üblich. Ich räume es ein. Aber ich habe mich lange Zeit in Holland aufgehalten. Ich bin viel mit Fremden umgegangen. Ich habe diesen Gebrauch von ihnen angenommen, und ich habe mich selbst schildern wollen."

„Aber auf dem Theater!"

„Nicht auf dem Theater, in dem Saale müssen Sie mein Stück beurtheilen. — Uebergehen Sie unterdessen keine einzige von den Stellen, wo Sie glauben, daß ich wider den Gebrauch des Theaters gesündiget habe! — Ich möchte doch gern sehen, ob ich Unrecht habe oder der Gebrauch."

Indem Dorval dieses sagte, suchte ich die Striche, die ich an dem Rande seines Manuscripts mit dem Bleistifte überall gemacht hatte, wo mir etwas anstößig vorgekommen war. Ich ward eines von diesen Zeichen zu Anfange des zweiten Auftritts im zweiten Aufzuge gewahr und sagte zu ihm:

„Als Sie Rosalien sprachen, so wie Sie es Ihrem Freunde versprochen hatten, so wußte sie es entweder, daß Sie abreisen wollten, oder sie wußte es nicht. Wußte sie es, warum sagt sie gegen Justinen nichts davon? Ist es natürlich, daß ihr

nicht das geringste Wort über einen Zufall entfähret, der ihr nichts weniger als gleichgültig sein konnte? Sie weinet; aber sie weinet über sich selbst. Ihre Betrübniß ist die Betrübniß einer zärtlichen Seele über gewisse Empfindungen, die wider ihren Willen entstanden sind, und die sie auf keine Weise billigen kann. Nein, werden Sie sagen, sie wußte von meiner Abreise nichts. Sie schien darüber bestürzt. Ich habe es geschrieben, und Sie müssen es gelesen haben. Das ist wahr. Aber wie konnte ihr etwas unbekannt geblieben sein, das man in dem ganzen Hause wußte?"

„Es war früh. Ich glaubte einen Aufenthalt, den ich mit Unruhe erfüllte, nicht eilig genug verlassen und mich nicht geschwind genug des allerunerwartetsten und grausamsten Auftrags entladen zu können. Ich ging also zu Rosalien, sobald es bei ihr Tag war. Der Auftritt hat den Ort verändert, aber ohne etwas von seiner Wahrheit zu verlieren. Rosalia lebte eingezogen. Sie glaubte ihre geheimen Gedanken vor Theresiens durchdringendem Blicke und vor Clairvillens Liebe nicht anders verbergen zu können als durch Beider Vermeidung. Sie kam nur erst aus ihrem Zimmer herunter und hatte noch Niemanden gesprochen, als sie in den Saal hineintrat."

„Aber warum meldet man während Ihrer Unterredung mit Rosalien Clairvillen an? Es ist nicht Brauch, sich in seinem Hause anmelden zu lassen, und dieses Anmelden siehet einem vorbereiteten Theaterstreiche vollkommen gleich."

„Nein, es ist wirklich so geschehen, und es konnte nicht anders geschehen. Wenn Sie einen Theaterstreich darin wahrnehmen, meinetwegen. Er ist von sich selber gekommen.

„Clairville weiß, daß ich mit seiner Gebieterin spreche. Es ist nicht natürlich, daß er so geradezu eine Unterredung unterbricht, die er selbst verlangt hat. Gleichwohl kann er seiner Ungeduld, das Resultat derselben zu erfahren, nicht widerstehen. Er läßt mich rufen. Würden Sie es anders gemacht haben?"

Hier hielt Dorval einen Augenblick inne und fuhr darauf fort: „Ich wollte weit lieber Gemälde auf der Bühne wissen, wo es so wenig Gemälde giebt, und wo sie doch eine so angenehme und so sichere Wirkung haben würden, als diese Theaterstreiche, die man auf eine so gezwungene Art vorbereitet, und die sich auf so viel sonderbare Voraussetzungen gründen, daß für eine von diesen Verknüpfungen zufälliger Begebenheiten, die glücklich und

natürlich ist, sich immer tausend finden, die einem Manne von Geschmack mißfallen müssen."

„Aber welchen Unterschied machen Sie zwischen einem Theaterstreiche und einem Gemälde?"

„Ich werde Ihnen geschwinder Beispiele als Erklärungen davon geben können. Der zweite Aufzug öffnet sich mit einem Gemälde und schließt mit einem Theaterstreiche."

„Ich verstehe Sie. Ein unvermutheter Zufall, der sich durch Handlung äußert und die Umstände der Personen plötzlich verändert, ist ein Theaterstreich. Eine Stellung dieser Personen auf der Bühne, die so natürlich und so wahr ist, daß sie mir in einer getreuen Nachahmung des Malers auf der Leinwand gefallen würde, ist ein Gemälde."

„Ohngefähr."

„Ich wollte fast wetten, daß in dem vierten Auftritte des zweiten Aufzuges kein Wort ist, das nicht wahr wäre. Er hat mich in dem Saale aufs Aeußerste gerührt, und ich habe ihn mit unendlichem Vergnügen gelesen. Welch ein schönes Gemälde! Denn ein Gemälde ist es doch wohl, wenn der unglückliche Clairville in den Armen seines Freundes als dem einzigen Schutzorte liegt, der ihm noch übrig ist."

„Sie denken wohl an seinen Schmerz, aber Sie vergessen den meinigen. Wie grausam war dieser Augenblick für mich!"

„Ich weiß es! Ich weiß es! Ich erinnere mich gar wohl, daß Sie unter seinen traurigen Klagen Thränen über ihn vergossen. Das sind keine Umstände, die sich leicht vergessen lassen."

„Gestehen Sie nur, daß dieses Gemälde auf der Bühne nicht würde stattgefunden haben, daß es die zwei Freunde nicht würden haben wagen dürfen, einander ins Gesicht zu sehen, dem Zuschauer den Rücken zu kehren, sich zu gruppiren, sich zu trennen und sich wieder zu vereinigen; daß ihre ganze Action sehr abgemessen, sehr zierlich und sehr frostig würde gewesen sein."

„Ich glaube es."

„Wird man es denn nicht einmal empfinden, daß das Unglück die Menschen einander näher bringt, und daß es besonders in den tumultuösen Augenblicken, wenn die Leidenschaften aufs Höchste gestiegen sind und die Action am Heftigsten wird, lächerlich ist, sich in einem halben Zirkel zu halten und in einer gewissen Entfernung nach einer symmetrischen Ordnung von einander ab zu stehen?

„Die theatralische Action muß noch sehr unvollkommen sein,

weil man auf der Bühne fast keine einzige Stellung siehet, aus welcher sich eine erträgliche Composition für die Malerei machen ließe. Ist denn die Wahrheit hier weniger unentbehrlich als auf der Leinewand? Sollte es ein Grundsatz sein, daß man sich von der Sache selbst um so viel weiter entfernen müsse, je näher ihr die Kunst ist, und daß man in einen lebenden Auftritt, wo man wirkliche Menschen handeln siehet, weniger Wahrscheinlichkeit legen müsse, als in einen gemalten Auftritt, wo man, so zu reden, nur die Schatten von ihnen erblickt?

„Ich meines Theils glaube, die Bühne müßte dem Zuschauer, wenn ein dramatisches Werk gut gemacht und gut aufgeführet würde, ebenso viel wirkliche Gemälde darstellen, als brauchbare Augenblicke für den Maler in der Handlung vorkommen."

„Aber die Wohlanständigkeit! die Wohlanständigkeit!"

„Ich höre nur immer dieses Wort wiederholen. Barnevelt's Geliebte kömmt mit zerstreuten Haaren in das Gefängniß ihres Geliebten. Die zwei Freunde umarmen sich und werfen sich zur Erde. Philoktet wälzte sich ehemals vor dem Eingange seiner Höhle. Sein Schmerz brach in ein unarticulirtes Geschrei aus. Dieses Geschrei machte einen eben nicht wohlklingenden Vers. Aber die Zuschauer fühlten ihr Innerstes zerrissen. Haben wir mehr Feinheit, haben wir mehr Genie als die Athenienser? — Wie? die Action einer Mutter, deren Tochter man opfern will, sollte heftig gnug sein können? Sie laufe immer auf der Bühne als ein verrücktes und rasendes Weib umher, sie lasse den Palast von ihrem Geschrei ertönen, sogar in ihrer Kleidung zeige sich ihre Verwirrung: das Alles kömmt der Verzweiflung zu. Iphigeniens Mutter dürfte sich nur einen Augenblick als Königin von Argos, als Gemahlin des obersten Anführers der Griechen zeigen, und sie würde mich das allernichtswürdigste Geschöpf dünken. Die wahre Würde, die mich einzig und allein rühret, die mich niederschlägt, ist das Gemälde der mütterlichen Liebe in aller ihrer Wahrheit."

Ich blätterte in dem Manuscripte und fand einen kleinen Strich mit dem Bleistifte, den ich übergangen hatte. Er war an der Stelle des zweiten Auftritts in dem zweiten Aufzuge, wo Rosalia von dem Gegenstande, der sie verführet, sagt: sie habe in ihm die Wirklichkeit aller der Einbildungen, die sie sich von der Vollkommenheit gemacht, erblickt. Diese Betrachtung war mir für ein Kind ein Wenig zu stark vorgekommen, und diese Einbildungen von Vollkommenheit

hatten mir mit ihrer ungekünstelten Sprache zu streiten geschienen. Ich theilte Dorvaln meine Anmerkung mit. Statt aller Antwort verwies er mich auf das Manuscript. Ich betrachtete es genauer, ich fand, daß diese Worte erst nachher von Rosaliens eigner Hand dazugesetzt worden, und wendete mich zu andern Dingen.

„Sie sind kein Liebhaber von Theaterstreichen?“ fragte ich ihn.

„Nein!“

„Hier ist gleichwohl einer, und einer von den ausgesuchtesten.“

„Ich weiß es, und ich habe seiner schon gegen Sie gedacht.“

„Es ist der Grund von Ihrer ganzen Verwicklung.“

„Ich räume es ein.“

„Und ist das schlecht?“ —

„Ohne Zweifel.“

„Warum haben Sie es gleichwohl gebraucht?“

„Weil es keine Erdichtung, sondern eine wahre Begebenheit ist. Es wäre freilich zum Besten des Stücks zu wünschen, daß sich die Sache anders zugetragen hätte.“

„Rosalia entdeckt Ihnen ihre Liebe. Sie erfährt, daß sie geliebt wird. Sie hoffet nicht mehr, sie wagt es nicht, Sie noch einmal zu sehen, sie schreibt Ihnen —“

„Das ist ganz natürlich.“

„Sie antworten ihr“

„Ich mußte ja wohl.“

„Clairville hat seiner Schwester versprochen, Sie vor Derselben Zurückkunft nicht abreisen zu lassen. Theresia liebte Sie. Sie hat es Ihnen gestanden. Sie kennen ihre Gesinnungen.“

„Sie muß begierig sein, die meinigen genauer zu kennen.“

„Ihr Bruder geht, sie bei einer Freundin abzuholen, zu der sie auf die nachtheiligen Gerüchte, die sich von Rosaliens Glücksumständen und von der Zurückkunft ihres Vaters ausgebreitet hatten, gegangen war. Man wußte daselbst Ihre Abreise. Man ist darüber erstaunt. Man giebt Ihnen Schuld, seiner Schwester Zärtlichkeit eingeflößt zu haben und dergleichen selbst gegen seine Geliebte zu empfinden.“

„Die Sache ist wahr.“

„Aber Clairville glaubt nichts davon. Er vertheidiget Sie lebhaft. Er ziehet sich einen Handel zu. Man ruft Sie ihm zu Hülfe, indem Sie eben begriffen sind, auf Rosaliens Brief zu antworten. Sie lassen Ihre Antwort auf dem Tische liegen —“

„Sie würden es nicht anders gemacht haben, glaube ich."

„Sie eilen Ihrem Freunde zu Hülfe. Theresia kömmt dazu. Sie glaubt, daß sie von Ihnen erwartet werde. Sie sieht sich allein gelassen. Diese Aufführung ist ihr unbegreiflich. Sie wird den Brief gewahr, den Sie an Rosalien zu schreiben angefangen. Sie lieset ihn und deutet ihn auf sich selbst."

„Es würde jede Andere ebenso gut betrogen haben."

„Ohne Zweifel. Sie hat nicht den geringsten Argwohn wegen Ihrer Liebe gegen Rosalien, noch wegen Rosaliens Liebe gegen Sie; der Brief beantwortet eine Erklärung, und sie hatte dergleichen gethan."

„Setzen Sie noch hinzu, daß Theresia von ihrem Bruder das Geheimniß meiner Geburt erfahren hatte, und daß der Brief in der Denkungsart eines Mannes geschrieben ist, der Clairvillen zu beleidigen glaubt, wenn er nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes trachte. Theresia glaubte es also, und muß es glauben, daß sie geliebt werde; und daher entstehen denn nothwendig alle die Verwirrungen, in welchen Sie mich gesehen haben."

„Was finden Sie denn also hieran auszusetzen? Es ist gar nichts falsch —"

„Aber auch nichts wahrscheinlich genug. Sehen Sie denn nicht, wie viel Zeit man braucht, eine solche Menge von Umständen zu verbinden? Die Künstler mögen sich wegen ihrer Gabe, dergleichen Zufälle zu bereiten, immerhin glücklich schätzen. Ich werde ihnen Erfindung zugestehen, aber keinen wahren Geschmack. Je einfacher der Verlauf eines Stücks ist, desto schöner ist es. Ein Dichter, der diesen Theaterstreich und die Stellung in dem fünften Aufzuge erdacht hätte, wo ich zu Rosalien trete und ihr Clairvillen zu hinterst in dem Saale auf einem Kanapee in der Fassung eines verzweifelnden Menschen zeige, würde wenig Verstand beweisen, wenn er den Theaterstreich dem Gemälde vorzöge. Jenes ist beinahe ein Kinderspiel. Dieses ist ein Zug des Genies. Ich rede ohne Parteilichkeit davon. Ich habe Beides nicht erfunden. Der Theaterstreich ist eine wahre Begebenheit. Das Gemälde ist ein glücklicher Umstand, der sich von ohngefähr ereignete, und den ich zu nutzen wußte."

„Da Sie aber Theresiens Mißverständniß wußten, warum ließen Sie Rosalien nichts davon wissen? Das Mittel war natürlich, und es half Allem ab."

„Ja, wenn Sie so fragen wollen! Wie weit verlieren Sie

auf einmal das Theater aus den Augen! Sie untersuchen mein Werk mit einer Strenge, die, so viel ich weiß, kein Stück in der Welt aushalten kann. Ich will es Ihnen danken, wenn Sie ein einziges anführen können, das bis auf den dritten Aufzug kommen würde, wenn ein Jeder darin dasjenige thäte, was er nach der Schärfe thun sollte. Aber diese Antwort, die für einen Künstler hinlänglich gut wäre, taugt für mich nichts. Es ist hier die Rede von einer Begebenheit und nicht von einer Erdichtung. Sie wollen nicht von einem Verfasser die Ursache eines Zwischenfalls wissen, sondern Sie wollen hören, wie Dorval sein Betragen rechtfertigen kann.

„Ich entdeckte Rosalien darum weder Theresiens noch ihren eigenen Irrthum, weil dieser Irrthum meinen Absichten bequem war. Da ich den Entschluß gefaßt hatte, der Rechtschaffenheit Alles aufzuopfern, so betrachtete ich dieses Mißverständniß, das mich von Rosalien trennte, als eine Begebenheit, die mich von der Gefahr entfernte. Ich wollte freilich nicht gern, daß sich Rosalia eine falsche Vorstellung von meinem Charakter machte; aber daran mußte mir noch weit mehr gelegen sein, daß ich dem, was ich mir selbst und was ich meinem Freunde schuldig war, nachzukommen suchte. Es ging mir nahe, daß ich sie betriegen mußte, daß ich Theresien betriegen mußte; aber ich mußte."

„Ich fühle es. An wen hätten Sie sonst geschrieben, wenn Sie nicht an Theresien geschrieben hätten!"

„Uebrigens verstrich zwischen diesem Augenblicke und der Ankunft meines Vaters eine so kurze Zeit, und Rosalia lebte so eingeschlossen! Ihr zu schreiben, war gar nicht Rath. Es ist sehr ungewiß, ob sie meinen Brief hätte annehmen wollen, und es ist ganz gewiß, daß ein Brief, der sie von meiner Unschuld überzeugt hätte, ohne ihr wegen der Unbilligkeit unserer Empfindungen die Augen zu öffnen, das Uebel nur würde vergrößert haben."

„Unterdessen mußten Sie aus Clairvillens Munde tausend marternde Reden hören. Theresia giebt ihm Ihren Brief. Nicht genug, daß Sie Ihre wirkliche Neigung verbergen müssen, Sie müssen Sich stellen, eine ganz andere zu haben. Man bringt Ihre Verbindung mit Theresien zur Richtigkeit, ohne daß Sie Sich widersetzen können. Man hinterbringt Rosalien diese angenehme Neuigkeit, ohne daß Sie sie leugnen dürfen. Sie will vor Ihren Augen vergehen. Und ihr Liebhaber, den sie mit der unglaublichsten Härte mißhandelt, fällt in einen Zustand, der der Verzweiflung sehr nahe ist."

„Alles das ist wahr; aber was konnte ich machen?“

„Gut, daß wir auf diese Verzweiflungsscene kommen. Sie ist sonderbar. Sie rührte mich in dem Saale ungemein. Nun denken Sie, wie betroffen ich bei dem Lesen war, als ich weiter nichts als Geberden und keine Reden darin fand.“

„Lassen Sie Sich hiebei eine Anekdote erzählen, die ich Ihnen gewiß nicht erzählen würde, wenn ich diesem meinem Werke einigen Werth beilegte oder mir sehr viel darauf einbildete, es gemacht zu haben. Als ich nämlich auf diese Stelle unserer Geschichte und des Stücks kam und in mir weiter nichts als einen tiefen Eindruck ohne der geringsten Idee von den dabei geführten Reden fand, so besann ich mich auf verschiedene Reden in dieser und jener Komödie, nach welchen ich aus Clairvillen einen sehr beredten Verzweifelten machte. Indem er aber seine Rolle flüchtig durchlief, sagte er zu mir: „Das, Bruder, taugt gar nichts. In dieser ganzen Rhetorik ist kein einziges wahres Wort.“ „Ich weiß wohl. Aber sehen Sie, ob Sie es besser machen können.“ „Das wird nicht schwer sein. Ich muß mich nur wieder in die Stellung setzen und mir selber zuhören.“ Dieses muß er ohne Zweifel gethan haben. Den Tag darauf brachte er mir die bewußte Scene, so wie sie ist, Wort vor Wort. Ich las sie, und las sie mehr als einmal. Ich erkannte den Ton der Natur darin, und wenn Sie wollen, so will ich Ihnen morgen verschiedne Anmerkungen mittheilen, die sie über die Leidenschaften, über den Accent, über die Declamation, über die Pantomime bei mir veranlaßt hat. Ich will Sie diesen Abend bis an den Fuß des Hügels begleiten, der zwischen unsern Wohnungen mitten inne liegt, und wir wollen den Ort ausmachen, wo wir uns wieder treffen wollen.“

Unterwegens bemerkte Dorval die natürlichen Erscheinungen, die auf den Untergang der Sonne folgen, und sagte: „Sehen Sie doch, wie die besondern Schatten immer schwächer werden, so wie der allgemeine Schatten stärker und stärker wird. — Diese breiten Striche von Purpur versprechen uns einen schönen Morgen. — Sehen Sie, welch Violet sich über den Himmel, der untergehenden Sonne gegenüber, verbreitet. — Man höret in dem Gebüsche nur noch einige Vögel, deren später Gesang die Dämmerung belebet. — Das Geräusche der fließenden Wasser sondert sich allmählich aus dem allgemeinen Geräusche und verkündiget uns, daß man an den meisten Orten mit der Arbeit aufgehöret habe, und daß es spät ist.“

Indem gelangten wir an den Fuß des Hügels. Wir machten den Ort aus, wo wir uns treffen wollten, und begaben uns von einander.

---

## Zweite Unterredung.

Des Tages darauf fand ich mich an dem Fuße des Hügels ein. Der Ort war einsam und wild. Vor sich sahe man einige Dörfer, die in der Ebene zerstreut lagen; hinter ihnen eine Kette von ungleichen und zerrissenen Bergen, welche den Horizont zum Theil umschlossen. Hohe Eichen warfen ihre Schatten umher, und von einem unterirdischen Wasser, welches in der umliegenden Gegend floß, vernahm man das dumpfe Geräusch. Es war die Jahreszeit, da die Erde mit den Gütern bedeckt ist, die sie der Arbeit und dem Schweiße der Menschen gewähret. Dorval war schon hier. Ich nahte mich ihm, ohne von ihm wahrgenommen zu werden. Er hatte sich dem Anschauen der Natur ganz überlassen. Seine Brust flog hoch. Er athmete mit Macht. Seine aufmerksamen Augen gingen alle Gegenstände durch. Ich folgte auf seinem Gesichte den verschiednen Eindrücken, die sie auf ihn machten, und ich fing an, an seiner Entzückung Theil zu nehmen, als ich fast wider Willen ausrief: „Er ist bezaubert!"

Er hörte mich und antwortete mir mit einer heisern Stimme: „Es ist wahr. Hier, hier läßt sich die Natur sehen. Hier ist der heilige Aufenthalt der Begeisterung. Hat ein Mensch Genie erhalten, so verläßt er die Stadt und ihre Einwohner. Ihn freuet, so wie sein Herz ihn reizet, bald seine Thränen mit dem Krystalle einer Quelle zu mischen, bald Blumen auf ein Grab zu tragen, bald mit leichten Füßen das zarte Gras der Wiesen niederzutreten, bald mit langsamen Schritten fruchtbare Felder durchzuwandern, bald die Arbeit des Landmannes mit anzusehen, bald in das Innerste der Wälder zu fliehen. Er liebt ihre geheime Schauder. Er irret umher. Er sucht eine Höhle, die ihn begeistre. Wer sonst als er läßt seine Stimme zu dem Rauschen des Stromes, der von dem Berge stürzet, ertönen? Wer sonst als er empfindet das Erhabene eines einsamen Ortes? Wer sonst als er höret sich in der Stille der Einöde? Niemand als er. Unser Dichter wohnet an dem Ufer einer See. Er wirft seine Blicke über die

Fläche der Wasser, und sein Genie erweitert sich. Hier ist es, wo er von dem bald ruhigen, bald heftigen Geiste ergriffen wird, der seine Seele nach Willkür itzt empöret, itzt beruhiget. — O Natur, Alles, was gut ist, ist in Deinem Schooße verschlossen! Du bist die reiche Quelle aller Wahrheiten. — Nichts als Tugend und Wahrheit ist in diesem Augenblicke würdig, mich zu beschäftigen. — Die Begeisterung entspringet aus einem Gegenstande der Natur. Hat ihn die Seele von mehrern und von den hellesten Seiten gesehen, so bemeistert er sich ihrer und jetzt sie in Bewegung und Aufruhr. Die Einbildungskraft wird hitziger. Die Leidenschaften werden rege. Man ist Eines ums Andere erstaunt, gerührt, geärgert, erzürnt. Ohne die Begeisterung findet sich der wahre Gedanke entweder gar nicht ein, oder wenigstens, wenn man ihn ja von ohngefähr trifft, kann man ihn doch nicht verfolgen. — Der Dichter empfindet den Augenblick der Begeisterung. Er folget auf sein Nachdenken. Er kündiget sich bei ihm durch eine Erschütterung an, die in seiner Brust den Anfang nimmt und sich auf die süßeste und schnelleste Weise bis in die äußersten Theile des Körpers fortpflanzet. Bald aber ist es keine Erschütterung mehr. Es ist eine starke und anhaltende Hitze, die ihn entzündet, die ihn verzehret, die ihn tödtet, die aber Allem, womit er sich abgiebt, Seele und Leben ertheilet. Wenn diese Hitze noch steiget, so werden auch der Erscheinungen vor ihm mehr. Seine Leidenschaft würde bis zur Staffel der Wuth steigen. Er würde von keiner andern Erleichterung wissen, als einen Strom von Ideen, die sich drängen, sich stoßen und sich jagen, auszuschütten."

Dorval befand sich diesen Augenblick selbst in dem Zustande, den er schilderte. Ich antwortete ihm nicht. Es entstand unter uns eine Stille, während welcher er sich, wie ich sahe, beruhigte. Bald darauf fragte er mich, wie ein Mensch, der aus einem tiefen Schlafe erwacht: „Was habe ich gesagt? Was hatte ich Ihnen zu sagen? Ich habe es ganz vergessen."

„Einige Gedanken, die die Scene des verzweifelnden Clairville's bei Ihnen über die Leidenschaften, über den Accent, über die Declamation, über die Pantomime veranlaßt hatte."

„Der erste ist dieser: daß man seinen Personen keinen Witz geben, sondern sie in solche Umstände zu setzen wissen muß, die ihnen welchen geben." —

Dorval merkte aus der Geschwindigkeit, mit welcher er diese Worte vorbrachte, daß sich der Aufruhr in seiner Seele noch nicht

ganz gelegt habe; er hielt inne, und um sich Zeit zu lassen, wieder ruhig zu werden, oder vielmehr um seiner Unruhe eine noch heftigere, aber geschwinder überhingehende Bewegung entgegenzusetzen, erzählte er mir Folgendes:

„Eine Bäuerin aus dem Flecken, den Sie da zwischen den beiden Bergen liegen sehen, und dessen Häuser ihre Giebel über die Bäume erheben, schickte ihren Mann zu ihren Eltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnen. Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag mit zerstreuten Haaren auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes und sagte unter Vergießung von Thränen und mit einer Action, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich Dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße Dich zum Tode trügen?“ — Glauben Sie, daß sich eine Frau von anderm Stande würde pathetischer ausgedrückt haben? Nein. Einerlei Umstände würden ihr einerlei Rede einflößen. Ihre Seele würde ganz von dem Augenblicke abgehangen haben; und was der Künstler finden muß, ist eben das, was alle Welt in dergleichen Falle sage würde, was Niemand anhören würde, ohne es sogleich in sich selbst wahrzunehmen.

„Große Anliegen, große Leidenschaften. Das ist die Quelle aller großen und aller wahren Reden. Fast alle Menschen reden, wenn sie nun sterben sollen, gut.

„Was mir an Clairvillens Scene vornehmlich gefällt, ist dieses, daß sie durchaus weiter nichts enthält als das, was die Leidenschaft, wenn sie aufs Aeußerste gestiegen ist, eingiebt. Die Leidenschaft heftet sich an eine Hauptidee. Sie schweigt, und sie kömmt auf diese Hauptidee fast immer durch Ausrufungen wieder zurück.

„Die Pantomime, die von uns so vernachläßiget wird, ist in dieser Scene angebracht, und wie glücklich, das haben Sie selbst erfahren!

„Wir reden in unsern Schauspielen zu viel, und folglich spielen unsere Acteurs nicht genug. Wir haben die Kunst, welche die Alten so vortrefflich zu nutzen wußten, ganz verloren. Der Pantomime spielte ehemals alle Stände, Könige, Helden, Reiche, Arme, Städter und Landleute, und wählte aus jedem Stande

das, was ihm eigenthümlich war, und aus jeder Action das, was am Meisten in die Augen fiel. Der Philosoph Timokrates, der diesem Schauspiele, von welchem ihn sein strenger Charakter sonst entfernt hatte, endlich einmal mit beiwohnte, sagte: Quali spectaculo me philosophiae verecundia privavit! „Timokrates schämte sich ganz zur Unzeit. Und seine unzeitige Scham hat den Philosophen eines großen Vergnügens beraubt.“ Der Cyniker Demetrius schrieb alle Wirkung davon den Instrumenten, den Stimmen, der Verzierung in Gegenwart eines Pantomimen zu, der ihm aber antwortete: „Sieh mich erst ganz allein spielen, und alsdenn sage von meiner Kunst, was Du willst!“ Die Flöten schweigen. Der Pantomime spielt, und der entzückte Philosoph ruft aus: „Ich sehe Dich nicht blos. Ich höre Dich. Du sprichst mir mit den Händen.“

„Welche Wirkung müßte diese Kunst vollends haben, wenn sie mit der Rede verbunden würde! Warum haben wir Dinge getrennt, welche die Natur verbunden hatte? Begleitet nicht die Geberde die Rede alle Augenblicke? Ich habe es nie so deutlich empfunden als bei Verfertigung dieses Werks. Ich suchte das, was ich gesagt hatte, das, was man mir geantwortet hatte, und weil ich nichts als Bewegungen fand, so schrieb ich die Namen der Personen hin und ihre Action darunter. Ich sagte zu Rosalien (im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges): „Wenn es das Unglück wollte — daß Ihr überraschtes Herz — von einer Neigung hingerissen wäre — die Ihnen Ihre Vernunft als ein Verbrechen anrechnen müßte — Ich habe diesen grausamen Zustand kennen lernen! — Wie sehr würde ich Sie bedauern!“ — Sie antwortet mir: — „Bedauern Sie mich also!“ — Ich bedauerte sie, aber blos mit einer mitleidigen Geberde, und ich glaube nicht, daß ein Mensch von Empfindung es anders würde gemacht haben. — Und wie viel andere Umstände giebt es, wo das Stillschweigen unvermeidlich ist! Es fragt Sie Jemand um Ihren Rath, und Ihr Rath ist von der Beschaffenheit, daß Der, dem er ertheilet wird, wenn er ihm folget, das Leben, und wenn er ihm nicht folget, die Ehre zu verlieren waget. Sie sind weder grausam noch niederträchtig. Sie geben Ihre Verlegenheit durch eine Geberde zu verstehen und lassen Ihren Mann greifen, wozu er will.

„Was ich bei dieser Scene sonst noch anmerkte, war dieses, daß es Stellen giebt, die man fast ganz und gar dem Schau-

spieler überlassen sollte. Ihm käme es zu, sich die geschriebene Scene bequem zu machen, gewisse Worte zu wiederholen, auf gewisse Ideen wieder zurückzukommen, einige wegzulassen und andere hinzuzusetzen. In der Singstimme lässet der Musikus einem großen Sänger die freie Anwendung seines Geschmacks und seiner Fähigkeit. Er begnügt sich, ihm die vornehmsten Intervalle eines schönen Gesanges vorgeschrieben zu haben. Der Dichter sollte es ebenso machen, wenn er seinen Schauspieler hinlänglich kennet. Was rührt uns bei dem Anblicke eines Menschen, der von gewaltigen Leidenschaften bestürmet wird, am Meisten? Sind es seine Reden? Zuweilen. Aber das, was allezeit rühret, sind Schreie, unarticulirte Töne, abgebrochene Worte, einzelne Silben, die ihm dann und wann entfahren, und ich weiß selbst nicht, was für ein Murmeln in der Kehle und zwischen den Zähnen. Indem die Heftigkeit der Empfindung das Athemholen unterbricht und den Geist in Aufruhr setzet, trennen sich die Silben der Wörter, und der Mensch fällt von einer Idee auf die andere. Er fängt eine Menge Reden an. Er endiget keine, und außer einigen Empfindungen, die er bei dem ersten Anfalle ausläßt, und auf die er ohne Unterlaß wieder zurückkömmt, ist alles Uebrige weiter nichts als ein schwaches und verwirrtes Getöse, eine Folge sterbender Töne und erstickter Accente, welche der Schauspieler besser versteht als der Dichter. Die Stimme, der Ton, die Geberde, die Action, Alles das gehört dem Schauspieler zu, und das ist es eben, was uns an heftigen Leidenschaften am Meisten rühret. Der Schauspieler allein kann der Rede allen ihren Nachdruck ertheilen. Denn er macht dem Gehöre die Stärke und die Wahrheit des Accents empfindlich."

„Ich habe oft gedacht, daß die Reden feuriger Liebhaber nicht sowohl Dinge zum Lesen als Dinge zum Hören sind. Denn, sagte ich bei mir selbst, nicht der Ausdruck: Ich liebe Sie! ist es, was über die Strenge einer Spröden, über die Anschläge einer Buhlerin, über die Tugend eines empfindlichen Frauenzimmers triumphirt. Es ist vielmehr das Zittern der Stimme, mit welchem es ausgesprochen ward, es sind die Thränen, es sind die Blicke, womit es begleitet ward. Diese Idee kömmt auf die Ihrige heraus."

„Es ist ebendieselbe. Ein Strom von schallenden Worten, der diesen wahren Tönen der Leidenschaft ganz entgegengesetzt ist, sind unsere sogenannten Tiraden. Nichts erhält mehr

Beifall, und nichts verräth einen schlechtern Geschmack. Bei einer dramatischen Vorstellung muß man sich ebenso wenig um den Zuschauer bekümmern, als ob ganz und gar keiner da wäre. Richtet sich das Geringste an ihn, so hat der Verfasser seinen Vorwurf verlassen, so ist der Schauspieler aus seiner Rolle gesetzt, und sie steigen Beide von der Bühne herab. Ich sehe sie im Parterre; und so lange die Tirade dauert, ist die Handlung für mich unterbrochen, und die Bühne bleibt leer.

„Es giebt bei Verfertigung eines dramatischen Stücks eine Einheit der Rede, welche einer Einheit des Accents in der Declamation entspricht. Beide Systeme ändern sich nicht blos von Komödie zu Tragödie, sondern von einer Komödie und von einer Tragödie zu der andern. Verhielte es sich anders, so müßte entweder in dem Gedichte oder in der Vorstellung ein Fehler liegen. Die Personen müßten die gehörige Verbindung unter einander nicht haben; es müßte ihnen die Uebereinstimmung fehlen, die sie, auch sogar in den Contrasten, haben sollen. In der Declamation würde man die widerlichsten Dissonanzen bemerken. Man würde in dem Gedichte ein Wesen wahrnehmen, das für die Gesellschaft, in die man es einführen wollen, ganz und gar nicht gemacht sei.

„Diese Einheit des Accents zu empfinden, ist des Schauspielers Werk. Das ist die Arbeit seines ganzen Lebens. Fehlt ihm dieses Gefühl, so wird sein Spiel bald schwach, bald übertrieben, selten richtig, stellenweise gut und im Ganzen zusammen schlecht sein.

„Wenn sich die Sucht, beklatscht zu werden, eines Schauspielers bemeistert, so übertreibt er. Das Fehlerhafte seiner Action stecket die Action der Andern an. Es ist keine Einheit mehr in der Declamation seiner Rolle. Es ist keine mehr in der Declamation des Stücks. Und bald erblicke ich auf der Scene weiter nichts als eine lärmende Versammlung, in der Jeder den Ton hält, der ihm beliebt; ich fange an, Langeweile zu haben: meine Hände fassen von selbst nach den Ohren, und ich mache mich davon.

„Ich wollte Ihnen gern etwas von dem Accente sagen, der jeder Leidenschaft eigenthümlich zukömmt. Aber dieser Accent ändert sich auf so verschiedene Weise ab; es ist ein so feiner und flüchtiger Gegenstand, daß ich keinen einzigen wüßte, bei welchem sich der Mangel aller itzigen und aller ehemals vorhandenen Sprachen deutlicher spüren ließe. Von der Sache hat man den

richtigsten Begriff; sie ist dem Gedächtnisse gegenwärtig. Aber sucht man den Ausdruck, so findet man ihn nicht. Man verbindet die Worte: hoch und tief, geschwind und langsam, sanft und stark. Allein das Netze ist zu weit, und es bleibt nichts hangen. Wer ist im Stande, die Declamation dieser zwei Verse zu beschreiben:

„Hat man sie oft vertraulich sprechen, oft sich suchen,
Sich oft ins Innerste des Hains verlieren sehen?“

Es ist eine Vermischung von Neugierde, von Unruhe, von Schmerz, von Liebe und von Scham, die mir das allerschlechteste Gemälde weit besser schildern würde als die ausgesuchteste Rede.“

„Wir haben also um so viel mehr Ursache, die Pantomime zu schreiben.“

„Unstreitig. Der Ton und die Geberde bestimmen einander wechselsweise.“

„Aber der Ton läßt sich nicht in Noten setzen, und die Geberden kann man so leicht aufschreiben.“

Dorval machte bei dieser Stelle eine Pause. Hierauf sagte er:

„Zum Glück wird eine Schauspielerin, wenn auch ihre Beurtheilungskraft ganz eingeschränkt und ihre Einsicht ganz gemein ist, wenn sie nur eine große Empfindlichkeit besitzt, gar leicht die Stellung einer Seele fassen und, ohne daran zu denken, den Accent finden, der den verschiednen Empfindungen gemäß ist, welche hier zusammentreffen und die Stellung eben ausmachen, die der Philosoph mit aller seiner Scharfsinnigkeit wohl unzergliedert lassen muß.

„Die Dichter, die Schauspieler, die Musiker, die Maler, die Sänger von der ersten Classe, die großen Tänzer, die zärtlichen Liebhaber, die wahren Andächtigen, alles dieses feurige und enthusiastische Volk empfindet sehr lebhaft und überlegt sehr wenig.

„Sie werden nicht durch Regeln, sondern durch etwas ganz Anders, das weit unmittelbarer, weit inniger, weit dunkler und weit gewisser ist, geführet und erleuchtet. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich aus einem großen Schauspieler, aus einer großen Schauspielerin mache! wie stolz ich auf dieses Talent sein würde, wenn ich es besäße! Als ich vor diesem auf der ganzen Welt noch Niemanden etwas anging, Herr von meinem Geschicke und frei von allen Vorurtheilen war, wollte ich einst

Komödiant werden, und man gebe mir nur die Versicherung, daß ich es so weit damit bringe als Quinault Dufresne, und ich werde es noch morgen. Nur das Mittelmäßige verekelt uns das Theater, und nur die schlechten Sitten sind es, die uns in diesem sowie in jedem andern Stande Schande bringen. Gleich unter Racinen und unter Corneillen stehet bei mir ein Baron, eine Desmares, eine de Seine, und gleich unter Regnard und Molièren der ältere Quinault und seine Schwester.

„Ich ward ärgerlich, so oft ich in den Schauplatz ging und die Nützlichkeit des Theaters gegen die wenige Sorgfalt hielt, die man auf die Einrichtung der Schauspielergesellschaften wendet. Und da rief ich denn: Ach, meine Freunde, wenn wir jemals nach Lampedouse*) ziehen und da, fern von dem festen Lande, mitten in den Wellen des Meeres, ein kleines glückliches Volk stiften, so sollen das unsere Prediger sein, und wir wollen sie gewiß der Wichtigkeit ihres Amtes gemäß aussuchen! Alle Völker haben ihre Sabbathe, und wir würden dergleichen auch haben. An diesen feierlichen Tagen wollten wir ein gutes Trauerspiel vorstellen lassen, woraus die Menschen sich vor den Leidenschaften hüten lernten; ein gutes Lustspiel, das sie in ihren Pflichten unterrichtete und ihnen Geschmack daran einflößte!“

„Wird es Ihnen da auch gleichviel sein, Dorval, daß die Rolle der Schönheit von der Häßlichkeit gespielet wird?“

*) Lampedouse ist eine kleine wüste Insel auf dem afrikanischen Meere, von der Küste von Tunis und der Insel Malta ohngefähr gleich weit ab. Der Fischfang daselbst ist vortrefflich. Sie ist mit wilden Oelbäumen bedeckt. Der Boden würde sehr fruchtbar sein. Korn und Wein würden da ungemein gerathen, Und gleichwohl ist sie noch von Niemanden bewohnet worden als von einem Marabou und von einem elenden Priester. Der Marabou hatte die Tochter des Bey von Algier entführet und war mit seiner Geliebten dahin geflüchtet, an dem gemeinschaftlichen Werk ihres Heils zu arbeiten. Der Priester, mit Namen Bruder Clement, hat zehn Jahr auf Lampedouse zugebracht, und er war vor kurzer Zeit noch am Leben. Er hatte Vieh. Er baute das Land. Er verbarg seinen Vorrath in einen Keller unter der Erde, und den Rest verkaufte er auf den nächsten Küsten, wo er sich so lange lustig machte, als sein Geld währte. Auf der Insel ist eine in zwei Capellen getheilte Kirche, welche die Mahometaner als den Begräbnißort des heiligen Marabou und seiner Geliebten verehren. Bruder Clement hatte die eine Capelle dem Mahomet und die andere der heiligen Mutter Gottes geweihet. Sahe er ein christliches Schiff kommen, so steckte er die Lampe der heiligen Mutter Gottes an. War es aber ein mahometanisches Schiff, geschwind blies er die Lampe der heil. Mutter Gottes aus und steckte für den Mahomet an.

„Ich glaube nicht. Denn giebt es in einem dramatischen Werke nicht schon sonderbare Voraussetzungen gnug, nach welchen ich mich bequemen muß? Soll die Illusion auch durch Voraussetzungen, die meinen Sinnen widersprechen und ihnen unangenehm fallen, noch mehr verhindert werden?"

„Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich habe es manchmal bedauert, daß die Masken der Alten nicht mehr im Gebrauche sind, und es würde mir, glaube ich, weit erträglicher gewesen sein, eine schöne Maske, als ein häßliches Gesicht loben zu hören."

„Und der Widerspruch zwischen den Sitten des Stücks und den Sitten der wirklichen Person, ist der Ihnen weniger anstößig gewesen?"

„Nicht selten hat sich der Zuschauer des Lachens dabei unmöglich enthalten können, und die Schauspielerin selbst ist darüber roth geworden.

„Nein, ich wüßte keinen Stand, der ausgesuchtere Gestalten und ehrbarere Sitten verlangte als das Theater."

„Unsere thörichten Vorurtheile aber verhindern es allein, daß wir nicht ernstlicher darauf dringen können."

„Doch wir sind sehr weit von meinem Stücke abgekommen. Wo waren wir?"

„Bei dem Auftritte mit Arnolden."

„Ich bitte für diesen Auftritt um Gnade. Denn ich liebe ihn, weil die alleraufrichtigste und zugleich die allergrausamste Unparteilichkeit darin herrschet."

„Allein er unterbricht den Fortgang des Stücks und schwächt das Interesse."

„Ich werde ihn nie ohne Vergnügen lesen. Möchten ihn doch unsre Feinde zu sehen bekommen und schätzen lernen! Möchten sie ihn doch nie ohne Scham lesen können! Wie glücklich wäre ich, wenn ich bei der Gelegenheit, einen unglücklichen Bedienten zu schildern, zugleich die Schmähungen eines eifersüchtigen Volks auf eine Art hätte ablehnen können, an der sich meine Nation erkennte, und die der feindlichen Nation auch nicht einmal die Freiheit ließe, darüber ungehalten zu werden."

„Die Scene ist pathetisch, aber lang."

„Sie würde noch pathetischer und noch länger geworden sein, wenn ich hätte Arnolden folgen wollen. „Mein Herr," sagte er zu mir, als er sie gelesen hatte, „das ist Alles recht gut; aber nur ist ein kleiner Fehler darin; dieser nämlich, daß nicht Alles der Wahrheit vollkommen ge-

mäß ist. Sie sagen, zum Exempel, als wir in dem feindlichen Hafen angekommen wären und man mich von meinem Herrn getrennt hätte, habe ich ihm zu verschiednen Malen zugerufen: Mein Herr, mein liebster Herr! Er habe mich steif angesehen, seine Arme sinken lassen und sich umgekehret und sei den Leuten, die ihn umringet gehabt, ohne ein Wort zu reden, nachgefolgt.

„„So war es nicht ganz. Sie hätten sagen sollen, als ich ihm zugerufen: Mein Herr, mein liebster Herr! habe er mich vernommen, sich umgekehret und mich steif angesehen; seine Hände hätten von selbst in die Taschen gegriffen, und als er nichts darin gefunden (denn der gierige Engländer hatte sie ihm rein ausgeleeret), habe er seine Arme traurig sinken lassen, habe mir mit einem Kopfnicken ein kaltes Mitleid zu verstehen gegeben, habe sich wieder umgewandt und sei Denen, die ihn umringt gehalten, ohne ein Wort zu reden, nachgefolgt Denn sehen Sie, so war es eigentlich.

„„Nächst dem übergehen Sie etwas, was von dem guten Herze Ihres verstorbenen Herrn Vaters am Meisten zeiget. Und daran haben Sie sehr übel gethan. Als er in dem Gefängnisse seine nackten Arme von meinen Thränen benetzt fühlte, sagte er zu mir: Du weinest, Arnold! Verzeihe, mein Freund. Ich bin es, der Dich hierher gebracht hat. Ich weiß wohl. Das Unglück hat Dich betroffen, weil Du mir zugehörest. — Da sehen Sie, Sie weinen selbst. Das hätten Sie also doch setzen sollen.

„„An einer andern Stelle machen Sie es noch schlimmer. Als er zu mir gesagt hatte: Sei gutes Muths, mein Sohn, Du wirst hier nicht bleiben. Ich aber, ich merke es an meiner Schwachheit, werde wohl hier sterben müssen! überließ ich mich ganz meinem Schmerze, daß das Gefängniß von meinem Geschrei widerhallte. Und da sagte Ihr Vater zu mir: Arnold, höre auf zu klagen! Verehre den Willen des Himmels und das Unglück Derer, die um und neben uns sind und in der Stille leiden. — Wo haben Sie denn das gelassen?

„„Und die Stelle mit dem Correspondenten? Sie

haben sie so vortrefflich verwirrt, daß ich gar nichts mehr davon verstehe. Ihr Vater sagte mir, — und das haben Sie zwar angebracht, — daß dieser Mann sich seiner angenommen habe, und daß meine Gegenwart ohne Zweifel die erste Wirkung seines Diensteifers sei. Aber er setzte noch hinzu: O mein Sohn, wenn mir auch Gott nur diesen einzigen Trost gewähret hätte, Dich in diesen grausamen Augenblicken um mich zu haben, wie sehr würde ich ihm nicht schon zu danken schuldig sein! — Davon finde ich in Ihrem Papiere auch nichts. Mein Herr, ist es etwa verboten, den Namen Gottes auf der Bühne auszusprechen, diesen heiligen Namen, den Ihr Vater so oft im Munde führte?" — „Ich glaube nicht, Arnold." — — „Oder wollen Sie es etwa nicht gern wissen lassen, daß Ihr Vater ein guter Christ gewesen ist?" — „Nichts weniger, Arnold. Die christliche Moral ist so schön! Aber wozu diese Frage?" — „Unter uns, man sagt" — „Nun?" — „Sie wären — ein Wenig — ein Freigeist; und nach den Stellen zu urtheilen, die Sie weggelassen haben, könnte wohl was daran sein." — „Arnold, wenn das wäre, so würde ich verbunden sein, mich als einen desto bessern Bürger und desto rechtschaffnern Mann zu zeigen." — „Mein Herr, Sie sind gut; bilden Sie Sich aber ja nicht ein, daß Sie so gut sind, als Ihr Herr Vater war. Es wird vielleicht mit der Zeit werden" — „Arnold, ist das Alles?" — „Ich hätte wohl noch ein Wort zu erinnern, aber ich darf mich's nicht wohl unterstehen." — „Redet immer, Arnold!" — „Weil Sie mir es denn erlauben, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie bei den guten Diensten des Engländers, der uns zu Hülfe kam, ein Wenig gar zu kurz sind. Mein Herr, es giebt überall ehrliche Leute. — Aber Sie müssen Sich sehr geändert haben, wenn es anders wahr ist, was man sonst noch von Ihnen sagt." — — „Und was sagt man noch sonsten von mir?" — „Daß Sie ehemals in das Volk vernarrt gewesen;" — „Arnold!" — „daß Sie sein Land als den Schutzort der Freiheit, als das Vaterland der Tugend, der Erfindung, der Ursprünglichkeit betrachtet —" — „Arnold!" — „Itzt wollen Sie nichts mehr davon hören. Nun gut, wir wollen auch nicht mehr davon reden. Sie haben gesagt,

der Correspondent, als er Ihren Herrn Vater ganz nacket gesehen, habe sich ausgezogen und ihn mit seinen Kleidern bedeckt. Das ist recht gut. Aber Sie hätten nicht vergessen sollen, daß einer von seinen Leuten für mich ein Gleiches that. Dieses Stillschweigen, mein Herr, dürfte man mir zur Last legen; man sollte mich wohl gar einer Undankbarkeit beschuldigen; und das will ich nicht, durchaus nicht."

„Sie sehen, daß Arnold nicht völlig Ihrer Meinung war. Er wollte die Scene so haben, wie sie wirklich vorgefallen war. Und Sie wollen sie so, wie sie sich in das Werk schickt. Ich allein habe also Unrecht, weil ich es Ihnen Beiden nicht recht gemacht habe."

„Der ihn in dem Innersten eines Kerkers, auf den Lumpen seines Bedienten sterben ließ! Das ist hart."

„Wie die Laune sich ausdrückt! Es entfährt einem Schwermüthigen, der Zeit seines Lebens die Tugend ausgeübet, der noch keinen einzigen glücklichen Augenblick gehabt, und dem man die Unglücksfälle eines rechtschaffnen Mannes erzählt."

„Setzen Sie noch hinzu, daß dieser rechtschaffne Mann vielleicht sein Vater ist, und daß diese Unglücksfälle die Hoffnung seines Freundes vernichten, seine Geliebte ins Elend stürzen und ihm selbst zu einem neuen bittern Verdrusse gereichen! Das wird Alles wahr sein. Aber Ihre Feinde?"

„Wenn sie jemals mein Werk zu sehen bekommen, so wird das Publicum zwischen ihnen und mir Richter sein. Man wird ihnen hundert Stellen aus dem Corneille, dem Racine, dem Voltaire, dem Crébillon anführen, die dem Charakter und der Stellung zu Folge noch weit härtere Dinge enthalten und doch Niemanden geärgert haben. Sie werden hierauf nichts zu antworten wissen, und man wird es deutlich sehen, was sie selbst so wenig zu verbergen suchen, daß sie nicht von der Liebe des Besten belebt, sondern von dem Hasse gegen die Person verzehret werden."

„Aber wer ist denn dieser Arnold? Ich finde, daß er für einen Bedienten allzu gut spricht; und ich muß Ihnen gestehen, daß in seiner Erzählung Stellen sind, die Ihrer nicht unwürdig wären."

„Ich habe es Ihnen schon gesagt. Nichts macht so beredt als das Unglück. Arnold ist ein Mensch, der Erziehung gehabt hat, der aber in seiner Jugend, wie ich glaube, ein Wenig locker

mag gewesen sein. Man schickte ihn nach Amerika, wo ihn mein Vater, der sich auf Menschen verstand, zu sich nahm, ihn seinen Angelegenheiten vorsetzte und recht gut mit ihm fuhr. Aber lassen Sie uns in unseren Anmerkungen fortfahren! Ich glaube bei der Monologe, welche den Aufzug beschließt, einen kleinen Strich wahrzunehmen."

„Sie haben Recht!"

„Was bedeutet er?"

„Daß die Monologe schön, aber unausstehlich lang ist."

„Gut, wir wollen sie kürzer machen. Lassen Sie sehen! Was wollen Sie daraus weglassen?"

„Ich wüßte nicht, was."

„Gleichwohl ist sie zu lang."

„Setzen Sie mich einer Antwort wegen so sehr in Verlegenheit, als Sie wollen. Sie werden mir mein Gefühl doch nicht ausreden."

„Vielleicht."

„Es sollte mir sehr lieb sein."

„Ich will Sie blos fragen, wie Ihnen die Monologe in dem Saale vorgekommen ist."

„Gut. Aber nun will auch ich Sie etwas fragen. Wie kömmt es, daß mir das, was mir bei der Vorstellung kurz geschienen hat, bei dem Lesen lang vorkömmt?"

„Dieses kömmt daher, weil ich die Pantomime nicht dazu geschrieben habe und sie Ihnen nicht wieder beigefallen ist. Wir wissen es noch gar nicht, wie viel Einfluß die Pantomime auf die Verfertigung und auf die Vorstellung eines dramatischen Werks haben kann."

„Das kann wohl sein."

„Und dazu wollte ich wohl wetten, daß Sie mich abermal in Gedanken auf der französischen Bühne, auf dem Theater sehen."

„Sie glauben also, daß Ihr Werk auf dem Theater nicht zum Besten ausfallen würde?"

„Schwerlich. Man müßte entweder das Gespräch an verschiednen Stellen lichter machen oder die theatralische Handlung und die Bühne verändern."

„Was nennen Sie die Bühne verändern?"

„Alles wegschaffen, was einen ohnedem schon engen Ort noch enger macht. Verzierungen anbringen. Im Stande sein, andere Gemälde auszuführen, als die man seit hundert Jahren gewohnt

ist; mit einem Worte, Clairvillens ganzen Saal, so wie er ist, auf das Theater zu bringen."

„Es ist also wohl sehr wichtig, eine eigentliche Bühne zu haben?"

„Ohne Zweifel. Ueberlegen Sie nur, daß das Schauspiel ebenso vieler Verzierungen fähig ist als die lyrische Bühne, und daß es noch weit angenehmere an die Hand geben würde, weil die bezauberte Welt zwar Kinder vergnügen, der Vernunft aber nur die wirkliche Welt gefallen kann. — So lange uns noch eine Bühne fehlt, werden wir nichts Neues erfinden. Leuten von Genie wird dafür ekeln, und mittelmäßige Verfasser werden durch eine knechtische Nachahmung Beifall erhalten. Man wird sich je mehr und mehr an kleine Anständigkeiten binden, und der Nationalgeschmack wird vertrocknen. — — Haben Sie den Saal zu Lyon gesehen? Man stifte nur ein ähnliches Denkmal in der Hauptstadt, und es werden eine Menge Gedichte ans Licht kommen, unter welchen sich leicht auch einige neue Gattungen finden dürften."

„Ich verstehe Sie nicht. Sie werden mir den Gefallen erweisen, Sich näher zu erklären."

„Das will ich."

Schade, daß ich nicht Alles, was mir Dorval sagte, und daß ich es nicht so, wie er mir es sagte, werde wieder vorbringen können! Er fing gesetzt an. Er ward nach und nach feurig. Seine Gedanken drängten sich, und endlich ging er mit solcher Schnelligkeit immer weiter und weiter, daß ich ihm kaum folgen konnte. Folgendes habe ich behalten.

„Ich möchte gar zu gern", sagte er gleich anfangs, „diese furchtsamen Geister, die sich außer dem, was sie wirklich vor sich haben, nichts einbilden können, überreden, daß, wenn die Sachen ganz anders wären, sie doch nichts weniger damit zufrieden sein würden; daß sie alsdenn, da das Ansehen der Vernunft bei ihnen nichts gilt, dasjenige billigen würden, was sie itzt tadeln, so wie sie oft gnug das getadelt haben, was sie vorher billigten. — In den schönen Künsten richtig zu urtheilen, muß man verschiedne seltene Eigenschaften verbinden. — Ein großer Geschmack setzet einen großen Verstand voraus, eine lange Erfahrung, eine rechtschaffne und empfindliche Seele, einen erhabnen Geist, ein etwas melancholisches Temperament und feine sinnliche Werkzeuge." — Nach einem kurzen Stillschweigen setzte er hinzu: „Der dramatischen Dichtungsart eine neue Gestalt zu geben, brauchte ich

blos ein recht großes Theater, auf dem man, wenn es der Inhalt des Stücks erforderte, einen großen Platz mit den anliegenden Gebäuden, als dem Vorhofe eines Palasts, der Halle eines Tempels und verschiedene Orte zeigen könnte, die so vertheilt wären, daß zwar der Zuschauer die ganze Handlung sehen könnte, vor den spielenden Personen aber ein Theil davon verborgen bliebe.

„So war oder so konnte ehemals die Scene der Eumeniden des Aeschylus sein. Auf der einen Seite war ein Platz, wo die wüthenden Furien den Orest suchten, der sich ihren Verfolgungen, während daß sie geschlummert, entzogen hatte. Auf der andern Seite sahe man den Schuldigen mit umbundener Stirne die Füße einer Bildsäule der Minerva umfassen und sie um Hülfe anflehen. Hier wendet sich Orest mit seinen Klagen an die Göttin. Dort toben die Furien; sie gehen, sie kommen, sie laufen. Endlich ruft eine von ihnen: „Hier, hier ist die Spur des Blutes, das der Mörder in seinen Fußtapfen gelassen! — Ich spür' es. — Ich spür' es." — Sie gehet. Ihre unerbittlichen Schwestern folgen ihr. Sie gelangen von dem Platze, auf welchem sie sich befanden, in den Schutzort des Orest. Sie umringen ihn und schreien und knirschen vor Wuth und schütteln ihre Fackeln. Welcher Augenblick des Schreckens und Mitleids, die Bitten und das Winseln des Unglückseligen zugleich mit dem Geschrei und dem fürchterlichsten Toben grausamer Wesen, die ihn aufsuchen, zu vernehmen! Wenn werden wir jemals auf unsern Theatern so etwas ausführen können? Wir können niemals mehr als eine Handlung darauf zeigen, da es in der Natur doch fast beständig begleitende Handlungen giebt, die, wenn sie neben einander vorgestellet würden, einander wechselsweise unterstützen könnten und so die schrecklichsten Wirkungen hervorbringen müßten. Alsdenn würde man in den Schauplatz zu gehen zittern und doch gleichwohl so schwer daraus wegbleiben können; alsdenn würde der Dichter, statt der kleinen überhingehenden Rührungen, statt der frostigen Beifallsbezeugungen und der wenigen und seltenen Thränen, womit er sich itzt begnügen muß, die Seelen ganz erschüttern und mit Aufruhr und Schrecken erfüllen können; alsdenn würden wir jene Erscheinungen der alten Tragödie, die so sehr möglich sind und doch so wenig geglaubt werden, sich wieder ereignen sehen. Sie erwarten hierzu blos einen Mann von Genie, der die Pantomime mit der Rede zu verbinden, eine redende Scene mit einer stummen abzuwechseln und aus der Verbindung

dieser beiden Scenen, besonders aber aus der schrecklichen oder komischen Annäherung, die vor dieser Verbindung beständig vorhergehen würde, den rechten Nutzen zu ziehen weiß. Nachdem die Eumeniden auf der Scene herumgewüthet, gelangen sie in das Heiligthum, wohin der Schuldige seine Zuflucht genommen, und nun machen beide Scenen nur eine."

„Zwei wechselsweise redende und stumme Scenen. Ich verstehe Sie. Aber die Verwirrung" —

„Eine stumme Scene ist ein Gemälde, eine belebte Verzierung. Streitet denn auf dem lyrischen Theater das Vergnügen zu sehen mit dem Vergnügen zu hören?"

„Nein — Aber meinen Sie, daß es so zu verstehen sei, was man uns von jenen alten Schauspielen erzählet, wo die Musik, die Declamation, die Pantomime bald verbunden und bald getrennt waren?"

„Zuweilen. Allein diese Untersuchung würde uns zu weit abführen. Wir wollen bei unserer Sache bleiben. Lassen Sie einmal sehen, was noch itzt möglich wäre, und lassen Sie uns ein häusliches und gemeines Exempel dazu wählen!

„Ein Vater hat seinen Sohn in einem Zweikampfe verloren. Es ist Nacht. Ein Bedienter, der diesen Zweikampf mit angesehen hat, langt mit dieser Nachricht an. Er tritt in das Zimmer des unglücklichen Vaters, und dieser schläft. Er gehet hin und her. Das Geräusche eines gehenden Menschen weckt den Vater auf. Er fragt: „Wer ist da?" — „Ich bin es, mein Herr," antwortet ihm der Bediente mit einer heisern Stimme. — „Nun, was giebt es?" — „Nichts." — „Wie, nichts?" — „Nein, mein Herr." — „Das kann nicht sein. Du zitterst. Du wendest das Gesicht weg. Du suchst meinen Blick zu vermeiden. Sage, was giebt es? Ich will es wissen. Rede! Ich befehle es Dir." — „Ich sage es Ihnen ja, mein Herr, daß es nichts ist," antwortet ihm der Bediente nochmals und vergießt Thränen. — „Ach, Unglückseliger!" ruft der Vater und springt von seinem Bette auf. „Du betriegst mich. Es muß sich ein großes Unglück ereignet haben. — Ist meine Frau todt?" — „Nein, mein Herr." — „Meine Tochter?" — „Nein, mein Herr." — „So ist es mein Sohn?" — Der Bediente schweigt. Der Vater versteht sein Schweigen und wirft sich zur Erde. Sein Schmerz und sein Geschrei erfüllen das Zimmer. Er thut, er sagt Alles, was die Verzweiflung einem Vater eingiebt, der seinen Sohn, die einzige Hoffnung seines Hauses, verlieret.

„Der nämliche Bediente läuft zur Mutter. Sie schlief auch,

Er reißt die Vorhänge mit Gewalt auf, und sie erwacht. „Was ist's?“ fragt sie. — „Madame, das allergrößte Unglück. Itzt wird es sich zeigen, ob Sie eine wahre Christin sind. Ihr Sohn ist dahin!“ — „Ach Gott!“ ruft die gebeugte Mutter. Sie faßt ein Crucifix, das neben ihrem Kopfkissen stand, und drückt es an ihre Brust. Sie heftet ihren Mund darauf. Ihre Augen ergießen sich. Und ihre Thränen benetzen ihren gekreuzigten Heiland.

„Das ist das Gemälde der frommen Frau. Bald wollen wir auch das Gemälde der zärtlichen Gattin und der jammernden Mutter sehen. Eine Seele, in welcher die Religion die Regungen der Natur beherrscht, bedarf einer stärkeren Erschütterung, um ihr die wahre Stimme auszupressen.

„Unterdessen hatte man den Leichnam des Sohnes in das Zimmer des Vaters gebracht, wobei eine Scene der Verzweiflung vorgefallen war, indem bei der Mutter eine Pantomime von Gottesfurcht vorging.

„Sie sehen, wie die Pantomime und die Declamation wechselsweise den Ort verändern. Und das ist es, was man anstatt unserer Seitab einführen sollte. Doch der Augenblick der Vereinigung beider Scenen erscheinet. Die Mutter, von dem Bedienten geführet, nahet sich dem Zimmer ihres Gemahls. — Ich frage Sie, wie wird es während dieser Annäherung mit dem Zuschauer aussehen? — Es ist ihr Gemahl, es ist der Vater, der auf dem Leichnam seines Sohnes liegt, der der Mutter auf einmal in die Augen fallen wird! — Nun hat sie den Raum, der beide Scenen trennet, zurückgelegt. Ein klägliches Geschrei ist in ihren Ohren erschollen. Sie hat gesehen. Sie wirft sich zurück. Die Kraft verläßt sie, und sie fällt ohne Empfindung ihrem Begleiter in die Arme. Bald wird ihr Mund sich mit Aechzen und Schluchzen erfüllen. Tum verae voces.

„Es fallen bei dieser Handlung wenig Reden vor; ein Mann von Genie aber, der die leeren Zwischenräume ausfüllen sollte, würde blos einige Monosyllaba einstreuen. Hier wird er eine Ausrufung und da eine angefangene Redensart hinwerfen. Selten wird er sich eine zusammenhangende Rede erlauben, wenn sie auch noch so kurz wäre.

„Das heißt Tragödie! Allein zu dieser Gattung gehören Verfasser, gehören Schauspieler, gehöret ein Theater und vielleicht auch ein Volk.“

„Wie? Sie wollten in einer Tragödie ein Ruhebette haben,

einen schlafenden Vater, eine schlafende Mutter, ein Crucifix, einen Leichnam? zwei abwechselnd stumme und redende Scenen! Und die Wohlanständigkeit?" —

„Ah, grausame Wohlanständigkeit, wie geziemend machst Du unsere dramatische Werke, und wie klein! — Aber," setzte Dorval mit einem kalten Blute hinzu, das mich ganz stutzig machte, „so läßt sich das, was ich vorschlage, itzt nicht mehr thun?"

„Ich glaube nicht, daß wir es jemals dahin bringen werden."

„Nun wohl, so ist Alles verloren! Corneille, Racine, Crébillon, Voltaire haben den allerhöchsten Beifall erhalten, auf welchen ein Mann von Genie Anspruch machen kann; und die Tragödie ist unter uns zu den höchsten Stufen der Vollkommenheit gelangt."

Indem Dorval dieses sagte, machte ich eine sehr sonderbare Anmerkung, darüber nämlich, daß er bei Gelegenheit eines häuslichen Zufalls, den er in eine Komödie verwandelt, zwar Regeln festgesetzet, die allen dramatischen Gattungen gemein sind, von seiner Melancholie aber dahingerissen, sie blos auf das Trauerspiel angewendet habe.

Nachdem er einen Augenblick inne gehalten, fuhr er weiter fort:

„Eine Hoffnung ist unterdessen noch übrig. Vielleicht nämlich, daß ein Mann von Genie einmal die Unmöglichkeit fühlet, seine Vorgänger auf dem gebahnten Wege zu übertreffen, und aus Verdruß darüber einen andern Weg einschlägt. Das ist der einzige Zufall, der uns von verschiedenen Vorurtheilen befreien könnte, welche die Philosophie vergebens bestritten hat. Wir brauchen keine Gründe mehr, wir brauchen ein Muster."

„Wir haben eines."

„Und das wäre?" —

„Sylvia, ein prosaisches Trauerspiel in einem Aufzuge."

„Ich kenne es. Es ist der Eifersüchtige, tragisch bearbeitet. Es ist das Werk eines Mannes, welcher denkt und empfindet."

„Die Scene öffnet sich mit einem vortrefflichen Gemälde. Es ist das Innerste eines Zimmers, von welchem man weiter nichts als die Mauern sieht. Zu hinterst des Zimmers stehet auf einem Tische ein Licht, ein Krug mit Wasser und ein Brod. Das ist der Aufenthalt, das ist die Nahrung, die ein eifersüchtiger Ehemann seiner unschuldigen Frau, deren Tugend er in Verdacht hat, auf ihre ganze übrige Lebenszeit bestimmet.

„Nun stellen Sie Sich diese Frau in Thränen vor diesem Tische vor — stellen Sie Sich Mademoiselle Gaussin vor — "

„Und Sie, schließen Sie nun von diesem Gemälde auf die Wirkung der Gemälde überhaupt. Das Stück hat noch andere dergleichen Züge, die mir gefallen haben. Es ist hinreichend, einen Menschen von Genie zu erwecken; allein das Volk zu bekehren, dazu bedürfte es noch eines andern Werks."

Bei dieser Stelle rief Dorval aus: „O Du, der Du noch alle Hitze des Genies in einem Alter besitzest, in welchem Andern kaum eine frostige Vernunft mehr übrig ist, warum kann ich nicht an Deiner Seiten, warum kann ich nicht Deine Eumenide sein? Ich wollte Dir ohne Unterlaß zusetzen, Du müßtest dieses Werk machen; ich wollte Dich an die Thränen erinnern, die uns die Scene des verschwendrischen Sohnes mit seinem Bedienten ausgepreßt hat; und wenn Du uns dann verließest, so würdest Du uns wenigstens nicht das ungestillte Verlangen nach einer Gattung hinterlassen, deren Urheber Du sein könntest!"

„Und diese Gattung, wie würde sie heißen?"

„Das häusliche oder bürgerliche Trauerspiel. Die Engländer haben den Kaufmann von London und den Spieler, Beides prosaische Trauerspiele. Die Tragödien des Shakespeare sind halb in Versen, halb in Prosa. Der erste Dichter, der uns in Prosa zu lachen machte, führte die Prosa in der Komödie ein. Der erste Dichter, der uns in Prosa wird zu weinen machen, wird die Prosa in die Tragödie einführen.

„In der Kunst aber hängt Alles so wie in der Natur zusammen; sobald man sich dem Wahren auf einer Seite nähert, nähert man sich ihm zugleich auf verschiednen andern. Alsdenn werden wir auf der Scene eine Menge natürlicher Stellungen erblicken, welche die Wohlanständigkeit, diese Feindin des Genies und aller großen Wirkungen, davon verbannt hat. Ich will unsern Franzosen unablässig zurufen: die Wahrheit! die Natur! die Alten! Sophokles! Philoktet! Der Dichter hat ihn vor dem Eingange seiner Höhle liegend und mit zerrissenen Lumpen bedeckt auf der Bühne gezeigt. Er läßt ihn sich herumwälzen. Er läßt ihn einen Anfall seiner Schmerzen bekommen. Er läßt ihn schreien. Er läßt ihn unarticulirte Töne von sich geben. Die Verzierung war wild; keine von den artigen Ausstaffirungen in dem ganzen Stücke. Wahre Kleider, wahre Reden, eine einfache und natürliche Verwicklung. Unser Geschmack müßte sehr

verderbt sein, wenn uns dieser Anblick nicht weit mehr rührte als der Anblick einer reichgekleideten, ausgeschmückten Person —"

„Die nur eben von ihrem Putztische zu kommen scheinet —"

„Und mit gemessenen Schritten auf der Bühne hin und her spazieret und mit nichts, als was Horaz ampullas et sesquipedalia verba nennet, mit nichts als Sentenzen, Blasen und ellenlangen Worten um sich wirft.

„Wir haben es an nichts fehlen lassen, das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle prächtige Versification beibehalten, die sich doch nur für Sprachen von sehr abgemessenen Quantitäten und sehr merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten gesetzte und mit Instrumenten begleitete Declamation so wohl schicket; ihre Einfalt aber in der Verwicklung und dem Gespräche und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir fahren lassen.

„Die großen Socken, die hohen Halbstiefel, die riesenmäßigen Kleider, die Masken, die Sprachröhre will ich zwar nicht wieder auf die Bühne bringen, obgleich alle diese Dinge nichts als nothwendige Theile eines gewissen theatralischen Systems waren. Aber sollte denn dieses System keine andere schätzbare Seiten haben? Und hielten Sie es wohl für dienlich, daß man einem Genie itzt noch Fesseln anlegte, da ihm ohnedem schon eine von den größten Aufmunterungen fehlet?"

„Was für eine Aufmunterung?"

„Der Zulauf von unzähligen Zuschauern.

„Eigentlich zu reden, haben wir ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Welche Vergleichung zwischen unsern Versammlungen in dem Schauplatze, auch wenn sie am Allerzahlreichsten sind, und den Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom! Die alten Theater faßten an die vierundzwanzigtausend Bürger. Die Bühne des Scaurus war mit dreihundertundsechzig Säulen und mit dreitausend Statuen ausgezieret. Man brachte bei Aufführung dieser Gebäude alle mögliche Hülfsmittel an, daß sich die Instrumente und die Stimmen mehr ausnehmen sollten. Man hatte die Idee dazu von einem großen Instrumente genommen. Uti enim organa aeneis laminis aut corneis . . . ad chordarum sonituum claritatem perficiuntur, sic theatrorum per harmonicen ad augendam vocem ratiocinationes ab antiquis sunt constitutae."

Hier unterbrach ich Dorvaln und sagte zu ihm: „Ich hätte

Ihnen ein kleines Abenteuer, unsere Schauplätze betreffend, zu erzählen."

„Ich will Sie daran erinnern," antwortete er mir und fuhr fort:

„Schließen Sie die Gewalt einer großen Menge Zuschauer aus dem, was Sie von der wechselseitigen Wirkung eines Menschen auf den andern und von der Mittheilung der Leidenschaften bei einem Aufruhre des Pöbels von selbst wissen werden! Vierzig- bis funfzigtausend Menschen halten sich nicht aus Anständigkeit in Schranken. Und wenn es geschähe, daß einer von den größten Männern des Staats eine Thräne fallen ließe, was meinen Sie wohl, welche Wirkung sein Schmerz auf die übrigen Zuschauer haben würde! Kann in der Welt etwas Pathetischeres sein als der Schmerz eines ehrwürdigen Mannes?

„Der Mensch, dessen Empfindung durch die große Anzahl Derjenigen, die daran Theil nehmen, nicht steiget, muß irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas, ich weiß selbst nicht, wie ich es nennen soll, etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt.

„Wenn aber der Zulauf einer großen Menge Menschen schon die Rührung des Zuschauers vermehret, welchen Einfluß sollte er nicht vollends auf die Verfasser, auf die Schauspieler haben! Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen einmal ein paar Stunden einige hundert Personen an einem finstern Orte zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volks an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, in Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu sein und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern Talenten abhangen soll!"

„Sie schreiben bloßen Umständen des Orts sehr viel Wirkung zu."

„Nicht mehr, als sie auf mich haben würden, und ich glaube, meine Empfindung ist richtig."

„Ihre Reden aber sollten Einen fast auf die Gedanken bringen, diesen Umständen eben müsse man es zuschreiben, daß sich die Poesie und das Emphatische auf dem Theater erhalten haben, wo sie ihnen nicht gar ihre Einführung auf demselben schuldig sind."

„Ich verlange nicht, daß man diese Muthmaßung einräumen soll. Ich wollte nur, daß man sie untersuchte. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die große Menge Zuschauer, die alle hören sollten, ohngeachtet des verwirrten Getöses, das sie beständig,

auch wenn sie am Aufmerksamsten sind, machen, daß dieses, sage ich, vornehmlich Anlaß gegeben, die Stimmen zu erheben, die Silben abzusetzen, die Aussprache zu unterstützen und die Nützlichkeit der Versification zu merken? Horaz sagt von dem dramatischen Verse: Vincentem strepitus et natum rebus agendis. „Er schickt sich sehr wohl zur Hitze der Handlung, und man kann ihn trotz allem Geräusche deutlich hören.“ Mußte sich aber die Uebertreibung nicht nothwendig zu gleicher Zeit und aus der nämlichen Ursache auf den Gang, auf die Geberden und auf die übrigen Theile der Handlung erstrecken? Und daher entstand denn die Kunst, die man die Declamation hieß.

„Dem sei nun, wie ihm wolle; die Poesie mag die theatralische Declamation veranlaßt haben, oder die Nothwendigkeit dieser Declamation mag die Poesie und das Emphatische auf der Bühne eingeführet haben, oder das ganze System mag nach und nach entstanden sein und sich durch die Ersprießlichkeit seiner Theile erhalten haben: so ist doch so viel gewiß, daß Alles, was die dramatische Action Ungeheueres hat, zugleich mit einander entstehet und zugleich mit einander verschwindet. Der Schauspieler muß auf der Scene entweder nichts, oder er muß Alles übertreiben.

„Es giebt eine Art von Einheit, die man suchet, ohne es selbst zu wissen, und bei der man festhält, wenn man sie einmal gefunden hat. Diese Einheit beobachtet man in der Kleidung, in dem Tone, in den Geberden, in dem ganzen Betragen, von der Kanzel an bis auf die Gauklerbuden. Betrachten Sie einmal einen Zahnarzt auf dem Dauphinenplatze; er hat alle mögliche Farben um und an sich; seine Finger strotzen von Ringen; eine große rothe Feder wallet um seinen Hut; er führet einen Affen oder einen Bär mit sich herum; er stehet in seinen Steigbügeln; er schreiet aus vollem Halse; er gesticulirt auf die allerübertriebenste Art: und das Alles ist dem Orte, dem Redner und seinen Zuhörern angemessen. Ich habe das dramatische System der Alten ein Wenig studiret. Ich denke Sie einmal davon zu unterhalten, Ihnen ohne Parteilichkeit sein Wesen, seine Mängel und seine Vortheile vor Augen zu legen und Ihnen zu zeigen, daß seine Bestreiter es nicht hinlänglich genug erwogen haben. — Aber das Abenteuer, das Sie mir, unsere Schauplätze betreffend, erzählen wollten?“

„Es war dieses. Ich hatte einen Freund, der ein Wenig ein Wildfang war. Er zog sich in der Provinz einen ernstlichen

Handel zu; er mußte sich vor den Folgen, die er nach sich ziehen konnte, in Acht nehmen und nahm seine Zuflucht in die Hauptstadt, wo er sich bei mir aufhielt. Eines Tages, da gespielet ward, schlug ich meinem Gefangenen, um ihn ein Wenig aufzuheitern, vor, den Schauplatz zu besuchen. Ich weiß nicht mehr, welchen von den dreien. Es thut zu meiner Geschichte nichts. Mein Freund ließ sich den Vorschlag gefallen. Ich führe ihn. Wir langen an; bei Erblickung aber der hin und wieder gestellten Wachen, der kleinen dunkeln Pförtchen, die statt des Einganges dienen, und des mit einem eisernen Gatter verwahrten Loches, aus welchem die Billets gegeben werden, bildete sich der junge Mensch ein, er sei bei einem Zuchthause, und man habe den Befehl, ihn da einschließen zu lassen, ausgewirkt. Da es ihm nicht an Herz fehlt, so blieb er festen Fußes stehen, griff mit der Hand nach seinem Degen, warf einen zornigen Blick auf mich und rief mit einem Tone, der Wuth und Verachtung verrieth: „Ah, mein Freund!“ Ich verstand ihn. Ich besänftigte ihn wieder, und Sie müssen bekennen, daß sein Irrthum nicht übel angebracht war.“ —

„Aber wie weit sind wir in unserer Untersuchung? Da Sie mich beständig abbringen, so werden Sie mich hoffentlich auch wieder ins Gleis lenken.“

„Wir sind in dem vierten Aufzuge, bei Ihrer Scene mit Theresien. — Ich erblicke nur einen einzigen Strich mit dem Bleistifte, er geht aber von Anfange bis zu Ende.“ —

„Was hat Ihnen daran mißfallen?“

„Vors Erste der Ton. Er scheinet mir für ein Frauenzimmer zu hoch.“

„Für ein gemeines Frauenzimmer; ich glaube es. Aber Sie werden Theresien kennen lernen, und vielleicht werden Sie die nämliche Scene alsdenn noch unter ihr finden.“

„Es kommen Ausdrücke und Gedanken darin vor, die sich mehr von Ihnen als von ihr herschreiben.“

„Das kann nicht anders sein. Wir entlehnen unsere Ausdrücke, unsere Ideen von denjenigen Personen, mit welchen wir umgehen und leben. Nach dem wir sie mehr oder weniger hochachten (Theresiens Hochachtung aber besaß ich ganz), nimmt unsere Seele auch mehr oder weniger von der ihrigen an. Mein Charakter hat sich freilich in ihrem Charakter spiegeln müssen, so wie ihrer sich in Rosaliens.“

„Und die Länge?“

„Mit einmal sind Sie wieder auf der Bühne! Das ist Ihnen lange nicht begegnet. Sie sehen uns, mich und Theresien, in Gedanken auf dem hölzern Gerüste, wo wir fein gerade neben einander stehen, uns von der Seite anschielen und Frage und Antwort wechselsweise hersagen. Ging es denn aber so in dem Saale zu? Bald saßen wir, bald standen wir. Manchmal gingen wir auch herum. Nicht selten hielten wir inne und eilten mit einem Auftritte, der uns Beide gleich sehr interessirte, nichts weniger als zu Ende. Was sagte sie mir nicht Alles! Was antwortete ich ihr nicht Alles! Wenn Sie wüßten, was sie alles für Wendungen genommen, diese widerspenstige Seele, die sich vor der Vernunft verschloß, zu überreden und zu beruhigen!

„„Dorval, Ihre Töchter werden tugendhaft und sittsam sein! Ihre Kinder insgesammt werden liebenswerth sein!“ — Ich kann es Ihnen unmöglich beschreiben, welche Zauberkraft in diesen Worten und in diesem damit verknüpften Lächeln lag, das so voller Zärtlichkeit, so voller Würde war!“

„Ich verstehe Sie. Ich höre diese Worte aus dem Munde der Mademoiselle Clairon; ich sehe sie.“

„Nein, Niemand als das Frauenzimmer besitzet diese geheime Kunst. Wir sind nichts als harte und trockene Vernünftler.

„„Ist es nicht besser,“ sagte Sie unter Andern, „Undank zu veranlassen, als gar nicht wohlzuthun?

„„Manche Eltern tragen zu ihren Kindern eine unruhige und kleinmüthige Liebe, durch die sie verdorben werden. Es giebt aber eine andere aufmerksame und ruhige Liebe, die sie zu rechtschaffnen Leuten macht, und das ist die wahre väterliche Liebe.

„„Der Ekel an Allem, woran die Menge ihr Vergnügen findet, ist eine Folge des wirklichen Geschmacks an der Tugend.

„„Es giebt ein moralisches Gefühl, das sich auf Alles erstreckt, und das der Lasterhafte nicht hat.

„„Der glücklichste Mensch ist Derjenige, der die Mehresten glücklich macht.

„„Ich wollte, daß ich todt wäre, ist ein gewöhnlicher Wunsch, der es wenigstens manchmal beweiset, es müsse sich noch etwas Kostbarers als das Leben finden.

„„Ein ehrlicher Mann wird selbst von Denen,

die es nicht sind, verehret, und wenn er schon in einem andern Planeten wäre.

„„Die Leidenschaften zernichten mehr Vorurtheile als die Weltweisheit. Und wie könnte ihnen die Unwahrheit auch widerstehen? Sie erschüttern ja wohl manchmal die Wahrheit selbst.“

„Sie sagte mir noch einen andern Gedanken, der in der That zwar ganz simpel, meiner gegenwärtigen Verfassung aber so angemessen war, daß ich darüber erschrak.

„Daß es nämlich „keinen Menschen in der Welt gäbe, er möge so rechtschaffen sein, als er wolle, der bei dem gewaltsamen Anfalle einer Leidenschaft nicht in dem Innersten seines Herzens die Ehre der Tugend und die Vortheile des Lasters begehre“.

„Ich erinnerte mich dieser Gedanken sehr wohl, allein auf ihre Verbindung konnte ich mich nicht besinnen, und so mußte ich sie aus dem Auftritte weglassen. Was sich unterdessen noch darin findet, und was ich Ihnen itzt davon gesagt habe, wird hoffentlich gnugsam zeigen können, daß Theresia zu denken gewohnt ist. Sie fesselte mich auch ganz, indem ihre Vernunft Alles, was ich ihr in meiner Laune entgegensetzte, wie Staub zerstreute.“

„Ich sehe in dieser Scene eine Stelle, die ich unterstrichen habe; ich weiß aber nicht mehr, weswegen.“

„Lesen Sie doch die Stelle!“

Ich las: „Unter allen Beispielen fesselt das Beispiel der Tugend am Stärksten, weit stärker als das Beispiel des Lasters.“

„Ich merke wohl. Die Maxime hat Ihnen falsch geschienen.“

„So ist es.“

„Ich übe die Tugend nur wenig aus,“ sagte mir Dorval, „aber Niemand wird sich leicht eine höhere Vorstellung davon machen. Ich betrachte die Wahrheit und die Tugend als zwei große auf der Fläche der Erden errichtete Bildsäulen, die mitten unter den Verwüstungen und den Trümmern aller Dinge um sie her unerschüttert stehen geblieben. Diese großen Figuren sind oft in Wolken verhüllet. Und dann tappen die Menschen in der Finsterniß herum. Es sind dieses die Zeiten der Unwissenheit, des Lasters, des Fanatismus und der Eroberungen. Allein der Augenblick kömmt, da sich das Gewölke zertheilet, und dann fallen die Menschen nieder, erkennen die Wahrheit und beten die Tugend an. Alles vergehet; nur Tugend und Wahrheit bleiben.

„Ich erkläre die Tugend durch den Geschmack an Ordnung in sittlichen Dingen. Der Geschmack an Ordnung überhaupt beherrschet uns von unserer zartesten Kindheit an. Er ist weit älter in unserer Seele, sagte Theresia zu mir, als alle Ueberlegung: und so setzte sie mich mir selbst entgegen. Er wirket in uns, ohne daß wir es merken. Er ist der Keim der Rechtschaffenheit und des guten Geschmacks. Er führet uns zum Guten an, so lange ihn keine Leidenschaft im Zwange hält. Er folgt uns bis in unsere Ausschweifungen nach, denn auch da richtet er die Mittel nach ihrem Zwecke ein, nur daß dieser Zweck ein Uebel ist. Wenn er jemals erstickt werden könnte, so würde es Menschen geben, welchen die Tugend Gewissensbisse machte, dergleichen bei Andern das Laster verursachet. So oft ich einen Bösewicht sehe, der einer heroischen That fähig ist, so oft werde ich aufs Neue überzeugt, daß die Bösen bei Weitem nicht wirklich so böse sind, als die Guten wirklich gut sind; daß die Güte unzertrennlicher mit uns verbunden ist als die Bosheit, und daß, überhaupt zu reden, mehr Güte in der Seele eines Bösewichts als Bosheit in der Seele eines Guten übrig bleibt."

„Uebrigens merke ich wohl, daß man die Moral eines Frauenzimmers nicht so untersuchen muß als die Maximen eines Philosophen." —

„Ah, wenn Theresia das hörte!"

„Aber ist diese Moral für die dramatische Dichtungsart nicht ein Wenig zu stark?"

„Horaz verlangte, ein Poet solle seine Wissenschaft aus den Werken des Sokrates schöpfen: Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae. Nun glaube ich, daß man in jedem Werke, es mag von einer Art sein, von welcher es will, den Geist des Jahrhunderts müsse wahrnehmen können. Wenn die Moral sich reiniget, wenn die Vorurtheile abnehmen, wenn die Geister einen Hang zum allgemeinen Wohlwollen bekommen, wenn der Geschmack an nützlichen Dingen sich ausbreitet, wenn das Volk sich um die Angelegenheiten des Staats bekümmert: so muß man Spuren davon auch sogar in einer Komödie finden."

„Dem Allen, was Sie mir hier sagen, ohngeachtet, bestehe ich auf meinem Sinne. Ich finde den Auftritt sehr schön und sehr lang. Ich verehre Theresien darum nichts weniger. Ich bin entzückt, daß es in der Welt eine Frau giebt wie sie, und daß diese Frau die Ihrige ist. —

„Die Striche mit dem Bleistifte verschwinden nach und nach. Hier sehe ich gleichwohl noch einen.

„Clairville hat sein Schicksal in Ihre Hände gegeben. Er hat Ihren Entschluß nunmehr erfahren. Die Aufopferung Ihrer Leidenschaft ist geschehen. Die Aufopferung Ihres Vermögens ist beschlossen. Clairville und Rosalia werden durch Ihre Großmuth wieder reich. Verhehlen Sie diesen Umstand vor ihrem Freunde, ich bin es zufrieden; aber warum peinigen Sie ihn noch durch Ihre Vorstellung von Hindernissen, die keine Hindernisse mehr sind? Ich weiß wohl, das bringt Sie auf das Lob der Handelschaft. Dieses Lob ist sehr vernünftig. Es erweitert den Unterricht und die Nützlichkeit des Werks. Allein es verlängert auch, und ich würde es daher unterdrücken. Ambitiosa recidet ornamenta."

„Ich sehe," antwortete mir Dorval, „daß Sie sehr glücklich geboren sind. Es giebt nach einer heftigen Anstrengung eine Art von Erholung, die man sich unmöglich verweigern kann, und die auch Ihnen gewiß nicht unbekannt sein würde, wenn Ihnen die Ausübung der Tugend jemals schwer geworden wäre. Sie haben niemals nöthig gehabt, wieder zu Athem zu kommen. — Ich genoß meines Sieges. Ich lockte aus dem Herzen meines Freundes die allerrechtschaffensten Gesinnungen hervor. Er erschien mir dessen, was ich für ihn gethan hatte, immer würdiger. Und gleichwohl kömmt Ihnen mein Betragen dabei nicht natürlich vor? Erkennen Sie an diesen Merkmalen vielmehr den Unterschied zwischen einer erdichteten und einer wirklich geschehenen Begebenheit!"

„Sie können Recht haben. Aber sagen Sie mir, sollte Rosalia diese Stelle in dem ersten Auftritte des vierten Aufzuges nicht erst nach der Hand hinzugesetzt haben? „G e l i e b t e r, der mir ehemals so theuer war! Clairville, den ich noch immer hochschätze" 2c."

„Sie haben es errathen."

„Fast ist mir nun nichts mehr übrig als Ihr Lob. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie zufrieden ich mit der dritten Scene des fünften Aufzuges bin. Ehe ich sie las, sagte ich zu mir selbst: Er nimmt sich vor, Rosalien anderes Sinnes zu machen. Der Vorsatz könnte nicht toller sein; aber er ist ihm mit Theresien nicht gelungen und wird ihm mit der Andern noch weniger gelingen. Was kann er ihr sagen, wodurch ihre Hochachtung und ihre Zärtlichkeit nicht noch zunehmen müßte? Ich will unterdessen doch

sehen. Ich las, und ich blieb überzeugt, daß jedes andere Frauenzimmer, in der noch einige Spuren der Rechtschaffenheit übrig gewesen wären, ebenso gut als Rosalia ihren Sinn hätte ändern und ihren ersten Geliebten wieder annehmen müssen. Und so begriff ich, daß man das menschliche Herz durch Wahrheit, durch Rechtschaffenheit und durch Beredsamkeit zu Allem in der Welt bringen könne.

„Aber wie kömmt es, da der Inhalt Ihres Stückes nicht erdichtet ist, daß gleichwohl die allerkleinsten Zufälle darin vorbereitet sind?"

„Die dramatische Dichtkunst bereitet die Zufälle blos vor, um sie mit einander zu verbinden, und sie verbindet sie blos darum in ihren Werken, weil sie in der Natur verbunden sind. Die Kunst erstreckt sich mit ihrer Nachahmung sogar bis auf die Feinheit, mit welcher die Natur die Verbindung ihrer Wirkungen vor unsern Augen verbirgt."

„Die Pantomime, wie mich dünkt, würde manchmal auf eine sehr natürliche und ungezwungene Weise vorbereiten."

„Ohne Zweifel; und es findet sich ein Beispiel hiervon in dem Stücke. Indem uns Arnold die Unglücksfälle seines Herrn erzählte, fiel mir mehr als hundertmal der Gedanke ein, er müsse von meinem Vater reden, und ich verrieth diese Unruhe durch Bewegungen, aus welchen ein aufmerksamer Zuschauer leicht den nämlichen Verdacht hätte schöpfen können."

„Dorval, ich muß Ihnen nichts verschweigen. Ich habe von Zeit zu Zeit Ausdrücke bemerkt, die auf dem Theater nicht gebräuchlich sind."

„Die sich aber Niemand aufzumutzen unterstehen würde, wenn sie ein angesehener Schriftsteller gebraucht hätte."

„Andere führet zwar die ganze Welt im Munde, sie kommen in den Werken unsrer besten Verfasser vor und würden sich unmöglich verändern lassen, ohne den Gedanken zu verderben; aber Sie wissen wohl, daß die Sprache des Schauspiels sich immer mehr und mehr reiniget, je mehr sich die Sitten eines Volks verschlimmern, und daß sich das Laster eine eigene Mundart macht, die sich nach und nach ausbreitet, und die man wissen muß, weil man die Ausdrücke, deren es sich einmal bemächtiget hat, nicht ohne Gefahr gebrauchen kann."

„Was Sie da sagen, ist sehr wohl angemerkt. Nur möchte ich noch gern wissen, wie weit sich diese Gefälligkeit gegen das Laster erstrecken soll. Wenn die Sprache der Tugend immer

ärmer wird, je weiter sich die Sprache des Lasters ausbreitet, so wird man bald kein Wort mehr reden können, ohne etwas Anstößiges zu sagen. Ich meinestheils glaube, daß es tausend Gelegenheiten giebt, bei welchen die Verachtung dieser Art von Eingriffen, deren sich das Laster unterfängt, dem Geschmacke und den Sitten eines Mannes Ehre machen würde.

„Ich merke schon in dem gemeinen Leben, daß, wenn es sich Jemand einkommen läßt, ein gar zu zärtliches Ohr zu zeigen, man statt seiner roth wird. Soll die französische Bühne diesem Exempel nicht eher folgen, als bis ihr Wörterbuch ebenso eingeschränkt ist als das Wörterbuch des lyrischen Theaters, und die Anzahl der anständigen Ausdrücke ebenso klein geworden ist als die Anzahl der musicalischen?"

„Und das sind die Anmerkungen alle, die ich Ihnen über die stückweise Ausführung Ihres Werkes zu machen hatte. In Ansehung des Planes aber finde ich einen Fehler. Vielleicht ist er von dem Inhalte nicht zu trennen. Sie mögen darüber urtheilen. Es herrschet ein doppeltes, ganz verschiedenes Interesse darin. Vom ersten Aufzuge bis zu Ende des dritten herrschet das Interesse der unglücklichen Tugend, und in den beiden letzten das Interesse der siegenden Tugend. Von Rechtswegen, wie es sich denn auch ganz leicht würde haben thun lassen, hätte der Tumult unterhalten und die Probe und das Ungemach der Tugend verlängert werden müssen.

„Zum Exempel, vom Anfange des Stücks bis zum vierten Auftritte des dritten Aufzuges bliebe Alles, wie es ist. Itzt erfährt Rosalia, daß Sie Theresien heirathen; sie fällt für Schrecken in Ohnmacht und sagt in ihrem Verdrusse zu Clairvillen: „Lassen Sie mich — Sie sind mir verhaßt!" — Und nun müßte Clairville Verdacht schöpfen; Sie müßten gegen einen ungestümen Freund, der Ihnen, ohne es zu wissen, das Herz durchbohret, unwillig werden; und so müßte sich der dritte Aufzug schließen.

„Hören Sie nunmehr, wie ich den vierten Aufzug einrichten würde. Den ersten Auftritt lasse ich ohngefähr so, wie er ist. Nur hinterbringt Justine Rosalien, daß ein Bote von ihrem Vater angekommen sei, der mit Theresien insgeheim gesprochen habe, und daß er allem Ansehen nach schlimme Nachrichten bringen müsse. Nach diesem Auftritte schalte ich den zweiten Auftritt des dritten Aufzuges ein, wo sich Clairville Rosalien zu Füßen wirft und sie zu erweichen sucht. Theresia kömmt dazu. Sie bringt Arnolden mit. Man fragt ihn. Rosalia erfährt das

ihrem Vater zugestoßene Unglück. Sie sehen leicht, wie das Uebrige ohngefähr laufen würde. Indem Clairvillens und Rosaliens Leidenschaft immer mehr und mehr gereizet und aufgebracht würde, würden auch Sie immer in größere und größere Verwirrungen gerathen. Sie würden von Zeit zu Zeit versucht werden, Alles zu gestehen. Und vielleicht hätten Sie es auch endlich gestanden."

„Ich verstehe Sie. Aber das ist unsere Geschichte nicht mehr. Und was würde mein Vater dazu gesagt haben? Sind Sie es denn übrigens auch ganz gewiß überzeugt, daß das Stück dadurch gewonnen hätte? Indem Sie mich so zu den schrecklichsten Extremitäten gebracht hätten, würden Sie aus einer ganz einfachen Begebenheit ein sehr verwickeltes Stück gemacht haben. Ich würde theatralischer geworden sein —"

„Und mehr nach dem gemeinen Schlage; es ist wahr. Aber das Stück würde sich einen gewissen Beifall haben versprechen können —"

„Von so einem kleinen Geschmacke es auch gezeigt hätte, ich glaube wohl. Es wäre ganz gewiß viel leichter gewesen, hätte aber auch, wie ich glaube, weniger Wahrheit und wirkliche Schönheit gehabt, die Verwirrung fortzusetzen, als sich in der Ruhe zu erhalten. Bedenken Sie, daß alsdenn erst die Opfer der Tugend anfangen und eines das andere nach sich ziehet! Betrachten Sie, wie gut die erhabenen Reden und die starken Scenen auf die pathetischen Stellungen folgen! Unterdessen bleibet mitten in dieser Ruhe Theresiens, Clairvillens, Rosaliens Schicksal und mein Schicksal noch immer ungewiß. Man weiß, was ich mir vornehme. Es hat aber gar nicht das Ansehen, daß es mir gelingen werde. Mit Theresien gelingt es mir auch wirklich nicht, und es ist noch weit unwahrscheinlicher, daß ich mit Rosalien glücklicher sein sollte. Welche wichtige Begebenheit würde in dem Plane, den Sie mir vorschlagen', diese zwei Scenen ersetzt haben? Ich wüßte keine."

„Noch eine einzige Frage habe ich an Ihnen zu thun. Sie betrifft die Gattung, unter welche Ihr Stück gehöret. Es ist keine Tragödie. Es ist keine Komödie. Was ist es denn also? Und was für einen Namen soll man ihm beilegen?"

„Was Sie für einen wollen. Doch wenn es Ihnen nicht zuwider ist, so können wir es morgen untersuchen, welcher sich dazu am Besten schicken würde."

„Und warum nicht heute?"

„Ich muß Sie verlassen. Ich habe zwei Pächter aus der Nachbarschaft rufen lassen, die vielleicht schon seit einer Stunde auf mich zu Hause warten."

„Giebt es wieder einen Proceß beizulegen?"

„Nein. Es betrifft dasmal etwas Anders. Der eine von diesen Pächtern hat eine Tochter. Der andere hat einen Sohn. Diese Kinder lieben sich. Allein das Mädchen ist reich, und der junge Mensch hat nichts."

„Und Sie? Sie wollen die Eltern vergleichen und die Kinder zufriedenstellen? Leben Sie wohl, Dorval! Morgen an dem nämlichen Orte!"

---

## Dritte Unterredung.

Des Tages drauf umzog sich der Himmel. Eine Wolke, die das Wetter heranführte und den Donner in ihrem Schooße trug, blieb über dem Hügel stehen und deckte ihn mit Dunkel. Aus dem Gesichtspunkte, in welchem ich mich befand, schienen die Blitze in diesem Dunkel zu entstehen und sich wieder darein zu verlieren. Die Wipfel der Eichen waren in Bewegung. Das Getöse der Winde mischte sich in das Geräusche der Wasser. Der zürnende Donner wandelte zwischen den Bäumen. Meine Einbildungskraft, die durch geheime Aehnlichkeiten gelenket ward, zeigte mir mitten in dieser dunkeln Scene Dorvaln, so wie ich ihn den Abend vorher in den Entzückungen seines Enthusiasmus gesehen hatte, und ich glaubte seine harmonische Stimme sich über Winde und Donner erheben zu hören.

Underdessen verzog sich das Ungewitter. Die Luft ward um so viel reiner, der Himmel um so viel heiterer, und ich würde Dorvaln unter den Eichen aufgesucht haben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß die Erde daselbst allzu weich und der Rasen allzu feucht sein müßte. Der Regen hatte zwar nicht angehalten, aber er war stark gewesen. Ich begab mich nach seinem Hause. Er erwartete mich, denn es war ihm seinerseits gleichfalls beigefallen, daß ich mich wohl schwerlich nach dem Orte, wo wir des Abends vorher beisammen gewesen waren, verfügen würde. Es war also in seinem Garten, auf dem sandichten Ufer eines breiten Canals, an welchem er zu spazieren gewohnt war, wo er mir vollends seine Gedanken entwickelte. Nach einigen

allgemeinen Betrachtungen über die Handlungen des Lebens und über die Art, wie man sie auf dem Theater nachahmet, erklärte er sich folgendergestalt:

„Man unterscheidet in jedem sittlichen Gegenstande ein Mittel und die zwei äußersten Enden. Es scheinet daher, da jede dramatische Handlung ein sittlicher Gegenstand ist, daß es auch hier eine mittlere und zwei äußere Gattungen geben müsse. Die beiden letztern haben wir, das Lustspiel nämlich und das Trauerspiel. Der Mensch aber ist nicht immer betrübt oder immer fröhlich. Es muß also eine Grenze geben, welche die komische Gattung von der tragischen scheidet.

„Terenz hat ein Stück gemacht, dessen Inhalt dieser ist. Ein junger Mensch verheirathet sich. Kaum ist er verheirathet, so rufen ihn Angelegenheiten in die Ferne. Er ist abwesend. Er kömmt wieder heim. Er glaubet an seiner Gattin die gewissesten Merkmale der Untreue zu bemerken. Er geräth darüber in Verzweiflung. Er will sie zu ihren Eltern zurückschicken. Man urtheile, in welcher Verfassung sich Vater und Mutter und Tochter befinden müssen. Unterdessen ist doch ein Davus dabei, eine schon für sich selbst lustige Person. Was macht der Dichter damit? Er entfernt ihn während den vier ersten Aufzügen von der Bühne und ruft ihn nur am Ende wieder zurück, um die Aufwickelung ein Wenig munterer zu machen.

„Nun frage ich: von welcher Gattung ist dieses Stück? Von der komischen Gattung? Es giebt nichts zu lachen darin. Von der tragischen Gattung? Schrecken und Mitleid und die übrigen großen Leidenschaften bleiben darin unerweckt. Gleichwohl fehlt es ihm nicht an Interesse, und es wird überhaupt keinem dramatischen Stücke, wenn es gleich nichts Lächerliches, nichts Schreckliches enthält, daran fehlen, wenn nur sonst der Inhalt wichtig ist, wenn nur der Dichter den Ton zu treffen weiß, den wir bei ernsthaften Angelegenheiten halten, wenn nur die Handlung durch neue Verwicklungen und Verwirrungen immer wächst. Da nun, wie mich dünkt, dergleichen Handlungen am Allerhäufigsten in dem gemeinen Leben vorkommen, so müßte die Gattung, deren Gegenstand sie wären, auch wohl die nützlichste und weitläuftigste sein. Ich will diese Gattung die ernsthafte Gattung nennen. Und wenn diese Gattung festgesetzt ist, so wird sich weiter kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, keine wichtige Handlung in dem menschlichen Leben finden, die man nicht zu irgend einem Theile des dramatischen Systems rechnen könnte.

„Wollen Sie diesem Systeme allen möglichen Umfang geben, wollen Sie Wahrheit und Chimäre, die eingebildete und wirkliche Welt mit einschließen, so fügen Sie noch das Burleske und das Wunderbare hinzu, jenes unter die komische und dieses über die tragische Gattung."

„Ich verstehe Sie. Das Burleske — die komische Gattung — die ernsthafte Gattung — die tragische Gattung — das Wunderbare."

„Ein Stück bleibt niemals aufs Strengste in den Grenzen einer einzigen Gattung. Es giebt kein einziges Werk in den komischen und tragischen Gattungen, in dem man nicht Stellen finden sollte, die sich vollkommen für die ernsthafte Gattung schickten, und wiederum wird es in dieser an andern Stellen nicht fehlen, die in einer von den beiden andern Gattungen stehen könnten.

„Und das ist eben der Vortheil bei der ernsthaften Gattung, daß, da sie zwischen den beiden andern inne liegt, es ihr an Zufluß nicht fehlen kann, sie mag sich erheben oder herablassen wollen. In der komischen und tragischen Gattung ist es so nicht. Alle Abänderungen des Komischen sind in dieser und der ernsthaften Gattung enthalten, so wie alle Abänderungen des Tragischen in der ernsthaften Gattung und der Tragödie. Das Burleske und das Wunderbare sind beide gleich außer der Natur, und es läßt sich nichts Gesundes daraus entlehnen. Die Maler und die Dichter haben das Recht, Alles wagen zu dürfen; allein dieses Recht erstreckt sich nicht bis auf die Freiheit, verschiedene Arten in ein und ebendasselbe Individuum zu schmelzen. Ein Mann von Geschmacke findet es gleich ungereimt, ob Castor unter die Götter versetzt oder der bürgerliche Edelmann zum Mamamouchi gemacht wird.

„Die komische und die tragische Gattung sind die wirklichen Grenzen des Drama. Wenn aber die komische Gattung unmöglich das Burleske zu Hülfe nehmen kann, ohne sich zu erniedrigen, und wenn die tragische Gattung unmöglich auf die Stelzen des Wunderbaren steigen kann, ohne von ihrer Wahrheit zu verlieren, so folgt daraus, daß diese beiden Gattungen, die auf den beiden äußersten Grenzen stehen, am Meisten in die Augen fallen, zugleich aber die schwersten sein müssen.

„Die ernsthafte Gattung ist es, in welcher sich jeder Gelehrter, der sich einiges Talents für die Bühne bewußt zu sein glaubt, vorher üben muß. Einen jungen Menschen, den man zur Malerei

aufziehen will, lehret man vor allen Dingen das Nackte zeichnen. Hat er es in dieser Grundlage der Kunst zu einer Fertigkeit gebracht, so kann er sich einen Gegenstand aussuchen. Er kann ihn aus den gemeinen Ständen oder aus einer höhern Ordnung nehmen. Er kann seine Figuren kleiden, wie er will, nur daß man das Nackte niemals unter dem Gewande ganz verliere. So mag auch Der, der den Menschen in den Uebungen der ernsthaften Gattung lange genug studiret hat, nach seinem Genie entweder den Kothurn oder die Socken anlegen, er mag seinen Personen einen königlichen Mantel oder den Rock einer Gerichtsperson umwerfen: nur daß der Mensch niemals unter der Kleidung verschwindet.

„Wenn die ernsthafte Gattung die leichteste von allen ist, so ist sie auch dafür den Veränderungen der Zeit und des Orts am Wenigsten unterworfen. Man bringe das Nackte an einen Ort der Welt, an welchen man will, es wird überall die Aufmerksamkeit an sich ziehen, wenn es gut gezeichnet ist. Wer in der ernsthaften Gattung vortrefflich ist, der wird zu allen Zeiten und bei allen Völkern gefallen. Die kleinen Schattirungen, die er aus einer von den benachbarten Gattungen entlehnet, werden viel zu schwach sein, ihn zu verstellen. Es sind bloße Zipfel von einem Gewande, die nur einige Oerter bedecken und die größeren Theile nacket lassen.

„Sie sehen, daß die Tragikomödie nothwendig eine schlechte Gattung sein muß, weil man zwei entfernte und durch einen von der Natur selbst festgesetzten Rain getrennte Gattungen darin vermengt. Man gehet da nicht durch unmerkliche Schattirungen fort. Man verfällt bei jedem Schritte in Contraste, und die Einheit verschwindet.

„Auch sehen Sie, daß diese Gattung des Drama, wo die allerlustigsten Züge der komischen Gattung neben den allerrührendsten Zügen der ernsthaften Gattung stehen, und wo man wechselsweise aus einer Gattung in die andere springt, in den Augen eines strengen Kunstrichters nicht ohne Fehl sein kann.

„Wollen Sie aber vollkommen überzeugt sein, wie gefährlich es ist, die Grenzscheidung, welche die Natur zwischen den Gattungen gemacht hat, zu überschreiten, so treiben Sie nur die Sache so weit als möglich und bringen zwei ganz entfernte Gattungen zusammen, als etwa die Tragödie und das Burleske, und bald werden Sie einen ernsthaften Senator zu den Füßen einer Buhlerin die Rolle des liederlichsten Wollüstlings spielen,

bald Verschworene auf den Untergang einer Republik denken sehen.*)

„Das Possenspiel, die Parade und die Parodie sind keine Gattungen, sondern Arten des Komischen und des Burlesken, die ihre besondere Gegenstände haben.

„Die Dichtkunst der komischen und der tragischen Gattung ist mehr als hundertmal vorgetragen worden. Die ernsthafte Gattung hat auch ihre Dichtkunst, die gleichfalls ziemlich weitläuftig sein würde. Ich will Ihnen aber itzt nur so viel davon sagen, als mir während der Zeit, da ich an meinem Stücke arbeitete, eingefallen ist.

„Da es dieser Gattung an dem lebhaften Colorite der beiden äußern Gattungen, zwischen welchen sie inne liegt, fehlet, so muß man es an nichts mangeln lassen, wodurch sie mehr und mehr Stärke erhalten kann.

„Der Inhalt muß wichtig und die Verwicklung muß einfach und häuslich sein und dem gemeinen Leben so nahe als möglich kommen.

„Ich will keine Bediente darin haben. Denn ehrbare Leute halten ihre Angelegenheiten vor ihnen verborgen, und wenn alle Auftritte nur unter der Herrschaft vorgehen, so werden sie um so viel interessanter sein. Spricht ein Bedienter auf der Bühne so, wie er wirklich im gemeinen Leben spricht, so ist er plump; spricht er anders, so ist er falsch.

„Sind die aus der komischen Gattung entlehnten Schattirungen allzu stark, so wird das Stück zu lachen und zu weinen machen, es wird weder Einheit des Interesse noch Einheit des Colorits haben.

„Die ernsthafte Gattung erlaubet die Monologen. Und daher schließe ich, daß sie mehr den Hang nach der Tragödie als nach der Komödie hat, in welcher letztern Gattung sie sehr selten und kurz sind.

„Es würde gefährlich sein, in ebendemselben Stücke sowohl Schattirungen aus der komischen als aus der tragischen Gattung zu entlehnen. Man muß wissen, wohin der Inhalt und die Charaktere des Stücks ihren Hang haben, und diesem muß man folgen.

„Die Moral muß allgemein und stark sein.

*) Man sehe Otway's „Befreites Venedig", Shakespeare's „Hamlet" und die meisten dramatischen Stücke der Engländer.

„Keine episodische Person! Oder wenn die Verwicklung ja eine erfordert, so sei ihr Charakter sonderbar, damit sie sich dadurch hebe.

„Der Pantomime befleißige man sich mit Ernst. Mit den Theaterstreichen gebe man sich nicht ab, denn ihre Wirkung dauert nur einen Augenblick, sondern dafür denke man auf Gemälde. Je mehr man ein schönes Gemälde betrachtet, je mehr gefällt es.

„Die Bewegung ist der Würde fast immer nachtheilig. Die vornehmste Person sei also selten die Triebfeder des Stücks.

„Und vor allen Dingen vergesse man nicht, daß es keinen allgemeinen Grundsatz giebt. Von allen den Grundsätzen, die ich itzt angeführt habe, wüßte ich keinen einzigen, den ein Mann von Genie nicht glücklich übertreten könnte."

„Sie sind meinem Einwurfe zuvorgekommen."

„Die komische Gattung hat Arten, und die tragische hat Individua. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie ist der und der Mensch. Es ist Regulus oder Brutus oder Cato und sonst kein Anderer. Die vornehmste Person einer Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Menschen vorstellen. Gäbe man ihr von ohngefähr eine so eigene Physiognomie, daß ihr nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, so würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten und in Satire ausarten.

„Terenz scheinet mir einmal in diesen Fehler gefallen zu sein. Sein Heautontimorumenos ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämet, zu welchem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der sich deswegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang fliehet, sein Gesinde abschafft und das Feld mit eigenen Händen bauet. Man kann gar wohl sagen, daß es so einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen Jahrhunderte ein Beispiel einer so seltsamen Betrübniß aufzuweisen haben."

„Horaz, der einen ganz besonders zärtlichen Geschmack hatte, scheinet mir diesen Fehler eingesehen und im Vorbeigehen, aber fast unmerklich getadelt zu haben."

„Ich kann mich auf die Stelle nicht besinnen."

„Sie ist in der ersten oder zweiten Satire des ersten Buchs, wo er zeigen will, daß die Narren aus einer Uebertreibung in die andere entgegengesetzte zu fallen pflegen. „Fufidius", sagt er, „fürchtet für einen Verschwender gehalten zu werden. Wißt Ihr,

was er thut? Er leihet monatlich für fünf Procent und macht sich im Voraus bezahlt. Je nöthiger der Andre das Geld braucht, desto mehr fordert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute auswendig, die von gutem Hause sind und itzt in die Welt treten, dabei aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht glaubt Ihr, daß dieser Mensch wieder einen Aufwand mache, der seinen Einkünften gemäß ist. Weit gefehlt! Er ist sein grausamster Feind, und der Vater in der Komödie, der sich wegen der Entweichung seines Sohnes bestraft, kann sich nicht schlechter quälen: non se pejus cruciaverit.““

„Ja, es ist dem Charakter dieses Dichters vollkommen gemäß, einen doppelten Sinn mit diesem schlechter zu verbinden, so daß es einmal auf den Terenz und einmal auf den Fufidius gehet.

„In der ernsthaften Gattung werden die Charaktere oft ebenso allgemein sein als in der komischen Gattung; sie werden aber allezeit weniger individuell sein als in der tragischen.

„Man sagt manchmal, es hat sich bei Hofe ein sehr lustiges Abenteuer, es hat sich in der Stadt eine sehr tragische Begebenheit ereignet. Hieraus folgt also, daß die Komödie und Tragödie für alle Stände gehöret, nur mit diesem Unterschiede, daß Schmerz und Thränen weit öfter unter den Dächern der Unterthanen als Munterkeit und Freude in den Palästen der Könige wohnen. Was ein Stück komisch, ernsthaft oder tragisch macht, ist nicht sowohl der Inhalt als der Ton, als die Leidenschaften, die Charaktere, das Interesse. Die Wirkungen der Liebe, der Eifersucht, des Spiels, des unordentlichen Lebens, des Ehrgeizes, des Hasses, des Neides können ebensowohl Lachen als Nachdenken, als Erschrecken verursachen. Ein Eifersüchtiger, der Maßregeln nimmt, wie er sich am Besten von seiner Schande überzeugen kann, ist lächerlich; ein rechtschaffner Mann, der sie argwohnet und dabei doch liebt, ist niedergeschlagen; ein Rasender, der davon überzeugt ist, wird leicht ein Verbrechen begehen. Der eine Spieler wird das Bildniß seiner Geliebten bei einem Wuchrer versetzen, der andere wird sich um sein Vermögen bringen, wird sein Weib und seine Kinder ins Elend stürzen und wird verzweifeln. Was soll ich hiervon viel sagen? Das Stück, über welches wir reden, ist beinahe nach allen drei Gattungen bearbeitet worden.“

„Wie das?“

„Ja!“

„Das wäre besonders."

„Clairville ist von einem rechtschaffnen, aber ungestümen und leichtsinnigen Charakter. Kaum hatte er seine Wünsche erreicht und war in dem ruhigen Besitze seiner Geliebten, so dachte er an seine vergangene Trübsale nicht mehr. Er sahe in unserer Geschichte weiter nichts als eine ganz gemeine Begebenheit. Er scherzte darüber. Er ging gar so weit, daß er den dritten Aufzug des Stücks parodirte. Sein Werk war vortrefflich. Er hatte meine Verwirrung in ein sehr komisches Licht gesetzt. Ich lachte darüber; heimlich aber verdroß es mich doch, daß Clairville eine von den wichtigsten Handlungen unsers Lebens lächerlich gemacht hatte; denn wie viel fehlte, so hätte es ihm sein Glück und seine Geliebte, so hätte es Rosalien ihre Unschuld und ihre Aufrichtigkeit, so hätte es Theresien ihre Ruhe, so hätte es mir meine Redlichkeit und vielleicht mein Leben gekostet. Ich rächte mich also an Clairvillen und verwandelte die drei letzten Aufzüge des Stücks in Tragödie, und ich versichere Ihnen, daß ich ihn länger zu weinen machte, als er mich zu lachen gemacht hatte."

„Und könnte ich es wohl zu sehen bekommen?"

„Nein! Es ist keine bloße Verweigerung, sondern Clairville hat seinen Aufzug verbrannt, und von meinem habe ich nur blos noch den Entwurf."

„Und dieser Entwurf?"

„Sie sollen ihn zu sehen bekommen, wenn Sie es verlangen. Aber bedenken Sie Sich! Sie haben eine zärtliche Seele. Sie lieben mich; was Sie lesen würden, könnte Eindrücke in Ihnen zurücklassen, die Sie so leicht nicht wieder los werden dürften."

„Geben Sie mir ihn nur, den tragischen Entwurf; Dorval, geben Sie mir ihn nur!"

Dorval zog einige fliegende Blätter aus der Tasche, die er mir mit abgewandtem Gesichte, als ob er die Augen nicht darauf werfen dürfte, überreichte. Sie enthielten Folgendes.

„Nachdem Rosalia im dritten Aufzuge Dorval's und Theresiens Heirath erfahren hat und ganz gewiß glaubt, daß Dorval ein treuloser Freund, ein Mann ohne Glauben ist, so greift sie zu einem gewaltsamen Entschlusse, nämlich Alles zu entdecken. Sie spricht Dorvaln und begegnet ihm mit der äußersten Verachtung.

**Dorval.** Ich bin kein treuloser Freund, kein Mann ohne Glauben. Ich bin Dorval. Ich bin ein Unglücklicher.

**Rosalia.** Sage, ein Nichtswürdiger! — Ließ er mich nicht glauben, er liebe mich?

**Dorval.** Ich liebte Sie, und ich liebe Sie noch.

**Rosalia.** Er liebte mich! Er liebt mich noch! Er heirathet Theresien! Er hat ihrem Bruder sein Wort gegeben! Und diese Verbindung wird heute vollzogen! — Gehen Sie, verkehrte Seele! Weg von mir! Bestehen Sie nicht länger darauf, die Unschuld aus diesen Wohnungen zu verbannen! Ruhe und Tugend werden wieder einziehen, sobald Sie weg sind. Fliehen Sie! Scham und Gewissensbisse, die das gewisse Theil des Boshaften sind, erwarten Sie an der Thüre.

**Dorval.** Man drückt mich zu Boden! Man jagt mich fort! Ich bin ein Bösewicht! O Tugend! Ist das Deine letzte Belohnung?

**Rosalia.** Er hatte ohne Zweifel geglaubt, ich würde schweigen. — Nein, nein! — Man soll Alles erfahren. — Theresia wird mit meiner Unerfahrenheit, mit meiner Jugend Mitleiden haben. — In ihrem eigenen Herze wird sie meine Entschuldigung und meine Verzeihung finden. — O Clairville! wie sehr werde ich Sie lieben müssen, meine Ungerechtigkeit und die Pein, die ich Ihnen verursache, wieder gut zu machen! — Aber bald, bald soll man den Nichtswürdigen kennen.

**Dorval.** Halten Sie, junge Unvorsichtige, oder Sie werden Sich des einzigen Verbrechens schuldig machen, das ich in meinem Leben begangen habe, wenn es anders ein Verbrechen ist, eine unerträgliche Last von sich abzuwerfen! — Noch ein Wort, und ich glaube, daß die Tugend weiter nichts als ein Schatten ist; daß das Leben weiter nichts ist als ein unseliges Geschenk des Schicksals; daß die Zufriedenheit nirgends zu finden ist; daß die Ruhe jenseits dem Grabe wohnet, und ich habe gelebt.

„Rosalia ist fortgegangen. Sie hört ihn nicht mehr. Dorval sieht sich von dem einzigen Frauenzimmer verachtet, das er liebet und jemals geliebt hat; er sieht sich Theresiens Hasse und Clairvillens Erbitterung ausgesetzt; er sieht sich auf dem Punkte, die einzigen Wesen, die ihn mit der Welt verknüpfen, zu verlieren und wieder in seine alte Einsamkeit zu versinken. Wohin soll er gehen? — An wen soll er sich wenden? — Wen soll er lieben? — Von wem soll er geliebt werden? — Die Verzweiflung bemeistert sich seiner Seele. Das Leben wird ihm zuwider. Er bekömmt Neigung zum Tode. Und das ist der Inhalt einer Monologe, welche den dritten Aufzug schließt. Von dem Ende dieses Aufzuges an redet er mit seinen Bedienten nicht weiter. Er befiehlt ihnen mit der Hand, und sie gehorchen.

„Rosalia vollziehet zu Anfange des vierten Aufzuges ihren Vorsatz. Wie sehr erstaunen Theresia und ihr Bruder! Sie wagen es nicht, Dorvaln zu sehen; Dorval wagt es nicht, Einen von ihnen zu sehen. Alle vermeiden, Alle fliehen einander, und Dorval befindet sich auf einmal ganz natürlicher Weise in der allgemeinen Verlassenheit, die er so sehr fürchtete. Sein Schicksal eilet zu Ende. Er merkt es und entschließt sich plötzlich, dem Tode entgegenzugehen. Sein Bedienter Carl ist das einzige Wesen in der ganzen Welt, das ihm übrig bleibt. Carl erräth den erschrecklichen Entschluß seines Herrn. Er verbreitet seine Bestürzung durch das ganze Haus. Er läuft zu Clairvillen, zu Theresien, zu Rosalien. Er redet. Sie erschrecken. Sogleich verlieret Jeder sein besonderes Interesse aus den Augen. Man sucht sich Dorvaln wieder zu nähern. Aber es ist zu spät. Dorval liebt Niemand mehr und haßt Niemand mehr; er spricht nicht, er sieht nicht, er hört nicht. Seine betäubte Seele ist keiner einzigen Empfindung mehr fähig. Er kämpfet zwar noch ein Wenig mit dieser traurigen Verfassung, aber ganz schwach und nur durch kurze Rucke, ohne Nachdruck und Wirkung. Und so ist er zu Anfange des fünften Aufzuges.

„Diesen Aufzug eröffnet Dorval. Er ist allein und gehet auf und nieder, ohne ein Wort zu reden. Der Vorsatz, das Leben zu verlassen, zeigt sich in seiner Kleidung, in seinen Geberden, in seinem Stillschweigen. Clairville tritt herein; er beschwört ihn zu leben; er wirft sich ihm zu Füßen; er umfaßt sie; er setzt ihm mit den besten und zärtlichsten Gründen zu, Rosalien anzunehmen. Dorval wird immer grausamer, und diese Scene bringt ihn seinem Schicksale näher. Clairville kann nichts als einzelne Silben aus ihm bringen. Dorval's übrige Action ist stumm.

„Theresia kömmt dazu. Sie vereiniget sich mit ihrem Bruder. Sie sagt Dorvaln Alles, was ihr von der Ergebung in sein Schicksal, von der Macht des höchsten Wesens, der sich entziehen zu wollen das größte Verbrechen ist, von Clairvillens Anerbieten u. s. w. nur Pathetisches einfallen will. Indem Theresia spricht, hat sie einen von Dorval's Armen in den ihrigen, und sein Freund hat ihn mitten um den Leib gefaßt, als ob er fürchte, er möchte ihm entwischen. Doch Dorval, ganz in sich versenkt, fühlt seinen Freund nicht, der ihn umfaßt hält, hört Theresien nicht, die mit ihm spricht. Dann und wann nur neigt er sich über sie, um zu weinen. Aber die Thränen versagen sich ihm,

Nun geht er zurück, seufzet tief, macht verschiedene langsame und schreckliche Gestus; auf seinen Lippen zeigt sich die Bewegung eines flüchtigen Lachens, das weit schrecklicher als seine Seufzer und seine Geberden ist.

„Rosalia kömmt. Theresia und Clairville treten ab. In dieser Scene herrschen Furchtsamkeit, Naivität, Thränen, Schmerz, Reue. Rosalia siehet nun alle das Uebel, das sie angerichtet hat. Sie ist untröstlich. Bei der Liebe, die sie empfindet, bei dem Mitleiden, das sie mit Dorvaln hat, bei der Hochachtung, die sie Theresien schuldig ist, bei der Zuneigung, die sie Clairvillen nicht verweigern kann: wie viel Rührendes hat sie nicht zu sagen! Dorval scheinet sie anfangs weder zu sehen, noch zu hören. Rosalia schreiet, ergreift seine Hände, hält ihn, und endlich kömmt ein Augenblick, da Dorval seine starren Augen auf sie heftet. Seine Blicke sind die Blicke eines Menschen, der aus einem Todtenschlafe erwacht. Diese Anstrengung kostet ihm den Rest seiner Kräfte. Er fällt, als vom Blitze gerühret, in den Lehnstuhl. Rosalia geht ab, ächzet laut, ist untröstlich, reißet sich die Haare aus.

„In diesem Stande des Todes bleibt Dorval einige Augenblicke. Carl stehet vor ihm, ohne ein Wort zu sagen. — Seine Augen sind halb geschlossen. Seine langen Haare hängen zu hinterst über den Stuhl. Der Mund stehet offen; er holet tief Athem; die Brust fliegt. Nach und nach gehet dieser Todeskampf vorüber. Er kömmt mit einem langen und schmerzlichen Seufzer, mit einer kläglichen Stimme wieder zu sich. Er stützet den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf die Kniee. Er hat Mühe, aufzustehen. Er irret mit langsamen Schritten umher. Er stößt auf Carlen. Er ergreift ihn bei dem Arme, betrachtet ihn einen Augenblick, zieht seinen Beutel und seine Uhr heraus, giebt sie ihm nebst einem versiegelten Papiere ohne Aufschrift und giebt ihm mit einem Zeichen zu verstehen, daß er fortgehen soll. Carl wirft sich ihm zu Füßen und liegt mit dem Gesichte auf dem Boden. Dorval läßt ihn liegen und irret noch immer umher. Indem trifft er mit seinen Füßen auf Carln, der noch nicht aufgestanden ist. Er wendet sich weg. — Und nun springt Carl plötzlich auf, läßt Beutel und Uhr auf der Erde liegen und läuft, Hülfe zu rufen.

„Dorval folgt ihm langsam. — Er lehnet sich ohne Absicht gegen die Thüre. — Er wird einen Riegel gewahr. — Er betrachtet ihn, — er stößt ihn zu, — zieht seinen Degen, — setzet

den Knopf gegen die Erde, — richtet die Spitze gegen seine Brust, — neiget sich seitwärts mit dem Körper darüber, — richtet die Augen gen Himmel, — schlägt sie wieder auf sich selbst nieder, — bleibt einige Augenblicke so, — er seufzet tief und — stürzt.

„Carl kömmt. Er findet die Thüre verschlossen. Er ruft. Man kömmt dazu. Man bricht die Thüre auf. Man findet Dorvaln in seinem Blute und todt. Carl tritt unter dem schmerzlichsten Geschrei herein. Die übrigen Bedienten bleiben um den Leichnam stehen. Theresia kömmt. Dieser Anblick rühret sie gleich einem Blitze; sie schreiet; sie läuft wild auf der Bühne umher ohne recht zu wissen, was sie sagt, was sie thut, wohin sie will. Man hebt Dorval's Leichnam auf. Theresia, die sich gegen den blutigen Ort der Scene gekehrt hat, sitzet ohne Bewegung in einem Lehnstuhle und hat ihr Gesicht mit den Händen bedeckt.

„Clairville und Rosalia kommen. Sie finden Theresien in dieser Stellung. Sie fragen sie. Sie schweigt. Sie fragen sie aufs Neue. Statt aller Antwort nimmt sie die Hände vom Gesichte, wendet den Kopf weg und zeiget ihnen mit der Hand die mit Dorval's Blut befleckte Stelle.

„Sie schreien und weinen, sie schweigen und schreien wieder.

„Carl giebt Theresien das versiegelte Papier. Es ist Dorval's Leben und letzter Wille. Kaum aber hat sie die ersten Zeilen gelesen, so läuft Clairville als rasend ab; Theresia folgt ihm. Justine und die Bedienten tragen Rosalien weg, die sich nicht wohl befindet, und das Stück schließt."

„Ah," rief ich aus, „das, das ist Tragödie, oder ich verstehe gar nichts davon. Es ist in der That zwar nicht mehr die Probe der Tugend, sondern ihre Verzweiflung. Vielleicht ist es sogar gefährlich, den ehrlichen Mann zu diesem schrecklichen Entschlusse gebracht zu zeigen; deswegen aber merkt man doch gar wohl die Stärke der Pantomime, sowohl allein als mit der Rede verbunden. Und das sind die Schönheiten, deren wir aus Mangel einer Bühne und aus Mangel der Kühnheit entbehren müssen, indem wir nur immer unsere Vorgänger knechtisch nachahmen und Natur und Wahrheit beiseite setzen. — Aber Dorval spricht nicht? — Aber wo kann eine Rede so stark rühren, als seine Action und sein Stillschweigen rühren? — Man lasse ihn dann und wann ein Wort sagen. Das geht gar wohl an. Nur muß man nicht vergessen, daß sich ein Mensch, der viel spricht, selten ermordet."

Ich stand auf. Ich ging zu Dorvaln. Er irrte unter den Bäumen und schien mir in seine Gedanken ganz vertieft. Ich hielt für gut, sein Papier zu behalten, und er forderte mir es auch nicht ab.

„Wenn Sie also überzeugt sind," sagte er zu mir, „daß das Tragödie ist, und daß es eine Mittelgattung zwischen der Komödie und der Tragödie giebt, so haben wir zwei Aeste der dramatischen Dichtkunst, die ganz und gar nicht bearbeitet sind und nur Köpfe erwarten. Machen Sie Lustspiele in der ernsthaften Gattung, machen Sie bürgerliche Tragödien, und sein Sie versichert, daß es einen Beifall und eine Ewigkeit giebt, die Ihnen vorbehalten sind! Vor allen Dingen geben Sie Sich mit den Theaterstreichen nicht ab! Suchen Sie Gemälde! Nähern Sie Sich dem wirklichen Leben und wählen Sie gleich anfangs ein Feld, wo sich die Pantomime in ihrem ganzen Umfange zeigen kann! — Man sagt, es gebe keine große tragische Leidenschaften mehr zu erregen; man könne die erhabenen Gesinnungen unmöglich auf eine neue und rührende Art vortragen. Das kann in der Tragödie wahr sein, so wie sie die Griechen, die Römer, die Franzosen, die Italiener, die Engländer und alle Völker auf der Welt gemacht haben. Die bürgerliche Tragödie aber wird eine andere Handlung, einen andern Ton und ein Erhabenes haben, das ihr eigenthümlich zugehöret. Ich empfinde es, dieses Erhabene. Es findet sich in den Worten eines Vaters, der zu seinem Sohne, welcher ihn im Alter ernährte, sagte: „Mein Sohn, wir rechnen ab. Ich habe Dir das Leben gegeben, und Du giebst mir es wieder." Es findet sich in der Rede eines andern Vaters, der gleichfalls zu seinem Sohne sagte: „Rede allezeit die Wahrheit! Versprich nichts, was Du nicht halten wolltest! Ich beschwöre Dich bei diesen Füßen, die ich mit meinen Händen erwärmte, als Du noch in der Wiege lagest!""

„Aber wird uns diese Tragödie interessiren?"

„Das frage ich Sie. Sie ist uns näher; sie ist das Gemälde der Unglücksfälle, die uns umgeben. Wie? Sie begreifen nicht, wie stark eine wirkliche Scene, wie stark wahre Kleidungen, einfache Handlungen und diesen Handlungen angemessene Reden, wie stark Gefahren auf Sie wirken würden, ob welchen Sie nothwendig zittern müßten, wenn Ihre Anverwandte, Ihre Freunde oder Sie selbst ihnen ausgesetzt wären? Eine gänzliche Glücksveränderung, die Furcht vor der Schande, die Folgen des Elends,

eine Leidenschaft, die den Menschen ins Verderben, von dem Verderben zur Verzweiflung, von der Verzweiflung zu einem gewaltsamen Tode bringt, sind keine seltene Begebenheiten, und doch glauben Sie, daß Sie weniger dabei fühlen würden als bei dem fabelhaften Tode eines Tyrannen, bei der Opferung eines Kindes? — Aber Sie sind zerstreut. — Sie sind in Gedanken. — Sie hören mich nicht.“ —

„Ihr tragischer Entwurf will mir nicht aus dem Sinne. — Ich sehe Sie auf der Bühne umherirren, — Ihren Fuß von Ihrem auf dem Boden liegenden Bedienten zurückziehen, — den Riegel zuschieben, — Ihren Degen blößen. — Die Idee dieser Pantomime erweckt mir Schauder. — Ich glaube nimmermehr, daß man den Anblick aushalten könnte, und diese ganze Handlung gehöret vielleicht zu denen, die man erzählen muß. Sehen Sie!“

„Ein unwahrscheinliches Factum, glaube ich, muß man dem Zuschauer weder erzählen noch zeigen, und unter den wahrscheinlichen Handlungen lassen sich diejenigen leicht unterscheiden, die man den Augen vorstellen, und die man hinter die Scene verweisen muß. Ich muß meine Gedanken auf die bekannte Tragödie anwenden; denn wie kann ich meine Exempel aus einer Gattung nehmen, die unter uns noch nicht vorhanden ist?

„Wenn eine Handlung einfach ist, so muß man sie, glaube ich, lieber vorstellen als erzählen. Der Anblick des Mahomet's, der den Dolch auf Irenen gezogen hat, ungewiß, ob er dem Ehrgeize, der ihm den Stoß befiehlt, oder der Liebe gehorchen soll, die seinen Arm zurückhält, ist ein rührendes Gemälde. Das Mitleid, das uns allezeit an die Stelle des Unglücklichen und nie an die Stelle des Bösewichts setzt, wird meine ganze Seele erschüttern. Nicht gegen Irenens, sondern gegen meine eigene Brust werde ich den drohenden Stahl ausgestreckt glauben. — Diese Handlung ist allzu einfach, als daß sie übel nachgeahmet werden könnte. Wenn sich aber die Handlung verwickelt, wenn der Zwischenfälle zu viel werden, so kann es gar leicht einige darunter geben, die mich daran erinnern, daß ich im Parterre bin, daß alle diese Personen Komödianten sind, und daß es keine sich wirklich ereignende Begebenheit ist. Die Erzählung hingegen bringt mich aus dem Schauplatze heraus. Ich verfolge alle Umstände. Meine Einbildung bringt jeden, so wie ich ihn in der Natur gesehen habe, zur Wirklichkeit. Nichts verräth sich. Sagt der Dichter: „Indem nahet sich Kalchas,

„Die Miene finster, wild der Blick, das Haar gethürmt,
Voll Wuth, voll von dem Gott der ihm im Busen stürmt;"

oder:

„— — — — an allen Dornen klebt
Sein blutig Haupthaar — —"

wo ist der Schauspieler, der mir den Kalchas so zeigen kann, wie er in diesen Versen ist? Grandval tritt mit einem edeln und stolzen Schritte einher. Seine Miene ist finster, sein Blick vielleicht auch wild. Sein Betragen, seine Gestus zeugen von der innern Gegenwart des Gottes, der ihn begeistert. Aber er sei noch so schrecklich, so wird sich doch nicht das Haar auf seinem Kopfe thürmen. So weit kann die dramatische Nachahmung nicht gehen.

„Ebenso ist es mit den meisten übrigen Bildern, welche diese Erzählung beleben. Ein von Pfeilen verdunkelter Himmel, ein Kriegesheer im Aufruhr, die Erde mit Blut getränkt, eine junge Prinzessin, den Stahl in der Brust, die entfesselten Winde, der hoch in den Wolken brüllende Donner, der von Blitzen erleuchtete Himmel, das schäumende und brausende Meer: alle diese Dinge hat der Dichter gemalt. Die Einbildungskraft sieht sie, aber die Kunst vermag sie nicht nachzuahmen.

„Und noch mehr: der herrschende Geschmack an der Ordnung, von welchem ich Sie bereits unterhalten habe, zwingt uns, Verhältnisse unter den Wesen anzunehmen. Wird ein Umstand gegeben, der über die gewöhnliche Natur ist, so vergrößert er in unsern Gedanken alle übrige. Der Dichter hat von der Statur des Kalchas nichts gesagt. Aber ich sehe sie. Ich denke mir sie seiner Action gemäß. Die Uebertreibung seiner geistigen Eigenschaften greift weiter um sich und verbreitet sich auf Alles, was diesen Gegenstand angehet. Die wirkliche Scene würde klein, schwach, armselig, falsch, verfehlt gewesen sein. In der Erzählung wird sie groß, stark, wahr und sogar ungeheuer. Auf der Bühne würde sie weit unter der Natur gewesen sein; so aber denke ich mir sie noch über die Natur. Auf gleiche Weise werden in der Epopöe die poetischen Menschen immer etwas größer, als die wirklichen sind.

„Das wären die Grundsätze. Nun wenden Sie sie auf die Handlung meines tragischen Entwurfs an! Ist die Handlung nicht einfach?"

„Das ist sie."

„Findet sich ein einziger Umstand dabei, den man auf der Bühne nicht nachahmen könnte?“

„Kein einziger.“

„Wird die Wirkung nicht schrecklich sein?“

„Vielleicht nur allzu schrecklich. Wer weiß, ob man in dem Schauplatze dergleichen starke Eindrücke lieben würde? Man will gerührt, bewegt, in Schrecken gesetzt sein, aber nur bis auf einen gewissen Grad.“

„Um richtig urtheilen zu können, müssen wir uns näher erklären. Was ist die Absicht eines dramatischen Stücks?“

„Den Menschen, glaube ich, Liebe zur Tugend und Abscheu vor dem Laster einzuflößen —“

„Folglich sagen, daß man sie nur bis auf einen gewissen Grad rühren müsse, heißt verlangen, daß sie aus einem Schauspiele nicht allzu eingenommen für die Tugend, nicht allzu aufgebracht gegen das Laster kommen sollen. Für ein Volk, das so kleinmüthig wäre, würde es ganz und gar keine Dichtkunst geben. Was würde der Geschmack sein, was würde aus der Kunst werden, wenn man ihrer Energie ausweichen, wenn man ihren Wirkungen willkürliche Schranken setzen wollte?“

„Ich hätte Ihnen noch einige Fragen über das Wesen des häuslichen und bürgerlichen Tragischen, wie Sie es nennen, zu thun, aber ich sehe Ihre Antwort voraus. Wenn ich Sie z. E. fragte, warum sich in dem Beispiele, das Sie mir davon gegeben haben, keine wechselsweise stumme und redende Scenen befinden, so würden Sie mir ohne Zweifel antworten, daß nicht alle Stoffe dieser Art von Schönheiten fähig sind.“

„Das ist wahr.“

„Welches aber werden die Stoffe zu dem ernsthaften Komischen sein, das Sie für einen neuen Zweig der dramatischen Gattung halten? Es giebt in der menschlichen Natur aufs Höchste nur ein Dutzend wirklich komische Charaktere, die große Züge haben.“

„Das denke ich.“

„Die kleinen Verschiedenheiten, die man unter den menschlichen Charakteren wahrnimmt, können so glücklich nicht bearbeitet werden als die reinen unvermischten Charaktere.“

„Das denke ich. Aber wissen Sie, was daraus folgt? — Daß man, eigentlich zu reden, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände auf die Bühne bringen muß. Bisher ist in der Komödie der Charakter das Hauptwerk gewesen, und der Stand

war nur etwas Zufälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man die ganze Intrigue. Man suchte durchgängig die Umstände, in welchen er sich am Besten äußert, und verband diese Umstände unter einander. Künftig muß der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werks dienen. Diese Quelle scheinet mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen als die Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein Wenig übertrieben, so konnte der Zuschauer zu sich selbst sagen: Das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich leugnen, daß der Stand, den man spielt, sein Stand ist; seine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf sich anwenden."

„Mich dünkt, man hat schon verschiedene von diesen Stoffen bearbeitet."

„Nicht doch! Sie irren Sich."

„Haben wir keine Rentmeister in unsern Stücken?"

„Ohne Zweifel haben wir welche. Und doch ist der Rentmeister noch nicht gemacht."

„Schwerlich wird man ein Stück anführen können, in welchem nicht ein Hausvater wäre."

„Ich gebe es zu; und doch ist der Hausvater noch nicht gemacht. Mit einem Worte, sagen Sie mir, sind die Pflichten der Stände, ihre Vortheile, ihre Unbequemlichkeiten, ihre Gefahren auf die Bühne gebracht worden? Ist das die Grundlage zu der Intrigue, zu der Moral unserer Stücke? Oder zeigen uns vielleicht diese Pflichten, diese Vortheile, diese Unbequemlichkeiten, diese Gefahren die Menschen nicht täglich in den größten Verlegenheiten?"

„Sie wollten also, daß man den Gelehrten, den Philosophen, den Kaufmann, den Richter, den Sachwalter, den Staatsmann, den Bürger, den großen Herren, den Statthalter spiele?"

„Setzen Sie hierzu noch alle Verwandtschaften: den Hausvater, den Ehemann, die Schwester, die Brüder! Den Hausvater! Welch ein Stoff zu unsern itzigen Zeiten, wo man kaum die geringste Idee mehr hat, was ein Hausvater ist!

„Bedenken Sie, daß täglich neue Stände entstehen! Bedenken Sie, daß uns vielleicht nichts unbekannter ist als die Stände, und daß nichts stärker interessiren sollte als sie! Jeder

hat seinen gewissen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, Jeder hat mit Menschen aus allerlei Ständen zu thun.

„Die Stände! Wie viel wichtige Ausführungen, wie viel öffentliche und häusliche Verrichtungen, wie viel unbekannte Wahrheiten, wie viel neue Situationen sind aus dieser Quelle zu schöpfen! Und giebt es unter den Ständen nicht ebensowohl einen Contrast als unter den Charakteren? Kann sie der Dichter einander nicht ebensowohl entgegensetzen?

„Aber diese Stoffe gehören der ernsthaften Gattung nicht einzig und allein. Sie können komisch oder tragisch werden, nach dem das Genie ist, das sich damit abgiebt.

„Uebrigens ist die Abwechselung der Lächerlichkeiten und Laster so groß, daß man, glaube ich, alle funfzig Jahre einen neuen Misanthropen machen könnte. Und ist es mit viel andern Charaktern anders?"

„Diese Gedanken mißfallen mir gar nicht. Ich bin bereit, die erste Komödie in der ernsthaften Gattung oder die erste bürgerliche Tragödie, die man aufführen wird, mit anzuhören. Ich sehe es gern, daß man die Sphäre unsers Vergnügens erweitert. Ich lasse mir die neuen Quellen, die Sie uns anweisen, gefallen; nur nehmen Sie uns die nicht gar, die wir bereits haben! Ich gestehe Ihnen, daß mir die wunderbare Gattung am Herzen liegt. Es geht mir nahe, sie mit der burlesken Gattung vermischt und aus dem Systeme der Natur und des Drama verwiesen zu sehen. Den Quinault mit dem Scarron und Dassouci in eine Reihe stellen! ah, Dorval, den Quinault!" —

„Niemand kann den Quinault mit mehr Vergnügen lesen als ich. Es ist der Poet der Grazien, der immer leicht und zärtlich und oft erhaben ist. Ich hoffe Ihnen ein andermal zu zeigen, wie wohl ich die Talente dieses einzigen Mannes kenne, und wie hoch ich sie schätze, und welchen Gebrauch man von seinen Tragödien, so wie sie sind, hätte machen können. Allein hier ist die Frage von seiner Gattung, und diese finde ich schlecht. Sie überlassen mir willig die burleske Welt, und ist Ihnen denn die bezauberte Welt besser bekannt? Womit vergleichen Sie die Gemälde aus derselben, wenn sie kein festes Muster in der Natur haben?

„Die burleske Gattung und die wunderbare Gattung haben keine Dichtkunst und können keine haben. Wenn man auf der lyrischen Bühne etwas Neues wagt, so ist es eine Ungereimtheit, die sich nur durch mehr oder weniger entfernte Verbindungen

mit einer alten Ungereimtheit behaupten kann. Der Name und die Talente des Verfassers thun dabei auch etwas. Molière zündet Lichter rings um den Kopf des bürgerlichen Edelmanns an; es ist der lautere Unsinn; man giebt es zu, und doch lacht man darüber. Ein Andrer erdichtet Menschen, die immer kleiner werden, nach dem sie mehr und mehr Thorheiten begehen; es liegt in dieser Erdichtung eine vernünftige Allegorie, und doch wird er ausgepfiffen. Angelica macht sich vor ihrem Liebhaber unsichtbar kraft eines Ringes, der sie vor keinem einzigen Zuschauer verbirgt, und Niemanden ist diese lächerliche Maschine anstößig. Man gebe einem Boshaften einen Dolch in die Hand, mit dem er nach seinen Feinden stößt, allezeit aber nur sich selbst damit verwundet, so wie es der Bosheit gemeiniglich ergeht, und nichts ist ungewisser, als daß dieser wunderbare Dolch Beifall finden wird.

„Alle diese dramatische Erfindungen kommen mir wie die Märchen vor, mit welchen man die Kinder einwieget. Können diese wohl so verschönert werden, daß sie Wahrscheinlichkeit gnug erhalten, vernünftigen Leuten zu gefallen? Die Heldin des Blaubarts stehet oben auf dem Thurme. Unten am Thurme vernimmt sie die schreckliche Stimme ihres Tyrannen. Es ist um sie geschehen, wenn ihr Befreier nicht bald kömmt. Neben ihr stehet ihre Schwester. Ihre Blicke suchen diesen Befreier von Weitem. Ist diese Situation nicht ebenso schön, als nur eine auf der lyrischen Bühne sein kann? Und ist die Frage: „Liebe Schwester, siehst Du noch nichts kommen?“ nicht pathetisch? Warum rührt sie gleichwohl keinen vernünftigen Menschen, so wie sie kleinen Kindern Thränen auspreßt? Das macht, weil ein Blaubart dabei ist, der ihre Wirkung vereitelt."

„Und Sie meinen, es gäbe kein einziges Werk, weder in der burlesken noch in der wunderbaren Gattung, worin sich nicht einige Haare von diesem Blaubarte fänden?"

„Das meine ich; aber Ihr Ausdruck mißfällt mir. Er ist burlesk, und das Burleske kann ich nirgends leiden."

„Ich will diesen Fehler durch eine ernsthafte Anmerkung gut zu machen suchen. Sind die Götter der lyrischen Bühne nicht eben die Götter, die in der Epopöe vorkommen? Warum sollte sich Venus nicht auf der Bühne über den Tod des Adonis betrüben dürfen? Darf sie doch in der Iliade über den kleinen Ritz, den ihr die Lanze des Diomedes beigebracht hat, jammern und bei Erblickung des Flecks in ihrer schönen weißen Hand, wo

die verwundete Haut schwarz zu werden anfängt, seufzen. Ist es in dem Gedichte des Homer's nicht ein sehr reizendes Gemälde, diese weinende Göttin an dem Busen ihrer Mutter Dione? Warum sollte dieses Gemälde in einem lyrischen Werke weniger gefallen?"

„Wer strenger wäre als ich, würde Ihnen antworten, daß die Auszierungen der Epopöe, wie sie sich für die Griechen, für die Römer, für die Italiener des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts schickten, heut zu Tage völlig verbannt sind; daß die Götter der Fabel, die Orakel, die unverwundbaren Helden, die romanenhaften Abenteuer ganz aus der Mode sind.

„Ich aber will blos anmerken, daß es ein großer Unterschied ist, meiner Einbildung etwas vorschildern, und es vor meinen Augen zur Wirklichkeit bringen. Meine Einbildungskraft läßt sich Alles, was man will, gefallen; man darf sie nur einzunehmen wissen. Mit meinen Sinnen hingegen ist es ganz anders. Erinnern Sie Sich nur dessen, was ich den Augenblick sogar von den wahrscheinlichen Dingen sagte, die man bald zeigen, bald den Augen des Zuschauers entziehen müsse. Der nämliche Unterschied, den ich da machte, läßt sich noch weit strenger auf die wunderbare Gattung anwenden. Mit einem Worte, wenn diesem System die Wahrheit fehlt, die der Epopöe zukömmt, wie kann es uns auf der Scene interessiren?

„Die erhabenen Stände pathetisch zu machen, muß man den Situationen so viel Stärke als möglich geben. Nur durch dieses Mittel kann man diesen kalten und gezwungenen Seelen die Stimme der Natur auspressen, ohne die sich keine große Wirkungen hervorbringen lassen. Diese Stimme wird immer schwächer, je höher diese Stände sind. Man höre nur den Agamemnon:

„Wie glücklich, wenn mein Stand mir diesen Trost vergönnte,
Daß ich bei meinem Gram in Freiheit weinen könnte!
Wir armen Könige! des falschen Glückes Ball
Und Sclaven des Gerüchts! belagert überall
Mit Zeugen! sind wir nicht, wenn wir am Meisten leiden,
Gezwungen. auch sogar die Thränen zu vermeiden?"

Müssen die Götter auf ihre Würde weniger achten als die Könige? Wenn Agamemnon, dessen Tochter geopfert werden soll, seinem Range etwas Unanständiges zu begehen sich scheuet, wie stark wird die Situation sein müssen, die den Jupiter zwingen kann, seiner Würde das Geringste zu vergeben?"

„Aber die alte Tragödie ist gleichwohl voller Götter, und

Hercules ist es, der die Auflösung in der berühmten Tragödie Philoktet macht, in der, wie Sie sagen, kein Wort weder zu viel noch zu wenig ist."

„Die Ersten, die sich dem Studio der menschlichen Natur widmeten, bemühten sich vor allen Dingen, die Leidenschaften zu unterscheiden, zu kennen und zu charakterisiren. Der Eine machte sich abstracte Begriffe davon, und das war der Philosoph. Ein Anderer gab seiner Idee Körper und Bewegung, und das war der Dichter. Ein Dritter hauete einen Marmor aus, bis er dieser Idee ähnlich ward, und das war der Bildhauer. Ein Vierter machte, daß der Bildhauer vor sein Werk niederkniete, und das war der Priester. Die Götter des Heidenthums sind nach dem Bilde des Menschen gemacht. Was sind die Götter des Homer's, des Aeschylus, des Euripides, des Sophokles? Laster und Tugenden der Menschen, große Erscheinungen der Natur in Personen verwandelt. Das ist die wahre Theogonie. Das ist der Gesichtspunkt, aus welchem man den Saturnus, Jupiter, Mars, Apollo, die Venus, die Parzen, den Amor und die Furien betrachten muß.

„Wenn ein Heide Gewissensbisse fühlte, so glaubte er wirklich, daß eine Furie ihn innerlich peinige; und welches Schrecken mußte ihn nicht überfallen, wenn er dieses Phantom mit einer Fackel in der Hand und mit Schlangenhaaren auf der Bühne hin und her rennen und den Augen des Schuldigen mit Blut befleckte Hände vorhalten sahe! Aber wir, die wir von der Eitelkeit dieses Aberglaubens überzeugt sind, wir!"

„Nun wohl, so dürfen wir nur unsere Teufel an die Stelle der Eumeniden setzen."

„Der Glaube ist auf der Welt gar zu selten. — Und übrigens haben unsere Teufel eine so gothische Figur, — sind von so schlechtem Geschmacke! — Ist es zu verwundern, daß Hercules in dem Philoktet des Sophokles die Auflösung macht? Die ganze Verwicklung des Stücks beruhet auf seinen Pfeilen, und dieser Hercules hatte Bildsäulen in seinen Tempeln, vor welchen das Volk täglich niederfiel.

„Wissen Sie aber, was aus dieser Vereinigung des Nationalaberglaubens mit der Poesie folgte? Der Dichter konnte seinen Helden keinen reinen, unvermischten Charakter beilegen. Denn so würde er die Wesen verdoppelt haben. Er würde einerlei Leidenschaft unter der Gestalt eines Gottes und unter der Gestalt eines Menschen gezeigt haben.

„Und das ist die Ursache, warum die Helden des Homer's fast nichts als historische Personen sind.

„Als aber die christliche Religion den Glauben an die heidnischen Götter aus den Gemüthern der Menschen vertrieb und den Künstler zwang, andere Quellen der Illusion zu suchen, so änderte sich das poetische System. Die Menschen traten an die Stelle der Götter, und man gab ihnen einen entschiednen Charakter."

„Aber ist die Einheit des Charakters, wenn man sie ein Wenig strenge nimmt, nicht eine Grille?"

„Ohne Zweifel."

„Man weicht also von der Wahrheit ab?"

„Ganz und gar nicht. Bedenken Sie nur, daß es auf der Bühne nur eine einzige Handlung betrifft, nur einen einzigen Umstand des Lebens, nur eine sehr kurze Zeit, während der ein Mensch gar wohl seinen Charakter behaupten kann!"

„Und in der Epopöe, die einen großen Theil des Lebens, eine wunderbare Menge verschiedner Begebenheiten, Situationen von allerlei Art enthält, wie wird man da die Menschen malen müssen?"

„Mich dünkt, es ist immer vortheilhaft, die Menschen so zu schildern, wie sie sind. Das, was sie sein sollten, ist ein allzu systematisches, ein allzu schwankendes Ding, als daß es einer nachahmenden Kunst zum Grunde dienen könne. Nichts ist seltener als ein vollkommen boshafter Mensch, es wäre denn ein vollkommen guter. Als Thetis ihren Sohn in den Styx tauchte, so kam er doch dem Thersites an dem Knöchel ähnlich wieder heraus. Thetis ist das Bild der Natur."

Hier hielt Dorval inne. Hernach fuhr er fort: „Es giebt keine dauerhafte Schönheiten, als die sich auf Verhältnisse mit den Wesen der Natur gründen. Wenn man sich die Wesen in einer beständigen schnellen Abwechselung dächte und jedes Gemälde nur einen flüchtigen Augenblick vorstellte, so würde alle Nachahmung überflüssig sein. Die Schönheiten haben in den Künsten den nämlichen Grund, den die Wahrheiten in der Philosophie haben. Was ist die Wahrheit? Die Uebereinstimmung unserer Urtheile mit den Dingen. Was ist die Schönheit der Nachahmung? Die Uebereinstimmung des Bildes mit der Sache

„Ich fürchte, daß bisher weder die Dichter noch die Tonkünstler noch die Verzierer noch die Tänzer einen richtigen Begriff von ihrem gemeinschaftlichen Theater gehabt haben. Ist

die lyrische Gattung schlecht, so ist sie die schlechteste von allen Gattungen. Ist sie gut, so ist sie die beste von allen. Aber wie kann sie gut sein, wenn man sich nicht die Nachahmung der Natur, und zwar der allerstärksten Natur darin vorsetzt? Wozu dient es, etwas in Poesie zu bringen, das nicht werth war, gedacht zu werden? etwas singbar zu machen, was nicht werth war, in Mund genommen zu werden? Je mehr man Unkosten auf etwas verwendet, desto besser muß es nothwendig sein. Heißt das nicht die Philosophie, die Poesie, die Musik, die Malerei, die Tanzkunst schänden, wenn man sie mit einer Ungereimtheit beschäftiget? Jede von diesen Künsten insbesondere hat die Nachahmung der Natur zur Absicht, und wenn man sich ihrer vereinten Zauberkräfte bedienen will, so wählt man eine Fabel! Ist die Illusion etwa noch nicht entfernt genug? Was hat die allgemeine Ordnung der Dinge, auf die sich die poetischen Erdichtungen gründen müssen, mit der Verwandlung, mit der Hexerei zu thun? Männer von Genie haben in unsern Tagen die Philosophie aus der geistigen Welt in die wirkliche Welt herübergeholt. Will sich Niemand finden, der der lyrischen Poesie den nämlichen Dienst erzeige und sie aus den bezauberten Gegenden auf die Erde, die wir bewohnen, herab bringe?

„Alsdenn wird man von einem lyrischen Gedichte nicht mehr sagen, daß es ein ekles, sinnloses Werk sei: in Ansehung seines Stoffs, der außer der Natur ist; in Ansehung seiner vornehmsten Personen, die eingebildete Wesen sind; in Ansehung seines Verlaufs, der öfters weder Einheit der Zeit noch Einheit des Orts noch Einheit der Handlung beobachtet, und wobei alle Künste der Nachahmung nur deswegen verbunden zu sein scheinen, damit der Ausdruck der einen durch den Ausdruck der andern geschwächt werde.

„Der Weise war ehedem Philosoph, Poet und Musikus. Diese Talente sind nach ihrer Trennung aus der Art geschlagen. Die Sphäre der Philosophie ist enger geworden. Der Poesie haben Gedanken gefehlt. Dem Gesange haben Stärke und Nachdruck gemangelt, und die Weisheit, die dieser ihrer Organen beraubt ward, konnte sich den Völkern nicht mehr so reizend hören lassen. Ein großer Musikus und ein großer lyrischer Dichter könnten diesem Uebel abhelfen.

„Und das wäre wieder eine neue Bahn. Er erscheine nur, dieser Mann von Genie, der die wahre Tragödie, die wahre Komödie auf das lyrische Theater bringen soll; er rufe nur, wie

der Prophet des hebräischen Volks in seiner Begeisterung rief: Adducite mihi psaltem, „Man gebe mir einen Tonkünstler!“ und er wird ihn erwecken, diesen Tonkünstler.

„Die lyrische Gattung unserer Nachbaren hat ohne Zweifel Mängel, aber weit wenigere, als man denkt. Wenn sich der Sänger das Gesetz machte, in den Arien, wo Gefühl herrscht, nur den unarticulirten Accent des Affects, und in den Arien, die Gemälde enthalten, nur die vornehmsten Erscheinungen der Natur auszudrücken, und der Dichter wüßte nur, daß seine Arie die Schlußrede seiner Scene sein soll, so würde es mit der Verbesserung schon weit gekommen sein.“

„Und was würde aus unsern Tänzen werden?“

„Der Tanz? Auch der Tanz erwartet noch einen Mann von Genie. Er taugt überall nichts, weil man es sich kaum träumen läßt, daß er eine Art der Nachahmung sei. Der Tanz verhält sich zur Pantomime wie die Poesie zur Prosa, oder vielmehr wie die natürliche Declamation zum Gesange. Er ist eine abgemessene Pantomime.

„Ich möchte wohl wissen, was alle die Tänze sagen sollten, wobei man nur immer einerlei Linien hält, als die Menuet, das Passepied, der Rigaudon, die Allemande, die Sarabande. Dieser Mensch braucht seine Glieder mit unendlicher Anmuth. Er macht keine einzige Bewegung, die nicht leicht und sanft und edel wäre; aber was ahmt er denn nach? Das heißt nicht singen, das heißt trillern.

„Ein Tanz ist ein Gedicht. Dieses Gedicht sollte also seine besondere Vorstellung haben. Es ist eine Nachahmung durch Bewegungen, welche die vereinigte Hülfe des Dichters, des Malers, des Musikus und des Pantomimen erfordert. Es hat seinen Stoff. Dieser Stoff kann in Aufzüge und Auftritte eingetheilet werden. Der Auftritt hat sein Recitativ, sein Arioso und seine Arie.“

„Ich muß Ihnen bekennen, daß ich Sie nur halb verstehe, und daß ich Sie vielleicht gar nicht verstehen würde, wenn ich nicht zum Glücke ein fliegendes Blatt gelesen hätte, das vor einigen Jahren herauskam. Der Verfasser war mit dem Ballette, das eine gewisse komische Oper beschloß, unzufrieden und schlug ein anderes vor. Ich müßte mich sehr irren, wenn seine Gedanken von Ihren sehr unterschieden wären.“

„Das kann wohl sein.“

„Ein Beispiel würde mir die Sache vollends ins Licht setzen.“

„Ein Beispiel? Ja. Man kann eines erfinden, und ich will darauf denken.“

Wir gingen die Allee einigemal stillschweigend auf und nieder. Dorval sann auf ein Beispiel des Tanzes, und ich wiederholte in Gedanken einige von seinen Ideen. Das Beispiel, das er mir gab, war ohngefähr dieses. „Es ist ganz gemein,“ sagte er, „aber es lassen sich meine Gedanken ebensowohl darauf anwenden, als wenn es ausgesuchter und neuer wäre.“

## Entwurf.

Ein junger Bauer und eine junge Bäuerin kommen gegen Abend vom Felde. Sie treffen einander in einem Busche, der nicht weit von ihrem Dorfe ist, und nehmen sich vor, einen Tanz zu probiren, den sie künftigen Sonntag unter der großen Ulme mit einander tanzen sollen.

### Erster Aufzug.

**Erster Auftritt.** Ihre erste Bewegung ist eine angenehme Ueberraschung. Sie bezeigen einander diese angenehme Ueberraschung durch eine Pantomime.

Sie kommen näher. Sie grüßen sich. Der junge Bauer schlägt der jungen Bäuerin vor, ihre Lection zu probiren. Sie antwortet ihm, daß es schon spät ist, daß sie ausgescholten zu werden fürchtet. Er dringt in sie. Sie williget ein. Sie legen die Werkzeuge ihrer Arbeit auf die Erde. Das wäre das Recitativ. Die gegangenen Schritte und die unabgemessene Pantomime sind das Recitativ des Tanzes. Sie probiren den Tanz. Sie besinnen sich auf die Bewegung und auf die Schritte; sie tadeln sich; sie fangen von vorne an; es geht besser; sie loben sich; sie kommen heraus; sie werden verdrießlich darüber. Das wäre ein Recitativ, das mit einer Arie voll Unwillen unterbrochen werden könnte; was dabei zu reden wäre, müßte das Orchester reden; dieses müßte das Gespräch führen und die Handlung nachahmen. Der Dichter hat dem Orchester dictirt, was es sagen soll, der Musikus hat es aufgeschrieben, der Maler hat die Gemälde erfunden, und der Pantomime muß die Schritte und Bewegungen dazu machen. Hieraus können Sie leicht einsehen, daß wenn der Tanz nicht wie ein Gedicht niedergeschrieben ist, wenn der Dichter die Reden übel abgefaßt hat, wenn er keine angenehme Gemälde finden können, wenn der Tänzer nicht

das Spiel versteht, wenn das Orchester nicht zu reden weiß: daß alsdenn Alles verloren ist.

**Zweiter Auftritt.** Indem sie sich so üben, läßt sich ein Geräusch vernehmen. Unsere Kinder erschrecken darüber. Sie halten inne. Sie horchen. Das Geräusch ist vorüber. Sie fassen sich wieder. Sie fahren fort. Plötzlich werden sie durch das nämliche Geräusch aufs Neue unterbrochen und erschreckt. Das ist ein Recitativ, das mit ein Wenig Gesang vermischt ist. Darauf folgt eine Pantomime von der jungen Bäuerin, die davonlaufen will, und von dem jungen Bauer, der sie zurückhält. Er sagt ihr seine Gründe. Sie will ihn nicht hören, und es fällt unter ihnen ein sehr lebhaftes Duett vor.

Vor diesem Duette ging ein Stückchen Recitativ her, das aus kleinen Gesichtszügen, aus kleinen Bewegungen der Körper und Hände dieser Kinder bestand, womit sie sich einander den Ort wiesen, wo das Geräusch hergekommen war.

Die junge Bäuerin hat sich endlich überreden lassen, und sie sind mit dem Versuche ihres Tanzes aufs Neue beschäftiget, indem zwei ältere Bauern, auf eine seltsame und schreckliche Weise verkleidet, mit langsamen Schritten ihnen näher kommen.

**Dritter Auftritt.** Diese verkleidete Bauern machen unter dem Schalle einer gedämpften Symphonie alle mögliche Bewegungen und Grimassen, die die Kinder erschrecken können. Ihre Annäherung ist ein Recitativ. Ihr Gespräch ist ein Duett. Die Kinder fürchten sich. Sie zittern an allen ihren Gliedern. Je näher die Gespenster kommen, je größer wird ihre Angst. Endlich wollen sie aus allen Kräften davonfliehen. Aber sie werden verfolgt und zurückgehalten, und die verkleideten Bauern und die erschrockenen Kinder machen ein sehr lebhaftes Quatuor zusammen, das sich mit der Flucht der Kinder schließt.

**Vierter Auftritt.** Nunmehr nehmen die Gespenster ihre Masken ab. Sie fangen an zu lachen. Sie machen alle die Pantomime, die sich für schadenfrohe Bösewichter schickt, wünschen sich zu ihrem so wohl gelungenen Streich in einem Duette Glück und gehen ab.

## Zweiter Aufzug.

**Erster Auftritt.** Der junge Bauer und die junge Bäuerin hatten ihre Taschen und Stäbe auf der Bühne gelassen; sie kommen und wollen sie holen. Der junge Bauer zuerst. Anfangs steckt er nur kaum die Nase hervor. Dann einen Schritt weiter.

Und diesen geschwind wieder zurück. Er horcht. Er sieht sich um. Er kömmt näher. Er kehrt wieder um. Endlich wird er nach und nach kühner. Er geht zur Rechten, zur Linken. Seine Furcht ist vorüber. Diese Monologe ist ein Arioso.

**Zweiter Auftritt.** Die junge Bäuerin kömmt dazu, sie bleibt aber von Weitem stehen. Vergebens winkt ihr der Kleine; sie will sich nicht näher wagen. Er wirft sich ihr zu Füßen. Er will ihr die Hand küssen. „Und die Gespenster?" fragt sie ihn. „Sind fort. — Sind fort." Auch das ist ein Recitativ. Es folgt aber ein Duett darauf, worin ihr der junge Bauer sein Verlangen auf die feurigste Art zu verstehen giebt. Nach und nach läßt sich die junge Bäuerin überreden und kömmt wieder vor auf die Bühne, um ihren Tanz aufs Neue vorzunehmen. Dieses Duett wird durch schreckhafte Bewegungen unterbrochen. In der That zwar hören sie kein Geräusch, aber sie glauben es zu hören. Sie halten inne. Sie horchen. Sie beruhigen sich wieder und setzen ihr Duett fort.

Aber diesmal ist es kein blinder Schrecken. Der fürchterliche Lärm hat wieder angefangen; die junge Bäuerin ist nach ihrer Tasche und nach ihrem Stabe gelaufen, der junge Bauer desgleichen.

Sie wollen fliehen.

**Dritter Auftritt.** Allein ein Schwarm Gespenster umringt sie und schneidet ihnen überall den Weg ab. Sie laufen unter diesen Gespenstern hin und her. Sie suchen ein Schlupfloch. Sie finden keines. Und das, wie Sie Sich leicht vorstellen können, macht ein Chor.

Endlich, nachdem ihre Bestürzung aufs Höchste gekommen ist, nehmen die Gespenster ihre Larven ab und lassen den jungen Leuten lauter bekannte und freundschaftliche Gesichter sehen. Die Naivität ihres Erstaunens macht ein sehr angenehmes Gemälde. Jedes von ihnen nimmt eine Larve. Sie betrachten sie. Sie vergleichen sie mit dem Gesichte. Die junge Bäuerin hat eine häßliche Mannslarve und der junge Bauer eine häßliche Weibslarve. Sie machen sich diese Larven vor. Sie besehen sich darin. Sie machen sich einander Grimassen, und auf dieses Recitativ folgt ein allgemeines Chor. Der junge Bauer und die junge Bäuerin erweisen sich unter diesem Chore tausend kleine Neckereien, und das ganze Stück schließt mit diesem Chore.

„Ich habe von einem dergleichen Schauspiele reden hören, das so vollkommen sein soll, als man es sich nur immer vorstellen kann."

„Sie meinen gewiß die Bande des Nicolini?"

„Eben die."

„Ich habe sie nicht gesehen. Und nun? Meinen Sie noch, daß das Alterthum unsern Zeiten nichts weiter zu thun übrig gelassen habe?

„Die häusliche und bürgerliche Tragödie zu schaffen.

„Die ernsthafte Gattung mehr zu bearbeiten.

„Die Stände der Menschen an die Stelle ihrer Charaktere zu setzen, und dieses vielleicht in allen Gattungen.

„Die Pantomime mit der dramatischen Handlung genauer zu verknüpfen.

„Die Scene zu verändern und die Gemälde anstatt der Theaterstreiche einzuführen, als welches eine neue Quelle der Erfindung für den Dichter und Gelegenheit zu einer ernstlichern Befleißigung für den Schauspieler sein würde. Denn nur vergebens wird der Dichter Gemälde erfinden, wenn der Schauspieler nur immer bei seinen symmetrischen Vertheilungen, bei seiner abgemessenen Action bleiben will.

„Ferner, die wirkliche Tragödie auf das lyrische Theater zu bringen.

„Endlich, dem Tanze die Form eines wirklichen Gedichts zu geben, ihn niederzuschreiben und von allen übrigen Künsten der Nachahmung abzusondern."

„Aber welche Tragödie wollten Sie auf der lyrischen Bühne einführen?"

„Die alte."

„Und warum nicht die bürgerliche?"

„Weil die Tragödie und überhaupt jedes für die lyrische Scene bestimmte Werk abgemessen sein muß, das bürgerliche Trauerspiel aber, wie mich dünkt, die Versification nicht vertragen will."

„Glauben Sie aber auch, daß diese Gattung für die Tonkunst fruchtbar genug ist? Jede Kunst hat ihre Vortheile. Es scheinet, es ist mit ihnen wie mit den Sinnen. Die Sinne alle sind nur ein Gefühl, die Künste alle sind nur eine Nachahmung. Aber jeder Sinn hat seine besondere Art des Gefühls, jede Kunst ihre besondere Art der Nachahmung."

„Es giebt in der Musik zweierlei Stile, den simpeln und den

figürlichen. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen in unsern tragischen Dichtern Stellen zeigte, bei welchen der Musikus nach seinem Gutbefinden entweder alle die Energie des einen oder allen den Reichthum des andern anbringen kann? Wenn ich sage der Musikus, so verstehe ich einen Mann, der das Genie seiner Kunst hat; einen ganz andern Mann als den, der weiter nichts als Modulationen einfädeln und Noten zusammensetzen kann."

„Eine von diesen Stellen, Dorval, wenn ich bitten dürfte?"

„Sehr gern. Man sagt, Lulli selbst habe die, die ich Ihnen anführen will, bemerkt. Und daraus würde sich vielleicht schließen lassen, daß es diesem Künstler nur an Gedichten von einer andern Gattung gefehlt und er sich ein Genie zugetrauet hat, das zu weit größeren Dingen fähig gewesen.

„Man hat der Klytämnestra ihre Tochter entrissen; sie soll geopfert werden; schon glaubt die Mutter das heilige Messer in ihrer Brust zu sehen, ihr Blut fließen zu sehen, den Priester zu sehen, der den Willen der Götter in ihrem schlagenden Herzen zu lesen sucht. In dieser kläglichen Verwirrung ruft sie:

„— — — — Ich Unglückselige!
Wie? meine Tochter, als ein Opfer ausgeschmücket,
Beut ihre Brust dem Stahl, den selbst ihr Vater zücket?
Der Priester eilt, ihr Blut — Laßt ab, Barbaren! Wißt,
Daß es das reinste Blut des Donnergottes ist!
Hört, wie sein Donner rollt! wie Meer und Erde zittern!
Ein Gott der Rache zürnt aus diesen Ungewittern!"

„Ich wüßte keine lyrischen Verse, keine Situation, die zur musicalischen Nachahmung so geschickt wären, weder bei dem Quinault noch bei sonsten einem Dichter zu finden. Der Umstand, in welchem sich Klytämnestra befindet, muß ihr die wahre Stimme der Natur aus ihrem Innersten auspressen; und der Musikus hat überflüssige Gelegenheit, mir sie nach allen ihren Abänderungen vernehmlich zu machen.

„Componirt er diese Stelle in dem simpeln Stile, so wird er sich von dem Schmerze und der Verzweiflung der Klytämnestra ganz zu erfüllen suchen und wird nicht eher anfangen zu arbeiten, als bis ihn die schrecklichen Bilder, welche die Klytämnestra belagerten, gleichsam dazu zwingen. Wie vortrefflich schicken sich die ersten Zeilen zu einem Arioso! Wie wohl lassen sich die verschiednen Glieder derselben durch ein klägliches Ritornell unterbrechen! — „Himmel, ah! Ich Unglückselige!" — erster Abschnitt für das Ritornell. — „Wie? meine Tochter, als

ein Opfer ausgeschmücket", — zweiter Abschnitt. — „Beut ihre Brust dem Stahl, den selbst ihr Vater zücket?" — dritter Abschnitt. — „Selbst ihr Vater!" — vierter Abschnitt. — „Der Priester eilt, ihr Blut" — fünfter Abschnitt. Welcher Charaktere wäre diese Symphonie nicht fähig? — Mich dünkt, ich höre sie. — Sie malet mir den Jammer, — den Schmerz, — den Schreck, — das Entsetzen, — die Wuth. —

„Die Arie fängt an mit „Laßt ab, Barbaren!" Dieses Barbaren, dieses Laßt ab declamire mir der Musikus auf so vielerlei Weise, als er nur will; er muß erstaunlich unfruchtbar sein, wenn diese Worte für ihn nicht eine unerschöpfliche Quelle von Melodien sind.

„Lebhaft: „Laßt ab! Laßt ab! Barbaren! Barbaren! — Wißt, daß es das reinste Blut des Donnergottes ist! — Es ist das Blut — es ist das reinste Blut des Donnergottes! Der Gott hört Euch — hört Euch; — er droht Euch, Barbaren — Laßt ab! — Hört, wie sein Donner rollt! — wie Meer und Erde zittern! — Laßt ab! — Ein Gott, ein Gott der Rache zürnt aus diesen Ungewittern. — Laßt ab, Barbaren! Sie lassen nicht ab! — Ah, meine Tochter! — Ich unglückselige Mutter! — Ah, Barbaren!" — Welche mannichfaltige Empfindungen und Gemälde!

„Man gebe diese Zeilen der Mademoiselle Dumenil, und das wird, wenn ich mich nicht sehr irre, die feurige Unordnung sein, die sie hineinlegt; so werden die Empfindungen in ihrer Seele auf einander folgen. Das wird sie ihr eigenes Genie lehren, und diese ihre Declamation darf der Musikus sich nur denken und zu Papiere bringen. Man mache nur die Erfahrung, und man wird sicherlich sehen, daß die Natur diese Schauspielerin und den Musikus auf einerlei Gedanken bringt.

„Wählt aber der Musikus den figürlichen Stil, so entstehet eine andere Declamation, so kommen andere Ideen, eine andere Melodie. Er wird das durch die Stimme ausführen lassen, was der Andere für die Instrumente bestimmt hatte. Er wird den Donner rollen lassen. Er wird die Blitze schmetternd umherschleudern. Er wird mir die Mutter zeigen, wie sie die Mörder ihrer Tochter mit dem Bilde des Gottes schreckt, dessen Blut sie vergießen wollen. Und dieses Bild wird er meiner Einbildungskraft, die durch das Pathetische der Poesie und Situation ohnedem schon erschüttert worden, mit aller Wahrheit und Stärke,

der er nur immer fähig ist, einprägen. Jener hatte sich gänzlich mit den Tönen der Klytämnestra beschäftiget, Dieser beschäftiget sich mehr mit ihrem Ausdrucke. Es ist nicht mehr Iphigeniens Mutter, die ich höre, es ist der rollende Donner, es ist die zitternde Erde, der weit ertönende Himmel.

„Ein Dritter wird vielleicht die Vortheile beider Stile zu verbinden suchen. Er wird die gewaltsame, unarticulirte Stimme der Natur zu treffen suchen und diese zur Grundlage seiner Melodie machen. Auf den Saiten dieser Melodie wird er den Donner brüllen, den Blitz schießen lassen. Vielleicht wagt er es, den rächenden Gott selbst zu zeigen; doch wird er mitten durch die verschiedenen Züge dieses Gemäldes das Geschrei einer jammernden Mutter dringen lassen.

„Wenn dieser Künstler aber auch ein noch so wunderbares Genie hätte, so würde er doch nie den einen dieser Zwecke erreichen können, ohne sich von dem andern zu entfernen. So viel er auf die Gemälde verwendet, so viel wird dem Pathetischen abgehen. Das Ganze wird stärker auf das Gehör, aber schwächer auf die Seele wirken. Diesen Componisten werden mehr die Künstler, als Leute von Geschmack bewundern.

„Und glauben Sie ja nicht, daß es die Lieblingswörter des lyrischen Stils, rollen — zittern — zürnen — sind, die das Pathetische dieser Stelle ausmachen. Der Affect ist es, der sie belebt. Und wenn der Musikus die Stimme des Affects verabsäumte und seine Töne blos nach Maßgebung dieser Wörter combinirte, so würde ihm der Dichter eine grausame Schlinge gelegt haben. Wird die wahre Declamation mehr Nachdruck auf die Wörter rollen, zittern, zürnen oder auf die Wörter Barbaren — laßt ab — es ist das Blut — das reinste Blut des Gottes — des Donnergottes legen?

„Aber hier ist noch eine andere Stelle, an welcher es der Musikus nicht weniger zeigen kann, ob er Genie hat, und worin weder rollen, noch zürnen, noch Donner, noch sonst ein einziges von den Lieblingswörtern vorkömmt, die ewig die Marter des Dichters sein werden, so lange sie die einzige, armselige Hülfe des Musikus sind.

### Arioso.

„Ein Priester, rund umringt von einem Henkerschwarm,
Legt an mein theures Kind den Vatermörderarm?

Zerfleischet ihre Brust? forscht, was die Götter sagen?
Und läßt ihr blutend Herz in seinen Händen schlagen?
Und ich, die ich mit ihr als im Triumphe kam,
Ich kehre itzt zurück, verlassen und voll Gram?
Und seh' die Blumen noch, der Thäler junge Beute,
Mit welchen vor ihr her das Volk den Weg bestreute?"

Arie.

„Nein, nein, ich führte sie nicht her zum Mordaltar!
Du bringst den Griechen sonst ein doppelt Opfer dar.
Nicht Menschen halten mich, nicht Götter! Du mußt wissen,
Sie wird aus diesem Arm nicht ohne Blut gerissen.
Barbar und nicht Gemahl! nicht Vater, Tigerthier!
Komm, wag es, wenn Du darfst, nimm meine Tochter mir!"

Nein, ich führte sie nicht her zum Mordaltar. — Nein, nein — Barbar und nicht Gemahl! — Nicht Vater, Tigerthier! — Nein, nein! — Komm, wag es, nimm meine Tochter mir! meine Tochter mir! — Komm, wag es, wenn Du darfst! — Wenn Du darfst, nimm meine Tochter mir! — Das sind die vornehmsten Ideen, mit welchen die Seele der Klytämnestra ganz erfüllt war, mit welchen der Musikus ganz erfüllt sein muß.

„Und so hätte ich Ihnen meine Gedanken willig mitgetheilt. Sind sie nicht nützlich, so können sie doch auch nicht schädlich sein, wenn es wahr ist, was einer von den größten Männern unsrer Nation behauptet, daß fast alle Gattungen der Literatur erschöpft sind und auch einem Manne von Genie nichts Großes mehr auszuführen übrig gelassen ist.

„Es mögen Andere urtheilen, ob diese Art von Dichtkunst, die Sie mir gleichsam entrissen haben, viel Gründliches enthält, oder ob es nichts als Grillen sind. Ich wollte mich willig der Meinung des Herrn von Voltaire unterwerfen, aber mit dem Bedinge, daß er sein Urtheil mit einigen Gründen unterstützte, welche die Sache in ein besseres Licht setzten. Wenn ich Jemanden auf der Welt in dergleichen Dingen für unfehlbar hielte, so würde er es sein."

„Wenn Sie wollen, so kann man ihm Ihre Gedanken mittheilen."

„Ich bin es zufrieden. Das Lob eines geschickten und aufrichtigen Mannes ist mir schmeichelhaft; nie aber wird mich sein Tadel, so bitter er auch ausfällt, kränken. Ich habe schon längst

angefangen, meine Glückseligkeit in gründlichern Dingen zu suchen, die mehr in meiner Gewalt stehen als der gelehrte Ruhm. Dorval wird sehr zufrieden sterben, wenn er hoffen kann, nach seinem Tode den Lobspruch zu verdienen: *So ein rechtschaffner Mann auch sein Vater war, so war er doch nicht rechtschaffner als er.*"

„Wenn Sie aber die gute oder schlechte Aufnahme eines Werks mit so gleichgültigen Augen betrachten, welche Bedenklichkeit können Sie noch haben, es ans Licht treten zu lassen?"

„Keine. Es ist auch schon so manche Abschrift davon gemacht worden. Theresia verweigert sie Niemanden. Doch wollte ich nicht, daß man mein Stück den Komödianten anböte."

„Warum nicht?"

„Es ist ungewiß, ob sie es annehmen würden. Es ist noch ungewisser, ob es Beifall finden würde. Man lieset nicht gern ein Stück, das auf der Bühne gescheitert hat. Und so könnte es leicht kommen, daß dieses Stück ganz ohne Nutzen bliebe, weil man seinen Nutzen gar zu groß hätte machen wollen."

„Was denken Sie gleichwohl? — Wir haben einen Prinzen,*) der die Wichtigkeit der dramatischen Poesie einsiehet und sich die Beförderung des Nationalgeschmacks angelegen sein läßt. — Wie, wenn man diesen ersuchte und von diesem erhielte —"

„Ich glaube wohl, aber lassen Sie uns lieber seinen Schutz auf den *Hausvater* versparen. Er wird ihn uns nicht weigern, Er, der es so frei gewagt hat — — Dieser Stoff liegt mir beständig in Gedanken, ich werde mich schon über lang oder über kurz dieser Grille entledigen müssen; denn eine Grille ist es, so wie alle Menschen in der Einsamkeit ihre Grillen haben. — Welch ein vortrefflicher Stoff, der Hausvater! — Es ist der allgemeine Beruf der Menschen. — Unsere Kinder sind die Quelle unserer größten Freude, unsers größten Kummers. — Ich werde bei diesem Stoffe beständig meinen Vater vor Augen haben können. — Meinen Vater! — Ich werde ihn vollends schildern, den guten Lysimond. — Ich werde dabei manche Lehre für mich selbst finden. — Und wenn ich einmal Kinder bekomme, so kann es nicht schaden, wenn man siehet, wozu ich mich im Voraus anheischig gemacht habe."

„Und von welcher Gattung wird *Der Hausvater* sein?"

„Ich habe es überlegt, und mich dünkt, daß dieser Stoff mit dem *Natürlichen Sohne* nicht völlig nach einer Seite hängt.

*) Der Herzog von Orleans.

Der natürliche Sohn hat tragische Schattirungen, Der Hausvater dürfte vielleicht komische bekommen."

„Sind Sie schon so weit, daß Sie das wissen können?"

„Ja! Kehren Sie nur wieder nach Paris! — Stellen Sie den siebenten Band der Encyklopädie ans Licht! — Kommen Sie alsdenn wieder und ruhen hier aus! — Und sein Sie versichert, Der Hausvater wird entweder gar nicht gemacht, oder er ist fertig, ehe Ihre Ferien zu Ende gehen. — Aber, habe ich recht gehört? Sie wollen bald fort?"

„Uebermorgen."

„Wie? Uebermorgen?"

„Ja!"

„Das kömmt ein Wenig sehr geschwind. — Machen Sie es unterdessen, wie Sie wollen, — nothwendig müssen Sie doch noch vorher Theresien, Clairvillen und Rosalien kennen lernen. — Hätten Sie wohl Lust, Sich heute Abend bei Clairvillen zu Gaste zu bieten?"

Dorval sahe, daß ich es zufrieden war, und sogleich machten wir uns auf den Weg nach seinem Hause. Konnte ein Mensch, den Dorval einführte, anders als sehr wohl aufgenommen werden? Es war den Augenblick, als ob ich in die Familie gehörte. Man sprach vor und nach dem Abendessen von Neuigkeiten, von Staatssachen, von Religion, von schönen Wissenschaften, von Philosophie; es mochte aber die Rede sein, wovon es wollte, so erkannte ich immer den Charakter, den Dorval jeder von seinen Personen beigelegt hatte. Er hatte den Ton der Melancholie, Theresia den Ton der Vernunft, Rosalia den Ton der Freimüthigkeit, Clairville den Ton des Affects und ich den Ton des guten ehrlichen Mannes.

Ende des ersten Theils.

# Der

# Hausvater.

## Ein Schauspiel in fünf Aufzügen.

Aetatis cujusque notandi sunt tibi mores
Mobilibusque decor naturis dandus et annis.
*Horat. De arte poet.*

---

## Personen.

Herr d'Orbesson, der Hausvater.
Herr d'Aulnoy, Comthur und Schwager des Hausvaters.
Saint-Albin, Sohn des Hausvaters.
Cäcilia, des Hausvaters Tochter.
Sophia, eine junge Unbekannte.
Germeüil, Sohn des verstorbenen Herrn von **, ein Freund des Hausvaters.
Le Bon, Haushofmeister.
Jungfer Clairet, Kammerfrau der Cäcilia.
La Brie und Philipp, Bediente des Hausvaters.
Deschamp, Bedienter des Germeuil.
Fr. Hebert, Sophiens Wirthin.
Fr. Papillon, Putzhändlerin.
Eine von den Arbeitsmädchen der Fr. Papillon.
M***, ein verschämter Arme.
Ein Bauer. Ein Gefreiter, nebst andern Bedienten aus dem Hause.

Die Scene ist zu Paris, in dem Hause des Herrn d'Orbesson.

# Erster Aufzug.

Das Theater stellt einen Gesellschaftssaal vor, der mit Tapeten, Spiegeln, Gemälden, Uhren ꝛc. ausgezieret ist. Es ist der Saal des Hausvaters. Es ist tief in der Nacht, zwischen fünf und sechs Uhr des Morgens.

## Erster Auftritt.

**Der Hausvater. Der Comthur. Cäcilia. Germeuil.**

(Zuvörderst des Saales erblickt man den Hausvater, der mit langsamen Schritten auf und nieder gehet. Er läßt den Kopf hängen, hat die Arme in einander geschlagen und scheinet in sehr tiefen Gedanken zu sein. Tiefer hinein, neben dem Kamine, der an einer andern Seite des Saales ist, sitzen der Comthur und seine Nichte und spielen im Brette. Hinter dem Comthur, dem Feuer ein Wenig näher, sitzet Germeuil ganz nachlässig in einem Lehnstuhle und hat ein Buch in der Hand. Er unterbricht sein Lesen von Zeit zu Zeit und wirft zärtliche Blicke auf Cäcilien, wenn sie eben mit ihrem Spiele beschäftiget ist und auf ihn nicht Acht haben kann. Der Comthur merkt, was hinter ihm vorgehet, und dieser Argwohn hält ihn in einer beständigen Unruhe, die sich aus seinen Bewegungen wahrnehmen läßt.)

**Cäcilia.** Was ist Ihnen, Herr Comthur? Sie scheinen mir unruhig.

**Der Comthur.** Nichts, Mühmchen, nichts. (Die Lichter wollen eben ausbrennen, der Comthur sagt daher zu Germeuil.) Mein Herr, wollten Sie wohl klingeln? (Germeuil gehet klingeln. Der Comthur bedienet sich dieses Augenblicks, den Lehnstuhl des Germeuil anders zu rücken und ihn mehr gegen das Brett zu kehren. Ger-

meuil kömmt wieder, rückt seinen Lehnstuhl wieder an die alte Stelle, und der Comthur sagt zu dem hereintretenden Bedienten.) Lichter!

(Das Spiel geht unterdessen seinen Gang. Der Comthur und seine Nichte werfen Eines ums Andere und nennen ihre Würfe.)

**Der Comthur.** Sechse, fünfe.

**Germeuil.** Das ist nicht schlimm.

**Der Comthur.** Mit diesem binde ich. Und diesen muß ich verlaufen.

**Cäcilia.** Und ich, lieber Vetter, strafe Sie um drei. Denn sechse, und fünfe sechse —

**Der Comthur** (zu Germeuilen). O mein Herr, müssen Sie denn auch immer ins Spiel reden?

**Cäcilia.** Das sind drei! —

**Der Comthur.** So was zerstreuet mich, und daß man mir da über die Achseln guckt, das kann ich auch nicht wohl leiden.

**Cäcilia** (wirft). Viere, drei. Ist zu. Zwei fürs Zumachen und vorhin drei, macht fünfe.

**Der Comthur** (noch immer zu Germeuilen). Haben Sie doch die Güte, mein Herr, und setzen Sie Sich anders! Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen.

## Zweiter Auftritt.

**Der Hausvater. Der Comthur. Cäcilia. Germeuil. La Brie.**

**Der Hausvater.** Sind sie zu unserm, sind sie zu ihrem Glücke geboren? — Ach, vielleicht zu keinem von beiden. (La Brie bringt frische Lichter und stellt sie hin, wo sie fehlen. Indem er wieder herausgehen will, ruft ihn der Hausvater.) La Brie!

**La Brie.** Mein Herr?

**Der Hausvater** (nach einer kleinen Pause, während welcher er noch nachgesonnen und auf und nieder gegangen). Wo ist mein Sohn?

**La Brie.** Er ist ausgegangen.

**Der Hausvater.** Wenn?

**La Brie.** Ich weiß nicht, mein Herr.

**Der Hausvater** (abermals eine Pause). Und Ihr wißt auch nicht, wo er hingegangen ist?

**La Brie.** Nein, mein Herr.

**Der Comthur.** Der Schurke weiß sein' Tage nichts. Alle Dreien.

**Cäcilia.** Lieber Herr Vetter, Sie geben auf Ihr Spiel nicht Acht.

**Der Comthur** (spöttisch und auffahrend). Mühmchen, geben Sie doch nur auf Ihres Acht!

**Der Hausvater** (zum La Brie, noch immer nachsinnend und auf und nieder gehend). Hatte er Euch verboten, ihm nachzufolgen?

**La Brie** (thut, als ob er es nicht verstanden hätte). Mein Herr?

**Der Comthur.** Darauf will er nichts antworten. Alle As.

**Der Hausvater.** Dauert das schon lange so?

**La Brie** (der nochmals thut, als ob er es nicht verstanden hätte). Mein Herr?

**Der Comthur.** Auch darauf antwortet er nichts. Wieder alle As. Nichts als verdammte kleine Doubletten!

**Der Hausvater.** Wie lang wird mir diese Nacht!

**Der Comthur.** Noch einen solchen Wurf, und ich bin weg. Da ist er! (Zu Germeuilen). Lachen Sie immer, mein Herr! Zwingen Sie Sich nicht!

(La Brie ist fortgegangen. Das Spiel ist aus. Der Comthur, Cäcilia und Germeuil treten näher zu dem Hausvater.)

## Dritter Auftritt.

**Der Hausvater. Der Comthur. Cäcilia. Germeuil.**

**Der Hausvater.** In welche Unruhe setzt er mich! Wo ist er? Was mag ihm begegnet sein?

**Der Comthur.** Und wer weiß das? — Aber für diesen Abend haben Sie Sich nun gequält genug. Wenn Sie mir folgen, so gehen Sie zur Ruhe.

**Der Hausvater.** Mit der Ruhe ist es für mich gethan.

**Der Comthur.** Wenn es für Sie damit gethan ist, so ist es ein Wenig Ihre Schuld, mehr aber noch die Schuld meiner Schwester. So eine vortreffliche Frau, die Kinder zu verderben, Gott habe sie selig! war auf der Welt nicht.

**Cäcilia** (peinlich). Lieber Herr Vetter! —

**Der Comthur.** Ich mochte Euch Beiden so oft zurufen, als ich wollte: Nehmt Euch in Acht, Ihr verzieht sie —

**Cäcilia.** Herr Vetter —

**Der Comthur.** Itzt seid Ihr in sie vernarrt, da sie noch

klein sind. Laßt sie nur groß werden, und Ihr werdet schon dafür leiden müssen.

**Cäcilia.** Herr Comthur —

**Der Comthur.** Ja! Ja! Hört ein Mensch hier auf mich?

**Der Hausvater.** Er kömmt noch nicht.

**Der Comthur.** Was hilft das Seufzen, das Aechzen? Itzt müssen Sie zeigen, wer Sie sind. Die Zeit des Verdrusses ist gekommen. Haben Sie ihm nicht vorbauen können, so lassen Sie wenigstens sehen, ob Sie ihn zu ertragen wissen. — Unter uns gesagt, ich zweifele noch sehr daran. — (Die Uhr schlägt Sechs.) Aber das schlägt schon Sechs? — O, ich bin müde. — Es reißt mich in den Füßen, als ob ich mein Podagra wieder bekommen sollte. Ich kann Ihnen nichts helfen. Ich will mich in meinen Schlafpelz einwickeln und mich so in einen Lehnstuhl werfen. Guten Morgen, Herr Bruder! — Hören Sie nicht?

**Der Hausvater.** Guten Morgen, Herr Comthur!

**Der Comthur** (im Abgehen). La Brie!

**La Brie** (von innen). Mein Herr?

**Der Comthur.** Leuchte mir! Und wenn mein Vetter endlich zu Hause ist, so komm und melde mir's!

## Vierter Auftritt.

**Der Hausvater. Cäcilia. Germeuil.**

**Der Hausvater** (nachdem er noch einigemal traurig auf und nieder gegangen). Meine Tochter, es ist wider meinen Willen geschehen, daß Du die ganze Nacht aufgeblieben bist.

**Cäcilia.** Ich habe meine Schuldigkeit gethan, mein Vater.

**Der Hausvater.** Ich danke Dir für diese Aufmerksamkeit, aber ich fürchte, sie wird Dir übel bekommen. Geh, lege Dich nieder!

**Cäcilia.** Es ist sehr spät, mein Vater. Wenn Sie mir erlauben wollten, für Ihre Gesundheit ebenso besorgt zu sein, als Sie für die meinige zu sein die Gütigkeit haben —

**Der Hausvater.** Ich will aufbleiben. Ich muß ihn durchaus sprechen.

**Cäcilia.** Mein Bruder ist ja kein Kind mehr.

**Der Hausvater.** Wer weiß, wie viel Unglück sich in einer Nacht kann zugetragen haben?

**Cäcilia.** Mein Vater —

**Der Hausvater.** Ich will ihn erwarten. Er soll mich sehen. (Indem er seine Hände zärtlich auf die Schultern seiner Tochter legt.) Geh, meine Tochter, geh! Ich weiß, daß Du mich liebst. (Cäcilia geht ab. Germeuil macht sich gefaßt, ihr zu folgen, der Hausvater aber hält ihn zurück und sagt.) Verzeihen Sie, Germeuil!

## Fünfter Auftritt.

**Der Hausvater. Germeuil.**

(Diese Scene gehet langsam.)

**Der Hausvater** (als ob er allein wäre, indem er Cäcilien nachsiehet). Ihr Charakter hat sich ganz geändert. Alle ihre Munterkeit, ihre Lebhaftigkeit ist weg. — Ihre Reize verschwinden. — Sie leidet. — Ach, seitdem ich meine Frau verloren habe, und seitdem der Comthur bei mir eingezogen ist, hat sich alles Glück von mir entfernt! — Wie theuer läßt er meinen Kindern das Glück zu stehen kommen, das er ihnen verspricht! — Seine ehrgeizigen Absichten und das Ansehen, das er sich in meinem Hause genommen hat, werden mir von Tag zu Tag unerträglicher. — Wir lebten in Friede und Einigkeit. Die unruhige und tyrannische Gemüthsart dieses Mannes hat uns Alle entzweiet. Man fürchtet sich vor einander, man vermeidet einander, man verläßt mich, und mitten in dem Schooße meiner Familie möchte ich vor Einsamkeit umkommen. — Aber eben wird der Tag anbrechen, und mein Sohn kömmt noch nicht. — Germeuil, meine Seele ist voll der bittersten Leiden. Ich kann meinen Stand nicht länger ertragen.

**Germeuil.** Sie, mein Herr?

**Der Hausvater.** Ja, Germeuil.

**Germeuil.** Wenn Sie nicht glücklich sind, welcher Vater ist es jemals gewesen?

**Der Hausvater.** Keiner. — O mein Freund, die Thränen eines Vaters fließen oft ingeheim! — (Er seufzet, er weinet.) Du siehest die meinigen. — Ich zeige Dir meinen Schmerz.

**Germeuil.** Mein Herr, was soll ich thun?

**Der Hausvater.** Ich glaube, Du wirst ihn lindern können.

**Germeuil.** Befehlen Sie!

**Der Hausvater.** Ich will nicht befehlen. Ich will bitten. Ich will sagen: Germeuil, wenn ich mich Deiner einigermaßen angenommen habe; wenn ich Dir von Deiner zartesten Kindheit

an einige Zärtlichkeit bewiesen habe, und wenn Du Dich dessen erinnerst; wenn ich zwischen Dir und meinem Sohne nie einen Unterschied gemacht habe; wenn ich das Andenken eines Freundes in Dir verehret habe, der mir immer gegenwärtig ist und mir es immer sein wird — ich betrübe Dich, verzeihe, es ist das erste Mal in meinem Leben, und es soll das letzte Mal sein — wenn ich es an nichts fehlen lassen, Dich von dem Elende zu retten und die Stelle eines Vaters bei Dir zu vertreten; wenn ich Dich auch wider Willen des Comthurs, dem Du mißfällst, bei mir behalten habe; wenn ich Dir itzt mein ganzes Herz eröffne: so erkenne meine Wohlthaten und erwidere mein Vertrauen!

**Germeuil.** Befehlen Sie, mein Herr, befehlen Sie!

**Der Hausvater.** Weißt Du nichts von meinem Sohne? — Du bist sein Freund, aber Du mußt auch der meinige sein. — Rede! — Schenke mir meine Ruhe wieder, oder nimm mir sie ganz! — Weißt Du nichts von meinem Sohne?

**Germeuil.** Nein, mein Herr.

**Der Hausvater.** Du bist ein wahrheitliebender Mann, und ich glaube Dir. Aber nun bedenke, wie sehr Deine Unwissenheit meine Unruhe vermehren muß. Wie muß die Aufführung meines Sohnes sein, wenn er sie vor einem Vater verbirgt, dessen Nachsicht er so oft erfahren hat, und wenn er dem einzigen Menschen, den er liebet, ein Geheimniß daraus macht? — Germeuil, ich zittere; das Kind wird mir —

**Germeuil.** Sie sind Vater; ein Vater macht sich leicht schlimme Gedanken —

**Der Hausvater.** Du weißt nicht, aber Du sollst es gleich erfahren und selbst urtheilen, ob meine Furcht übereilt ist. — Sage mir, hast Du nicht bemerkt, wie sehr er sich seit einiger Zeit verändert hat?

**Germeuil.** Ja, aber zu seinem Besten. Er macht sich weniger mit seinen Pferden, mit seinen Leuten, mit seiner Equipage zu thun, er denket weniger auf seinen Putz. Er hat keine von den Grillen mehr, die Sie ihm nicht selten vorwarfen. Er hat an allen Zerstreuungen seines Alters einen Ekel bekommen. Er fliehet seine gefälligen kleinen Freunde. Er bleibt gern ganze Tage in seinem Cabinet. Er lieset, er schreibt, er denket. Desto besser! Er hat das von selbst angefangen, was Sie doch einmal über lang oder über kurz von ihm würden gefordert haben.

**Der Hausvater.** Was Du mir da sagst, das sagte ich mir selbst; aber ich wußte noch nicht, was Du eben erfahren sollst. —

Höre nur! — Diese Veränderung, zu der ich mir Deiner Meinung nach Glück wünschen müßte, und dieses nächtliche Außenbleiben, das mir so viel Angst macht —

**Germeuil.** Nun? Dieses Außenbleiben und diese Veränderung?

**Der Hausvater.** Haben zu gleicher Zeit angefangen. (Germeuil scheinet bestürzt.) Ja, mein Freund, zu gleicher Zeit.

**Germeuil.** Das ist sonderbar.

**Der Hausvater.** Ja wohl! Und leider habe ich diese Unordnung nur erst kürzlich erfahren. Aber sie hat schon lange gedauert. — Zu gleicher Zeit sich zwei ganz verschiedne Plane zu machen und beiden zu folgen, des Tages über einem blendenden Plane der Ordnung und des Nachts einem Plane der Ausschweifung: das, das schlägt mich nieder. — Daß er sich, seines natürlichen Stolzes ungeachtet, bis zur Bestechung der Bedienten erniedriget hat; daß er sich von den Thüren meines Hauses Meister gemacht hat; daß er wartet, bis ich zur Ruhe bin; daß er sich insgeheim darnach erkundiget; daß er ganz allein zu Fuße alle Nächte, das Wetter mag sein, wie es will, zu dieser oder jener Stunde aus dem Hause entwischt: das ist ohne Zweifel mehr, als irgend ein Vater leiden kann, und mehr, als irgend ein Kind von seinem Alter sich unterstehen muß. — Aber bei so einer Aufführung gleichwohl sich auf die geringste seiner Pflichten aufmerksam stellen, strenge Grundsätze zu haben scheinen, sich zur Rückhaltung im Reden, zum Geschmacke an der Eingezogenheit, zur Verachtung aller Zerstreuungen zwingen — ah, mein Freund! — Was kann man von einem jungen Menschen erwarten, der sich auf einmal so verstellen, sich auf einmal so viel Gewalt anthun kann? — Ich sehe in die Zukunft, und was ich darin erblicke, macht mich vor Schrecken erstarren. — Wenn er weiter nichts als lasterhaft wäre, so würde ich noch nicht verzweifeln. Aber spielt er zugleich den Gesitteten und Tugendhaften! —

**Germeuil.** In der That, ich verstehe von dieser Aufführung nichts, aber ich kenne Ihren Sohn. Die Falschheit ist unter allen Lastern gleich dasjenige, das mit seinem Charakter am Allermeisten streitet.

**Der Hausvater.** Welches ist das Laster, das man nicht durch den Umgang mit Bösen endlich an sich nimmt? Und mit wem glaubst Du, daß er itzt umgeht? — Alle ehrliche Leute schlafen, wenn er wacht. — Ah, Germeuil! — Aber mich däucht, ich höre Jemanden. — Er ist es vielleicht. — Entferne Dich!

## Sechster Auftritt.

**Der Hausvater** (allein).

(Er gehet nach dem Orte, wo er gehen gehöret. Er horcht und sagt traurig.)

**Der Hausvater.** Ich höre nichts weiter. (Er gehet ein Wenig auf und nieder und sagt hierauf.) Ich will mich nur setzen. (Er suchet zu ruhen und kann nicht, und sagt.) Ich kann nicht. — Welche Ahnungen erheben sich, eine nach der andern, in dem Innersten meiner Seele! Wie stürmen sie! — O allzu zärtliches Vaterherz, kannst Du keinen Augenblick ruhen! — Itzt am frühen Morgen, — vielleicht geht es über seine Gesundheit, — über sein Vermögen, — über seine Tugend. — Was weiß ich? Sein Leben, seine Ehre, — meine Ehre — (Er steht eiligst auf und sagt.) Welche Gedanken verfolgen mich!

## Siebenter Auftritt.

**Der Hausvater. Ein Unbekannter.**

(Indem der Hausvater in der tiefsten Traurigkeit umhergehet, tritt ein Unbekannter herein, der als ein gemeiner Mensch gekleidet ist, in Weste und Rockelor. Er hat die Arme unter den Rockelor versteckt und den niedergekrämpten Hut in die Augen gedrückt. Er gehet mit langsamen Schritten. Er scheinet sehr betrübt und nachsinnend. Er gehet durch den Saal, ohne Jemand gewahr zu werden.)

**Der Hausvater** (sieht ihn kommen, erwartet ihn, hält ihn bei dem Arme und sagt). Wer seid Ihr? Wohin wollt Ihr?

**Der Unbekannte** (antwortet nichts).

**Der Hausvater.** Wer seid Ihr? Wohin wollt Ihr?

**Der Unbekannte** (antwortet noch nicht).

**Der Hausvater** (rückt dem Unbekannten den Hut aus der Stirne, erkennt seinen Sohn und ruft). Himmel! — Er ist es! — Er ist's! — So sind sie denn erfüllt, meine traurigen Ahnungen! — Ah! — (Er bricht in klägliche Töne aus, er entfernt sich, er kömmt wieder und sagt.) Ich will mit ihm sprechen. — Ich zittere, ihn zu hören. — Was werde ich erfahren! — Ich habe zu lange, zu lange gelebt!

**St. Albin** (indem er sich von seinem Vater entfernt und traurig seufzet). Ah!

**Der Hausvater** (indem er ihm nachgeht). Wer bist Du? Wo kommst Du her? — Sollte ich wohl das Unglück haben? —

**St. Albin** (der sich noch weiter entfernt). Ich bin voll Verzweiflung!

**Der Hausvater.** Großer Gott, was muß ich hören!

**St. Albin** (kömmt wieder zurück und wendet sich an seinen Vater). Sie weinet. Sie seufzet. Sie will sich entfernen, und wenn sie sich entfernet, so bin ich verloren!

**Der Hausvater.** Wer? Sie?

**St. Albin.** Sophia! — Nein, Sophia, nein! — Ich will eher umkommen —

**Der Hausvater.** Wer ist diese Sophia? — Was hat diese Sophia mit den Umständen, in welchen ich Dich sehe, und mit der Angst, die Du mir machst, zu thun?

**St. Albin** (indem er sich seinem Vater zu Füßen wirft). Sie sehen mich zu Ihren Füßen, mein Vater. Ihr Sohn ist Ihrer nicht unwürdig. Aber er ist seinem Verderben nahe; er soll Die verlieren, die er mehr als sein Leben liebt. Sie allein können sie ihm erhalten. Hören Sie mich, verzeihen Sie mir, helfen Sie mir!

**Der Hausvater.** Rede, grausames Kind, und habe Mitleiden mit der Marter, die Du mich ausstehen lässest!

**St. Albin** (noch immer auf den Knieen). Habe ich jemals Ihre Gütigkeit erfahren, habe ich Sie von meiner Kindheit an als meinen zärtlichsten Freund betrachten können, sind Sie immer der Vertraute aller meiner Freuden, aller meiner Schmerzen gewesen: so verlassen Sie mich itzt nicht! Erhalten Sie mir Sophien, lassen Sie mich Ihnen das Kostbarste auf der Welt zu danken haben! Beschützen Sie sie! — Sie will uns verlassen, nichts kann gewisser sein. — Sprechen Sie mit ihr, reden Sie ihr dieses Vorhaben aus! — Das Leben Ihres Sohnes hängt davon ab! — Ja, sprechen Sie sie, und ich werde der Glücklichste unter allen Kindern, Sie werden der Glücklichste unter allen Vätern sein!

**Der Hausvater.** Welche Wahnsinnigkeit hat ihn befallen! — Wer ist sie denn, diese Sophia, wer ist sie denn?

**St. Albin** (stehet auf, gehet hin und her und sagt voller Begeisterung). Sie ist arm, sie ist unbekannt, sie wohnet in einem finstern elenden Winkel; aber es ist ein Engel, es ist ein Engel, und dieser Winkel ist der Himmel. Ich habe ihn nie verlassen, ohne besser geworden zu sein. Ich finde in meinem zerstreuten und unruhigen Leben nichts, was sich mit den unschuldigen Stunden, die ich daselbst zugebracht habe, vergleichen ließe. Ich wollte da leben und sterben, wenn ich schon von der ganzen übrigen Welt verkannt, verachtet sein müßte. — Ich glaubte geliebt zu haben.

Ich betrog mich. — Itzt erst liebe ich — (indem er die Hand seines Vaters ergreift) — ja, ich liebe zum ersten Male.

**Der Hausvater.** Du spottest meiner Nachsicht und meiner Marter. Höre auf mit Deinen Ausschweifungen, Unglücklicher! Betrachte Dich und antworte! Was soll diese unwürdige Verkleidung? Was will sie sagen?

**St. Albin.** Ah, mein Vater! Dieser Kleidung habe ich mein Glück, meine Sophia, mein Leben zu danken.

**Der Hausvater.** Wie das? Rede!

**St. Albin.** Ich mußte mich zu ihrem Stande herablassen; ich mußte meinen Rang vor ihr verbergen und ihresgleichen werden. Hören Sie nur! Hören Sie nur!

**Der Hausvater.** Ich höre, ich warte —

**St. Albin.** Neben dieser abgelegenen Wohnung, die sie vor den Augen der Welt verbirgt — es war mein letztes äußerstes Mittel. —

**Der Hausvater.** Nun?

**St. Albin.** Gleich neben diesem armseligen Behältnisse — stand noch eines leer.

**Der Hausvater.** So rede doch fort!

**St. Albin.** Das miethe ich. Ich lasse Möbeln hinbringen, wie sie sich für einen geringen Menschen schicken. Ich ziehe ein und werde unter dem Namen Sergi und in dieser Kleidung ihr Nachbar.

**Der Hausvater.** Ah! Ich komme wieder zu mir! — Gott sei Dank, ich sehe weiter nichts als einen Unsinnigen in ihm!

**St. Albin.** Urtheilen Sie selbst, ob ich liebte! — O, wie theuer wird es mir zu stehen kommen! — Ah!

**Der Hausvater.** Komm wieder zu Dir und suche durch das aufrichtigste Geständniß die Verzeihung Deiner Aufführung zu verdienen!

**St. Albin.** Sie sollen Alles erfahren, mein Vater. Denn ach, ich habe nur dieses einzige Mittel, Sie zu bewegen! — Ich sahe sie zum ersten Male in der Kirche. Sie kniete an dem Fuße eines Altars, neben einer betagten Frau, die ich anfangs für ihre Mutter hielt. Sie zog Aller Blicke auf sich. — Ah, mein Vater, welche Bescheidenheit! welche Reize! — Nein, ich kann Ihnen den Eindruck nicht beschreiben, den sie auf mich machte! welche Unruhe ich empfand! wie heftig mein Herz schlug! was ich alles fühlte! was auf einmal aus mir ward! — Seit diesem Augenblicke dachte ich nur an sie, träumte ich nur von ihr. Ihr

Bild folgte mir des Tages, belagerte mich des Nachts und ließ mir nirgends Ruhe. Ich verlor meine Munterkeit, meine Gesundheit darüber. Ich konnte nicht leben, ohne sie wieder aufzusuchen. Ich begab mich überall hin, wo ich sie ansichtig zu werden hoffen konnte. Ich ward schwach, ich verfiel, Sie wissen selbst, wie sehr. Endlich entdeckte ich, daß die betagte Frau, die sie begleitet hatte, Frau Hebert heiße, daß Sophia sie Meine Liebe nenne, und daß sie Beide in einem vierten Stocke wohnten, wo sie ein sehr armseliges Leben führten. — Darf ich Ihnen gestehen, was für Hoffnung ich mir damals machte, was für Anträge ich thun ließ, auf was für Anschläge ich alles fiel? Wie viel Ursache fand ich, darüber zu erröthen, als mir der Himmel eingab, mich neben ihr einzumiethen! — Ah, mein Vater, Alles, was sich ihr nahet, muß rechtschaffen werden oder sich entfernen. — Sie wissen nicht, wie viel ich Sophien zu danken habe; Sie wissen es nicht. — Sie hat mich ganz verändert. Ich bin Der nicht mehr, der ich war. — Von dem ersten Augenblicke an fühlte ich alle schändliche Begierden in meiner Seele verlöschen und Hochachtung und Bewunderung an ihre Stelle treten. Ohne mich abgewiesen, ohne mich zurückgehalten zu haben, vielleicht gar ohne noch ein Auge auf mich gerichtet zu haben, machte sie mich furchtsam; ich ward es von Tag zu Tag immer mehr, und nicht lange, so war es mir ebenso unmöglich, nach ihrer Tugend als nach ihrem Leben zu stehen.

**Der Hausvater.** Und wer sind diese Weibspersonen? Wovon leben sie?

**St. Albin.** Ah, wenn Sie wüßten, wie diese Unglücklichen leben! Denken Sie nur, ihre Arbeit fängt noch vor Tage an, und oft bringen sie ganze Nächte dabei zu. Die gute Alte sitzt am Spinnrade, und Sophia hat eine grobe harte Leinwand unter ihren zarten Händen. Bei dem Scheine einer Lampe verdirbt sie sich ihre Augen, die schönsten Augen von der Welt. Sie wohnet unter dem Dache, zwischen vier leeren Wänden. Ein hölzerner Tisch, zwei Strohstühle, ein schlechtes Bette, das sind ihre Möbeln. — O Himmel, als Du sie bildetest, war das das Schicksal, das Du ihr bestimmtest?

**Der Hausvater.** Und wie erhieltest Du Zutritt? Gestehe die Wahrheit!

**St. Albin.** Es ist unerhört, was sich alles für Hindernisse zeigten, was ich alles that. Als ich neben ihnen eingezogen war, suchte ich sie nicht sogleich zu sehen; aber wenn ich sie im Herauf-

kommen oder im Heruntergehen antraf, grüßte ich sie ehrerbietig. Wenn ich des Abends heim kam (denn des Tags über, glaubte sie, wäre ich auf meiner Arbeit), pochte ich ganz leise an ihre Thüre und bat sie um diese oder jene kleine Gefälligkeit, die sich Nachbaren einander erweisen, als um Wasser, um Feuer, um Licht. Nach und nach wurden sie mich gewohnt. Sie fingen an, Vertrauen in mich zu setzen. Ich erbot mich, ihnen in Kleinigkeiten zu dienen. Sie gingen zum Exempel des Abends nicht gern aus, ich that also die nöthigen Gänge für sie. Eines Tages hörte ich an meine Thüre klopfen. Es war die gute Alte. Ich mache auf. Sie tritt herein, ohne ein Wort zu reden, setzt sich nieder und fängt an zu weinen. Ich frage sie, was ihr fehlt. „Um mich, Sergi," sagte sie, „um mich weine ich nicht. Ich bin im Elende geboren und also dazu gewöhnt; aber dieses Kind macht mir das Herz schwer." — „Was fehlt ihr? Was ist ihr widerfahren?" „Ach," versetzte die Alte, „wir haben seit acht Tagen keine Arbeit mehr, und bald werden wir keinen Bissen Brod haben." „Himmel!" rief ich. „Hier nehme Sie, gehe Sie, laufe Sie!" — Und hierauf — verschloß ich mich und ließ mich nicht mehr sehen.

**Der Hausvater.** Ich höre wohl. Das ist die Frucht von den Empfindungen, die man ihnen beibringt! Wozu taugen sie, als ihre Gefahr zu vergrößern?

**St. Albin.** Man merkte mein Innebleiben, und das eben erwartete ich. Die gute Frau Hebert machte mir deswegen Vorwürfe. Ich faßte Herz. Ich fragte sie nach ihren Umständen. Ich beschrieb ihr meine Umstände, wie ich es für gut fand. Ich that ihr den Vorschlag, unsere Armuth zusammenzubringen und zu beiderseitiger Erleichterung gemeinschaftlich zu leben. Man machte Schwierigkeiten. Ich bestand darauf, und endlich war man es zufrieden. Urtheilen Sie von meiner Freude! Ach, sie hat leider nur sehr kurz gedauert, und wer weiß, wie lange meine Marter dauern wird! Gestern kam ich zu meiner gewöhnlichen Zeit nach Hause. Sophia war allein, den Arm auf den Tisch gestützt und den Kopf in der Hand. Ihre Arbeit war neben ihr zur Erde gefallen. Ich trat herein, ohne daß sie mich wahrnahm. Sie seufzte. Thränen liefen ihr durch die Finger und rollten den Arm herab. Ich hatte sie schon seit einiger Zeit immer traurig gefunden. — Warum weinte sie? Was betrübte sie? Der Mangel war es nicht mehr. Ihre Arbeit und meine Aufmerksamkeit ließen es an nichts fehlen. — Da ich mich nur

für ein einziges Unglück zu fürchten hatte, so stand ich nicht länger an. Ich warf mich zu ihren Füßen. Wie bestürzt ward sie! „Sophia," sagte ich zu ihr, „Sie weinen! Was fehlt Ihnen? Verbergen Sie mir Ihren Kummer nicht! Reden Sie doch; ich bitte, reden Sie doch!" Sie schwieg. Ihre Thränen rollten noch immer. Ihre Augen, in welchen keine Heiterkeit mehr war, die in Zähren schwammen, suchten mich, wandten sich von mir ab, suchten mich wieder. Sie sagte weiter nichts als: „Armer Sergi! unglückliche Sophia!" Unterdessen hatte ich mein Gesicht auf ihre Kniee sinken lassen und weinte. Da kam die Alte herein. Ich springe auf. Ich laufe auf sie zu. Ich frage sie. Ich wende mich wieder zu Sophien. Ich beschwöre sie. Sie beharrt bei ihrem Stillschweigen. Die Verzweiflung bemeistert sich meiner. Ich gehe in der Stube auf und nieder, ohne zu wissen, was ich thue. Ich rufe schmerzlich: „Es ist um mich geschehen! Sophia, Sie wollen uns verlassen; es ist um mich geschehen!" Bei diesen Worten verdoppeln sich ihre Thränen, und sie fällt wieder in die nämliche Stellung, in der ich sie gefunden hatte. Der blasse und dunkle Schimmer einer kleinen Lampe erhellte diese betrübte Scene, die die ganze Nacht hindurch gedauert hat. Als es endlich Zeit war, daß ich mich an meine Arbeit zu gehen stellen mußte, ging ich fort und kam unter der empfindlichsten Marter hier an —

**Der Hausvater.** Aber an meine Marter dachtest Du nicht.

**St. Albin.** Mein Vater!

**Der Hausvater.** Und was willst Du nun? Was für Hoffnung machst Du Dir?

**St. Albin.** Die Hoffnung, daß Sie dem, was ich Ihnen seit meinem Dasein zu danken habe, noch diese größte aller Wohlthaten beifügen und Sophien sehen und sie sprechen werden; daß Sie —

**Der Hausvater.** Unbesonnener Jüngling! — Und weißt Du denn, wer sie ist?

**St. Albin.** Das ist ihr Geheimniß. Aber ihre Sitten, ihre Gesinnungen, ihre Reden haben durchaus nichts, was ihrem gegenwärtigen Stande gemäß wäre. Es leuchtet ein ganz andrer Stand durch ihre armselige Kleidung durch. Alles verräth sie; sogar der edle Stolz, den man ihr beigebracht hat, und der sie in Ansehung ihres Standes so verschwiegen macht. — Wenn Sie ihre offne Unschuld, ihre Holdseligkeit, ihre Bescheidenheit sehen werden — Sie erinnern Sich noch wohl Mama's? — Sie seufzen! Nun da, es ist ihr vollkommenes Ebenbild. —

O Papa, sprechen Sie sie immer, und wenn Ihnen Ihr Sohn ein einziges Wort gesagt hat, das nicht —

**Der Hausvater.** Und auch von der Frau, die bei ihr ist, hast Du nichts erfahren können?

**St. Albin.** Auch sie, leider! ist ebenso zurückhaltend als Sophia! Alles, was ich aus ihr habe bringen können, ist, daß das Kind aus der Provinz hierher gekommen, um bei einem ihrer Anverwandten Hülfe zu suchen, der sie aber weder sehen, noch ihr beispringen wollen. Diese Nachricht war mir dazu gut, daß ich ihr Elend erleichtern könnte, ohne ihre zärtliche Denkungsart zu beleidigen. Ich habe dem Gegenstande meiner Liebe Gutes erzeigt, und Niemand weiß davon als ich.

**Der Hausvater.** Hast Du ihr Deine Liebe entdeckt?

**St. Albin** (lebhaft). Ich, mein Vater? — Ich konnte den Augenblick, da ich es endlich wagen dürfte, noch gar nicht absehen.

**Der Hausvater.** Du glaubst also wohl nicht, daß Du wieder geliebt wirst?

**St. Albin.** Verzeihen Sie mir — ach, dann und wann habe ich es geglaubt! —

**Der Hausvater.** Und aus welchem Grunde?

**St. Albin.** Ich schloß es aus Kleinigkeiten, die sich besser empfinden als sagen lassen. Zum Exempel, sie nimmt an Allem, was mich betrifft, Antheil. So oft ich ehedem kam, heiterte sich ihr Gesicht auf, ihr Blick ward lebhafter, ihre Munterkeit stieg. Es schien mir, als hätte sie mich erwartet. Oft hat sie mich wegen meiner Arbeit, die mir den ganzen Tag wegnehme, beklagt. Oft hat sie die ihrige bis spät in die Nacht verzögert, um mich desto länger aufzuhalten. —

**Der Hausvater.** Du hast mir doch Alles gesagt?

**St. Albin.** Alles.

**Der Hausvater** (nach einer Pause). Geh zur Ruhe! — Ich will sie sehen.

**St. Albin.** Sie wollen sie sehen? — Ach, mein Vater, Sie wollen sie sehen? — Aber bedenken Sie, daß es keinen Verzug leidet.

**Der Hausvater.** Gehe und erröthe, daß Du Dich um die Unruhe, die mir Deine Aufführung gemacht hat und noch machen kann, so wenig bekümmerst!

**St. Albin.** Ich werde Ihnen keine mehr machen.

## Achter Auftritt.

Der Hausvater (allein).

**Der Hausvater.** Ehrlich, tugendhaft, arm, jung, reizend — Alles, was wohlerzogene Seelen zu fesseln vermag. — Kaum bin ich von einer Unruhe befreit, so falle ich in eine andere. — Welch Schicksal! — — Doch vielleicht beunruhige ich mich zu früh. — Ein hitziger, eingenommener junger Mensch vergrößert, übertreibt Alles. — Ich muß sehen. — Ich muß das Mädchen holen lassen; ich muß sie hören und mit ihr sprechen. — Ist sie so, wie er sie abmalt, so kann ich sie vielleicht auf meine Seite bringen, es ihr so nahe legen — was weiß ich?

## Neunter Auftritt.

Der Hausvater. Der Comthur im Schlafrocke und in der Nachtmütze.

**Der Comthur.** Nun, Herr d'Orbesson, Sie haben Ihren Sohn gesprochen? Wie ist's mit ihm?

**Der Hausvater.** Sie sollen Alles erfahren, Herr Comthur. Kommen Sie herein!

**Der Comthur.** Noch ein Wort, wenn Sie so gut sein wollen! — Was gilt's, Ihr Sohn hat sich in ein Abenteuer eingelassen, das Ihnen Verdruß über Verdruß machen wird? Nicht wahr?

**Der Hausvater.** Herr Bruder —

**Der Comthur.** Und damit Sie Sich künftig einmal nicht mit der Unwissenheit entschuldigen können, so melde ich Ihnen fein, daß Ihre liebe Tochter und der Germeuil, den Sie wider meinen Willen im Hause behalten, es bald auch nicht werden fehlen lassen, Ihnen, wenn Gott will, so viel Aergerniß zu machen, als nur immer —

**Der Hausvater.** Herr Bruder, wollen Sie mir denn keinen Augenblick Ruhe gönnen?

**Der Comthur.** Sie lieben sich, das sage ich Ihnen nur.

**Der Hausvater** (ungeduldig). Je nun, das wollte ich. —

**Der Comthur.** So wünsche ich Glück! Sie können sich Beide weder leiden noch meiden. Sie zanken sich ohne Unterlaß und stehen doch immer gut zusammen. Sie wollen sich oft über ein Nichts die Augen auskratzen und haben sich doch zum

Schutze und zum Trutze wider Alle und Jede mit einander verbunden. Wage es Einer einmal und tadele an Einem von ihnen die Fehler, die sie sich unzähligmal selbst vorwerfen, er wird ankommen! — Machen Sie ja, daß die Leutchen von einander kommen, ich sage es Ihnen! —

**Der Hausvater.** Kommen Sie, Herr Comthur, kommen Sie! Kommen Sie herein, Herr Comthur!

Ende des ersten Aufzugs.

# Zweiter Aufzug.

## Erster Auftritt.

**Der Hausvater. Cäcilia. Jungfer Clairet. Herr Le Bon. Ein Bauer. Frau Papillon**, eine Putzhändlerin, mit einer von ihren Arbeiterinnen. **La Brie. Philipp**, Bediente, die zur Aufwartung hereintreten. **Ein Mann in schwarzem Kleide**, der das Ansehen eines verschämten Armen hat und es wirklich ist.

(Alle diese Personen kommen eine nach der andern herein. Der Bauer steht und hat sich vorwärts auf seinen Stock gelehnt. Frau Papillon sitzt in einem Lehnstuhle und wischt sich das Gesichte; ihr Ladenmädchen steht neben ihr und hält eine kleine Pappenschachtel unter dem Arme. Herr Le Bon hat sich nachlässig aufs Kanapee geworfen. Der schwarz gekleidete Mann hat sich beiseite gemacht und steht in einem Winkel neben dem Fenster. La Brie ist in der Weste und in Haarwickeln. Philipp ist angekleidet. La Brie geht um ihn herum und sieht ihn ein Wenig spöttisch an, da unterdessen Herr Le Bon das Ladenmädchen der Frau Papillon mit seinem Fernglase untersucht. Der Hausvater tritt herein, und Alle stehen auf. Ihm folgt seine Tochter, und vor seiner Tochter geht ihre Kammerfrau her, die das Frühstück ihrer Gebieterin trägt. Jungfer Clairet nickt im Vorbeigehen gegen die Frau Papillon auf eine gnädige Art. Sie setzt das Frühstück auf einem kleinen Tische auf. Cäcilia läßt sich auf der einen Seite dieses Tisches nieder. Der Hausvater sitzet an der andern Seite desselben. Jungfer Clairet stehet hinter dem Lehnstuhle ihrer Gebieterin. Diese Scene bestehet aus zwei zugleich mit einander laufenden Scenen. Cäciliens Scene wird mit leiser Stimme gesprochen.)

**Der Hausvater** (zum Bauer). Ah, seid Ihr Der, der meinen Pachter zu Limeuil überbietet? Ich bin mit ihm zufrieden. Er

ist ein ordentlicher Mann. Er hat Kinder. Es ist mir gar nicht unangenehm, daß man bei mir etwas vor sich bringt. Ihr könnt nur wieder gehen.

(Jungfer Clairet winkt der Frau Papillon, näher zu kommen.)

**Cäcilia** (zur Frau Papillon leise). Bringt Sie mir was Hübsches?

**Der Hausvater** (zu seinem Haushofmeister). Nun, Herr Le Bon, was ist vorgefallen?

**Frau Papillon** (leise zu Cäcilien). Sie sollen gleich sehen, Mademoiselle.

**Le Bon.** Der Schuldner, dessen Verschreibung schon seit einem Monate gefällig ist, bittet noch um eine kurze Nachsicht.

**Der Hausvater.** Die Zeiten sind schwer; sehe Er ihm immer noch nach! Wir wollen lieber eine kleine Summe zu verlieren wagen, als ihn zu Grunde richten.

(Während dem Verfolge dieser Scene legen Frau Papillon und ihr Mädchen die fremden Stoffe und Zeuge auf den Stühlen aus. Cäcilia trinkt ihren Kaffee, betrachtet, billiget, verwirft, läßt beiseite legen rc.)

**Le Bon.** Die Handwerksleute, die an Ihrem Hause zu Orsigny arbeiten, sind da.

**Der Hausvater.** Mache Er ihre Rechnung!

**Le Bon.** Ich glaube nicht, daß so viel in Casse ist.

**Der Hausvater.** Dem ohngeachtet; ihre Bedürfnisse sind dringender als meine, und es ist besser, daß ich mich behelfe, als sie. (Zu Cäcilien.) Cäcilia, vergiß meine Mündel nicht! Vielleicht ist unter diesen Waaren etwas für sie. (Hier wird er des verschämten Armen gewahr. Er stehet eilfertig auf, gehet ihm entgegen und sagt leise zu ihm.) Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe Sie nicht gesehen. — Häusliche Angelegenheiten haben mich verhindert. — Ich habe Sie ganz vergessen. — (Indem er das sagt, zieht er einen Beutel heraus, den er ihm heimlich zusteckt; und unterdessen, daß er ihn begleitet und wiederkömmt, rückt die andre Scene weiter.)

**Jungfer Clairet.** Das Muster ist allerliebst.

**Cäcilia.** Wie theuer das Stück?

**Frau Papillon.** Zehn Louisd'or aufs Genauste.

**Jungfer Clairet.** Das lass' ich gelten. (Cäcilia bezahlt.)

**Der Hausvater** (indem er wiederkömmt, leise und in einem mitleidigen Tone). Eine Familie zu erziehen, seinem Stande sich gemäß zu halten — und nichts dazu zu haben!

**Cäcilia.** Was ist in der Schachtel?

**Das Ladenmädchen.** Es sind Spitzen drin. (Sie macht die Schachtel auf.)

**Cäcilia** (lebhaft). Nein, nein, ich will sie nicht sehen. Adieu, Frau Papillon! (Jungfer Clairet, Frau Papillon und das Ladenmädchen gehen ab.)

**Le Bon.** Der Nachbar, der auf das Stücke Landes die Ansprüche wider Sie macht, würde vielleicht abstehen, wenn —

**Der Hausvater.** Ich will mich nicht berauben lassen. Ich will meinen Kindern einem geizigen und ungerechten Manne zu Gefallen nichts vergeben. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich ihm, wenn er will, so viel abtrete, als mich der Proceß ohngefähr kosten könnte. Sehe Er zu. (Herr Le Bon geht ab. Der Hausvater ruft ihn wieder zurück und sagt.) Weil ich daran denke, Herr Le Bon. Er vergißt doch nicht die Leute aus der Provinz? Ich höre, daß sie eines von ihren Kindern hierher geschickt haben. Suche Er doch zu erfahren, wo es ist. (Zu La Brie, der in dem Saale aufräumt.) Ihr könnt nicht länger in meinen Diensten sein. Ihr habt von dem unordentlichen Leben meines Sohn'es gewußt. Ihr habt mich belogen. In meinem Hause muß man nicht lügen.

**Cäcilia** (die für ihn bitten will). Mein Vater —

**Der Hausvater.** Es ist freilich sonderbar. Wir verschlimmern sie selbst. Wir machen sie selbst zu schlechten Leuten, und wenn wir sie als solche finden, sind wir noch ungerecht genug, uns darüber zu beklagen. (Zu La Brie.) Ich lasse Euch Eure Kleidung und gebe Euch noch einen Monat Lohn. Geht! (Zu Philippen.) Seid Ihr es, von dem man mir gesprochen hat?

**Philipp.** Ja, mein Herr.

**Der Hausvater.** Ihr habt es gehört, warum Dieser seinen Abschied erhalten hat. Denkt daran! Geht und laßt Niemanden herein!

## Zweiter Auftritt.

**Der Hausvater. Cäcilia.**

**Der Hausvater.** Nun, meine Tochter, hast Du Dich bedacht?

**Cäcilia.** Ja, mein Vater.

**Der Hausvater.** Und was hast Du beschlossen?

**Cäcilia.** Mich in Allem nach Ihrem Willen zu richten.

**Der Hausvater.** Diese Antwort versprach ich mir.

**Cäcilia.** Wenn ich mir gleichwohl einen Stand wählen dürfte —

**Der Hausvater.** Welchen würdest Du vorziehen? — Du stehst bei Dir an. — Rede, meine Tochter!

**Cäcilia.** Ich würde den einsamen Stand vorziehen.

**Der Hausvater.** Was meinest Du? Ein Kloster?

**Cäcilia.** Ja, mein Vater. Wo könnte ich eine bessere Zuflucht gegen den Verdruß und Kummer, der mir vielleicht bevorstehet, finden?

**Der Hausvater.** Du sprichst von Verdruß und Kummer und denkest an den Kummer und Verdruß nicht, den Du mir machen würdest? So wolltest Du mich verlassen? So wolltest Du das Haus Deines Vaters mit einem Kloster vertauschen? die Gesellschaft Deines Oheims, Deines Bruders, meine Gesellschaft mit der Knechtschaft? Nein, meine Tochter, das muß nicht geschehen! Ich verehre den Beruf zum geistlichen Leben, aber es ist nicht Dein Beruf. Die Natur hat Dir gesellige Eigenschaften gegeben, und sie kann sie Dir nicht umsonst gegeben haben. — Cäcilia, Du seufzest. — Ah, wenn dieser Vorsatz aus irgend einer geheimen Ursache entspränge, — welch Schicksal würdest Du Dir zubereitet haben! Du hast das Winseln der Unglücklichen nie gehöret, deren Anzahl Du zu vermehren kämest. Es dringet durch die nächtliche Stille ihrer Kerker. Dann, dann, mein Kind, fließen bittere Thränen, an denen Niemand Antheil nimmt, und netzen das einsame Lager. — Cäcilia, nicht ein Wort mehr vom Kloster! — Ich will keinem Kinde das Leben gegeben haben, ich will kein Kind erzogen und ohn' Unterlaß an der Befestigung seines Glücks gearbeitet haben, um es lebendig in das Grab herabsteigen zu lassen und so meine Hoffnung und die Hoffnung der Gesellschaft betrogen zu sehen. — Und wer soll der Welt tugendhafte Bürger liefern, wenn sich gleich diejenigen Frauenzimmer, die es am Meisten verdienten, Hausmütter zu sein, dieser Sorge entziehen wollen?

**Cäcilia.** Ich habe Ihnen gesagt, mein Vater, daß ich mich in Allem nach Ihrem Willen richten will.

**Der Hausvater.** So rede mir denn nichts weiter vom Kloster!

**Cäcilia.** Ich darf aber doch hoffen, daß Sie Ihre Tochter zu keiner Veränderung des Standes zwingen werden; daß Sie ihr erlauben werden, ihre Tage ruhig und frei an der Seite ihres Vaters zu verleben?

Der Hausvater. Wenn ich blos auf mich sehen wollte, so könnte ich mit diesem Vorsatze gar wohl zufrieden sein. Aber ich muß Dir die Zeit zu Gemüthe führen, da ich nicht mehr sein werde. — Cäcilia, die Natur hat ihre Absichten, und wenn Du Achtung geben willst, so wirst Du finden, daß sie sich an Allen rächet, die ihr diese Absichten fehlschlagen lassen: die Mannspersonen strafet sie wegen des ehelosen Standes durch das Laster und das Frauenzimmer durch Verachtung und Langeweile. — Du kennest die verschiedenen Stände; sage mir, giebt es einen traurigern, einen ungeachtetern Stand als den Stand einer betagten Jungfer? Mein Kind, man vermuthet, ein Mädchen müsse entweder Gebrechen des Körpers oder der Seele haben, wenn sie dreißig Jahr alt geworden ist, ohne eine Person gefunden zu haben, die mit ihr die Mühseligkeiten des Lebens zu ertragen geneigt gewesen wäre. Dem aber sei, wie ihm wolle; das Alter kömmt heran, die Reize verschwinden, die Mannspersonen entfernen sich, die üble Laune nimmt überhand, man verlieret seine Eltern, seine Bekannte, seine Freunde. Eine alte Jungfer hat Niemanden um sich als Gleichgültige, die sie verabsäumen, oder Eigennützige, die ihre Tage zählen. Sie empfindet es, sie betrübt sich darüber, sie lebt, ohne daß sie Jemand tröstet, und stirbt, ohne daß sie Jemand beweinet.

Cäcilia. Das ist wahr. Aber welcher Stand ist ohne Beschwerden, und hat der eheliche Stand nicht auch die seinigen?

Der Hausvater. Wer weiß das besser als ich? Ihr lehret es mich alle Tage. Allein es ist ein Stand, den die Natur uns aufleget. Es ist der Beruf aller lebenden Wesen. — Meine Tochter, wer sich auf eine unvermischte Glückseligkeit Rechnung macht, der kennet weder das Leben des Menschen, noch die Absichten, welche der Himmel mit ihm hat. — Setzet der Ehestand uns grausamen Schmerzen aus, so ist er doch auch die Quelle der süßesten Freuden. Wo findet man Beispiele des reinsten und aufrichtigsten Antheils, der wirklichen Zärtlichkeit, der innigsten Vertraulichkeit, des ununterbrochenen Beistandes, der wechselseitigen Zufriedenheit, des getheilten Kummers, der vernommenen Seufzer, der vermischten Thränen; wo findet man sie sonst als in der Ehe? Giebt es etwas, was ein rechtschaffner Mann seiner Frau vorzöge? Findet sich etwas in der Welt, das ein Vater mehr liebte als seine Kinder? — O heilige Bande der Ehe, wenn ich an Euch denke, entbrennet meine Seele und erhebt sich! — O zärtliche Namen des Sohnes und der Tochter,

Euch sprach ich nie aus, ohne daß mein Herz nicht innigst gerühret ward, ohne daß es vor Freuden nicht hüpfte! Nichts ist süßer in meinen Ohren, an nichts nimmt meine ganze Seele mehr Antheil. — Cäcilia, denke an das Leben Deiner Mutter! Kann ein süßeres Leben sein als das Leben einer Frau, die ihre Tage in Erfüllung der Pflichten einer aufmerksamen Gattin, einer zärtlichen Mutter, einer mitleidigen Gebieterin zubringet? — Welchen Stoff zu den süßesten Betrachtungen trägt sie in ihrem Herzen mit weg, wenn sie sich des Abends zur Ruhe begiebt!

**Cäcilia.** Ja wohl, mein Vater. Aber wo sind die Frauen, die ihr, wo sind die Männer, die Ihnen gleichen?

**Der Hausvater.** Es giebt deren noch, mein Kind, und es wird nur von Dir abhangen, eben das Schicksal zu haben, das sie hatte.

**Cäcilia.** Wenn es auf weiter nichts ankäme, als um sich zu sehen, seine Vernunft, sein Herz zu hören —

**Der Hausvater.** Cäcilia, Du schlägst die Augen nieder. Du zitterst. Du fürchtest Dich, zu reden. — Mein Kind, laß mich in Deiner Seele lesen! Du kannst kein Geheimniß vor Deinem Vater haben, und wenn ich Dein Vertrauen verloren hätte, so müßte es meine eigene Schuld sein. — Du weinest —

**Cäcilia.** Ihre Gütigkeit betrübt mich. Wenn Sie strenger gegen mich sein könnten!

**Der Hausvater.** Solltest Du es wohl verdient haben? Sollte Dir Dein Herz wohl Vorwürfe machen?

**Cäcilia.** Nein, mein Vater.

**Der Hausvater.** Was fehlt Dir denn also?

**Cäcilia.** Nichts.

**Der Hausvater.** Du betriegst mich, meine Tochter.

**Cäcilia.** Ihre Zärtlichkeit schlägt mich darnieder. Ich wollte sie gern erwidern können.

**Der Hausvater.** Sollte Dein Herz wohl Jemand gewählt haben? Sollte es wohl lieben?

**Cäcilia.** Wie sehr würde ich zu beklagen sein!

**Der Hausvater.** Rede! — (vertraulicher und zärtlicher) Rede doch, mein Kind! Wenn Du nicht mehr Strenge bei mir vermuthest, als ich mir jemals bewußt gewesen bin, so laß dieses unzeitige Zurückhalten! Du bist kein Kind mehr. Warum sollte ich Dich wegen einer Empfindung tadeln, die ich einst in dem Herzen Deiner Mutter erweckte? — O Du, die Du itzt in meinem Hause ihre Stelle vertrittst, die Du mir sie vorstellest, ahme ihr

in der Freimüthigkeit nach, die sie gegen Den bezeugte, der ihr das Leben gegeben hatte, der sie und mich glücklich zu sehen wünschte! — Du antwortest mir nicht, Cäcilia?

**Cäcilia.** Das Schicksal meines Bruders macht mich zittern.

**Der Hausvater.** Dein Bruder ist ein Narr.

**Cäcilia.** Vielleicht würden Sie mich nicht klüger finden als ihn.

**Der Hausvater.** Nein, solchen Verdruß wird mir Cäcilia nicht machen. Ihre Klugheit ist mir bekannt, und ich erwarte blos das Bekenntniß ihrer Wahl, um sie zu billigen. (Cäcilia schweigt. Der Hausvater wartet einen Augenblick, darauf fährt er in einem ernsthaften und gar ein Wenig ärgerlichen Tone fort.) Es würde mir angenehm gewesen sein, Deine Gesinnungen von Dir selbst zu vernehmen; doch auf was Art Du mir sie auch sonst eröffnen willst, es soll mir gleichviel sein. Es geschehe durch den Mund Deines Oheims oder Deines Bruders oder durch Germeuilen; wie gesagt, es soll mir gleich angenehm sein. — Germeuil ist unser gemeinschaftlicher Freund. — Es ist ein gesetzter und verständiger Mann. — Er hat mein Vertrauen. — Mich dünkt, er verdiene auch Dein Vertrauen zu haben. —

**Cäcilia.** Ich habe die nämlichen Gedanken von ihm.

**Der Hausvater.** Ich bin ihm viel schuldig. Es ist Zeit, daß ich mich mit ihm abfinde.

**Cäcilia.** Ihre Kinder werden weder Ihrer Gewalt noch Ihrer Erkenntlichkeit jemals einige Grenzen setzen. — Bisher hat er Sie als einen Vater verehret, und Sie haben ihn als eines Ihrer Kinder gehalten.

**Der Hausvater.** Wüßtest Du nicht etwa, was ich wohl für ihn thun könnte?

**Cäcilia.** Hierin, glaube ich, muß man ihn wohl selbst zu Rathe ziehen. — Vielleicht hat er Gedanken. — Vielleicht. — Bin ich im Stande, Ihnen zu rathen?

**Der Hausvater.** Der Comthur hat mir etwas gesagt. —

**Cäcilia** (lebhaft). Ich weiß nicht, was es ist; aber Sie kennen ja unsern Vetter. — Ach, glauben Sie es ja nicht, mein Vater! —

**Der Hausvater.** Ich werde wohl also sterben müssen, ohne eines von meinen Kindern glücklich zu sehen. — Cäcilia! — Grausame Kinder, was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich so kränket? Ich habe das Vertrauen meiner Tochter verloren. Mein Sohn hat sich in ein Band verstricket, das ich unmöglich billigen kann, und das ich zerreißen muß — —

## Dritter Auftritt.

**Der Hausvater. Cäcilia. Philipp.**

**Philipp.** Mein Herr, zwei Frauenzimmer verlangen Sie zu sprechen.

**Der Hausvater.** Laßt sie hereinkommen! (Cäcilia geht ab. Ihr Vater ruft sie zurück und sagt traurig.) Cäcilia!

**Cäcilia.** Mein Vater!

**Der Hausvater.** So liebst Du mich nicht mehr?

(Die angemeldeten Frauenzimmer treten herein, und Cäcilia geht ab mit dem Tuche vor den Augen.)

## Vierter Auftritt.

**Der Hausvater. Sophia. Frau Hebert.**

**Der Hausvater** (erblickt Sophien und sagt in einem Tone und mit einer Art von Erstaunen). Er hat mich nicht betrogen. Welche Reize! welche Bescheidenheit! welche Holdseligkeit! — Ach! —

**Fr. Hebert.** Mein Herr, wir kommen auf Ihren Befehl —

**Der Hausvater.** Sind Sie es, Mademoiselle, die Sich Sophia nennen?

**Sophia** (zitternd und verstört). Ja, mein Herr.

**Der Hausvater.** Meine liebe Frau, ich hätte der Mademoiselle ein Wort zu sagen. Ich habe von ihr reden hören; ich will ihr Bestes. (Fr. Hebert tritt beiseite.)

**Sophia** (zittert noch immer und hält sie bei dem Arme zurück). Meine Liebe —

**Der Hausvater.** Mein Kind, fassen Sie Sich! Ich werde Ihnen nichts Unangenehmes sagen.

**Sophia.** Ach!

(Fr. Hebert setzet sich zu hinterst im Saale nieder und ziehet ihre Arbeit hervor, um nicht müßig zu sein.)

**Der Hausvater** (führet Sophien zu einem Stuhle und läßt sie neben sich niedersetzen). Wo sind Sie her, Mademoiselle?

**Sophia.** Ich bin aus einer kleinen Stadt in der Provinz.

**Der Hausvater.** Sind Sie schon lange in Paris?

**Sophia.** Nicht lange, und wollte Gott, daß ich niemals hergekommen wäre!

**Der Hausvater.** Was machen Sie hier?

**Sophia.** Ich nähre mich von meiner Arbeit.

**Der Hausvater.** Sie sind sehr jung.

**Sophia.** Desto länger werde ich zu leiden haben.

**Der Hausvater.** Haben Sie Ihren Herrn Vater noch?

**Sophia.** Nein, mein Herr.

**Der Hausvater.** Und Ihre Frau Mutter?

**Sophia.** Die hat mir der Himmel erhalten. Aber sie hat so viel Kreuz; ihre Gesundheit ist so hinfällig und ihr Elend so groß!

**Der Hausvater.** Ihre Frau Mutter ist also wohl sehr arm?

**Sophia.** Sehr arm! Und doch ist Niemand in der Welt, deren Tochter ich lieber sein wollte.

**Der Hausvater.** Ich lobe Sie dieser Gesinnung wegen. Sie scheinen das beste Herz zu haben. — Und wer war Ihr Herr Vater?

**Sophia.** Mein Vater war ein rechtschaffner Mann. Er hörte keinen Unglücklichen, ohne Mitleiden mit ihm zu haben. Er verließ seine Freunde in ihrem Elende nicht und ward arm. Er hatte viel Kinder mit meiner Mutter, und als er starb, ließ er uns Alle ohne Hülfe. — Ich war damals noch sehr jung. — Ich kann mich kaum erinnern, ihn gesehn zu haben. — Meine Mutter mußte mich auffassen und an sein Bette heben, daß ich ihn umarmen und seinen Segen erhalten konnte. — Ich weinte. Ach, ich wußte nicht, wie viel ich alles verlor!

**Der Hausvater.** Sie rühret mich. — Und aus was Ursache haben Sie das Haus Ihrer Eltern und Ihre Provinz verlassen?

**Sophia.** Ich kam mit einem meiner Brüder hierher, einen Anverwandten um Beistand zu bitten, der aber sehr hart gegen uns gewesen ist. Er hatte mich ehedem in der Provinz gesehen. Es hatte geschienen, als habe er mich lieb gewonnen, und meine Mutter glaubte, daß er sich dessen wieder erinnern würde. Allein er verschloß seine Thüre vor meinem Bruder, und mir ließ er sagen, daß ich ihm nicht unter die Augen kommen sollte.

**Der Hausvater.** Und was ist aus Ihrem Bruder geworden?

**Sophia.** Er hat königliche Dienste genommen. Ich aber bin mit der guten Frau allein geblieben, die Sie da sehen und die Liebe hat, mich als ihr Kind zu achten.

**Der Hausvater.** Sie scheinet nicht in den besten Umständen zu sein.

**Sophia.** Sie theilet mit mir, was sie hat.

**Der Hausvater.** Und von Ihrem Anverwandten haben Sie weiter nichts gehört?

**Sophia.** Verzeihen Sie mir, mein Herr! Ich habe einigen Beistand von ihm erhalten. Aber was hilft das meiner Mutter?

**Der Hausvater.** Ihre Frau Mutter hat Sie also wohl vergessen?

**Sophia.** Meine Mutter that ihr Aeußerstes, uns nach Paris zu schicken. Ach, sie hoffte, diese Reise würde glücklichere Folgen haben. Würde sie sich wohl sonst haben entschließen können, mich von sich zu lassen? Seitdem hat sie nicht gewußt, wie sie mich wieder nach Hause bekommen soll. Doch schreibt sie mir nun, daß man mich in Kurzem abholen und wieder zu ihr bringen werde. Sie muß eine mitleidige Seele gefunden haben. — O, wir sind wohl recht sehr zu beklagen!

**Der Hausvater.** Und Sie kennen hier keinen Menschen, der Ihnen beistehen könnte?

**Sophia.** Keinen Menschen.

**Der Hausvater.** Und Sie leben von Ihrer Hände Arbeit?

**Sophia.** Ja, mein Herr.

**Der Hausvater.** Und leben ganz allein?

**Sophia.** Ganz allein.

**Der Hausvater.** Aber was ist denn das für ein junger Mensch, von dem man mir gesagt hat, Namens Sergi, der neben Ihnen an wohnen soll?

**Fr. Hebert** (lebhaft, indem sie ihre Arbeit sinken läßt). **Ach, mein** Herr, es ist der ehrlichste Mensch —

**Sophia.** Es ist ein Unglücklicher, der sein Brod verdienen muß wie wir, und der sein Elend zu dem unsrigen gebracht hat.

**Der Hausvater.** Weiter wissen Sie von ihm nichts?

**Sophia.** Nein, mein Herr.

**Der Hausvater.** Nun wohl, Mademoiselle, dieser Unglückliche —

**Sophia.** Kennen Sie ihn?

**Der Hausvater.** Ob ich ihn kenne! — Es ist mein Sohn.

**Sophia.** Ihr Sohn!

**Fr. Hebert** (zu gleicher Zeit). Sergi!

**Der Hausvater.** Ja, Mademoiselle.

**Sophia.** Ach, Sergi, so haben Sie mich betrogen!

**Der Hausvater.** Tugendhaftes, schönstes Kind, erkennen Sie die Gefahr, in der Sie gewesen sind!

**Sophia.** Sergi ist Ihr Sohn!

**Der Hausvater.** Er verehret Sie, er liebt Sie, aber seine Leidenschaft, wenn Sie ihr Raum gäben, würde Sie und ihn unglücklich machen.

**Sophia.** Warum bin ich doch in diese Stadt gekommen? Warum bin ich nicht wieder fortgereiset, sobald mir mein Herz es sagte!

**Der Hausvater.** Es ist noch Zeit. Sie müssen nicht länger von einer Mutter bleiben, die sich nach Ihnen sehnet, und der Ihr hiesiger Aufenthalt große Unruhe machen muß. Wollen Sie das, Mademoiselle?

**Sophia.** Ah, meine Mutter, was werde ich Ihnen sagen können!

**Der Hausvater** (zur Fr. Hebert). Sie, meine gute Frau, sollen das Kind nach Hause bringen, und ich will Sorge tragen, daß Sie Ihre Mühe nicht bereuen sollen.

(Fr. Hebert macht eine Verbeugung.)

**Der Hausvater** (fährt gegen Sophien fort). Aber, Mademoiselle, wenn ich Sie Ihrer Mutter wiederschenke, so müssen Sie mir auch meinen Sohn wiedergeben. Sie müssen ihn lehren, was man seinen Eltern schuldig ist, Sie wissen das ja so wohl.

**Sophia.** Ah, Sergi, warum —

**Der Hausvater.** Sie müssen machen, daß er über seine Absichten erröthet, so ehrlich sie auch immer mögen gewesen sein. Sie müssen ihm Ihre Abreise ankündigen. Sie müssen ihm befehlen, meinem Schmerze und der Unruhe seiner Familie ein Ende zu machen.

**Sophia** (zur Hebert). Meine Liebe —

**Fr. Hebert.** Mein Kind!

**Sophia** (die sich an sie anlehnet). Ich vergehe —

**Fr. Hebert.** Wir wollen abtreten, mein Herr, und Ihre Befehle erwarten.

**Sophia.** Armer Sergi! Unglückliche Sophia!

(Sie gehet an die Frau Hebert gelehnet ab.)

## Fünfter Auftritt.

**Der Hausvater** (allein).

**Der Hausvater.** O Gesetze der Welt! O grausame Vorurtheile! — Es giebt so schon wenig Frauenzimmer gnug für einen Mann, der denket und empfindet. Warum muß die Wahl der-

selben noch so eingeschränkt sein! — Aber mein Sohn wird bald da sein. — Ich muß mich des Eindrucks entschlagen, den dieses Kind auf meine Seele gemacht hat. — Wie kann ich ihm meiner Pflicht gemäß vorstellen, was er mir schuldig ist, was er sich selbst schuldig ist, wenn mein Herz mit dem seinigen eins ist? —

## Sechster Auftritt.

**Der Hausvater. St. Albin.**

**St. Albin** (im Hereintreten und lebhaft). Mein Vater!

(Der Hausvater gehet auf und nieder und schweigt.)

**St. Albin** (gehet seinem Vater nach und sagt in einem bittenden Tone). Mein Vater!

**Der Hausvater** (bleibt auf einmal stehen und sagt in einem ernsthaften Tone). Mein Sohn, wenn Du noch nicht in Dich gekehret bist, wenn die Vernunft ihre Macht über Dich noch nicht wieder erlangt hat, so wage es nur nicht, Dein Unrecht und meinen Verdruß zu vergrößern!

**St. Albin.** Sie sehen mich davon durchdrungen! Ich nahe mich Ihnen mit Zittern. — Ich will ruhig und vernünftig sein. — Ja, ich will es gewiß sein. — Ich habe mir es vorgenommen.

(Der Hausvater gehet noch auf und nieder.)

**St. Albin** (nahet sich ihm furchtsam und sagt mit leiser und zitternder Stimme). Sie haben sie nun gesehen?

**Der Hausvater.** Ja, ich habe sie gesehen. Sie ist schön, und ich halte sie für tugendhaft. Aber was denkst Du aus ihr zu machen? Einen Zeitvertreib? Das werde ich nicht zugeben. Deine Frau? Sie schickt sich nicht für Dich.

**St. Albin** (der an sich hält). Sie ist schön, sie ist tugendhaft, und sie schickt sich nicht für mich! Was schickt sich denn also für eine Frau für mich?

**Der Hausvater.** Eine solche, die durch ihre Erziehung, durch ihre Geburt, durch ihren Stand, durch ihr Vermögen Dein Glück befestigen und meinen Hoffnungen ein Genüge leisten kann.

**St. Albin.** Aus meiner Heirath soll also ein Band des Eigennutzes und des Ehrgeizes werden? Mein Vater, Sie haben nur einen Sohn; opfern Sie ihn nicht Absichten auf, welche die Welt mit unglücklichen Ehemännern erfüllen! Ich brauche eine rechtschaffene, empfindliche Gattin, die mich die Mühseligkeiten des Lebens ertragen lehre, und keine reiche, betitelte Frau, die sie

vermehre. Ah, wünschen Sie mir eher den Tod, und der Himmel gewähre mir ihn eher als eine Frau, so wie ich sie sehe —

**Der Hausvater.** Ich schlage Dir keine vor, aber ich werde es auch niemals zugeben, daß Du Derjenigen zu Theil werdest, an die Du Dich so närrischer Weise gehangen hast. Ich könnte mich meiner Gewalt bedienen und zu Dir sagen: St. Albin, das mißfällt mir, daraus kann nichts werden, denke weiter nicht daran! Allein ich habe nie etwas von Dir verlangt, ohne Dir den Grund davon zu zeigen. Ich habe Deinen bloßen Gehorsam, ohne Deinen Beifall zu haben, niemals begehrt, und ich will bei dieser Herablassung auch noch itzt bleiben. Mäßige Dich und höre mich! Mein Sohn, es sind nunmehr bald zwanzig Jahr, als ich die ersten Thränen, die Du mir auspreßtest, über Dich weinte. Mein Herz zerschmolz, als ich in Dir einen Freund erblickte, den mir die Natur schenkte. Ich nahm Dich aus dem Schooße Deiner Mutter in meine Arme, ich hob Dich gen Himmel, mischte meine Stimme in Dein Schreien und sprach zu Gott: „O Gott, der Du mir dieses Kind gegeben, wenn ich die Sorge versäumen sollte, die Du mir an diesem Tage auflegest, oder wenn dieses Kind meiner Sorge nicht würdig werden sollte, so siehe nicht auf die Freude seiner Mutter, nimm es zurück!" Das war das Gelübde, welches ich für Dich und für mich that. Es ist mir nie aus den Gedanken gekommen. Ich habe Dich nicht der Sorge eines Miethlings übergeben. Ich habe Dich selbst gelehret reden, denken und empfinden. So wie Du an Jahren zunahmest, habe ich Deine Neigungen ausgeforscht; diesen gemäß habe ich den Plan Deiner Erziehung entworfen und ihn ohn' Unterlaß befolgt. Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, um Dir Mühe zu ersparen! Ich habe Dein künftiges Schicksal Deinen Fähigkeiten und Deinem Geschmacke zu Folge festgesetzt. Ich habe nichts versäumet, Dich mit so vielen Vorzügen als möglich in die Welt einzuführen. Und da ich mich endlich dem Augenblick, die Früchte meiner Sorgfalt einzusammeln, nähere, da ich mir schon Glück wünsche, einen Sohn zu haben, der seiner Geburt, die ihn zu den besten Verbindungen bestimmt, der seinen persönlichen Eigenschaften, die ihn zu wichtigen Aemtern rufen, entspricht: soll eine unsinnige Leidenschaft, soll eine plötzliche schwärmerische Entzückung Alles zu nichte gemacht haben? Ich soll sehen, daß seine schönsten Jahre verloren gehen, daß er seines Glückes verfehlt, daß meine Erwartung betrogen wird, das soll ich sehen und es zugeben? Wie hast Du Dir so etwas einbilden können?

**St. Albin.** Wie unglücklich bin ich!

**Der Hausvater.** Du hast einen Vetter, der Dich liebt und Dir ein ansehnliches Vermögen zugedacht hat; Du hast einen Vater, der Dir sein Leben aufgeopfert hat und Dir in Allem seine Zärtlichkeit zu beweisen sucht; Du hast einen Namen, Du hast Anverwandte, Freunde, die schmeichelhaftesten und gegründetsten Ansprüche: und Du bist unglücklich? Was fehlt Dir denn noch?

**St. Albin.** Sophia, Sophiens Herz und die Einwilligung meines Vaters.

**Der Hausvater.** Was unterstehest Du Dich, mir vorzuschlagen? Ich sollte an Deiner Thorheit, an dem allgemeinen Tadel, den sie Dir zuziehen muß, Theil nehmen? Vätern und Kindern ein solches Exempel geben? Ich sollte durch eine schimpfliche Schwachheit die Verwirrung der Gesellschaft, die Vermischung des Bluts und der Stände, die Erniedrigung der Familien gutheißen?

**St. Albin.** Wie unglücklich bin ich! Wenn ich Diejenige nicht haben kann, die ich liebe, so werde ich einmal Diejenige nehmen müssen, die ich nicht liebe. Denn ich werde in meinem Leben Keine als Sophien lieben. Ich werde ohne Unterlaß jede Andere mit ihr vergleichen. Und diese Andere wird unglücklich sein; ich werde es gleichfalls sein; Sie werden es sehen und werden für Gram sterben.

**Der Hausvater.** Ich werde meine Schuldigkeit gethan haben, und wehe Dir, wenn Du Deine nicht thuest!

**St. Albin.** Mein Vater, entziehen Sie mir Sophien nicht!

**Der Hausvater.** Höre auf, sie von mir zu verlangen!

**St. Albin.** Sie haben mir hundertmal gesagt, daß eine rechtschaffne Frau das größte Geschenk sei, welches der Himmel geben könne. Ich habe sie gefunden, und Sie, Sie wollen mich ihrer berauben! Entziehen Sie mir sie nicht, mein Vater! Da sie nun weiß, wer ich bin, was muß sie itzt nicht von mir erwarten? Soll St. Albin weniger großmüthig sein als Sergi? Entziehen Sie mir sie nicht! Sie ist es, die die Tugend in mein Herz zurückgerufen hat. Sie allein kann sie darin erhalten.

**Der Hausvater.** Das ist: was mein Beispiel nicht vermögend gewesen, wird das ihrige ausrichten.

**St. Albin.** Sie sind mein Vater, und Sie befehlen. Sie wird meine Frau sein, und das ist eine andere Herrschaft.

**Der Hausvater.** Welcher Unterschied zwischen einem Lieb-

haber und einem Ehemanne! zwischen einer Frau und einer Geliebten! Unerfahrner Mensch, Du weißt das nicht.

**St. Albin.** Ich hoffe es auch nie zu erfahren.

**Der Hausvater.** Wo ist der Liebhaber, der seine Geliebte mit andern Augen ansähe? der anders spräche?

**St. Albin.** Sie haben Sophien gesehen! — Wenn ich sie für Hoheit, für Würden, für Hoffnungen, für Vorurtheile verlasse, so verdiente ich sie nicht zu kennen. Mein Vater, verachten Sie wohl Ihren Sohn so sehr, daß Sie das glauben sollten?

**Der Hausvater.** Sie hat sich nicht so weggeworfen und Deiner Leidenschaft Raum gegeben. Ahme ihr nach!

**St. Albin.** Ich würfe mich weg, wenn ich ihr Gemahl würde?

**Der Hausvater.** Frage nur die Welt!

**St. Albin.** In gleichgültigen Dingen will ich mir die Welt, so wie sie ist, gern gefallen lassen, aber wenn es das Glück oder Unglück meines Lebens betrifft, wenn es die Wahl meiner Gattin betrifft —

**Der Hausvater.** Du wirst den Menschen keine andere Gedanken beibringen. Richte Dich also darnach!

**St. Albin.** Sie sollten Alles verkehrt, Alles verdorben haben; sie sollten die Natur ihren elenden Verabredungen unterworfen haben, und ich sollte es so zufrieden sein?

**Der Hausvater.** Oder sie werden Dich verachten.

**St. Albin.** So will ich sie fliehen.

**Der Hausvater.** Ihre Verachtung wird Dir nachfolgen, und diese Frau, die Dich darein gestürzt hätte, würde nicht weniger zu beklagen sein als Du. — Du liebst sie?

**St. Albin.** Ob ich sie liebe!

**Der Hausvater.** So höre und erschrick über das Schicksal, das Du ihr bereitest! Es kömmt ein Tag, da Du den Werth Alles dessen, was Du ihr aufgeopfert hast, empfinden wirst. Du wirst Dich mit ihr allein sehen, ohne Stand, ohne Vermögen, ohne Ansehen; Langeweile und Verdruß werden sich Deiner bemeistern. Du wirst sie hassen, Du wirst sie mit Vorwürfen überhäufen. Ihre Geduld, ihre Sanftmuth wird Dich vollends erbittern; Du wirst sie nur desto mehr hassen, Du wirst die Kinder hassen, die Du von ihr bekömmst, und endlich wirst Du sie vor Herzeleid in die Grube bringen.

**St. Albin.** Ich?

**Der Hausvater.** Du!

**St. Albin.** Nimmermehr, nimmermehr!

**Der Hausvater.** Der Leidenschaft dünket Alles ewig, aber die Natur will, daß Alles ein Ende nehme.

**St. Albin.** Ich sollte jemals aufhören, Sophien zu lieben! Wenn ich dazu fähig wäre, so würde ich auch zweifeln müssen, ob ich meinen Vater liebte.

**Der Hausvater.** Willst Du es gewiß wissen, ob Du diesen liebst, und willst Du mir es beweisen, so thue, was ich von Dir verlange!

**St. Albin.** Ich wollte gern, aber umsonst. Ich kann nicht. Es steht nicht in meiner Macht. Ich kann nicht, mein Vater.

**Der Hausvater.** Unsinniger, Du willst Vater werden? Kennest Du die Pflichten einer Vaters? Und wenn Du sie kennest, sprich, würdest Du Deinem Sohne das zugestehen, was Du von mir erwartest?

**St. Albin.** Ah, wenn ich antworten dürfte!

**Der Hausvater.** Antworte!

**St. Albin.** Sie erlauben es mir?

**Der Hausvater.** Ich befehle es Dir.

**St. Albin.** Als Sie auf meiner Mutter bestanden; als sich die ganze Familie wider Sie empörte; als mein Großvater Sie ein undankbares Kind nennte und Sie ihn in dem Innersten Ihrer Seele einen grausamen Vater nennten: wer von Ihnen Beiden hatte Recht? Meine Mutter war tugendhaft und schön, wie Sophia; sie war ohne Vermögen, wie Sophia; Sie liebten sie, wie ich Sophien liebe. Litten Sie es, daß man sie Ihnen raubte, mein Vater? und habe ich nicht auch ein Herz?

**Der Hausvater.** Ich wußte, wie ich mir helfen konnte, und Deine Mutter war von Stande.

**St. Albin.** Wer weiß, was Sophia ist?

**Der Hausvater.** Einbildungen!

**St. Albin.** Sie wußten, wie Sie Sich helfen konnten? Liebe und Mangel werden mir schon auch Mittel an die Hand geben, wie ich mir helfen soll.

**Der Hausvater.** Betrachte das Unglück, das Deiner wartet, und zittere!

**St. Albin.** Sie nicht besitzen, ist das einzige Unglück, wovor ich zittere.

**Der Hausvater.** Und der Verlust meiner Zärtlichkeit? —

**St. Albin.** Ihre Zärtlichkeit werde ich wiedererlangen.

**Der Hausvater.** Wer hat Dir das gesagt?

St. Albin. Sie werden Sophien weinen sehen, ich werde Ihre Kniee umfassen, meine Kinder werden ihre unschuldigen Hände gegen Sie ausstrecken, und Sie werden sie gewiß nicht von Sich stoßen.

Der Hausvater. Er kennet mich nur allzu wohl! — (Nach einer kleinen Pause sagt er in dem strengsten Tone und mit der härtesten Art.) Mein Sohn, ich sehe, daß ich Dir umsonst zurede, daß die Vernunft nichts mehr bei Dir gilt, und daß mir einzig das Mittel übrig bleibt, dessen ich mich nie gern bedienen wollte. Nun muß ich es brauchen; denn Du zwingst mich dazu. Gieb Dein Vorhaben auf! Ich will es, und ich befehle es Dir bei aller der Gewalt, die ein Vater über seine Kinder hat!

St. Albin (mit einer verbissenen Heftigkeit). Gewalt, Gewalt; weiter wissen sie auch nichts.

Der Hausvater. Hüte Dich!

St. Albin (im Hin- und Hergehen). So sind sie alle. Das ist ihre Liebe gegen uns. Was könnten sie mehr thun, wenn sie unsere Feinde wären?

Der Hausvater. Was sagst Du? Was murmelst Du?

St. Albin (noch immer so). Sie dünken sich weise, weil sie andere Leidenschaften haben als wir.

Der Hausvater. Schweig!

St. Albin. Sie geben uns das Leben, um nach ihrem Gutbefinden damit zu schalten.

Der Hausvater. Schweig!

St. Albin. Sie erfüllen es mit dem bittersten Verdrusse. Und wie sollten sie unsere Schmerzen rühren? Sie haben sich daran gewöhnt.

Der Hausvater. Du vergißt, wer ich bin, und mit wem Du sprichst. Schweig, oder Du wirst den schrecklichsten Zorn auf Dich ziehen, dessen ein Vater fähig ist!

St. Albin. Ein Vater! Ein Vater! Es giebt keine Väter. — Es giebt nichts als Tyrannen.

Der Hausvater. O Himmel!

St. Albin. Ja, nichts als Tyrannen.

Der Hausvater. Gehe mir aus den Augen, undankbares, ungerathenes Kind! Ich gebe Dir meinen Fluch! Fort! fliehe mich! (Der Sohn gehet fort. Kaum aber hat er einige Schritte gethan, als ihm sein Vater nachläuft und sagt.) Wo willst Du hin, Unglücklicher?

St. Albin. Mein Vater!

**Der Hausvater** (wirft sich in einen Lehnstuhl, und sein Sohn fällt ihm zu Füßen). Ich Dein Vater? Du mein Sohn? Du gehest mir nichts mehr an. Du bist mir niemals etwas angegangen. Du vergiftest mein Leben. Du wünschest meinen Tod. Ah, warum hat er so lange verweilet? Warum liege ich nicht schon längst an der Seite Deiner Mutter? Sie ist dahin, und meine unglücklichen Tage wurden verlängert!

**St. Albin.** Mein Vater!

**Der Hausvater.** Entferne Dich! Verbirg mir Deine Thränen! Du zerreißest mein Herz, und doch kann ich Dich nicht daraus vertreiben.

## Siebenter Auftritt.

**Der Hausvater. St. Albin. Der Comthur.**

(Der Comthur tritt herein. St. Albin, der seinem Vater zu Füßen lag, stehet auf, und der Hausvater bleibt in seinem Lehnstuhle, den Kopf auf die Hand gestützet, in einer äußerst betrübten Stellung.)

**Der Comthur** (zeiget ihn dem St. Albin, der, ohne zu hören, auf und nieder geht). Da! da siehe! Siehe, in welchen Zustand Du ihn setzest! Ich habe es ihm prophezeiht, daß Du ihn für Leid in die Grube bringen würdest, und Du machst meine Prophezeihung wahr.

(Indem der Comthur spricht, stehet der Hausvater auf und gehet fort. St. Albin macht sich gefaßt, ihm zu folgen.)

**Der Hausvater** (indem er sich gegen seinen Sohn umkehret). Wo willst Du hin? Höre Deinen Vetter! Ich befehle es Dir.

## Achter Auftritt.

**St. Albin. Der Comthur.**

**St. Albin.** Reden Sie also nur, mein Herr, ich höre — Wenn es ein Unglück ist, zu lieben, nun, so ist das Unglück geschehen, und ich kann nicht helfen. — Wenn man mir sie verweigert, so lehre man mich sie erst vergessen. — Sie vergessen! Wen? Sie? Ich? Ich könnte, ich wollte sie vergessen? Der Fluch meines Vaters werde an mir erfüllt, wenn ich mir es jemals einkommen lasse!

**Der Comthur.** Was verlangt man denn nun von Dir? Eine Creatur fahren zu lassen, um die Du Dich kaum im Vorbei-

gehen hättest bekümmern sollen, die ohne Vermögen, ohne Eltern, ohne allen Anhang ist; eine Creatur, die, ich weiß nicht woher ist, ich weiß nicht wem angehört, und lebt, ich weiß nicht wie. Es giebt dergleichen Mädchen. Es giebt auch Narren, die sich ihretwegen ruiniren; aber sie heirathen! sie heirathen!

**St. Albin** (heftig). Herr Comthur!

**Der Comthur.** Sie gefällt Dir? Nun gut, so behalte sie! Ob's die ist oder eine Andere, das gilt mir gleichviel. Nur laß uns zu seiner Zeit das Ende von diesem Handel hoffen. (St. Albin will fortgehen.) Wo willst Du hin?

**St. Albin.** Fort.

**Der Comthur** (hält ihn). Hast Du vergessen, daß ich im Namen Deines Vaters mit Dir rede?

**St. Albin.** Nun gut, mein Herr, reden Sie nur! Peinigen Sie mich immer, bringen Sie mich nur immer zur Verzweiflung! Ich habe weiter nichts zu antworten als das: Sophia soll doch meine Frau werden.

**Der Comthur.** Deine Frau?

**St. Albin.** Ja, meine Frau.

**Der Comthur.** So ein nichtswürdiges Mädchen!

**St. Albin.** Die mich Alles verachten gelehret hat, was Sie zu Ihrer Schande fesselt.

**Der Comthur.** Hast Du keine Scham?

**St. Albin.** Scham?

**Der Comthur.** Du, der Sohn des Herrn d'Orbesson, der Neffe des Comthurs d'Aulnoy!

**St. Albin.** Ich, des Herrn d'Orbesson Sohn! Ich, Ihr Neffe!

**Der Comthur.** Das sind die Früchte der bewundernswürdigen Erziehung, auf die Dein Vater so stolz war! Da sehe Einer nun das Muster aller jungen Leute bei Hofe und in der Stadt! — Aber Du denkst vielleicht, Du bist reich?

**St. Albin.** Nein.

**Der Comthur.** Weißt Du, wie viel Du von Deiner Mutter hast?

**St. Albin.** Ich habe daran niemals gedacht, und ich mag es auch gar nicht wissen.

**Der Comthur.** Höre nur! Sie war von sechs Kindern, die wir zusammen waren, die Jüngste, und das noch dazu in einer Provinz, wo man den Mädchen nichts mitgiebt. Dein Vater, der nicht viel klüger war als Du, vernarrte sich in sie und nahm

sie. Tausend Thaler Renten, wovon die Hälfte Deiner Schwester gehört, das macht für Jeden fünfhundert, und das ist Alles, was Du hast!

**St. Albin.** Wie? Ich habe jährlich fünfhundert Thaler?

**Der Comthur.** So lange, als es währet.

**St. Albin.** Ah, Sophia, Sie sollen nicht mehr unter dem Dache wohnen dürfen! Das Elend soll Ihnen nichts mehr anhaben! Ich habe jährlich fünfhundert Thaler.

**Der Comthur.** Aber Du hast einmal von Deinem Vater jährlich mehr als so viel Tausende und von mir noch einmal so viel zu erwarten. St. Albin, man begeht wohl Thorheiten, aber so theuere Thorheiten zu begehen!

**St. Albin.** Was hilft mir der Reichthum, wenn ich Die nicht besitze, mit der ich ihn zu theilen wünschte?

**Der Comthur.** Du bist rasend!

**St. Albin.** Ich weiß wohl. So nennt man Die, welche eine junge, tugendhafte, schöne Frau Allem vorziehen, und ich mache mir eine Ehre daraus, an der Spitze dieser Rasenden zu stehen.

**Der Comthur.** Du rennest in Dein Unglück!

**St. Albin.** Ich aß Brod und trank Wasser an ihrer Seite, und ich war glücklich.

**Der Comthur.** Du rennest in Dein Unglück!

**St. Albin.** Und ich habe jährlich fünfhundert Thaler?

**Der Comthur.** Was willst Du denn damit machen?

**St. Albin.** Dafür will ich sie einmiethen, kleiden, unterhalten, davon wollen wir leben.

**Der Comthur.** Wie Bettler.

**St. Albin.** Mag's doch!

**Der Comthur.** Da wird es noch Vater, Mutter, Brüder, Schwestern geben, und die willst Du Alle mit heirathen?

**St. Albin.** Ich bin es fest entschlossen.

**Der Comthur.** Und wenn endlich gar Kinder kommen?

**St. Albin.** Alsdenn will ich mich an mitleidige Seelen wenden. Man wird mich sehen. Man wird die Genossin meines Unglücks sehen. Ich werde meinen Namen sagen und werde Hülfe finden.

**Der Comthur.** Du kennest die Menschen gut.

**St. Albin.** Sie halten sie für böse.

**Der Comthur.** Und habe wohl groß Unrecht?

**St. Albin.** Recht oder Unrecht, zwei Dinge werden mir

noch immer übrig bleiben, mit welchen ich der ganzen Welt trotzen kann: die Liebe, die Alles zu unternehmen, und der Stolz, der Alles zu ertragen weiß. — Nur daher kömmt es, daß man so viele Klagen in der Welt höret, weil der Arme nicht Muth genug hat und der Reiche — keine Menschlichkeit kennet.

**Der Comthur.** Ich höre wohl. — Nun gut, nimm sie, Deine Sophia! Tritt den Willen Deines Vaters, tritt die Gesetze des Wohlstandes, tritt Alles, was Dein Stand von Dir fordert, mit Füßen! Ruinire Dich, wirf Dich weg, wälze Dich im Kothe: ich will mich nicht weiter widersetzen. Du wirst allen Kindern zum Beispiel dienen, die vor der Stimme der Vernunft ihre Ohren verstopfen, sich in schimpfliche Verbindungen einlassen, ihre Eltern betrüben und ihrem Namen einen Schandfleck anhängen. Du sollst sie haben, Deine Sophia, weil Du sie mit aller Gewalt haben willst; aber keinen Bissen Brod sollst Du ihr zu geben haben, keinen Bissen Brod Deinen Kindern, die alsdenn meine Thüre belagern werden —

**St. Albin.** Dafür fürchten Sie Sich auch nur.

**Der Comthur.** Bin ich nicht recht zu beklagen? — Seit vierzig Jahren habe ich mir Alles abgedarbt. Ich hätte mich verheirathen können, und ich habe mir es so gut nicht werden lassen. Ich habe die Meinigen hintangesetzt und habe mich einzig an diese Undankbaren gehalten. Das ist der Dank dafür! — Was wird die Welt nun sagen? — O, ich werde mich vor keinem Menschen dürfen sehen lassen. Oder wenn ich mich werde wo sehen lassen und Jemand fragt: „Wer ist das alte Gnadenkreuz, das so verdrießlich aussieht?“ so wird man ganz sachte antworten: „Es ist der Comthur d'Aulnoy, der Vetter von dem jungen Narren, der da Die geheirathet hat.“ — „So?“ — Und denn wird man sich was ins Ohr sagen. Man wird mich ansehen. Scham und Verdruß werden sich meiner bemeistern. Ich werde aufstehen. Ich werde meinen Stock nehmen und mich davonmachen. — Nein, ich wollte mein ganzes Vermögen drum geben, wenn Dir vor St. Philipp, als Du da die Wälle herankrochst, ein braver Engländer das Bajonnett in die Rippen gestoßen hätte, daß Du in den Graben heruntergestürzt und da mit Andern begraben worden wärest! So würde man doch wenigstens sagen: „Es ist Schade, es war ein guter Mensch.“ Und ich würde bei dem König zur Ausstattung Deiner Schwester um eine Gnade ansuchen dürfen — nein, eine solche Heirath ist in einer Familie nicht erhört!

**St. Albin.** So wird es die erste sein.
**Der Comthur.** Und ich ließe es geschehen?
**St. Albin.** Wenn Sie so gut sein wollen.
**Der Comthur.** Das glaubst Du?
**St. Albin.** Ganz gewiß!
**Der Comthur.** Nun gut, das wollen wir sehen.
**St. Albin.** Es ist da nichts mehr zu sehen.

## Neunter Auftritt.

**Saint Albin. Sophia. Fr. Hebert.**

(Indem St. Albin so fortfährt, als ob er allein wäre, treten Sophia und ihre Alte herein und reden zwischen den Intervallen, die St. Albin in seiner Monologe macht.)

**St. Albin.** Nein, es ist da nichts mehr zu sehen. — Sie haben sich wider mich verschworen. — Ich merke es —

**Sophia** (in einem sanften und kläglichen Tone). Man will es. — Komm' Sie, meine Liebe —

**St. Albin.** Es ist das erste Mal, daß mein Vater mit diesem grausamen Vetter einerlei Sinnes ist.

**Sophia** (seufzend). Ah, welcher Augenblick!

**Fr. Hebert.** Es ist wahr, mein Kind.

**Sophia.** Mein Herz ist voll Angst.

**St. Albin.** Ich muß keine Zeit verlieren. Ich muß zu ihr hin.

**Sophia.** Da ist er, meine Liebe. Da ist er.

**St. Albin.** Ja, Sophia, ja, ich bin es. Ich bin Sergi.

**Sophia.** Nein, Sie sind Sergi nicht. — (Sie wendet sich gegen Frau Hebert.) Wie unglücklich bin ich! Wer doch todt wäre! Ach, meine Liebe! Wozu habe ich mich verstanden! Was wird er von mir hören! Was wird aus ihm werden! — Habe Sie Mitleiden mit mir! Sage Sie ihm statt meiner —

**St. Albin.** Fürchten Sie nichts, Sophia! Sergi liebte Sie; Saint Albin betet Sie an, und Sie sehen den aufrichtigsten Mann, den zärtlichsten Liebhaber in ihm.

**Sophia** (seufzet tief). Ach!

**St. Albin.** Glauben Sie, daß Sergi ohne Sie nicht leben kann, nicht leben kann ohne Sie!

**Sophia.** Ich glaube es, aber wozu hilft das?

**St. Albin.** Sagen Sie ein Wort!

**Sophia.** Was für ein Wort?

**St. Albin.** Daß Sie mich lieben! Lieben Sie mich, Sophia?

**Sophia** (mit einem tiefen Seufzer). Ah, wenn ich Sie nicht liebte!

**St. Albin.** So geben Sie mir Ihre Hand! So empfangen Sie die meinige und zugleich den Schwur, den ich hier vor den Augen des Himmels und vor dieser rechtschaffenen Frau thue, die uns an Mutterstatt gewesen ist, daß ich nie einer Andern, daß ich der Ihrige sein will!

**Sophia.** Ah! Sie wissen wohl, daß ein tugendhaftes Mädchen dergleichen Schwur nur vor dem Altare thut und annimmt. — Und dahin werden Sie mich nicht führen. — Ach, Sergi! Itzt empfinde ich es, welch eine Kluft zwischen uns ist.

**St. Albin** (heftig). Sophia, und auch Sie?

**Sophia.** Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale und schenken Sie einem Vater, der Sie liebt, die Ruhe wieder!

**St. Albin.** Sie sind es nicht, die das sagt. Das sagt er. Daran erkenne ich ihn, den harten und grausamen Mann.

**Sophia.** Das ist er nicht. Er liebt Sie.

**St. Albin.** Er hat mich verflucht. Er hat mich von sich gejagt. Das fehlte nur noch, daß er sich auch Ihrer bediente, mir das Leben zu nehmen.

**Sophia.** Leben Sie, Sergi!

**St. Albin.** So schwören Sie, daß Sie die Meinige, ihm zum Trotze, sein wollen!

**Sophia.** Ich, Sergi? Ich sollte einem Vater seinen Sohn rauben? — Ich sollte in eine Familie treten, die mich verwirft?

**St. Albin.** Und was geht Ihnen mein Vater, mein Vetter, meine Schwester, was geht Ihnen meine ganze Familie an, wenn Sie mich lieben?

**Sophia.** Sie haben eine Schwester?

**St. Albin.** Ja, Sophia.

**Sophia.** Wie glücklich ist sie!

**St. Albin.** Sie bringen mich zur Verzweiflung!

**Sophia.** Ich gehorche Ihren Anverwandten. Der Himmel schenke Ihnen einst eine Gattin, die Ihrer würdig ist und Sie ebenso sehr liebt als Sophia!

**St. Albin.** Und das wünschen Sie?

**Sophia.** Ich muß es.

**St. Albin.** Wehe Dem, der Sie gekannt hat und ohne Sie glücklich sein kann!

**Sophia.** Sie werden es sein. Sie werden alle des Segens theilhaft werden, welcher den Kindern versprochen ist, die den Willen ihrer Eltern verehren. Und ich, ich werde den Segen Ihres Vaters davontragen. Ich werde allein zu meinem Elende zurückkehren, und Sie werden an mich denken.

**St. Albin.** Ich werde vor Gram sterben, und das werden Sie gewollt haben. — (Indem er sie traurig ansieht.) Sophia —

**Sophia.** Ich fühle es, wie viel Pein ich Ihnen verursache.

**St. Albin** (der sie noch immer ansiehet). Sophia — —

**Sophia** (zur Frau Hebert schluchzend). O meine Liebe, wie weh thun mir seine Thränen! — Sergi, drücken Sie meine schwache Seele nicht so nieder! — Ich habe an meiner Marter gnug. — (Sie bedeckt sich die Augen mit ihren Händen.) Leben Sie wohl, Sergi!

**St. Albin.** Sie verlassen mich?

**Sophia.** Ich werde es nicht vergessen, was Sie für mich gethan haben. Sie haben mich wahrhaft geliebt. Und das haben Sie bewiesen, nicht dadurch, daß Sie Sich von Ihrem Stande herabließen, sondern dadurch, daß Sie gegen mein Unglück und meine Dürftigkeit Achtung trugen. Ich werde oft an den Ort gedenken, wo ich Sie habe kennen lernen. — Ah, Sergi! —

**St. Albin.** Sie wollen meinen Tod.

**Sophia.** Ich nur, ich bin zu beklagen.

**St. Albin.** Sophia, wo wollen Sie hin?

**Sophia.** Mich meinem Schicksale unterziehen, Noth und Trübsal mit meinen Schwestern theilen und meinen Kummer vor meiner Mutter ausschütten. Ich bin die Jüngste von ihren Kindern. Sie liebt mich. Ich will ihr Alles sagen, und sie wird mich trösten.

**St. Albin.** Sie lieben mich und wollen mich verlassen?

**Sophia.** Warum habe ich Sie kennen lernen! — Ah! — (Sie entfernt sich.)

**St. Albin.** Nein, nein! — Ich kann nicht. — Halte Sie sie, Frau Hebert! — Habe Sie Mitleiden mit uns!

**Fr. Hebert.** Armer Sergi!

**St. Albin** (zu Sophien). Nein, Sie dürfen nicht fort. — Ich gehe — ich folge Ihnen. — Verziehen Sie, Sophia! — Ich will Sie nicht bei mir, nicht bei Ihnen beschwören. — Sie haben mein und Ihr Unglück beschlossen. — Ich beschwöre Sie bei diesen

grausamen Anverwandten. — Wenn ich Sie verliere, so werde ich jene weder sehen noch hören können; sie werden mir unerträglich sein. — Wollen Sie, daß ich sie hassen soll?

**Sophia.** Lieben Sie Ihre Anverwandten! Gehorchen Sie ihnen! Vergessen Sie mich!

**St. Albin** (hat sich ihr zu Füßen geworfen, ruft und hält sie an den Kleidern zurück). Sophia, hören Sie! — Sie kennen den Saint Albin nicht.

**Sophia** (zur Frau Hebert, welche weinet). Komm' Sie, meine Liebe, komm' Sie! Bringe Sie mich von hier weg!

**St. Albin** (indem er aufsteht). Er ist Alles zu wagen im Stande. — Sie führen ihn zu seinem Verderben. — Ja, dahin führen Sie ihn. (Er geht. Er beklagt sich. Er verzweifelt. Er nennet dann und wann Sophiens Namen. Darauf stützt er sich auf die Rücklehne eines Stuhls und bedeckt sich die Augen mit seinen Händen.)

## Zehnter Auftritt.

**St. Albin. Cäcilia. Germeuil.**

(Indem er noch in dieser Stellung ist, treten Cäcilia und Germeuil herein.)

**Germeuil** (bleibt zu hinterst der Bühne stehen, betrachtet seinen Freund traurig und sagt zu Cäcilien). Da ist er, der Unglückliche! Er ist ganz niedergeschlagen und weiß nicht, daß in diesem Augenblicke — Wie beklage ich ihn! — Mademoiselle, reden Sie doch mit ihm!

**Cäcilia.** Saint Albin!

**St. Albin** (der sie nicht siehet, der sie aber kommen hört, ruft ihnen zu, ohne sich nach ihnen umzusehen). Wer Ihr das auch seid, geht nur wieder hin zu den Barbaren, die Euch schicken! Fort von mir!

**Cäcilia.** Ich bin es, mein Bruder; es ist Cäcilia, die Deinen Kummer weiß und Dir zu Hülfe kömmt.

**St. Albin** (noch immer in der nämlichen Stellung). Fort von mir!

**Cäcilia.** Wenn ich Dich kränke, so will ich wieder gehen.

**St. Albin.** Du kränkest mich. (Cäcilia gehet fort; ihr Bruder aber ruft sie mit einer schwachen und schmerzlichen Stimme wieder zurück.) Cäcilia!

**Cäcilia** (die ihrem Bruder wieder näher tritt). Mein Bruder!

**St. Albin** (nimmt sie bei der Hand, ohne sonst aus seiner Stellung zu kommen oder sie anzusehen). Sie liebte mich. Man hat sie mir geraubt. Sie fliehet mich.

**Germeuil** (vor sich selbst). Das wolle der Himmel!

**St. Albin.** Ich habe Alles verloren. — Ah!

**Cäcilia.** Doch bleibt Dir noch eine Schwester, ein Freund.

**St. Albin** (richtet sich geschwind auf). Wo ist Germeuil?

**Cäcilia.** Da ist er.

**St. Albin** (er gehet einen Augenblick stillschweigend auf und nieder und sagt darauf). Liebe Schwester, laß uns! —

## Eilfter Auftritt.

**St. Albin. Germeuil.**

**St. Albin** (im Auf- und Niedergehen und ruckweise). Ja! — Das einzige Mittel ist mir übrig; — und ich bin es entschlossen. — Germeuil, es hört uns doch Niemand?

**Germeuil.** Was haben Sie mir zu sagen?

**St. Albin.** Ich liebe Sophien, und sie liebet mich. Sie lieben Cäcilien, und Cäcilia liebet Sie.

**Germeuil.** Ich! Ihre Schwester!

**St. Albin.** Sie, meine Schwester. Aber die nämliche Verfolgung, die ich itzt ausstehen muß, wartet auch auf Sie. Wenn Sie Muth haben, so lassen Sie uns zusammen davongehen, Sophia, Cäcilia, Sie und ich; lassen Sie uns alle Die fliehen, die uns hier umringen und tyrannisiren!

**Germeuil.** Was habe ich gehört? — Dieser Antrag fehlte mir noch! — Was wollen Sie unternehmen? Und was rathen Sie mir? Soll ich so die Wohlthaten erwidern, mit welchen mich Ihr Vater seit meiner Geburt überhäufet hat? Für seine Zärtlichkeit soll ich seine Seele mit Schmerz und Angst erfüllen? soll ihn, unter Verwünschung des Tages, an welchem er mich aufnahm, in die Grube bringen?

**St. Albin.** Sie machen Sich ein Gewissen; wir wollen nicht weiter davon sprechen.

**Germeuil.** Die That, die Sie mir vorschlagen, und die That, welche Sie selbst vorhaben, sind zwei Verbrechen. — — (Lebhaft.) Lassen Sie Ihr Vorhaben fahren, Saint Albin! — Sie haben Sich Ihres Vaters Ungnade zugezogen, und Sie sind auf dem Punkte, sie zu verdienen, den Tadel der ganzen Welt

auf Sich zu laden, Sich der Verfolgung der Gesetze bloßzustellen, Die, die Sie lieben, in Verzweiflung zu stürzen. — Wie viel Jammer bereiten Sie ihr! — In welche Verwirrung setzen Sie mich!

**St. Albin.** Wenn ich auf Ihre Hülfe nicht rechnen darf, so ersparen Sie mir Ihren Rath!

**Germeuil.** Sie rennen in Ihr Verderben.

**St. Albin.** Die Würfel liegen!

**Germeuil.** Sie machen auch mein Verderben; Sie machen auch meines. — Was soll ich Ihrem Vater sagen, wenn er mir seinen Schmerz klagen wird? — Was Ihrem Oheim? Grausamer Oheim! Noch grausamerer Neffe! — Warum mußtet Ihr mir Beide Euern Anschlag entdecken? — Sie wissen nicht — Was hatte ich auch hier zu thun? — Warum habe ich Sie sehen wollen?

**St. Albin.** Leben Sie wohl, Germeuil! Umarmen Sie mich! Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit.

**Germeuil.** Wo laufen Sie hin?

**St. Albin.** Mich des größten Gutes, das ich schätze, zu versichern und mich auf ewig von hier zu entfernen.

## Zwölfter Auftritt.

**Germeuil** (allein).

**Germeuil.** Kann mir es das Schicksal noch näher legen? Er ist entschlossen, seine Geliebte zu entführen, und weiß nicht, daß sein Oheim zu gleicher Zeit sich Mühe giebt, sie einsperren zu lassen. Ich werde Schlag auf Schlag Beider Vertrauter und Beider Mitschuldige. — In welcher Verlegenheit sehe ich mich! Ich darf weder reden noch schweigen, weder thun noch nicht thun. — Gerathe ich in den Verdacht, dem Oheim behülflich gewesen zu sein, so bin ich in den Augen des Neffen ein Verräther und mache mir Schimpf bei seinem Vater. — Wenn ich mich diesem noch vertrauen dürfte! — Aber sie verlassen sich Beide auf meine Verschwiegenheit. — Ich kann, ich darf mein Wort nicht brechen. — Und das hat der Comthur wohl vorausgesehen, als er sich wegen Vollziehung des ungerechten Befehls, um den er anhält, an mich wandte, an mich, den er so sehr verabscheuet. — Indem er mir sein Vermögen und seine Nichte anbietet — zwei Lockspeisen, denen man, wie er glaubt, unmöglich widerstehen

kann — ist seine eigentliche Absicht, mich in einen Handel zu verwickeln, der mir zum Verderben gereichen könne. — Er hält es auch schon für so gut als geschehen und wünschet sich Glück dazu. — — Kömmt ihm hingegen sein Neffe zuvor, so laufe ich auf einer andern Seite Gefahr. Er wird glauben, ich habe ihn zum Besten gehabt; er wird rasend werden; er wird losbrechen. — Aber Cäcilia weiß Alles; sie kennet meine Unschuld. — Und doch — was wird ihr Zeugniß gegen das Geschrei einer ganzen wider mich aufgebrachten Familie vermögen? — Man wird nur diese hören, und ich werde dennoch der Gehülfe einer Entführung heißen müssen. — In welche Verwirrung haben sie mich gestürzt, der Neffe aus Unbesonnenheit und der Oheim aus Bosheit! — Und Du, arme Unschuldige, deren sich Niemand annehmen will, wer wird Dich vor zwei der heftigsten Menschen retten, die Deinen Untergang Beide beschlossen haben? — Der Eine wartet auf mich, die letzte Hand daran zu legen; der Andere läuft darauf los, und ich habe nur einen Augenblick. — Aber warum verliere ich ihn noch? — Vor allen Dingen muß ich mich des Befehls zur Haft bemächtigen. — Und dann? — Ich muß sehen. —

Ende des zweiten Aufzugs.

---

# Dritter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Germeuil. Cäcilia.

**Germeuil** (in einem bittenden Tone). Mademoiselle!

**Cäcilia.** Lassen Sie mich!

**Germeuil.** Mademoiselle!

**Cäcilia.** Was wagen Sie von mir zu verlangen? Ich sollte meines Bruders Liebste bei mir aufnehmen? Bei mir! in meinem Zimmer! in dem Hause meines Vaters! Lassen Sie mich, sage ich! ich mag Sie gar nicht hören.

**Germeuil.** Es ist der einzige Zufluchtsort, der ihr übrig ist, der einzige, der ihr nicht nachtheilig sein kann.

**Cäcilia.** Nein, nein, nein!

**Germeuil.** Ich verlange es nur auf einen Augenblick, damit ich mich wieder besinnen und sehen kann, wo ich bin.

**Cäcilia.** Nein, nein! — Eine Unbekannte!

**Germeuil.** Eine Unglückliche, mit der Sie gewiß Mitleiden haben müßten, wenn Sie sie sehen sollten.

**Cäcilia.** Was würde mein Vater sagen?

**Germeuil.** Verehre ich ihn weniger als Sie? Sollte ich mich weniger fürchten, ihn zu beleidigen?

**Cäcilia.** Und der Comthur?

**Germeuil.** Das ist ein Mann ohne Grundsätze.

**Cäcilia.** Er hat deren wohl, wie Alle seinesgleichen, sobald es aufs Anklagen und aufs Verschwärzen ankömmt.

**Germeuil.** Er wird sagen, daß ich ihn zum Besten gehabt habe, oder Ihr Bruder muß glauben, daß ich ihn verrathen habe. Ich werde mich in Ewigkeit nicht rechtfertigen können. — Zwar, was ist Ihnen daran gelegen?

**Cäcilia.** Sie sind an allem meinen Jammer Schuld.

**Germeuil.** Es ist Ihr Bruder, es ist Ihr Oheim, die ich Sie bei diesem schweren Vorfalle zu betrachten bitte; ersparen Sie dem Einen sowohl als dem Andern eine schändliche That!

**Cäcilia.** Meines Bruders Liebste! Eine Unbekannte! — Nein, mein Herr; mein Herz sagt mir, daß das Unrecht ist, und es hat mich noch nie betrogen. Reden Sie mir nicht mehr davon! Ich fürchte, man hört uns. —

**Germeuil.** Fürchten Sie nichts! Ihr Vater hängt ganz seiner Betrübniß nach. Der Comthur und Ihr Bruder sind auf ihre Unternehmungen aus. Die Bedienten sind beiseite geschafft. Ich habe Ihre Weigerung vorhergesehen.

**Cäcilia.** Was haben Sie gethan?

**Germeuil.** Der Augenblick schien mir geneigt, und ich habe sie hergebracht. Sie ist da. Hier kömmt sie. Schicken Sie sie wieder fort, Mademoiselle!

**Cäcilia.** Germeuil, was haben Sie gethan?

## Zweiter Auftritt.

**Germeuil. Cäcilia. Sophia. Jungfer Clairet.**

(Sophia tritt als eine Person auf, die nicht recht bei sich ist. Sie sieht nicht. Sie hört nicht. Sie weiß nicht, wo sie ist. Cäcilia ist ihrerseits in der äußersten Unruhe.)

**Sophia.** Ich weiß nicht, wo ich bin, — wohin ich gehe. — Mich dünkt, ich tappe im Finstern. — Werde ich Niemanden antreffen, der mich leite? — O Himmel, verlaß mich nicht!

**Germeuil** (ruft sie). Mademoiselle! Mademoiselle!

**Sophia.** Wer ruft mich?

**Germeuil.** Ich bin es, Mademoiselle, ich bin es.

**Sophia.** Wer sind Sie? Wo sind Sie? Helfen Sie mir, wer Sie auch sind! Retten Sie mich —

**Germeuil** (geht und nimmt sie bei der Hand und sagt zu ihr). Kommen Sie — mein Kind! — Hier durch! —

**Sophia** (thut einige Schritte und sinkt auf ihre Kniee). Ich kann nicht. — Meine Kraft verläßt mich. — Ich sinke. —

**Cäcilia.** O Himmel! (Zu Germeuil.) Rufen Sie doch um Hülfe! — Nein, rufen Sie nicht!

**Sophia** (mit verschlossenen Augen und als in einer wahnsinnigen Ohnmacht). Die Grausamen! — Was habe ich ihnen gethan? — (Sie siehet sich schüchtern und erschrocken um.)

**Germeuil.** Fassen Sie Sich! Ich bin Saint Albin's Freund, und Mademoiselle ist seine Schwester.

**Sophia** (nachdem sie einen Augenblick stille geschwiegen). Mademoiselle, was soll ich Ihnen sagen? Sie sehen meinen Jammer. Er übersteigt meine Kräfte. — Ich liege zu Ihren Füßen, und ich muß da sterben oder Ihnen Alles zu danken haben. — Ich bin eine Unglückliche, die Zuflucht sucht. — Vor Ihrem Oheim, vor Ihrem Bruder fliehe ich. — Vor Ihrem Oheime, den ich nicht kenne, den ich niemals beleidiget habe; vor Ihrem Bruder — ah, von ihm hätte ich mein Leiden am Wenigsten erwartet! Was wird aus mir werden, wenn Sie mich verlassen? — Sie werden ihre Anschläge gegen mich ausführen. Stehen Sie mir bei! Retten Sie mich! — Retten Sie mich vor ihnen! Retten Sie mich vor mir selbst! — Sie wissen nicht, was so Eine wagen kann, die sich vor der Schande fürchtet, und die man in die Nothwendigkeit setzet, das Leben zu hassen. — Ich habe mein Unglück nicht gesucht; ich habe mir nichts vorzuwerfen. — Ich arbeitete, ich hatte Brod, und ich lebte ruhig. — Die Tage des Schmerzes sind gekommen. Es sind die Ihrigen, die sie über mich gebracht haben, und ich werde zeitlebens weinen müssen, weil sie mich gekannt haben.

**Cäcilia.** Wie schmerzt Sie mich! — O, wie boshaft müssen Die sein, die Sie plagen können! (Hier tritt in dem Herzen der Cäcilia das Mitleiden an die Stelle der Unruhe. Sie neigt sich neben Sophien über die Lehne eines Stuhls, und Diese fährt fort.)

**Sophia.** Ich habe eine Mutter, die mich liebt. — Wie werde ich wieder vor ihr erscheinen? — Mademoiselle, erhalten Sie einer Mutter ihre Tochter! ich beschwöre Sie bei der Ihrigen, wenn Sie noch eine haben. — Als ich sie verließ, sagte sie: „Engel des Himmels, nehmt dieses Kind unter Euern Schutz und begleitet es!“ — Wenn Sie Ihr Herz vor dem Mitleiden verschließen, so hat der Himmel ihr Gebet nicht erhöret, und sie wird vor Gram sterben. — Reichen Sie einer Unterdrückten die Hand, und sie wird Sie Zeit ihres Lebens segnen! — Ich vermag nichts, aber es ist ein Wesen, welches Alles vermag, und bei welchem die Werke der Erbarmung nicht verloren sind. — Mademoiselle!

**Cäcilia** (nähert sich ihr und reichet ihr die Hände). Stehen Sie auf! — —

**Germeuil** (zu Cäcilien). Ihre Augen schwimmen in Thränen. Die Unglückliche hat Sie gerühret.

**Cäcilia** (zu Germeuil). Was haben Sie gethan!

**Sophia.** Gott sei gelobet, es sind nicht alle Herzen verhärtet!

**Cäcilia.** Ich kannte mein Herz. Ich wollte Sie darum weder sehen noch hören. — Liebenswürdiges und unglückliches Kind, wie heißen Sie?

**Sophia.** Sophia.

**Cäcilia** (umarmt sie). Kommen Sie, Sophia!

**Germeuil** (wirft sich Cäcilien zu Füßen, ergreift ihre Hand und küsset sie, aber ohne etwas zu sagen).

**Cäcilia.** Was wollen Sie noch von mir? Thue ich nicht Alles, was Sie verlangen? (Cäcilia gehet mit Sophien zu hinterst des Saales und übergiebt sie da ihrer Kammerfrau.)

**Germeuil** (indem er aufstehet). Ich Unbesonnener! — Was wollte ich ihr sagen! —

**Jgfr. Clairet.** Ich verstehe schon, Mademoiselle. Verlassen Sie Sich auf mich!

## Dritter Auftritt.

**Germeuil. Cäcilia.**

**Cäcilia** (nachdem sie einen Augenblick stille geschwiegen, ärgerlich). Dank sei Ihnen, daß ich nunmehr der Gnade meiner Leute leben muß!

**Germeuil.** Ich habe Sie nur um einen Augenblick ge-

beten, um einen gemäßen Zufluchtsort für sie ausfindig zu machen. Was für ein Verdienst würde es sein, Gutes zu thun, wenn keine Ungemächlichkeiten dabei wären?

**Cäcilia.** Wie gefährlich sind die Männer! Will man glücklich sein, so kann man sie nicht weit genug von sich abhalten! — Mann, weg von mir! — Ich glaube gar, Sie gehen?

**Germeuil.** Ich gehorche Ihnen.

**Cäcilia.** Vortrefflich! Nachdem Sie mich in die grausamsten Umstände gesetzt haben, fehlt nur noch dieses, daß Sie mich auch darin lassen. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie!

**Germeuil.** Wie unglücklich bin ich!

**Cäcilia.** Ich glaube gar, Sie beklagen Sich?

**Germeuil.** Ich kann nichts thun, was Ihnen nicht mißfiele.

**Cäcilia.** Sie machen mich ungeduldig. — — Bedenken Sie, daß ich in einer Verwirrung bin, die mich an nichts wird denken lassen. Ich werde mir in nichts zu helfen wissen. — Wie werde ich es wagen können, meine Augen gegen meinen Vater aufzuschlagen? Wird er meine Unruhe gewahr, und er fragt mich, so kann ich unmöglich lügen. Wissen Sie wohl, daß einem Mann, wie der Comthur ist, ein einziges unbedächtiges Wort Licht geben kann? — Und mein Bruder? — Ich fürchte mich schon im Voraus vor dem Anblicke seines Schmerzes. Was wird er anfangen, wenn er Sophien nicht findet? — Mein Herr, verlassen Sie mich ja keinen Augenblick, wenn Sie nicht Alles entdeckt haben wollen! — Aber es kömmt Jemand. Gehen Sie! — Bleiben Sie! — Nein, gehen Sie! — Himmel, in welchem Zustande befinde ich mich!

## Vierter Auftritt.

**Cäcilia. Der Comthur.**

**Der Comthur** (nach seiner Art). Bist Du so allein, Cäcilia?

**Cäcilia** (mit heiserer Stimme). Ja, lieber Herr Vetter, das ist so meine Art.

**Der Comthur.** Ich glaubte, der gute Freund wäre bei Dir.

**Cäcilia.** Wer? der gute Freund?

**Der Comthur.** Je nu, Germeuil.

**Cäcilia.** Er ging eben fort.

**Der Comthur.** Was sprachst Du mit ihm? Was sagte er Dir?

**Cäcilia.** Lauter unangenehme Dinge, wie seine Gewohnheit ist.

**Der Comthur.** Ich kann mich in Euch nicht finden. Ihr könnt Euch keinen Augenblick vertragen. Das verdrießt mich. Er hat Verstand und Einsicht und Fähigkeiten; er weiß zu leben, und ich mache recht sehr viel aus ihm. Arm ist er, das ist wahr; aber er ist doch von sehr guter Familie. Gewiß, ich schätze ihn recht hoch, und ich habe ihm gerathen, auf Dich zu denken.

**Cäcilia.** Auf mich zu denken? Was heißt das?

**Der Comthur.** Das versteht sich ja wohl. Du hast doch nicht beschlossen, ewig Jungfer zu bleiben?

**Cäcilia.** Verzeihen Sie mir, mein Herr! Das ist allerdings mein Wille.

**Der Comthur.** Cäcilia, soll ich offenherzig mit Dir reden? Ich habe mich Deines Bruders ganz und gar entschlagen. Es ist eine harte Seele, ein halsstarriger Kopf, und itzt den Augenblick hat er mir auf eine so unwürdige Art begegnet, daß ich es ihm Zeit meines Lebens nicht vergeben werde. — Er mag ihr nun nachlaufen, der Creatur, die er sich in den Kopf gesetzt hat, so lange als er will; ich will mich im Geringsten nicht mehr darum härmen. — Man wird es endlich überdrüssig, so gut zu sein. — Alle meine Zärtlichkeit schränket sich nunmehr auf Dich ein, mein liebes Mühmchen. — Wenn Du ein Wenig auf Dein Glück, auf das Glück Deines Vaters und auf mein Glück bedacht wärest —

**Cäcilia.** Das sollten Sie voraussetzen.

**Der Comthur.** Aber Du fragst mich ja nicht, was Du alsdenn thun müßtest?

**Cäcilia.** Das werden Sie mir doch wohl sagen.

**Der Comthur.** Du hast Recht. Nun gut, ich meine, Du solltest Dich ein Wenig mehr zu Germeuilen halten. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß das eine Heirath ist, die Dein Vater nicht anders als mit dem äußersten Widerwillen billigen wird. Doch ich will mit ihm reden. Ich will die Hindernisse schon aus dem Wege räumen. Wenn Du willst, so nehme ich es auf mich.

**Cäcilia.** Sie rathen mir also, an einen Mann zu denken, den sich mein Vater nicht gefallen lassen könnte?

**Der Comthur.** Er ist nicht reich. Das ist der ganze Knoten. Aber ich habe Dir schon gesagt, Dein Bruder geht mich nichts mehr an, und ich verspreche Dir mein ganzes Vermögen. Das verdient doch noch wohl überlegt zu werden, Cäcilia?

**Cäcilia.** Wie? Ich sollte meinen Bruder berauben?

**Der Comthur.** Was nennst Du berauben? Ich bin Euch ja nichts schuldig. Mein Vermögen gehört mir, es ist mir sauer gnug geworden, und ich muß damit anfangen können, was ich will.

**Cäcilia.** Herr Vetter, ich will nicht untersuchen, wie weit Anverwandte Herren ihres Vermögens sind, und ob sie es ohne Ungerechtigkeit geben können, wem sie wollen. So viel aber weiß ich, daß ich mich schämen müßte, Ihr Vermögen anzunehmen, und das ist gnug für mich.

**Der Comthur.** Glaubst Du, daß Saint Albin für seine Schwester eben das thun würde?

**Cäcilia.** Ich kenne meinen Bruder, und wenn er hier wäre, so würden wir ganz gewiß nur eine Sprache führen.

**Der Comthur.** Und was würdet Ihr mir denn sagen?

**Cäcilia.** Dringen Sie nicht in mich, Herr Comthur! Ich bin offenherzig.

**Der Comthur.** Desto besser! Rede! Ich liebe die Offenherzigkeit. Du würdest also sagen?

**Cäcilia.** Daß es eine unerhörte Unmenschlichkeit ist, arme nothleidende Anverwandte in der Provinz zu haben, denen mein Vater ohne Ihr Wissen unter die Arme greift, und denen Sie ein Vermögen entziehen wollen, das ihnen zukömmt, und das sie so höchst nöthig brauchen; daß weder ich noch mein Bruder Güter zu haben verlangen, die wir doch Denjenigen wieder herausgeben müßten, welchen sie die Gesetze der Natur und der Gesellschaft bestimmen.

**Der Comthur.** Nun gut, so soll sie Keines von Euch haben. Ich will Euch Alle verlassen. Ich will mich aus einem Hause fortmachen, wo nicht ein Funken gesunde Vernunft ist, aus einem Hause, wo nichts über die Unverschämtheit der Kinder geht, es wäre denn der Unverstand des Hausherren. Ich will mein Leben genießen, ich will mich nicht mehr für Undankbare plagen.

**Cäcilia.** Sie werden recht wohl thun, lieber Herr Vetter.

**Der Comthur.** Ihr Beifall, Mademoiselle, ist überflüssig. Ich rathe Ihnen nur, geben Sie auf Sich selbst Acht! Ich weiß gar wohl, was in Ihrer Seele vorgehet; ich lasse mich Ihre Uneigennützigkeit nicht blenden, und Ihre kleinen Geheimnisse sind nicht so verborgen, als Sie vielleicht glauben. Doch gnug, — ich weiß, was ich weiß.

## Fünfter Auftritt.

**Cäcilia. Der Comthur. Der Hausvater. St. Albin.**

(Der Hausvater tritt zuerst herein. Sein Sohn folgt ihm.)

**St. Albin** (heftig, äußerst bekümmert und außer sich, sowohl hier als in der ganzen Scene). Sie sind nicht mehr da. — Man weiß nicht, wo sie hingekommen sind. — Sie sind verschwunden. —

**Der Comthur** (beiseite). Gut. Mein Befehl ist vollzogen.

**St. Albin.** Mein Vater, hören Sie die Bitte eines verzweifelnden Sohnes! Schenken Sie ihm Sophien wieder! Er kann unmöglich ohne sie leben. Sie machen Alles, was um Sie ist, glücklich. Soll Ihr Sohn der Einzige sein, den Sie unglücklich gemacht hätten? — Sie ist nicht mehr da. — Sie sind verschwunden. — Was soll ich anfangen? — Was wird aus mir werden?

**Der Comthur** (beiseite). Er ist geschwind gewesen.

**St. Albin.** Mein Vater!

**Der Hausvater.** Ich habe an ihrer Entfernung keinen Antheil. Ich habe Dir es schon gesagt. Glaube mir! (Nachdem er das gesagt, geht der Hausvater langsam auf und nieder, läßt den Kopf sinken und sieht ärgerlich aus. St. Albin kehret sich gegen die Vertiefung der Bühne und ruft.)

**St. Albin.** Sophia, wo sind Sie? Wo sind Sie hingekommen? — Ah! —

**Cäcilia** (beiseite). Das habe ich vorausgesehen.

**Der Comthur** (beiseite). Nun die letzte Hand angelegt! Frisch! (Zu seinem Neffen in einem mitleidigen Tone.) Saint Albin!

**St. Albin.** Mein Herr, lassen Sie mich! Es reuet mich nur allzu sehr, daß ich Sie angehöret habe. — Ich wollte ihr nachfolgen. — Ich hätte sie erweicht. — Und ich habe sie verloren.

**Der Comthur.** Saint Albin!

**St. Albin.** Lassen Sie mich!

**Der Comthur.** Ich habe Dir diesen Schmerz verursacht, und es thut mir leid.

**St. Albin.** Wie unglücklich bin ich!

**Der Comthur.** Germeuil sagte mir es wohl. Aber wer konnte sich immer und ewig einbilden, daß Dir ein Mädchen, dergleichen es unzählige giebt, so erschrecklich nahe gehen würde?

**St. Albin** (erschrocken). Was sagen Sie von Germeuil?

**Der Comthur.** Ich sage — nichts. —

**St. Albin.** So sollte mir Alles an **einem** Tage entstehen? So sollte mir das Unglück, das mich verfolgt, auch meinen Freund genommen haben? — Heraus damit, Herr Comthur!

**Der Comthur.** Germeuil und ich — ich darf Dir es wirklich nicht gestehen. — Du würdest es uns ewig nicht vergeben.

**Der Hausvater.** Was haben Sie gethan? — Sollte es möglich sein? — Herr Bruder, erklären Sie Sich!

**Der Comthur.** Cäcilia — Germeuil wird Dir es wohl vertrauet haben. — Sage es für mich! —

**St. Albin** (zum Comthur). Sie tödten mich!

**Der Hausvater** (ernsthaft). Cäcilia, Du entfärbst Dich?

**St. Albin.** Schwester!

**Der Hausvater** (noch immer in dem strengen Tone). Cäcilia! — Doch nein, die That wäre gar zu schändlich. — Meine Tochter und Germeuil sind ihrer nicht fähig.

**St. Albin.** Ich zittere. — Ich knirsche. — O Himmel, was drohet mir!

**Der Hausvater** (mit allem möglichen Ernste). Herr Comthur, sage ich, erklären Sie Sich und martern Sie mich nicht länger durch den Verdacht, den Sie über Alles, was um mich ist, verbreiten! (Der Hausvater gehet auf und nieder, er ist unwillig. Der heuchlerische Comthur scheinet beschämt und schweigt. Cäcilia ist niedergeschlagen. St. Albin hat die Augen auf den Comthur und erwartet seine fernere Erklärung mit Entsetzen.)

**Der Hausvater** (zum Comthur). Sind Sie entschlossen, dieses grausame Stillschweigen noch lange zu beobachten?

**Der Comthur** (zu seiner Nichte). Weil Du nicht reden willst, so muß ich wohl reden. (Zu St. Albin.) Deine Liebste —

**St. Albin.** Sophia —

**Der Comthur.** Ist eingesperrt.

**St. Albin.** Großer Gott!

**Der Comthur.** Ich habe den Befehl zur Haft ausgewirkt. — Und Germeuil hat das Uebrige auf sich genommen.

**Der Hausvater.** Germeuil!

**St. Albin.** Er!

**Cäcilia.** Glaube es doch nicht, lieber Bruder!

**St. Albin.** Sophia! — Und das that Germeuil! (Er wirft sich in einen Lehnstuhl mit allen Merkmalen der Verzweiflung.)

**Der Hausvater** (zum Comthur). Und was hat Ihnen diese Unglückliche gethan, daß Sie ihr Elend noch mit dem Verluste

ihrer Ehre und ihrer Freiheit vermehren müssen? Was hatten Sie für ein Recht über sie?

**Der Comthur.** Sie ist in keiner unehrlichen Verwahrung.

**St. Albin.** Ich sehe sie. — Ich sehe ihre Thränen. Ich höre ihr Geschrei, und ich sterbe nicht. (Zum Comthur.) Barbar, rufen Sie Ihren nichtswürdigen Gehülfen! Kommen Sie Beide, erbarmen Sie Sich, tödten Sie mich! — Sophia! — Helfen Sie mir, mein Vater! Lassen Sie mich nicht verzweifeln! (Er wirft sich seinem Vater in die Arme.)

**Der Hausvater.** Beruhige Dich, Unglücklicher!

**St. Albin** (in den Armen seines Vaters und in einem kläglichen und schmerzlichen Tone). Germeuil! — Er! — Er!

**Der Comthur.** Er hat nichts gethan, als was ein Jeder an seiner Stelle würde gethan haben.

**St. Albin** (noch immer an dem Busen seines Vaters und in dem nämlichen Tone). Er, der sich meinen Freund nannte! Der Treulose!

**Der Hausvater.** Auf wen soll man sich künftig verlassen!

**Der Comthur.** Er ging schwer daran, aber ich versprach ihm mein Vermögen und meine Nichte.

**Cäcilia.** Mein Vater, Germeuil ist weder niederträchtig noch treulos.

**Der Hausvater.** Was ist er denn?

**St. Albin.** Sie müssen ihn sprechen, und Sie werden es erfahren. — Ah, der Verräther! Gedrückt von Ihrem Zorne, durch diesen unmenschlichen Vetter erbittert, von Sophien verlassen —

**Der Hausvater.** Nun?

**St. Albin.** Ging ich voller Verzweiflung, mich ihrer zu versichern und mit ihr an das äußerste Ende der Welt zu fliehen. — Nein, so niederträchtig ist nie einem Menschen mitgespielet worden. — Er kömmt zu mir. — Ich eröffne ihm mein Herz. — Ich vertraue ihm meinen Anschlag, als meinem Freunde. — Er tadelt mich. — Er räth mir es ab. — Er hält mich auf, und das Alles, um mich zu verrathen, mich zu Grunde zu richten! — — Es soll ihm das Leben kosten!

## Sechster Auftritt.

**Der Hausvater. Der Comthur. Cäcilia. Saint Albin. Germeuil.**

**Cäcilia** (die ihn zuerst wahrnimmt, läuft ihm entgegen und ruft ihm zu). Germeuil, wo wollen Sie hin?

**St. Albin** (gehet auf ihn los und schreiet wüthend). Verräther, wo ist sie? Gieb mir sie wieder und mache Dich gefaßt, Dein Leben zu vertheidigen!

**Der Hausvater** (läuft dem St. Albin nach). Mein Sohn!

**Cäcilia.** Mein Bruder — Halt! — Ich vergehe — — (Sie fällt in einen Lehnstuhl.)

**Der Comthur** (zum Hausvater). Geht es ihr nun nichts an? Was sagen Sie dazu?

**Der Hausvater.** Germeuil, gehen Sie fort!

**Germeuil.** Erlauben Sie, mein Herr, daß ich bleiben darf!

**St. Albin.** Was hat Dir Sophia gethan? Was habe ich Dir gethan, mich so zu verrathen?

**Der Hausvater** (noch immer zu Germeuil). Sie haben eine häßliche That begangen.

**St. Albin.** Wenn Dir meine Schwester werth ist, wenn Du sie haben wolltest, war es nicht besser? — Ich schlug Dir es ja vor. — Aber Du wolltest sie nicht anders als durch einen niederträchtigen Streich besitzen. — Du hast Dich betrogen, Nichtswürdiger! — Du kennst weder Cäcilien noch meinen Vater noch diesen Comthur, der Dich erniedriget hat und sich nun an Deiner Verwirrung weidet. — Du antwortest nicht. — Du schweigest.

**Germeuil** (kalt und gesetzt). Ich höre Ihnen zu, und ich sehe, daß man hier die Achtung in einem Augenblicke verlieren kann, die man zu verdienen sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen ist. Ich erwartete ganz etwas Anders.

**Der Hausvater.** Vergrößern Sie die Schuld Ihrer Treulosigkeit nicht noch durch Falschheit! Gehen Sie!

**Germeuil.** Ich bin weder falsch noch treulos.

**St. Albin.** Welche Frechheit!

**Der Comthur.** Guter Freund, es braucht's der Verstellung nicht mehr. Ich habe Alles bekannt.

**Germeuil.** Ich verstehe Sie, mein Herr. Es sieht Ihnen ähnlich.

**Der Comthur.** Was willst Du damit? Ich habe Dir mein Vermögen und meine Nichte versprochen. Das ist unser Contract, und es bleibt dabei.

**St. Albin** (zum Comthur). Wenigstens habe ich Ihrer Bosheit so viel zu danken, daß sie nunmehr keinen andern Mann bekommen kann als mich.

**Germeuil** (zum Comthur). Ich achte den Reichthum so

doch nicht, daß ich meine Ehre dafür aufopfern sollte, und Ihre Nichte braucht nicht der Lohn einer Treulosigkeit zu sein. — Da ist Ihr Befehl zur Verhaft.

**Der Comthur** (nimmt ihn). Der Befehl zur Verhaft? Laß sehen! Laß sehen!

**Germeuil.** Er müßte in andern Händen sein, wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte.

**St. Albin.** Was habe ich gehört? Sophia ist frei!

**Germeuil.** Saint Albin, der Schein betriegt. Lassen Sie künftig einem ehrlichen Mann Gerechtigkeit widerfahren! — Herr Comthur, ich bin Ihr Diener. (Er geht ab.)

**Der Hausvater** (reuend). Ich habe mich in meinem Urtheile übereilet. Ich habe ihn beleidiget.

**Der Comthur** (der wie versteinert den Befehl ansiehet). Das ist er. — Er hat mich angeführt.

**Der Hausvater.** Sie verdienen diese Demüthigung.

**Der Comthur.** Vortrefflich! Frischen Sie sie nur noch auf, ihre Schuldigkeit gegen mich aus den Augen zu setzen! Sie sind von selbst nicht geneigt genug dazu.

**St. Albin.** Sie mag sein, wo sie will, ihre Alte muß wieder zurückgekommen sein. — Ich will gehen. Ich will ihre Alte sprechen. Ich will mich entschuldigen. Ich will ihre Kniee umfassen. Ich werde weinen, ich werde sie erweichen und hinter dieses Geheimniß kommen. (Er gehet ab.)

**Cäcilia** (die ihm nachfolgt). Mein Bruder!

**St. Albin.** Laß mich! Dir liegen andere Dinge am Herzen als mir.

## Siebenter Auftritt.

**Der Hausvater. Der Comthur.**

**Der Comthur.** Sie haben es doch gehört?

**Der Hausvater.** Ja, Herr Bruder.

**Der Comthur.** Wissen Sie, wo er hingeht?

**Der Hausvater.** Ich weiß es.

**Der Comthur.** Und Sie halten ihn nicht auf?

**Der Hausvater.** Nein.

**Der Comthur.** Und wenn er das Mädchen nun wiederfindet!

**Der Hausvater.** Ich verlasse mich auf sie. Sie ist ein

Kind, aber sie hat das beste Herz, und in solchen Umständen kann sie mehr ausrichten als ich und Sie.

**Der Comthur.** Vortrefflich ausgedacht!

**Der Hausvater.** Mein Sohn ist itzt nicht in der Verfassung, daß die Vernunft etwas bei ihm vermöchte.

**Der Comthur.** Und also mag er nur in sein Verderben rennen? Ich möchte rasend werden. Sie sind ein Hausvater? Sie?

**Der Hausvater.** Wollten Sie mich wohl lehren, wie ich es sonst machen müßte?

**Der Comthur.** Wie Sie es sonst machen müßten? Sie müssen Herr in Ihrem Hause sein; als solchen müssen Sie Sich vor allen Dingen zeigen, und dann als Vater, wenn sie es anders verdienen.

**Der Hausvater.** Und, wenn Sie erlauben wollen, wider wen soll ich denn verfahren?

**Der Comthur.** Wider wen! Eine schöne Frage! Wider Alle. Wider den Germeuil, der Ihren Sohn in seiner Ausschweifung bestärkt, der gern so eine Creatur in die Familie bringen möchte, damit er sich selbst den Eingang dazu eröffne, und den ich längst aus meinem Hause gejagt hätte; wider eine Tochter, die von Tage zu Tage frecher wird, die alle schuldige Achtung gegen mich aus den Augen setzt, die bald auch auf Sie nichts mehr geben wird, und die ich in ein Kloster einsperren würde; wider einen Sohn, der alle Empfindungen der Ehre verloren hat, der uns mit sich zugleich lächerlich und verächtlich machen wird, und dem ich das Leben so sauer machen wollte, daß es ihm gewiß nicht wieder einkommen sollte, mir ungehorsam zu sein; wider die Alte, die ihn zu sich gelockt hat; wider die Junge, in die er sich vernarrt hat, und mit denen ich bald hätte fertig werden wollen. Mit Diesen würde ich den Anfang gemacht haben, und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich mich schämen, daß ein Andrer diesen Einfall eher gehabt hätte als ich. — Aber dazu braucht's Ernst, und der fehlt uns.

**Der Hausvater.** Ich verstehe Sie. Das ist: ich soll einen Menschen aus meinem Hause jagen, den ich aus seiner Wiege zu mir genommen habe, bei dem ich Vaterstelle vertreten habe; einen Menschen, der, so lange er sich zu erinnern weiß, an Allem, was mich angegangen, Theil genommen hat, der seine besten Jahre bei mir verloren hätte, der nicht wüßte, was er anfangen sollte, wenn ich ihn verließ', dem meine Freundschaft nothwendig höchst

nachtheilig sein muß, wenn sie ihm nicht nützlich wird; und das unter dem Vorwande, als gäbe er meinem Sohne böse Rathschläge, dessen Unternehmen er doch gemißbilliget hat; als hielt' er es mit einer Creatur, die er vielleicht niemals mit Augen gesehen hat: in der That aber, weil er das Werkzeug zu ihrem Verderben nicht hat sein wollen. Ich soll meine Tochter ins Kloster sperren; ich soll machen, daß man von ihrer Aufführung oder von ihrem Charakter Böses denken muß; ich selbst soll ihren guten Namen schänden: und das, weil sie dem Herrn Comthur manchmal Gleiches mit Gleichem vergolten hat; weil sie, durch seine verdrießliche Gemüthsart aufgebracht, dann und wann, ihrem eignen Charakter zuwider, ein nicht gnugsam überlegtes Wort gegen ihn ausgestoßen hat. Ich soll mich bei meinem Sohne verhaßt machen; ich soll alle kindliche Empfindungen in seiner Seele ersticken; ich soll das Feuer seines ungestümen Charakters vollends anschüren; ich soll ihn zu einem Schritte bringen, der ihn bei seinem ersten Eintritte in die Welt entehre: und das, weil er eine Unglückliche angetroffen hat, die schön und tugendhaft ist; weil seine jugendliche Empfindlichkeit, die bei dem Allen doch von einem guten Herzen zeugt, sich mehr von ihr rühren lassen, als mir lieb ist. Schämen Sie Sich Ihres Raths nicht? Sie sollten meine Kinder bei mir vertreten, und Sie klagen sie an; Sie suchen ihre Fehler auf; Sie vergrößern die, die sie haben, und nichts würde Sie mehr verdrießen, als wenn Sie keine an ihnen fänden.

**Der Comthur.** Den Verdruß habe ich nun eben nicht oft.

**Der Hausvater.** Und diese Weibspersonen, wider die Sie den Befehl zur Haft ausgewirkt haben?

**Der Comthur.** Das fehlte Ihnen noch, daß Sie auch diese vertheidigten! Gehen Sie doch, gehen Sie!

**Der Hausvater.** Ich habe Unrecht. Es giebt Dinge, die es eine Thorheit wäre, Ihnen beibringen zu wollen. Doch sollte ich meinen, die Sache wäre mich nahe genug angegangen, daß Sie mir wohl ein Wort davon hätten sagen können.

**Der Comthur.** Nicht doch, ich habe Unrecht, und Sie, Sie haben allezeit Recht.

**Der Hausvater.** Nein, Herr Comthur, Sie sollen weder einen ungerechten und grausamen Vater noch einen undankbaren und bösen Mann aus mir machen. Ich will keine Gewaltthätigkeit begehen, weil sie mir vortheilhaft sein kann; ich will meine Hoffnungen darum nicht aufgeben, weil sich Hindernisse er-

eignen, die sie weiter hinaussetzen; ich will keine Einöde aus meinem Hause machen, weil Dinge darin vorgehen, die mir ebenso sehr mißfallen als Ihnen.

**Der Comthur.** Darüber hätten wir uns also erklärt. Recht gut, behalten Sie Ihr liebes Töchterchen, lieben Sie Ihren theuern Sohn recht sehr, lassen Sie die Creaturen, die ihn in ihren Stricken haben, unbeunruhiget: Sie handeln daran viel zu weislich, als daß man sich Ihnen widersetzen sollte. Was aber Ihren Germeuil anbelangt, so muß ich Ihnen nur sagen, daß ich und er nicht länger unter einem Dache wohnen können. — Entweder, oder. Entweder er muß noch heute fort, oder ich ziehe morgen aus.

**Der Hausvater.** Herr Comthur, es stehet bei Ihnen.

**Der Comthur.** Das dachte ich. Es sollte Ihnen wohl recht lieb sein, wenn ich meiner Wege ginge, nicht wahr? Aber ich bleibe; ja, ich bleibe, und wenn es auch nur geschähe, Ihnen Ihre Thorheiten unter die Nase zu reiben und Sie darüber beschämt zu machen. Ich will doch gern sehen, wie das ablaufen wird!

Ende des dritten Aufzugs.

---

# Vierter Aufzug.

## Erster Auftritt.

St. Albin (allein).

(Er tritt wüthend herein.)

**St. Albin.** Nun ist Alles klar. Der Verräther ist entlarvt! Weh ihm! Weh ihm! Er ist es, der Sophien weggebracht hat. Von meinen Händen soll er sterben! (Er ruft.) Philipp!

## Zweiter Auftritt.

St. Albin. Philipp.

**Philipp.** Mein Herr?

**St. Albin** (indem er ihm einen Brief giebt). Bringt das!

Philipp. An wen, mein Herr?

St. Albin. An Germeuil. — Habe ich ihn nur aus dem Hause, so stoße ich ihm den Degen durch die Brust, dringe ihm das Bekenntniß seines Verbrechens und das Geheimniß ihres Aufenthalts ab und eile dahin, dorthin, überall hin, wo ich sie wiederzufinden hoffen kann. — (Er wird Philippen gewahr, der stehen geblieben ist.) Bist Du nicht fort? noch nicht wieder da?

Philipp. Mein Herr —

St. Albin. Nun?

Philipp. Es steht doch nichts darin, worüber Ihr Herr Vater ungehalten werden könnte?

St. Albin. Gleich geh!

## Dritter Auftritt.

St. Albin. Cäcilia.

St. Albin. Er, der mir Alles zu danken hat! — dessen ich mich hundertmal gegen den Comthur angenommen habe! dem ich — (indem er seine Schwester gewahr wird) Unglückliche, was für einem Menschen hast Du Dich ergeben!

Cäcilia. Was sagst Du? Was willst Du? Du erschreckst mich, mein Bruder.

St. Albin. Der Treulose! der Verräther! — Sie ist mit ihm gegangen, in der Zuversicht, daß er sie hierher führe. — Er hat Deinen Namen gemißbraucht —

Cäcilia. Germeuil ist unschuldig.

St. Albin. Er hat Beide weinen sehen, Beide schreien gehöret und sie doch trennen können! Der Barbar!

Cäcilia. Er ist kein Barbar, er ist Dein Freund.

St. Albin. Mein Freund? — Ich wollte es! — Es kam nur auf ihn an, Glück und Unglück mit mir zu theilen, — so wäre er und ich, Du und Sophia —

Cäcilia. Was höre ich? — Du hättest ihm vorgeschlagen? — Er, Du, ich, Deine Schwester?

St. Albin. Was sagte er mir nicht Alles! Was stellte er mir nicht Alles vor! Mit welcher Falschheit —

Cäcilia. Germeuil ist ein ehrlicher Mann; ja, Saint Albin, und das, was Du ihm zur Last legest, überzeugt mich davon vollends.

St. Albin. Was unterstehest Du Dich zu sagen? — Zittere!

Zittere! — Ihn vertheidigen, heißt meine Wuth verdoppeln. — Geh! Flieh mich!

**Cäcilia.** Nein, mein Bruder, Du mußt mich hören. Du sollst Cäcilien zu Deinen Füßen sehen. — Germeuil — Laß ihm Gerechtigkeit wiederfahren! — Kennst Du ihn nicht mehr? — Ein Augenblick sollte ihn so verändert haben? — Du beschuldigest ihn, Du! — Ungerechter Mensch!

**St. Albin.** Wehe Dir, wenn Du noch einige Zärtlichkeit für ihn hegest! — Ich weine. — Bald wirst Du auch weinen. —

**Cäcilia** (erschrocken und mit zitternder Stimme). Welchen Vorsatz hast Du?

**St. Albin.** Habe Mitleiden mit Dir selbst und frage mich nicht!

**Cäcilia.** Du hassest mich.

**St. Albin.** Ich bedauere Dich.

**Cäcilia.** Du wirst doch unsern Vater erwarten?

**St. Albin.** Ich fliehe ihn. Ich fliehe die ganze Welt.

**Cäcilia.** Ich sehe es. Du willst Germeuilen ins Verderben stürzen. — Du willst mich ins Verderben stürzen. — Nun gut, schone Keines von Beiden! — Sage dem Vater —

**St. Albin.** Ich habe ihm nichts weiter zu sagen. — Er weiß Alles.

**Cäcilia.** Ah, Himmel!

## Vierter Auftritt.

**St. Albin. Cäcilia. Der Hausvater.**

(Saint Albin bezeugt sich anfangs bei Annäherung seines Vaters ungeduldig, nachher bleibt er unbeweglich stehen.)

**Der Hausvater.** Du fliehest mich, und ich kann Dich nicht verlassen. — Ich habe keinen Sohn mehr, und Du hast noch immer einen Vater! — Saint Albin, warum fliehest Du mich? — Ich komme nicht, Dich aufs Neue zu kränken und mein Ansehen neuen Verachtungen auszusetzen. — Mein Sohn, mein Freund, Du willst doch nicht, daß ich vor Gram sterben soll? — Wir sind allein. Hier stehet Dein Vater! hier Deine Schwester! Sie weinet, und meine Thränen erwarten nur die Deinigen, sich mit ihnen zu vermischen. — Wie süß kann dieser Augenblick sein, wenn Du willst! — Du hast Deine Geliebte verloren; Du hast

sie durch die Treulosigkeit eines Menschen verloren, der Dir werth war —

**St. Albin** (indem er die Augen wüthend gen Himmel kehret). Ah!

**Der Hausvater.** Triumphire über Dich und ihn! Bezähme eine Leidenschaft, die Dich erniedriget! Zeige Dich meiner werth — und schenke mir meinen Sohn wieder, Saint Albin! (St. Albin entfernt sich. Man siehet es, daß er die Gesinnungen seines Vaters gern erwidern wollte, aber nicht kann. Sein Vater verstehet seine Geberden unrecht, folgt ihm nach und sagt.) Gott! Empfängt man einen Vater so? Er entfernet sich von mir. — Undankbares Kind, ungerathener Sohn! Und wohin wirst Du gehen, dahin ich Dir nicht nachfolgen sollte? — Ich werde Dir überall nachfolgen. Ueberall werde ich meinen Sohn von Dir fordern. — (St. Albin entfernt sich noch mehr, und sein Vater folgt ihm und schreiet heftig.) Gieb mir meinen Sohn wieder! — Gieb mir meinen Sohn wieder! (St. Albin gehet und stützet sich gegen die Mauer, die Arme in die Höhe und den Kopf zwischen dem Ellbogen. Der Vater fährt fort.) Er antwortet mir nicht. Meine Stimme reichet nicht mehr an sein Herz. Eine unsinnige Leidenschaft hält es verschlossen. Sie hat Alles verheeret. Sie hat ihn dumm und wild gemacht. (Er wirft sich in einen Lehnstuhl und sagt.) O unglücklicher Vater! Die Hand des Höchsten hat mich geschlagen. Sie züchtiget mich in diesem Gegenstande meiner Schwachheit. — Es ist mein Tod! — Grausame Kinder, und ich wünsche es, — denn Ihr wünschet es.

**Cäcilia** (die sich schluchzend ihrem Vater nähert). Ah! — Ah! —

**Der Hausvater.** Tröstet Euch! — Der Anblick meines Jammers soll Euch nicht lange zur Last sein. — Ich will mich der Welt entziehen. — Ich will mich an einen unbekannten Ort verweisen und da das Ende eines Lebens erwarten, das Euch zu lange dauert.

**Cäcilia** (schmerzlich, indem sie die Hände ihres Vaters ergreift). Was soll aus Ihren Kindern werden, wenn Sie sie verlassen?

**Der Hausvater** (nach einem kleinen Stillschweigen). Cäcilia, ich hatte meine Absichten mit Dir — und mit Germeuilen. — So oft ich Euch Beide sahe, sagte ich zu mir selbst: „Das ist er, der das Glück meiner Tochter machen soll, — und sie, sie wird das Haus meines Freundes wieder emporbringen.“

**Cäcilia** (bestürzt). Was habe ich gehört!

**St. Albin** (kehret sich wüthend um). Er sollte meine Schwester geheirathet haben? Ich sollte ihn meinen Bruder nennen! Ihn!

**Der Hausvater.** Alles schlägt mich nieder, Alles auf einmal. — Es ist nicht weiter daran zu denken.

## Fünfter Auftritt.

**St. Albin. Cäcilia. Der Hausvater. Germeuil.**

**St. Albin.** Da ist er, da ist er! Geht fort, geht Alle fort!

**Cäcilia** (die Germeuilen entgegenläuft). Halten Sie, Germeuil! Kommen Sie nicht näher! Halten Sie!

**Der Hausvater** (fasset seinen Sohn mitten um den Leib und zieht ihn aus dem Saale). Saint Albin, — mein Sohn!

(Unterdessen kömmt Germeuil mit festen und ruhigen Schritten näher. St. Albin wendet sich, ehe er abgeht, mit dem Kopf um und giebt dem Germeuil ein Zeichen.)

**Cäcilia.** Könnte ich unglücklicher sein?

(Der Hausvater kömmt wieder herein und trifft zu hinterst im Saale auf den Comthur, der sich einen Augenblick sehen läßt.)

## Sechster Auftritt.

**Cäcilia. Germeuil. Der Hausvater. Der Comthur.**

**Der Hausvater.** Herr Bruder, ich will den Augenblick bei Ihnen sein.

**Der Comthur.** Das heißt, Sie wollen mich itzt nicht haben. Ihr Diener!

## Siebenter Auftritt.

**Cäcilia. Germeuil. Der Hausvater.**

**Der Hausvater** (zu Germeuilen). Trennung und Unruhe herrschen in meinem Hause, und die Ursache davon sind Sie. — Germeuil, ich bin unzufrieden. Ich werde Ihnen nicht vorwerfen, wie viel ich für Sie gethan habe. Vielleicht wollten Sie es gern. Aber nach dem Vertrauen, das ich heute gegen Sie bezeigte — denn weiter will ich nicht hinausgehen — hätte ich mir von Ihrer Seite ganz etwas Anders versehen. — Mein Sohn nimmt sich eine Entführung vor, er vertraut es Ihnen, und Sie sagen mir nichts davon. Der Comthur macht einen andern häßlichen Anschlag, er vertrauet es Ihnen, und auch davon sagen Sie mir nichts.

**Germeuil.** Sie hatten es Beide ausdrücklich verlangt.

**Der Hausvater.** Hätten Sie es Ihnen versprechen sollen? — Unterdessen ist das Mädchen doch weggekommen, und Sie sind überführt, daß Sie sie fortgebracht haben. — Wo ist sie hin? — Was soll ich aus Ihrem Stillschweigen schließen? — Doch, ich mag Ihnen keine Antwort abdringen. Es herrschet eine Dunkelheit in diesem Betragen, die mir aufzuklären nicht geziemen möchte. Es sei aber, wie ihm wolle, genug, ich nehme mich des Mädchens an und will, daß sie wieder zum Vorschein kommen soll. Cäcilia, ich mache mir weiter keine Rechnung auf den Trost, den ich unter Euch zu finden hoffte. Der Kummer ahnet mir, der auf mein Alter wartet, und ich will Euch den Schmerz ersparen, die Zeugen davon zu sein. Ich habe, glaube ich, nichts versäumet, was zu Euerm Glücke erforderlich wäre, und ich werde es mit Freuden hören, wenn es meinen Kindern wohl gehet.

## Achter Auftritt.

**Cäcilia. Germeuil.**

(Cäcilia wirft sich in einen Lehnstuhl und läßt den Kopf traurig in ihre Hand sinken.)

**Germeuil.** Ich sehe Ihre Unruhe und erwarte Ihre Vorwürfe.

**Cäcilia.** Ich bin in Verzweiflung. — Mein Bruder stehet Ihnen nach dem Leben.

**Germeuil.** Seine Ausforderung hat nichts zu sagen. Er hält sich für beleidiget, aber ich bin unschuldig und ruhig.

**Cäcilia.** Warum habe ich Ihnen geglaubt? Warum bin ich meiner Ahnung nicht gefolgt? — Haben Sie ihn gehört, meinen Vater?

**Germeuil.** Ihr Vater ist ein gerechter Mann, und ich befürchte mir von ihm nichts.

**Cäcilia.** Er liebte Sie. Er schätzte Sie hoch.

**Germeuil.** Wenn er diese Gesinnungen gegen mich gehabt hat, so werde ich sie wiedererlangen.

**Cäcilia.** Sie sollten das Glück seiner Tochter machen. — Cäcilia hätte das Haus seines Freundes wieder emporbringen sollen.

**Germeuil.** Himmel! Ist es möglich?

**Cäcilia** (als zu sich selbst). Ich getraute mir nicht, ihm mein

Herz zu eröffnen. — Die Leidenschaft meines Bruders hatte ihn zu sehr niedergeschlagen, und ich befürchtete seinen Kummer zu vermehren. — Konnte ich mir einbilden, daß er der Widersetzung und dem Hasse des Comthurs ungeachtet — Ah, Germeuil! Ihnen bestimmte er mich, Ihnen!

**Germeuil.** Und Sie liebten mich! — Ah — Aber ich habe meine Schuldigkeit gethan. — Die Folgen mögen sein, wie sie wollen, ich werde mich den Entschluß, zu dem ich gegriffen, niemals reuen lassen. — Mademoiselle, Sie müssen Alles wissen —

**Cäcilia.** Was giebt es denn noch?

**Germeuil.** Die Frau —

**Cäcilia.** Welche Frau?

**Germeuil.** Die gute alte Frau von Sophien.

**Cäcilia.** Nun?

**Germeuil.** Sitzet an der Hausthüre. Das ganze Gesinde ist um sie her. Sie verlangt eingelassen und gehöret zu werden.

**Cäcilia** (stehet eiligst auf und will fortgehen). O Gott! — Ich laufe —

**Germeuil.** Wohin?

**Cäcilia.** Mich meinem Vater zu Füßen zu werfen.

**Germeuil.** Bleiben Sie! Bedenken Sie —

**Cäcilia.** Nein, mein Herr.

**Germeuil.** Hören Sie mich!

**Cäcilia.** Ich höre nicht mehr.

**Germeuil.** Cäcilia — Mademoiselle —

**Cäcilia.** Was wollen Sie von mir?

**Germeuil.** Ich habe meine Maßregeln genommen. Man hält die Alte zurück. Sie wird nicht hineinkommen, und wenn man sie auch hineinläßt, nur aber sie nicht zu dem Comthur führet, was kann sie den Andern sagen, was sie nicht schon wüßten?

**Cäcilia.** Nein, mein Herr, ich will nicht länger in Furcht und Zittern leben. Mein Vater soll Alles wissen. Mein Vater ist gut, er wird meine Unschuld erkennen, er wird den Bewegungsgrund Ihrer Aufführung einsehen, und ich werde meine und Ihre Verzeihung erhalten.

**Germeuil.** Und die Unglückliche, die Sie bei Sich aufgenommen haben? — Sie haben sie einmal Ihres Schutzes gewähret und dürfen nichts ohne ihre Einwilligung mit ihr vornehmen.

**Cäcilia.** Mein Vater ist gut.

**Germeuil.** Da ist Ihr Bruder.

## Neunter Auftritt.

**Cäcilia. Germeuil. St. Albin.**

(St. Albin tritt mit langsamen Schritten herein; er siehet finster und wild aus, den Kopf zur Erde, die Arme kreuzweis in einander geschlagen und den Hut in die Augen gedrückt.)

**Cäcilia** (wirft sich zwischen ihn und Germeuilen und schreiet). Saint Albin! — Germeuil!

**St. Albin** (zu Germeuil). Ich glaubte Sie allein zu finden.

**Cäcilia.** Germeuil, es ist Ihr Freund, es ist mein Bruder.

**Germeuil.** Ich werde es nicht vergessen, Mademoiselle. (Er setzet sich in einen Lehnstuhl.)

**St. Albin** (wirft sich in einen andern). Gehen Sie, oder bleiben Sie; von nun an verlasse ich Sie nicht wieder.

**Cäcilia** (zu St. Albin). Unsinniger! — Undankbarer! — Was hast Du beschlossen! — Du weißt nicht —

**St. Albin.** Ich weiß nur allzu viel.

**Cäcilia.** Du betriegst Dich.

**St. Albin** (indem er aufsteht). Geh, laß mich! Laß uns! (und sich gegen Germeuilen wendet und die Hand an den Degen legt) Germeuil —

**Germeuil** (springt auf).

**Cäcilia** (kehret sich mit dem Gesichte gegen ihren Bruder und ruft ihm zu). O Gott! — Halt! Vernimm — Sophia —

**St. Albin.** Nun? Sophia?

**Cäcilia.** Was soll ich ihm sagen?

**St. Albin.** Was hat er mit ihr gemacht? Rede! Rede!

**Cäcilia.** Was er mit ihr gemacht hat? — Er hat sie Deiner Raserei entrückt. — Er hat sie vor den Verfolgungen des Comthurs in Sicherheit gebracht. — Er hat sie hierher gebracht. — Ich habe sie aufnehmen müssen. — Sie ist hier, und sie ist wider meinen Willen hier — (schluchzend und weinend) Nun geh und lauf und stoß ihm den Degen durch die Brust!

**St. Albin.** O Himmel! Darf ich es glauben? Sophia ist hier? — Und er ist es? — Du bist es? — Ah, meine Schwester! Ah, mein Freund! — Ich Unglücklicher! Ich Sinnloser!

**Germeuil.** Sie sind verliebt.

**St. Albin.** Cäcilia, Germeuil, — Euch habe ich Alles zu danken. — Werdet Ihr mir verzeihen? — Ja, Ihr seid gerecht, Ihr liebet auch; Ihr werdet Euch an meine Stelle setzen und mir

gewiß verzeihen. — Aber sie hat von meinem Anschlage gewußt, sie weinet, sie will verzweifeln, sie verachtet mich, sie hasset mich. — Cäcilia, willst Du Dich rächen? Willst Du mich unter der Last meines Unrechts erdrücken? Vollende Deine Güte! — Laß mich sie sehen! — Laß mich sie einen Augenblick sehen!

**Cäcilia.** Was wagst Du von mir zu verlangen?

**St. Albin.** Liebe Schwester, ich muß sie sehen. Ich muß —

**Cäcilia.** Bedenke doch nur —

**Germeuil.** Wir bekommen ihn doch nicht anders vernünftig.

**St. Albin.** Cäcilia!

**Cäcilia.** Und mein Vater? Und der Comthur?

**St. Albin.** Was liegt mir daran? — Ich muß sie sehen; ich laufe —

**Germeuil.** Bleiben Sie!

**Cäcilia.** Germeuil!

**Germeuil.** Wir werden rufen müssen, Mademoiselle.

**Cäcilia.** Welch ein grausames Leben!

**Germeuil** (gehet rufen und kömmt mit Jungfer Clairet wieder. Cäcilia geht zu hinterst der Bühne).

**St. Albin** (ergreift im Vorbeigehen ihre Hand und küßt sie mit Entzückung. Er kehret sich hierauf gegen Germeuilen, umarmt ihn und sagt). Nun sehe ich sie wieder!

**Cäcilia** (nachdem sie mit Jungfer Clairet leise gesprochen, fährt sie laut und in einem verdrießlichen Tone fort). Bring' Sie sie! Aber geb' Sie ja wohl Acht!

**Germeuil.** Hab' Sie ja die Augen wohl auf den Comthur!

**St. Albin.** Nun sehe ich Sophien wieder! (Er gehet gegen die Seite, wo Sophia herkommen soll, horcht und sagt.) Ich höre sie kommen. — Sie kömmt näher. — Ich zittere. — Mich schaudert. — Es ist mir, als wolle mein Herz davon, als fürchte es sich, ihr entgegenzugehen. — Ich werde die Augen nicht aufschlagen können. — Ich werde kein Wort mit ihr sprechen können.

## Zehnter Auftritt.

**Cäcilia. Germeuil. St. Albin. Sophia. Jungfer Clairet** (in dem Vorzimmer, bei dem Eingange des Saales).

**Sophia** (sobald sie den St. Albin gewahr wird, läuft erschrocken auf Cäcilien zu, wirft sich in ihre Arme und schreiet). Mademoiselle!

**St. Albin** (folgt ihr nach). Sophia!

**Cäcilia** (hält Sophien in ihren Armen und drückt sie zärtlich an sich).

**Germeuil** (ruft). Jungfer Clairet!

**Jgfr. Clairet** (von innen). Gleich!

**Cäcilia** (zu Sophien). Fürchten Sie nichts! Fassen Sie Sich! Setzen Sie Sich!

(Sophia setzt sich. Cäcilia und Germeuil gehen zu hinterst der Bühne, wo sie von dem, was zwischen St. Albin und Sophien vorgehet, Zuschauer abgeben. Germeuil sieht ernsthaft und nachdenkend aus. Er blickt dann und wann traurig auf Cäcilien, die ihrerseits Verdruß und von Zeit zu Zeit Unruhe verräth.)

**St. Albin** (zu Sophien, die die Augen niedergeschlagen hat und sich ungehalten und strenge bezeigt). Sie sind es! Sie sind es! — Ich habe Sie wieder, — Sophia! O Himmel! welcher Ernst! welches Stillschweigen! — Sophia, einen einzigen Blick! Versagen Sie mir ihn nicht! — Ich habe so viel ausgestanden! — Sagen Sie doch nur ein einziges Wort zu diesem Unglücklichen!

**Sophia** (ohne ihn anzusehen). Verdienen Sie es?

**St. Albin.** Fragen Sie nur!

**Sophia.** Was kann man mir noch sagen? Weiß ich nicht schon genug? Wo bin ich? Was mache ich hier? Wer hat mich hierher gebracht? — Was wollen Sie mit mir, mein Herr?

**St. Albin.** Sie lieben, Sie besitzen, der Ihrige sein, trotz aller Welt, trotz Ihnen —

**Sophia.** Sie lassen mich die Verachtung nur allzu sehr empfinden, die man gegen Unglückliche hat. Man hält sie für nichts. Man erlaubt sich gegen sie Alles. Aber, mein Herr, ich habe auch Anverwandte.

**St. Albin.** Ich werde sie kennen lernen. Ich will gehen. Ich will mich zu ihren Füßen werfen; von ihnen will ich Sophien erhalten.

**Sophia.** Hoffen Sie es nur nicht! Sie sind arm, aber sie halten auf Ehre. — Mein Herr, geben Sie mich meinen Anverwandten wieder! Geben Sie mich mir selbst wieder! Schicken Sie mich fort!

**St. Albin.** Verlangen Sie eher mein Leben! Es ist Ihre.

**Sophia.** O Gott, was wird aus mir werden! (Zu Germeuilen und Cäcilien in einem traurigen und bittenden Tone.) Mein Herr! Mademoiselle! — (Indem sie sich wieder gegen den St. Albin wendet.) Schicken Sie mich fort, mein Herr! — Schicken Sie mich fort! — Grausamer Mensch, soll ich Ihnen zu Füßen fallen? Hier liege ich. (Sie wirft sich dem St. Albin zu Füßen.)

**St. Albin** (fällt zu den ihrigen und sagt). Sie zu meinen

Füßen? Mir kömmt es zu, mich zu Ihren Füßen zu werfen und da zu sterben.

**Sophia** (aufgestanden). Sie sind ohne Mitleid. — Ja, Sie sind ohne Mitleid. — Schändlicher Entführer, was habe ich Dir gethan? Welch Recht hast Du auf mich? — Ich will gehen. — Wer darf sich unterstehen, mich zu halten? — Sie lieben mich? — Sie haben mich geliebt? — Sie?

**St. Albin.** Lassen Sie Diese reden!

**Sophia.** Sie haben mein Verderben beschlossen. — Ja, Sie haben es beschlossen, Sie werden es vollenden. — Ah, Sergi! (Indem sie diese letzten Worte nicht ohne Wehmuth sagt, sinkt sie in einen Lehnstuhl, wendet ihr Gesicht von ihm ab und fängt an zu weinen.)

**St. Albin.** Sie wenden Ihre Augen von mir! — Sie weinen! — Ah, ich habe den Tod verdient. Ich Unglückseliger! Was habe ich gewollt? Was habe ich gesagt? Weß habe ich mich erkühnt? Was habe ich gethan?

**Sophia** (als zu sich selbst). Arme Sophia, wozu hat Dich der Himmel verspart! — Das Elend reißet mich aus den Armen meiner Mutter. — Ich komme nebst einem von meinen Brüdern hier an. — Wir kommen, hier Barmherzigkeit zu suchen, und finden nichts als Verachtung und Härte. — Weil wir arm sind, will man uns nicht kennen und stößt uns zurück. — Mein Bruder verläßt mich. — Ich bleibe allein. — Eine ehrliche Frau sieht meine Jugend und erbarmt sich der Verlassenen. — Aber mein Unglücksstern läßt diesen Menschen meiner gewahr werden, läßt ihn den Grund zu meinem Verderben legen. — Ich weine vergebens. — Sie wollen mich verderben, und sie werden mich verderben. — Ist er es nicht, so ist es sein Oheim. — (Sie stehet auf.) Und was will denn dieser Oheim von mir? — Warum verfolgt er mich so? — Kann er sagen, daß ich seinen Neffen gerufen habe? — Da steht er. — Er mag reden. — Er mag sich selbst anklagen. — Betrieger, Feind meiner Ruhe, rede! —

**St. Albin.** Mein Herz ist unschuldig. Sophia, haben Sie Mitleiden mit mir! — Vergeben Sie mir! —

**Sophia.** Wer würde ihm nicht getrauet haben? — Er schien so zärtlich und so gut! — Ich hielt ihn für so sanftmüthig! —

**St. Albin.** Vergeben Sie mir, Sophia!

**Sophia.** Ich sollte Ihnen vergeben?

**St. Albin.** Sophia! (Er will ihre Hand ergreifen.)

**Sophia.** Zurück! Ich liebe Sie nicht mehr. Ich achte Sie nicht mehr. Nein!

**St. Albin.** O Gott, was wird aus mir werden! Liebe Schwester, Germeuil, sprecht, sprecht doch für mich! — Vergeben Sie mir, Sophia!

**Sophia.** Nein!

(Cäcilia und Germeuil treten näher.)

**Cäcilia.** Mein Kind!

**Germeuil.** Es ist ein Mensch, der Sie anbetet.

**Sophia.** Nun gut, so beweise er es mir! Er vertheidige mich gegen seinen Oheim; er gebe mich meinen Anverwandten wieder; er schicke mich fort, und ich verzeihe ihm.

## Elfter Auftritt.

**Germeuil. Cäcilia. St. Albin. Sophia. Jungfer Clairet.**

**Igfr. Clairet.** Mademoiselle, es kömmt Jemand, es kömmt Jemand!

**Germeuil.** Geschwind Alle fort!

(Cäcilia giebt Sophien wieder in die Hände der Igfr. Clairet, und sie gehen Alle von verschiedenen Seiten aus dem Saale.)

## Zwölfter Auftritt.

**Der Comthur. Fr. Hebert. Deschamps.**

(Der Comthur tritt hastig herein. Ihm folgen Fr. Hebert und Deschamps.)

**Fr. Hebert** (auf den Deschamps weisend). Ja, mein Herr! das ist er. Er war bei dem bösen Manne, der mir sie geraubt hat. Ich habe ihn den Augenblick erkannt.

**Der Comthur.** Schurke! Was hält mich, daß ich nicht gleich die Wache holen lasse, um Dich zu lehren, was es einbringt, wenn man sich zu solchen Bubenstücken brauchen läßt?

**Deschamps.** Machen Sie mich nicht unglücklich, mein Herr! Sie haben mir es ja versprochen.

**Der Comthur.** Nu, nu! Und also ist sie hier?

**Deschamps.** Ja, mein Herr.

**Der Comthur** (beiseite). Sie ist hier? Comthur, und das hast Du nicht gerochen? (Zu Deschamps.) Und ohne Zweifel bei meiner Nichte im Zimmer?

**Deschamps.** Ja, mein Herr.

**Der Comthur.** Und der Schurke, der dem Wagen nachfolgte, warst Du?

**Deschamps.** Ja, mein Herr.

**Der Comthur.** Und der Andere, der drinnen saß, das war Germeuil?

**Deschamps.** Ja, mein Herr.

**Der Comthur.** Germeuil?

**Fr. Hebert.** Er hat es Ihnen schon gesagt.

**Der Comthur** (beiseite.) Gut! Nunmehr habe ich sie!

**Fr. Hebert.** Als sie mir sie wegnahmen, mein Herr, reichte sie mir noch die Hand und sagte: „Lebe Sie wohl, meine Liebe! ich werde Sie nicht wiedersehen, bete Sie für mich!“ — Lassen Sie mich sie sehen, mein Herr, lassen Sie mich sie sprechen! ich will sie trösten.

**Der Comthur.** Das geht nicht an. — Welche Entdeckung!

**Fr. Hebert.** Ihre Mutter und ihr Bruder haben sie mir anvertrauet. Was soll ich ihnen antworten, wenn sie sie wiederfordern werden? Geben Sie mir sie wieder, mein Herr, oder lassen Sie mich mit ihr einschließen!

**Der Comthur** (zu sich selbst). Das soll geschehen, hoffe ich. (Zur Fr. Hebert.) Itzt geht nur, geht geschwind! Und vor allen Dingen lasset Euch nicht wieder sehen! Wo man Euch wieder erblickt, so stehe ich für nichts.

**Fr. Hebert.** Ich werde sie aber doch wiederbekommen, und ich kann mich darauf verlassen?

**Der Comthur.** Ja doch, ja, verlaßt Euch darauf und geht!

**Deschamps** (indem er sie herausgehen sieht). Verflucht sei die Alte und verflucht der Thürsteher, der sie hereingelassen hat!

**Der Comthur** (zu Deschamps). Und Du, Schurke, geh — und begleite die Frau wieder heim! — Und das sage ich Dir, kömmt es aus, daß sie mit mir gesprochen hat, oder sie läßt sich wieder hier sehen, so ist es Dein Unglück!

## Dreizehnter Auftritt.

**Der Comthur** (allein).

**Der Comthur.** Meines Neffen Liebste in dem Zimmer meiner Nichte! — Welche Entdeckung! — Ich dachte es wohl, daß die Bedienten darunter stecken müßten! — Sie gingen, sie kamen, sie machten sich Zeichen, sie redten leise; bald gingen sie mir nach, bald liefen sie vor mir. — Und da ist das Kammer-

mädchen, das mich ebenso wenig verläßt als mein Schatten. — Das ist also die Ursache von allen den Bewegungen, die ich nicht begreifen konnte? — Comthur, das kann Dich lehren, künftig fein auch auf das Allergeringste zu merken. Wo Lärmen ist, da giebt es immer was zu erfahren. — Sie wollten die Alte nicht hereinlassen, und sie hatten hohe Ursache dazu. — Die Schurken! — Ich mußte recht zu meinem Glücke dazukommen. — Nun laß sehen, was wir weiter zu thun haben! — Vors Erste, ganz leise zu gehen, um sie in ihrer Sicherheit nicht zu stören. — Und wie, wenn ich mich geradezu an den alten Narren wendte? — Nein! Was würde das helfen? — D'Aulnoy, itzt mußt Du zeigen, was Du kannst! — Aber ich habe ja meinen Befehl zur Haft! Sie haben mir ihn wiedergegeben! — Da ist er! — Ja, — das ist er. Wie glücklich bin ich! — Dasmal soll er mir gewiß nutzen. Noch einen Augenblick Geduld, und ich bin ihnen über dem Halse. Ich bemächtige mich der Creatur. Ich jage den Schurken, der Alles das angesponnen hat, aus dem Hause. — Ich zerreiße auf einmal zwei Heirathen. — Mein Mühmchen, mein sprödes Mühmchen soll daran denken, hoffe ich. — Und Du, guter alter Narre, nun kömmt die Reihe an mich. — Kurz, ich räche mich an dem Vater, an dem Sohne, an der Tochter, an dem guten Freunde. — O Comthur, welch ein Tag für Dich!

Ende des vierten Aufzugs.

---

# Fünfter Aufzug.

---

## Erster Auftritt.

**Cäcilia. Jungfer Clairet.**

**Cäcilia.** Ich sterbe noch vor Unruhe und Furcht. — Ist Deschamps wieder zum Vorschein gekommen?

**Jgfr. Clairet.** Nein, Mademoiselle.

**Cäcilia.** Wo muß er hingegangen sein?

**Jgfr. Clairet.** Ich habe es nicht erfahren können.

**Cäcilia.** Und was ist denn vorgegangen?

**Jgfr. Clairet.** Anfangs hörte ich ein großes Lärmen. Ich weiß nicht, wie viel ihrer waren. Sie gingen und kamen. Auf einmal hörte die Bewegung und das Lärmen auf. Geschwind schlich ich mich auf den Zehen herzu und horchte aus allen Kräften; ich konnte aber weiter nichts als hier und da ein Wort vernehmen. Unter Andern hörte ich den Comthur in einem drohenden Tone schreien: „Die Wache!"

**Cäcilia.** Sollte sie wohl Jemand gesehen haben?

**Jgfr. Clairet.** Nimmermehr, Mademoiselle.

**Cäcilia.** Oder sollte Deschamps geplaudert haben?

**Jgfr. Clairet.** Das ist etwas Anders. Er ist wie ein Blitz davongegangen.

**Cäcilia.** Und mein Vetter?

**Jgfr. Clairet.** Den sahe ich. Er machte Grimassen. Er sprach mit sich selbst. Die Schadenfreude sahe ihm aus den Augen.

**Cäcilia.** Wo ist er?

**Jgfr. Clairet.** Er ist ganz allein und zu Fuße ausgegangen.

**Cäcilia.** Geh' Sie, lauf' Sie! — Erwarte Sie seine Zurückkunft, und verliere Sie ihn nicht einen Augenblick aus den Augen! — Auch müssen wir sehen, wo Deschamps steckt. Wir müssen wissen, was er gesagt hat. (Jgfr. Clairet gehet fort, Cäcilia ruft sie zurück und sagt ihr noch.) Sobald Germeuil wieder heim kömmt, so sage Sie ihm, daß ich hier bin!

## Zweiter Auftritt.

**Cäcilia. St. Albin.**

**Cäcilia.** Wozu bin ich gebracht! — Ah, Germeuil! — Die Unruhe verfolgt mich. — Alles scheinet mir zu drohen. — Alles erschreckt mich. (Saint Albin tritt herein, und Cäcilia gehet auf ihn zu.) Bruder, Deschamps ist verschwunden. Der Himmel weiß, was er gesagt hat, und wo er hingekommen ist. Der Comthur ist ingeheim und ganz allein ausgegangen. — Es zieht sich ein Wetter auf. Ich sehe es. Ich empfinde es. Und ich will es durchaus nicht abwarten.

**St. Albin.** Nachdem Du so Vieles für mich gethan hast, willst Du mich nun verlassen?

**Cäcilia.** Ich habe nicht recht gethan. Ich habe nicht recht gethan. — Das Kind will nicht länger bleiben; wir müssen sie gehen lassen. Mein Vater hat meine Unruhe gemerkt. Sein Kummer ist so groß, und seine Kinder verlassen ihn. Was kann er anders denken, als daß sie aus Scham über irgend einer unbedachtsamen Handlung seine Gegenwart fliehen und ihn in seiner Betrübniß verabsäumen? — Wir müssen uns wieder näher zu ihm halten. Von Germeuilen hat er alle gute Meinung verloren, von Germeuilen, dem er beschlossen hatte — Du bist großmüthig, mein Bruder, schlage nicht länger Deinen Freund, Deine Schwester, die Ruhe und das Leben Deines Vaters in die Schanze!

**St. Albin.** Nein, es ist einmal ausgemacht, ich soll keinen Augenblick Ruhe haben!

**Cäcilia.** Wenn die Alte hereingekommen wäre! — Wenn der Comthur wüßte — ich kann ohne Schauder nicht daran denken. — Mit wie vieler Wahrscheinlichkeit, mit wie vielem Vortheile würde er uns angreifen! Welchen Anstrich würde er unserer Aufführung geben können! Und das zu einer Zeit, da die Seele unsers Vaters allen Eindrücken frei und offen stehet.

**St. Albin.** Wo ist Germeuil?

**Cäcilia.** Er ist für Dich, er ist für mich in Furcht. Er ist zu der Alten gegangen —

## Dritter Auftritt.

**Cäcilia. St. Albin. Jungfer Clairet.**

**Jgfr. Clairet** (läßt sich zu hinterst des Theaters einen Augenblick sehen und ruft). Der Comthur ist wieder zu Hause.

## Vierter Auftritt.

**Cäcilia. St. Albin. Germeuil.**

**Germeuil.** Der Comthur weiß Alles.

**Cäcilia** und **St. Albin** (erschrocken). Der Comthur weiß Alles?

**Germeuil.** Die Alte hat sich durchgedrungen. Sie hat den Deschamps erkannt. Dieser hat sich durch die Drohungen des Comthurs schrecken lassen und hat Alles gestanden

**Cäcilia.** Ah!

**St. Albin.** Was wird aus mir werden?

**Cäcilia.** Was wird mein Vater sagen?

**Germeuil.** Die Gefahr ist dringend. Unsere Klagen können hier nichts helfen. Wenn wir den Streich, der uns drohet, nicht haben abwenden, ihm nicht zuvorkommen können, so finde er uns wenigstens beisammen und gefaßt, ihn zu empfangen.

**Cäcilia.** Ah, Germeuil, was haben Sie gethan!

**Germeuil.** Bin ich noch nicht unglücklich genug?

## Fünfter Auftritt.

**Cäcilia. St. Albin. Germeuil. Jungfer Clairet.**

**Jgfr. Clairet** (zeiget sich wieder zu hinterst der Bühne und ruft ihnen zu). Da kömmt der Comthur!

**Germeuil.** Dem müssen wir aus dem Wege gehen.

**Cäcilia.** Nein, ich muß meinen Vater erwarten.

**St. Albin.** Um des Himmels willen, was willst Du thun?

**Germeuil.** Kommen Sie, mein Freund!

**St. Albin.** Kommen Sie, Sophien zu retten!

**Cäcilia.** Ihr verlaßt mich?

## Sechster Auftritt.

**Cäcilia** (allein).

(Sie läuft hin und her und ruft.)

**Cäcilia.** Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. — (Sie wendet sich gegen den hintersten Theil des Saales und ruft.) Germeuil! — Saint Albin! — O mein Vater, was soll ich Ihnen antworten? — Und was soll ich meinem Vetter antworten? — Aber da ist er. — Ich will mich setzen. — Ich will meine Arbeit vornehmen. — So werde ich ihn wenigstens nicht ansehen dürfen. —

(Der Comthur tritt herein. Cäcilia stehet auf und grüßt ihn mit niedergeschlagenen Augen.)

## Siebenter Auftritt.

**Cäcilia. Der Comthur.**

**Der Comthur** (drehet sich um, siehet gegen das Hintertheil der Bühne und sagt). Du hast da ein Kammermädchen, meine liebe Nichte, das ganz vortrefflich aufpaßt. — Man kann keinen Schritt

ohne sie thun. — Aber wie bist Du denn so ganz verlassen und so vertieft? — Es scheinet doch, als ob Alles wieder ruhig werden wollte.

**Cäcilia** (stotternd). Ja — ich glaube — ich glaube es auch — Ah! —

**Der Comthur** (stehet vor ihr und stützet sich auf seinen Stock). Stimme und Hände zittern Dir. — Ein unruhiges Herz ist ein grausames Ding. — Dein Bruder scheinet mir ein Wenig gelassener. — Und siehst Du, so sind sie Alle. Anfangs wollen sie verzweifeln und drohen mit nichts Geringerm als mit Hängen und Ersäufen. Aber ehe man eine Hand umwendet, husch, so ist Alles weg. — Du wirst so nicht sein, oder ich müßte mich sehr betriegen. Wenn Dein Herz einmal Feuer fängt, das wird eine Weile brennen.

**Cäcilia** (die mit ihrer Arbeit spricht). Daß Dich!

**Der Comthur** (spöttisch). Es will mit Deiner Arbeit nicht recht fort.

**Cäcilia.** Gar nicht.

**Der Comthur.** Wie stehen denn itzt Germeuil und Dein Bruder mit einander? — Mich dünkt, so ziemlich? — Das Ding hat sich ohne Zweifel aufgekläret. — Denn endlich kläret sich Alles auf, und dann ist man wegen seiner schlechten Aufführung so beschämt, so beschämt! — O, Du zwar weißt davon nichts, denn Du, Du bist beständig so behutsam, so vorsichtig gewesen.

**Cäcilia** (beiseite). Das kann ich nicht länger aushalten. (Sie stehet auf.) Ich glaube, ich höre meinen Vater.

**Der Comthur.** Nicht doch, Du hörest nichts. — Es ist ein seltsamer Mann, Dein Vater. Immer beschäftiget, ohne zu wissen, womit. Niemand in der Welt hat so eine Gabe, die Augen auf Alles, auf Alles zu haben und doch nichts zu sehen. — Aber wieder auf unsern Freund Germeuil zu kommen. — Wenn Du nicht um ihn sein kannst, ich weiß, so hörst Du gern von ihm reden. — Es bleibt doch seinetwegen noch fest dabei? Bei mir wenigstens.

**Cäcilia.** Herr Vetter —

**Der Comthur.** O, bei Dir gewiß auch. Nicht wahr? Ich entdecke alle Tage neue Eigenschaften an ihm, und ich habe ihn noch nie so gut gekannt. — Es ist ein ganz unvergleichlicher Bursche. — (Cäcilia stehet auf.) Aber Du bist ja so eilfertig?

**Cäcilia.** Ich muß wohl.

**Der Comthur.** Was ruft Dich denn?

**Cäcilia.** Ich wollte auf meinen Vater warten. Aber er kömmt nicht, und ich bin so unruhig.

## Achter Auftritt.

**Der Comthur** (allein).

**Der Comthur.** Unruhig? Das rathe ich Dir auch zu sein. Du weißt noch nicht, was Deiner wartet. — Du magst weinen, wehklagen und ächzen, so viel Du willst, es wird nichts helfen; Freund Germeuil muß fort. — Auf ein oder zwei Jahre ins Kloster. — Ha, ich bin auch sehr albern gewesen. Der Name dieser Clairet hätte ja recht gut noch in meinem Befehle zur Verhaft stehen können, es hätte keinen Heller mehr gekostet. — Aber der alte Träumer kömmt nicht. — Ich habe nichts mehr zu thun, und die Zeit wird mir lang. — (Er kehret sich um, siehet den Hausvater kommen und sagt zu ihm.) Komm doch, guter Alter, komm doch!

## Neunter Auftritt.

**Der Comthur. Der Hausvater.**

**Der Hausvater.** Was haben Sie mir denn so Nothwendiges zu sagen?

**Der Comthur.** Sie werden es gleich hören. — Aber noch einen Augenblick Geduld! (Er gehet sachte zu hinterst in den Saal und sagt zu der Kammerfrau, die er auf der Lauer ertappt.) Komm' Sie näher, Jungfer! Mache Sie Sich's so sauer nicht! Desto besser kann sie hören.

**Der Hausvater.** Was giebt's denn? Mit wem sprechen Sie?

**Der Comthur.** Mit der Kammerfrau Ihrer Tochter, die uns behorcht.

**Der Hausvater.** Das ist die Wirkung von dem Mißtrauen, das Sie meinen Kindern gegen Sich beigebracht haben. Sie haben sie von mir entfernt; Sie haben sie genöthiget, sich mit ihrem Gesinde zu verstehen.

**Der Comthur.** Nein, Herr Bruder, ich bin es nicht, der sie von Ihnen entfernet hat; die Furcht, Sie möchten hinter ihre Streiche kommen, hat sie entfernt. Wenn sie sich mit ihrem Gesinde verstehen, so kömmt es daher, weil sie zu ihrer schlechten

Aufführung Helfershelfer brauchen. Begreifen Sie das, Herr Bruder? — Was um und neben Ihnen vorgehet, davon wissen Sie nichts. Indeß daß Sie in einer unbegreiflichen Sicherheit schlafen oder Sich einer unnützen Betrübniß überlassen, nimmt die Unordnung in Ihrem Hause überhand. Sie steckt Alles an, Bediente, Kinder, und was ihnen anhängt. — Gehorsam ist in diesem Hause niemals gewesen, und nun ist auch weder Zucht noch Tugend darin.

**Der Hausvater.** Noch Tugend?

**Der Comthur.** Noch Tugend!

**Der Hausvater.** Erklären Sie Sich, Herr Comthur! — Doch nein, verschonen Sie mich! —

**Der Comthur.** Das ist mein Wille nun eben nicht.

**Der Hausvater.** Ich habe der Trübsale schon so viel, als ich ertragen kann.

**Der Comthur.** Von Ihrem weichherzigen Charakter darf ich freilich nicht hoffen, daß es Ihnen so empfindlich und ärgerlich sein wird, als es Ihnen als Vater wohl sein sollte. Aber es schadet nichts, ich werde wenigstens meine Schuldigkeit gethan haben, und die Folgen mögen Sie Sich selbst zuschreiben.

**Der Hausvater.** Sie erschrecken mich. Was haben sie denn gethan?

**Der Comthur.** Was sie gethan haben? Schöne Dinge. Hören Sie nur! Hören Sie nur!

**Der Hausvater.** Ich warte —

**Der Comthur.** Das kleine Mädchen, derenwegen Sie so in Sorgen sind —

**Der Hausvater.** Nun?

**Der Comthur.** Wo glauben Sie, daß die ist?

**Der Hausvater** Ich weiß nicht.

**Der Comthur.** Sie wissen nicht? — So erfahren Sie es denn von mir: sie ist bei Ihnen.

**Der Hausvater.** Bei mir?

**Der Comthur.** Bei Ihnen. Ja, bei Ihnen. — Und was meinen Sie wohl, wer sie hergebracht hat?

**Der Hausvater.** Germeuil?

**Der Comthur.** Und wer sie aufgenommen hat?

**Der Hausvater.** Halten Sie, Herr Bruder! Cäcilia — meine Tochter —

**Der Comthur.** Ja, Cäcilia, ja, Ihre Tochter hat ihres

Bruders Liebste bei sich aufgenommen. Ist das nicht löblich? Was sagen Sie dazu?

**Der Hausvater.** Ah!

**Der Comthur.** Der Germeuil dankt Ihnen für alle die Wohlthaten, die Sie ihm erwiesen haben, unvergleichlich.

**Der Hausvater.** Ah, Cäcilia! Cäcilia! Was haben sie nun gefruchtet, die guten Lehren Deiner Mutter?

**Der Comthur.** Ihres Sohnes Liebste in Ihrem Hause, in dem Zimmer Ihrer Tochter! Bedenken Sie doch! Bedenken Sie doch!

**Der Hausvater.** Ah, Germeuil! — Ah, mein Sohn! — Wie unglücklich bin ich!

**Der Comthur.** Wenn Sie unglücklich sind, so ist es Ihre eigene Schuld. Lassen Sie Sich Gerechtigkeit widerfahren!

**Der Hausvater.** Ich verliere Alles auf einmal, meinen Sohn, meine Tochter, einen Freund.

**Der Comthur.** Es ist Ihre eigene Schuld.

**Der Hausvater.** Blos ein grausamer Bruder bleibt mir übrig, der sich eine Lust daraus macht, mich die Last meines Jammers recht fühlen zu lassen. — Grausamer Mann, weg von mir! Lassen Sie meine Kinder kommen! Ich will meine Kinder sehen!

**Der Comthur.** Ihre Kinder? Ihre Kinder haben itzt bessere Dinge zu thun, als Ihre Klagelieder anzuhören. Ihres Sohnes Liebste — an seiner Seite — in dem Zimmer Ihrer Tochter — Glauben Sie, daß sie Langeweile haben?

**Der Hausvater.** Halten Sie inne, grausamer Bruder! — Doch nein, tödten Sie mich nur vollends!

**Der Comthur.** Wollte ich doch allem diesem Verdrusse vorbauen. Aber ich durfte ja nicht. Nun mögen Sie es auch haben!

**Der Hausvater.** O meine verlorene Hoffnungen!

**Der Comthur.** Sie haben sie mit ihren Fehlern lassen aufwachsen, und wenn man sie Ihnen dann und wann zeigte, so machten Sie die Augen zu. Sie haben sie selbst gelehret, Ihr väterliches Ansehen verachten. Weß hätten sie sich nicht erkühnen sollen, da sie es ungestraft thun durften?

**Der Hausvater.** Wie wird es um den Rest meines Lebens stehen! Wer wird mir das Elend meiner letzten Jahre erleichtern? Wer wird mich trösten?

**Der Comthur.** Wenn ich zu Ihnen sagte: „Geben Sie auf Ihre Tochter Acht! Ihr Sohn schlägt um; Sie haben einen Schurken

in Ihrem Hause": so war ich ein harter, böser, ungestümer Mann.

**Der Hausvater.** Es ist mein Tod! Es ist mein Tod! — Und dann, nach wem werde ich mich umsehen! — Ah! — Ah! (Er weinet.)

**Der Comthur.** Sie haben meinen Rath verachtet. Sie haben darüber gelacht. Weinen Sie nunmehr! Weinen Sie!

**Der Hausvater.** Ich werde Kinder gehabt haben. Ich werde unglücklich gelebt haben und werde einsam sterben müssen. — Was wird mir es helfen, Vater gewesen zu sein? — Ah! —

**Der Comthur.** Weinen Sie nur!

**Der Hausvater.** Grausamer Mann, schonen Sie mich! Bei jedem Worte, das aus Ihrem Munde gehet, fühle ich eine Erschütterung durch meine ganze Seele, meine ganze Seele wird zerrissen. — Aber nein, nein! meine Kinder haben sich so nicht vergangen; sie haben das nicht gethan, was Sie ihnen Schuld geben. Sie sind unschuldig. Unmöglich können sie sich so sehr weggeworfen, meiner so sehr vergessen haben! — Saint Albin! — Cäcilia! — Germeuil! — Wo sind sie? — Wenn sie ohne mich schon leben können, so kann ich doch nicht ohne sie leben. — Ich habe sie verlassen wollen. — Ich, ich sollte sie verlassen? — Laßt sie kommen! — Laßt sie alle kommen und sich mir zu Füßen werfen! —

**Der Comthur.** Kleinmüthiger Mann! Schämen Sie Sich nicht?

**Der Hausvater.** Laßt sie kommen! Und wenn sie sich selbst anklagen, wenn sie Reue bezeugen —

**Der Comthur.** Nun, so wollte ich nur, daß sie irgendwo versteckt wären und das mit anhörten.

**Der Hausvater.** Und was würden sie hören, was sie nicht schon wüßten?

**Der Comthur.** Und was sie nicht mißbrauchten!

**Der Hausvater.** Ich muß sie sehen, ich muß ihnen verzeihen, oder ich muß sie hassen —

**Der Comthur.** Nun gut, so sehen Sie sie! Verzeihen Sie ihnen! Lieben Sie sie, und lassen Sie Sich zeitlebens von ihnen plagen und beschimpfen! Ich will gehen, so weit ich kann, damit ich weder von Ihnen noch von Ihren Kindern weiter etwas höre.

## Zehnter Auftritt.

**Der Comthur. Der Hausvater. Fr. Hebert. Herr Le Bon. Deschamps.**

**Der Comthur** (indem er die Fr. Hebert erblickt). Verdammte Frau! (Zu Deschamps.) Und Du, Schurke, was machst Du hier?

**Fr. Hebert, Herr Le Bon** und **Deschamps** (zum Comthur, Alle zugleich). Mein Herr!

**Der Comthur** (zu Fr. Hebert). Was sucht Sie hier? Gleich geh' Sie Ihre Wege! Ich weiß, was ich Ihr versprochen habe, und ich werde mein Wort halten.

**Fr. Hebert.** Mein Herr — Sie sehen meine Freude — Sophia —

**Der Comthur.** Geh' Sie, sag' ich Ihr!

**Herr Le Bon.** Mein Herr, mein Herr, hören Sie sie doch nur!

**Fr. Hebert.** Meine Sophia — mein Kind — ist nicht, was man denkt. — Herr Le Bon — reden Sie doch, — ich kann nicht!

**Der Comthur** (zu Le Bon). Wissen Sie denn nicht, wie solche Weiber sind, und was sie für Märchen zu erzählen wissen? — Herr Le Bon, Sie sind so alt und können solch Zeug glauben?

**Fr. Hebert** (zum Hausvater). Mein Herr, Sie ist in Ihrem Hause.

**Der Hausvater** (beiseite und schmerzlich). So ist es doch wahr!

**Fr. Hebert.** Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube. — Lassen Sie sie herkommen!

**Der Comthur.** Es wird irgend eine Anverwandte von dem Germeuil sein, die keinen Strumpf anzuziehen hat.

(Hier vernimmt man ein Lärmen und ein verwirrtes Geschrei.)

**Der Hausvater.** Ich höre Lärmen.

**Der Comthur.** Es ist nichts.

**Cäcilia** (von innen). Philipp, Philipp, ruft meinen Vater!

**Der Hausvater.** Es ist meiner Tochter Stimme.

**Fr. Hebert** (zum Hausvater). Ich bitte Sie, mein Herr, lassen Sie das Kind herkommen! —

**St. Albin** (von innen). Nicht näher! Wenn Euch Euer Leben lieb ist, nicht näher!

**Fr. Hebert** und **Herr Le Bon** (zum Hausvater). O, gehen Sie doch! Sehen Sie doch!

**Der Comthur** (zum Hausvater). Es ist nichts, sage ich Ihnen.

## Elfter Auftritt.

**Der Comthur. Der Hausvater. Fr. Hebert. Herr Le Bon. Deschamps. Jungfer Clairet.**

**Jgfr. Clairet** (erschrocken zum Hausvater). Bloße Degen, ein Gefreiter, Wache — Kommen Sie geschwind, mein Herr, wenn Sie nicht wollen, daß ein Unglück geschehen soll!

## Zwölfter und letzter Auftritt.

**Der Hausvater. Der Comthur. Fr. Hebert. Herr Le Bon. Deschamps. Jungfer Clairet. Cäcilia. Sophia. St. Albin. Germeuil. Ein Gefreiter. Philipp.** Bediente. Das ganze Haus.

(Cäcilia, Sophia, der Gefreite, Saint Albin, Germeuil und Philipp stürmen auf einmal herein. St. Albin hat den Degen gezogen, und Germeuil hält ihn zurück.)

**Cäcilia** (kömmt schreiend herein). Mein Vater!

**Sophia** (läuft auf den Hausvater zu und schreiet). Mein Herr!

**Der Comthur** (zum Gefreiten, schreiend). Gefreiter, thue Er seine Pflicht!

**Sophia** und **Fr. Hebert** (die sich Beide an den Hausvater wenden, die Erstere zu seinen Füßen). Mein Herr!

**St. Albin** (den Germeuil noch immer hält). Erst muß man mir das Leben nehmen! Germeuil, lassen Sie mich!

**Der Comthur** (zum Gefreiten). Thu' Er seine Pflicht!

**Der Hausvater, St. Albin, Fr. Hebert** und **Hr. Le Bon** (Alle zugleich zum Gefreiten). Halt!

**Fr. Hebert** und **Hr. Le Bon** (zum Comthur, indem sie Sophien, die noch immer auf den Knieen liegt, nach ihm hinwenden). Betrachten Sie sie doch nur, mein Herr!

**Der Comthur** (ohne sie anzusehen). Im Namen des Königs, Herr Gefreiter, thu' Er seine Pflicht!

**St. Albin** (schreiet). Halt!

**Fr. Hebert** und **Hr. Le Bon** (schreien dem Comthur zugleich mit St. Albinen nochmals zu). Betrachten Sie sie doch!

**Sophia** (die sich gegen den Comthur wendet). Mein Herr!

**Der Comthur** (kehret sich um, betrachtet sie und schreiet, wie vom Blitze gerührt). Ah!

**Fr. Hebert** und **Hr. Le Bon.** Ja, mein Herr, das ist sie. Es ist Ihre Nichte.

**St. Albin, Cäcilia, Germeuil, Jgfr. Clairet.** Sophia des Comthurs Nichte!

**Sophia** (noch immer auf ihren Knieen zum Comthur). Lieber Herr Vetter!

**Der Comthur** (anfahrend). Was machen Sie hier?

**Sophia** (zitternd). Machen Sie mich nicht unglücklich!

**Der Comthur.** Warum konnten Sie nicht in Ihrer Provinz bleiben? Warum reiseten Sie nicht wieder heim, da ich es Ihnen sagen ließ?

**Sophia.** Ich will reisen, lieber Herr Vetter. Ich will wieder heimreisen. Machen Sie mich nicht unglücklich!

**Der Hausvater.** Kommen Sie, mein Kind! Stehen Sie auf!

**Fr. Hebert.** Ah, Sophia!

**Sophia.** Ah, meine Liebe!

**Fr. Hebert.** Ich umarme Sie wieder!

**Sophia.** Ich sehe Sie wieder!

**Cäcilia** (die sich ihrem Vater zu Füßen wirft). Mein Vater, verdammen Sie Ihre Tochter nicht, ohne sie zu hören! Cäcilia ist, dem Anscheine ohngeachtet, nicht strafbar. Sie hat sich weder besinnen noch Sie um Rath fragen können.

**Der Hausvater** (mit einer ernsten, aber gerührten Miene). Meine Tochter, Du bist in eine große Unvorsichtigkeit gefallen.

**Cäcilia.** Mein Vater!

**Der Hausvater** (zärtlich). Steh auf!

**St. Albin.** Sie weinen, mein Vater!

**Der Hausvater.** Und das über Dich, über Deine Schwester. Warum flohet Ihr mich, meine Kinder? Seht Ihr, daß Ihr Euch von mir nicht entfernen könnet, ohne Euch zu verirren?

**St. Albin und Cäcilia** (indem sie ihm die Hände küssen). Ah, mein Vater.

(Indeß scheinet der Comthur ganz verwirrt.)

**Der Hausvater** (nachdem er sich die Thränen abgetrocknet, giebt sich ein Ansehen und sagt zum Comthur). Herr Comthur, Sie hatten vergessen, daß Sie in meinem Hause waren.

**Der Gefreite.** Ist der Herr nicht Besitzer vom Hause?

**Der Hausvater** (zum Gefreiten). Darnach hätte Er Sich erkundigen sollen, ehe Er hereinkam! Geh' Er! ich stehe für Alles.

(Der Gefreite geht ab.)

**St. Albin.** Mein Vater!

**Der Hausvater** (zärtlich). Ich verstehe Dich.

**St. Albin** (indem er Sophien dem Comthur vorstellet). Herr Vetter!

**Sophia** (zum Comthur, der sich von ihr wegkehret). Verstoßen Sie doch das Kind Ihres Bruders nicht!

**Der Comthur** (ohne sie anzusehen). Ja, eines Mannes, der kein Wirth war, der sich nicht aufzuführen wußte, der mehr hatte als ich, der Alles verthan hat, und der Euch in diese armseligen Umstände gestürzt hat.

**Sophia.** Ich erinnere mich noch wohl, als ich ein Kind war, da hatten Sie die Güte, mich zu liebkosen. Ich hätte Ihre Gunst, sagten Sie. Wenn ich Sie itzt ärgere, so will ich gehen; ich will wieder heimreisen, ich will wieder zu meiner Mutter, zu meiner armen Mutter, die alle ihre Hoffnung auf Sie gesetzt hatte. —

**St. Albin.** Herr Vetter!

**Der Comthur.** Ich will sie weder sehen noch hören.

**Der Hausvater, St. Albin, Herr Le Bon** (indem sie um ihn herumtreten). Herr Bruder! — Herr Comthur! — Herr Vetter!

**Der Hausvater.** Es ist Ihre Nichte.

**Der Comthur.** Was hat sie hier zu suchen gehabt?

**Der Hausvater.** Es ist Ihr Blut.

**Der Comthur.** Das ist mir verdrießlich genug

**Der Hausvater.** Sie führet Ihren Namen.

**Der Comthur.** Das ärgert mich eben.

**Der Hausvater** (indem er ihm Sophien zeigt). Betrachten Sie sie! Wo sind die Anverwandten, die nicht auf sie stolz sein würden?

**Der Comthur.** Sie hat nichts, das will ich Ihnen nur sagen.

**St. Albin.** Sie hat Alles.

**Der Hausvater.** Sie lieben sich.

**Der Comthur** (zum Hausvater). Sie wollen sie zu Ihrer Tochter?

**Der Hausvater.** Sie lieben sich.

**Der Comthur** (zum St. Albin). Du willst sie zu Deiner Frau?

**St. Albin.** Ob ich sie will!

**Der Comthur.** So nimm sie! Ich bin es zufrieden; denn wenn ich es auch nicht zufrieden wäre, so würde es doch gleichviel sein. — Aber (zum Hausvater) mit einer Bedingung.

**St. Albin** (zu Sophien). Ah, Sophia, nun wird uns Niemand mehr trennen!

**Der Hausvater.** Herr Bruder, völlige Gnade! Keine Bedingung!

**Der Comthur.** Nein! Ich muß durchaus, Ihrer Tochter und dieses Menschen wegen, Gnugthuung haben.

**St. Albin.** Gnugthuung? Und wofür? Was haben sie gethan? Ich berufe mich auf Sie, mein Vater.

**Der Hausvater.** Cäcilia denkt und empfindet. Sie hat eine zärtliche Seele. Sie wird es sich schon selbst sagen, wie sie mir vor einem Augenblicke hat vorkommen müssen. Ich will ihren eigenen Vorwürfen nichts hinzufügen. Germeuil, — Ihnen verzeih' ich. — Meine Hochachtung und meine Freundschaft bleiben Ihnen unentzogen, meine Wohlthaten sollen Ihnen überall nachfolgen, aber — (Germeuil gehet traurig fort, und Cäcilia siehet ihm nach.)

**Der Comthur.** So lass' ich's noch gelten.

**Igfr. Clairet.** Nun kömmt die Reihe an mich. Ich will immer gehen und mein Bündel zurecht machen. (Sie geht ab.)

**St. Albin** (zu seinem Vater). Hören Sie mich, mein Vater! — Germeuil, bleiben Sie! — Er ist es, der Ihnen Ihren Sohn erhalten hat. — Ohne ihm hätten Sie keinen Sohn mehr. Was würde aus mir geworden sein? — Er ist es, der mir Sophien erhalten hat. — Was ich ihr drohete, was ihr mein Vetter drohete, das hat Germeuil, das hat Cäcilia von ihr abgewandt. — Sie hatten sich zu besinnen nur einen Augenblick. — Es gab nur eine einzige Freistatt, die ihrer anständig war. — Sie haben sie meiner Gewaltthätigkeit entrissen. — Und sie sollten für meinen Fehler gestraft werden? — Komm, Cäcilia! Wir müssen den besten Vater erweichen. (Er führt seine Schwester zu den Füßen des Vaters und wirft sich mit ihr vor ihm nieder.)

**Der Hausvater.** Ich habe Dir verziehen, meine Tochter, was willst Du noch von mir?

**St. Albin.** Ihr Glück, mein Glück, unser Aller Glück auf ewig zu befestigen. Cäcilia, — Germeuil — sie lieben sich, sie beten sich an. — Ueberlassen Sie Sich ganz Ihrer Gütigkeit, mein Vater! Es werde dieser Tag der schönste unseres Lebens! (Er läuft zu Germeuilen und ruft Sophien.) Germeuil, Sophia, — kommen Sie, kommen Sie! — Kommen Sie, wir wollen uns ihm Alle zu Füßen werfen!

**Sophia** (die sich gleichfalls zu den Füßen des Hausvaters wirft,

dessen Hände sie, so lange die Scene noch dauert, fast nicht wieder verläßt). Mein Herr!

**Der Hausvater** (der sich über sie neiget und sie aufhebt). Meine Kinder — o meine Kinder! — Cäcilia, Du liebest Germeuilen?

**Der Comthur.** Habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt?

**Cäcilia.** Verzeihen Sie mir, mein Vater!

**Der Hausvater.** Warum mußte mir das verborgen bleiben? — O meine Kinder, Ihr kennet Euern Vater nicht. — Treten Sie näher, Germeuil! Was Sie mir verhielten, hat mich gekränkt; aber ich habe Sie allezeit als meinen zweiten Sohn betrachtet. Ich hatte Ihnen immer meine Tochter bestimmt. So werde sie denn mit Ihnen die glücklichste der Weiber!

**Der Comthur.** Unvergleichlich! Das fehlte noch! Ich sahe es voraus, daß es zu dieser Narrheit kommen würde. Aber wenigstens war es beschlossen, daß sie wider meinen Willen geschehen sollte, und, Gott sei Dank, sie ist geschehen. Lustig! Seid Alle lustig! Wir sehen uns itzt zum letzten Male.

**Der Hausvater.** Sie irren Sich, Herr Comthur!

**St. Albin.** Herr Vetter!

**Der Comthur.** Geh Du! Ich gelobe Deiner Schwester den vollkommensten Haß, der nur sein kann, und Du sollst hundert Kinder kriegen, ich will bei keinem einzigen stehen! Lebt wohl! (Er geht ab.)

**Der Hausvater.** Kommt, meine Kinder! Laßt sehen, wer von uns den Kummer, den er verursacht hat, am Besten gut machen wird!

**St. Albin.** Liebster Vater, liebste Schwester, liebster Freund, ich habe Sie Alle betrübt. Aber betrachten Sie sie, und dann verklagen Sie mich, wenn Sie können!

**Der Hausvater.** Kommt, meine Kinder! Herr Le Bon, hole Er meine Mündel! Frau Hebert, ich werde für Sie sorgen. Wir wollen Alle glücklich sein. (Zu Sophien.) Meine Tochter, Ihre Glückseligkeit wird von nun an die süßeste Beschäftigung meines Sohnes sein. Lehren Sie ihn die Stürme seines heftigen Charakters besänftigen. Er lerne, daß man unmöglich glücklich sein kann, wenn man sein Schicksal seinen Leidenschaften überläßt! Er nehme Ihre Unterwürfigkeit, Ihre Sanftmuth, Ihre Geduld, alle die Tugenden, die Sie an diesem Tage gezeigt haben, auf immer zum Muster seiner Aufführung und zum Gegenstande seiner zärtlichsten Hochachtung!

**St. Albin** (lebhaft). O ja, mein Vater, o ja!

**Der Hausvater** (zu Germeuilen). Mein Sohn, mein theurer Sohn! Kaum habe ich es erwarten können, Sie so zu nennen. (Hier küßt Cäcilia ihrem Vater die Hand.) Sie werden meiner Tochter glückliche Tage machen. — Und ich hoffe, Sie sollen keinen einzigen mit ihr zubringen, der es nicht auch für Sie sei. — Ich will, wenn ich kann, Euch Alle glücklich machen. — Sophia, Sie müssen Ihre Mutter, Ihre Brüder herkommen lassen. Wenn Ihr vor dem Altare den Schwur, Euch ewig zu lieben, ableget, könnt Ihr nicht Zeugen genug dabei haben. — Kommt, meine Kinder, — kommen Sie, Germeuil, — kommen Sie, Sophia! (Er giebt seine vier Kinder zusammen und sagt.) Eine schöne Frau, ein rechtschaffner Mann sind die zwei rührendsten Wesen der Schöpfung. Schaffet der Welt zweimal an einem Tage diesen Anblick! — Der Himmel segne Euch, meine Kinder, wie ich Euch segne! (Er breitet seine Hände über sie, und sie beugen sich, seinen Segen zu empfangen.) Der Tag, der Euch vereinigen wird, wird der feierlichste Tag Eures Lebens sein. O, möge er auch der glücklichste sein! — Kommt, meine Kinder! — O wie grausam — wie süß ist es, Vater zu sein!

(Indem sie aus dem Saale gehen, führet der Hausvater seine zwei Töchter, Saint Albin hat die Arme um seinen Freund Germeuil geschlagen, Herr Le Bon giebt der Frau Hebert die Hand, die Andern folgen, wie sie kommen, und Alle sind vor Freuden außer sich.)

Ende des fünften Aufzugs und des Stücks.

Von der

# dramatischen Dichtkunst.

---

An meinen Freund Herrn Grimm.

---

Von der

# dramatischen Dichtkunst.

An Herrn Grimm.

---

Vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

Wenn ein Volk nie eine andere als muntere und lustige Art von Schauspielen gehabt hätte, und man schlüge ihm eine ernsthafte und rührende Gattung vor, wissen Sie wohl, mein Freund, was es davon denken würde? Ich irre mich sehr, oder selbst Leute von Verstande würden, wenn sie auch die Möglichkeit davon eingesehen hätten, dennoch sagen: „Wozu diese Gattung? Hat das Leben nicht wirkliche Unlust genug, daß man uns noch mit erdichteten Uebeln täuschen muß? Warum sollten wir die Traurigkeit sogar bis in unsere Ergetzungen bringen lassen?" — Kurz, sie würden als Leute reden, denen das Vergnügen, gerührt zu werden und Thränen zu vergießen, völlig fremd ist.

Gewohnheit fesselt. Stehet ein Mensch auf, der Funken von Genie zeigt und irgend ein Werk ans Licht bringt, so ist das die erste Wirkung, daß er die Gemüther in Erstaunen setzt und theilet. Nach und nach macht er sie wieder einig; nun folgen ihm eine Menge Nachahmer; der Muster werden mehr; man macht häufige Anmerkungen; man setzt Regeln fest; die Kunst entstehet; man giebt ihr Grenzen und thut den Ausspruch, daß Alles, was nicht in dem engen Bezirke, den man gezeichnet hat, enthalten ist, widersinnig und schlecht sei; es sind die Säulen

des Hercules, über die man sich nicht hinauswagen kann, ohne sich zu verirren.

Doch wider die Wahrheit ist kein Vorurtheil stark genug. Das Schlechte fällt trotz den Lobsprüchen, die es von der Einfalt erhalten hat, und das Gute bekleibt trotz der Unentschließigkeit der Unwissenden, trotz dem Geschrei des Neides. Das Verdrießlichste dabei ist dieses, daß den Menschen nicht eher Gerechtigkeit widerfährt, als bis sie nicht mehr sind. Erst muß man ihnen ihr Leben sauer gemacht haben, ehe man eine Hand voll geruchloser Blumen auf ihr Grab streuet. Was ist zu thun? Entweder die Hände in den Schooß zu legen, oder sich einem Gesetze zu unterwerfen, das sich Bessere als wir haben müssen gefallen lassen. Wehe Jedem, der sich beschäftiget, wenn seine Arbeit nicht die Quelle seiner süßesten Augenblicke ist, wenn er sich nicht mit dem Beifalle Weniger befriedigen kann! Die Anzahl guter Richter ist sehr klein. O Freund, lasse ich etwas ans Licht treten, es sei der Entwurf eines Schauspiels oder eine philosophische Idee oder ein Stück aus der Moral oder Literatur — denn mein Geist ruhet sich durch die Abwechslung aus —, so komme ich zu Ihnen. Fällt Ihnen meine Gegenwart nicht zur Last, eilen Sie mir mit einer vergnügten Miene entgegen, so will ich geduldig warten, bis Zeit, bis Billigkeit, welche sich mit der Zeit beständig äußert, den Ausspruch über mein Werk thun.

Ist eine Gattung vorhanden, so ist es schwer, eine neue einzuführen. Ist diese eingeführt, so hat man ein ander Vorurtheil zu bestreiten. Man bildet sich ein, daß die zwei angenommenen Gattungen mit einander grenzen.

Zeno leugnete die Wirklichkeit der Bewegung. Statt aller Antwort ging sein Gegner auf und nieder, und wenn er auch gehinkt hätte, er würde doch geantwortet haben.

Mit meinem Natürlichen Sohne habe ich den Versuch eines Schauspiels machen wollen, das zwischen der Komödie und der Tragödie stehe.

Der Hausvater, den ich damals versprach, und den beständige Zerstreuungen zurückgehalten haben, stehet zwischen der ernsthaften Gattung des Natürlichen Sohnes und der Komödie.

Und wenn ich einmal Zeit und Muth bekomme, so hoffe ich ein drittes Schauspiel zu verfertigen, das zwischen der ernsthaften Gattung und der Tragödie zu stehen kommen soll.

Nun mag man diesen Werken einiges Verdienst zugestehen, oder man mag ihnen keines zugestehen, so werden sie doch immer

so viel beweisen, daß es mit dem Abstande, den ich zwischen den beiden angenommenen Gattungen bemerkt habe, seine Richtigkeit hat.

Das dramatische System nach seinem ganzen Umfange wäre also dieses: die lustige Komödie, welche das Laster und das Lächerliche zum Gegenstande hat; die ernsthafte Komödie, welche die Tugend und die Pflichten des Menschen zum Gegenstande hat; das Trauerspiel, das unser häusliches Unglück zum Gegenstande hätte, und die Tragödie, welche zu ihrem Gegenstande das Unglück der Großen und die Unfälle ganzer Staaten hat.

Aber wo ist er, der uns die Pflichten der Menschen mit Nachdruck male? Welches sind die Eigenschaften des Dichters, der sich dieses Werk vornehmen wollte?

Er sei Philosoph, er sei in sich selbst herabgestiegen, er habe die menschliche Natur kennen lernen, er sei von den gesellschaftlichen Ständen auf das Genaueste unterrichtet, er kenne ihre Beschäftigungen und ihre Wichtigkeit, ihre Vortheile und Unbequemlichkeiten.

„Aber wie soll man Alles, was zu dem Stande eines Menschen gehöret, in die engen Grenzen eines Schauspiels bringen? Wo ist die Verwicklung, die diesen ganzen Gegenstand fassen könnte? Man wird in dieser Gattung Stücke machen müssen, die aus lauter episodischen Auftritten bestehen, die unter sich keine Verbindung haben oder nur aufs Höchste vermöge einer kleinen Intrigue, die sich durch sie schlinget, zusammenhangen;*) aber da wird an keine Einheit, an keine Handlung, an kein Interesse zu denken sein. Jede Scene für sich wird vielleicht die zwei Punkte, die Horaz so sehr empfiehlt, verbinden; aber etwas zusammen werden sie nicht ausmachen, und das Ganze wird ohne Festigkeit und Kraft sein."

Wenn uns die Stände der Menschen auch nur Stücke schaffen, so wie Die Ueberlästigen des Molière sind, so ist es doch schon etwas; ich glaube aber, daß man sie noch weit besser nutzen kann. Die Verbindlichkeiten und Ungemächlichkeiten eines Standes sind nicht alle gleich wichtig. Mich dünkt also, man könnte sich blos an die vornehmsten halten, diese zu der Grundlage des Stückes machen und die übrigen in die Ausführung versparen. Und so habe ich es in dem Hausvater gemacht, wo die Versorgung eines Sohnes und einer Tochter meine zwei

*) Die Franzosen nennen dergleichen Stücke des pièces à tiroir.

Hauptstützen sind. Vermögen, Geburt, Erziehung, was Eltern ihren Kindern, was Kinder ihren Eltern schuldig sind, Heirath, eheloses Leben, Alles, was mit dem Stande eines Hausvaters in Verbindung stehet, davon wird gelegentlich, so wie es der Faden des Gesprächs erlaubet, gehandelt. Es betrete nur ein Anderer, der die mir fehlenden Talente besitzet, diesen Pfad, und man wird bald sehen, was aus dieser Gattung von Schauspielen werden kann.

Was man wider sie einwirft, beweiset nur so viel: daß sie sehr schwer zu bearbeiten ist, daß sie nicht das Werk eines Kindes sein kann, und daß sie mehr Kunst, mehr Einsicht, mehr Ernst und Stärke des Geistes erfordert, als man in den Jahren gemeiniglich hat, in welchen man sich dem Theater widmet.

Um von einer Geburt des Geistes richtig zu urtheilen, muß man sie nicht gegen eine andere halten. Das war der Fehltritt, den einer von unsern ersten Kunstrichtern that. Er sagte: „Die Alten haben keine Opern gehabt, folglich ist die Oper eine Gattung, die nichts taugt." Wäre er vorsichtiger oder besser unterrichtet gewesen, so hätte er vielleicht gesagt: „Die Alten hatten blos eine Oper, und folglich kann unsere Tragödie nicht gut sein." Hätte er hingegen eine richtigere Logik inne gehabt, so würde er weder so noch so geschlossen haben. Es mögen Muster vorhanden sein oder nicht, daran ist nichts gelegen. Es giebt eine Regel, die älter als Alles ist, und die poetischen Gründe waren, ehe noch Poeten waren; denn wie hätte man sonst von dem ersten Gedichte urtheilen können? War es gut, weil es gefiel? Oder gefiel es, weil es gut war?

Die Pflichten des Menschen sind für den dramatischen Dichter eine ebenso reiche Grube als ihre Lächerlichkeiten und Laster, und die ehrbaren und ernsthaften Stücke werden überall Beifall finden, unfehlbarer aber bei einem verderbten Volke als sonst wo. Hier wird der rechtschaffne Mann in den Schauplatz gehen, um sich der Gesellschaft der Bösen, mit welchen er umgeben ist, zu entschlagen, um Diejenigen zu finden, mit welchen er zu leben wünschte, um das menschliche Geschlecht zu sehen, wie es ist, und sich mit ihm wieder auszusöhnen. Die rechtschaffnen Leute sind selten, aber es giebt deren doch. Wer anders denkt, klaget sich selbst an und verräth, wie unglücklich er mit seiner Frau, mit seinen Anverwandten, mit seinen Freunden, mit seinen Bekannten ist. Es sagte einst Jemand, nachdem er so ein ehrbares Werk gelesen und sich auf das Süßeste damit

unterhalten hatte: „Mich dünkt, ich bin wieder allein.“ Das Werk verdiente diesen Lobspruch, aber seine Freunde verdienten diese Satire nicht.

Nur die Tugend und die Tugendhaften muß man zu seinem beständigen Augenmerke haben, wenn man schreibt. Sie, mein Freund, Sie rufe ich mir zu Sinne, wenn ich die Feder ergreife; Sie stelle ich mir vor Augen, wenn ich handele. Sophien, Sophien will ich gefallen. Haben Sie mir zugelächelt, hat sie eine Thräne vergossen, lieben Sie mich Beide darum so viel mehr, so bin ich belohnt genug.

Als ich die Scenen des Bauers in dem Fälschlich-Großmüthigen hörte, sagte ich: „Ganz gewiß, das muß in der ganzen Welt, das muß zu allen Zeiten gefallen; dabei wird man in Thränen zerfließen.“ Die Wirkung hat mein Urtheil bestätiget. Diese Episode ist völlig aus der ehrbaren und ernsthaften Gattung.

„Das Beispiel einer glücklichen Episode“, wird man sagen, „kann nichts beweisen. Und wenn Sie das einförmige Gespräch von Tugend nicht durch einige lächerliche und wohl gar, wie es Mehrere gethan haben, durch ein Wenig übertriebene Charaktere unterbrechen, so fürchte ich sehr, Ihre ehrbare und ernsthafte Gattung, Sie mögen davon sagen, was Sie wollen, wird zu nichts als frostigen und unscheinbaren Scenen, zu einer langweiligen und traurigen Moral, zu einer Art von dialogischen Predigten verhelfen.“

Lassen Sie uns die verschiednen Stücke eines Drama durchgehen und zusehen. Ist es der Inhalt, nach welchem man es beurtheilen muß? In der ehrbaren und ernsthaften Gattung ist der Inhalt nicht weniger wichtig als in der lustigen Komödie und ist dabei mit mehr Wahrheit behandelt. Oder muß man es nach den Charakteren beurtheilen? Sie können hier ebenso verschieden, ebenso original sein, und der Dichter ist noch dazu gezwungen, sie mit mehrerer Stärke zu zeichnen. Oder nach den Leidenschaften? Diese werden sich um so viel wirksamer zeigen, je größer das Interesse sein wird. Oder nach dem Stile? Dieser wird hier weit nachdrücklicher, weit ernsthafter, weit erhabener, weit gewaltiger und dessen, was man Empfindung nennet (eine Eigenschaft, ohne welche kein Stil ans Herz redet), weit fähiger sein. Oder nach dem Mangel des Lächerlichen? Als ob thörichte Handlungen und Reden, die durch ein übel verstandenes Interesse oder durch heftige Leidenschaften veranlaßt werden, nicht das wahre Lächerliche der Menschen und des Lebens wären!

Ich berufe mich auf die schönen Stellen im Terenz und frage, nach welcher Gattung die Auftritte der Väter und Liebhaber abgefaßt sind.

Habe ich in dem Hausvater der Wichtigkeit meines Inhalts nicht gleich kommen können, ist der Verlauf frostig, sind die Leidenschaften geschwätzig und moralisirend, fehlet den Charakteren des Vaters, des Sohnes, des Comthurs, Cäciliens, Sophiens, Germeuil's das komische Leben, so ist es ganz sicher meine Schuld und nicht die Schuld der Gattung.

Es nehme sich nur ein guter Kopf vor, den Stand des Richters auf die Bühne zu bringen; er verwickele seinen Inhalt auf eine so interessante Weise, als er es nur immer leiden will und ich mir es ohngefähr vorstelle; die Person werde durch die Pflichten ihres Standes gezwungen, entweder der Würde und Heiligkeit ihres Amtes zu entstehen und sich in ihren und Anderer Augen zu entehren oder ihre Leidenschaften, Alles, was ihr am Liebsten ist, Vermögen, Geburt, Weib und Kinder, dem Amte aufzuopfern: und dann thue man, wenn man will, den Ausspruch, ob die ernsthafte und ehrbare Gattung ohne Feuer, ohne Glanz, ohne Nachdruck ist.

So oft Gewohnheit oder Neuheit mich in meinem Urtheile ungewiß machen (denn beide haben diese Wirkung), suche ich mich vermittelst folgender Art zu entschließen, mit der es mir meistentheils sehr wohl gelungen ist. Ich präge mir den Gegenstand wohl ein und bringe ihn in Gedanken von der Natur auf die Leinewand und untersuche ihn in dieser Entfernung, in welcher er mir weder zu nahe noch zu weit ist.

Lassen Sie uns dieses Hülfsmittel hier brauchen. Lassen Sie uns zwei Komödien nehmen, eine von der ernsthaften und eine von der lustigen Gattung; lassen Sie uns von beiden, Scene vor Scene, zwei Galerien von Gemälden aufstellen, und lassen Sie sehen, in welcher von beiden wir uns am Längsten, am Willigsten verweilen werden, wo wir die stärksten und angenehmsten Empfindungen haben werden, wo wir am Liebsten wieder hingehen werden.

Ich wiederhole es also: zu der ehrbaren, zu der ehrbaren. Das Ehrbare rühret uns auf eine weit innigere, auf eine weit süßere Art als dasjenige, was unsere Verachtung und unser Lachen erweckt. Ihr Dichter, die Ihr Gefühl und Zärtlichkeit habet, diese Saite berühret, und Ihr werdet sie in Aller Herzen wiedertönen hören!

„Die menschliche Natur ist also gut?“

Ja, mein Freund, und sehr gut. Wasser, Luft, Erde, Feuer, Alles ist in der Natur gut; der Orkan, der sich zu Ende des Herbstes erhebt, die Wälder erschüttert, Bäume gegen Bäume schlägt und so die todten Aeste bricht und absondert; der Sturm, der die Wasser des Meeres durchwühlet und sie säubert; der Aetna, der aus seiner offnen Seite brennende Ströme gießt und einen Dampf in die Luft sendet, durch den sie gereiniget wird: Alles ist gut.

Die elenden willkürlichen Satzungen sind es, die den Menschen verderben; diese muß man anklagen und nicht die menschliche Natur. Und in der That, was rührt uns stärker als die Erzählung einer großmüthigen Handlung? Wo ist der Unselige, der die Klagen eines rechtschaffnen Mannes mit Gleichgültigkeit anhören könnte?

Der Schauplatz ist der einzige Ort, wo sich die Thränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen, und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse gehet also aus dem Schauplatze weit weniger geneigt, Uebels zu thun, als wenn ihm ein ernster und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

Der Dichter, der Romanenschreiber, der Schauspieler bringen verstohlner Weise ans Herz und treffen es um so viel gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rühret, sind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem *Ehrlichen Manne, der sich der Welt entzogen*, im *Dechant von Killerine*, im *Cleveland* erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend und kostet mich Thränen. Könnte es eine unseligere Kunst geben als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften machte? Aber wo ist auch eine schätzbarere Kunst als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffnen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in der ich mich befand, reißet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Höhlen zu versetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenossen der Unfälle zu machen, durch die es dem Poeten beliebt, seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen.

O, wie sehr ersprießlich würde es für die Menschen sein, wenn sich alle Künste der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten und sich einmal mit den Gesetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verhaßt zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen; er muß sich an den Dichter, an den Maler, an den Tonkünstler wenden und ihnen auf das Nachdrücklichste zurufen: „O Ihr von höhern Fähigkeiten, warum hat Euch der Himmel begabt?" Wird er gehört, so werden gar bald die Mauern unsrer Paläste nicht mehr von Gemälden der schändlichsten Wollust bedeckt sein; unsere Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Lasters sein, und Geschmack und Tugend werden dabei gewinnen. Glaubt man denn wirklich, daß die Action zweier blinden Eheleute, die einander noch im hohen Alter suchten, die sich mit thränenden Augen zärtlich die Hände drückten, die sich, so zu reden, an dem Rande des Grabes noch liebkosten, nicht ebenso viel Geschicklichkeit erfordere, mich nicht weit mehr rühren würde als der Anblick der heftigen Wollust, in der sich ihre noch ganz neuen Sinne in der Jugend betaumelten?

Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reißenden Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden.

Und worauf würde es ankommen? Das Gedicht so einzurichten, daß die Sachen nach Art der Niederlegung des Regiments im *Cinna* eingeflochten würden. Auf diese Weise könnte der Dichter die Frage von dem Selbstmorde, von der Ehre, vom Duell, vom Reichthume und hundert andere abhandeln. Unsere Gedichte würden dadurch eine Würde bekommen, die ihnen fehlt. Wenn eine solche Scene nothwendig ist, wenn sie mit dem Stoffe zusammenhängt, wenn sie vorbereitet ist, wenn sie der Zuschauer erwartet, so wird er ihr seine ganze Aufmerksamkeit schenken und wird ganz anders davon gerührt werden als von den kleinen niedlichen Sentenzen, aus welchen unsere neuere Werke zusammengestoppelt sind.

Nicht Worte, sondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Wer von einem dramatischen Stücke, aus welchem man viele abgesonderte Gedanken anzuführen weiß, das Urtheil fällt, es müsse ein mittelmäßiges Werk sein, der wird sich selten betriegen. Das vortrefflichste Gedicht ist dasjenige, dessen Wirkung am Längsten in mir dauert.

O dramatische Dichter, der wahre Beifall, nach dem Ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja, es giebt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur Die vorstellen können, die für ihre Kunst geboren sind und es voraus wissen, wie weit ihre Zauberei gehen kann, diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehäglichkeit zu setzen, so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in Aller Gemüthern herrschen und Euere Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.

Es giebt eine Art von Schauspielen, wo man die Moral geradezu und doch glücklich vortragen könnte. Hier ist ein Beispiel. Man gebe wohl darauf Achtung, was unsere Richter davon sagen werden, und wenn es ihnen frostig vorkömmt, so glaube man nur gewiß, daß es ihnen an Energie der Seele, an der Idee der wahren Beredsamkeit, an Gefühl und Empfindlichkeit fehlet. Ich wenigstens halte dafür, wenn sich ein Genie dieses Stoffes bemächtigte, es würde unsern Augen nicht Zeit lassen, trocken zu werden, und wir würden ihm das allerrührendste Schauspiel, die allerlehrreichste und angenehmste Schrift, die man nur lesen kann, zu danken haben. Ich meine den Tod des Sokrates.

Die Scene ist im Gefängnisse. Man erblickt den Philosophen in Ketten und auf Stroh liegend. Er schläft. Seine Freunde haben die Wache bestochen und kommen mit anbrechendem Tage, ihm seine Befreiung anzukündigen.

Ganz Athen ist in Aufruhr, aber der Gerechte schläft.

Von einem unschuldigen Leben. Wie süß es ist, wohl gelebt zu haben, wenn man nun sterben soll! Erster Auftritt.

Sokrates erwacht; er erblickt seine Freunde und wundert sich, sie so früh zu sehen.

Der Traum des Sokrates.

Sie hinterbringen ihm, was sie ausgerichtet haben. Er untersucht mit ihnen, was sich für ihn zu thun schicke.

Von der Achtung, die man sich selber schuldig ist, und von der Heiligkeit der Gesetze. Zweiter Auftritt.

Die Wache kömmt; man nimmt ihm seine Ketten ab.

Die Fabel von Schmerz und Lust.

Die Richter treten herein, mit ihnen zugleich die Ankläger des Sokrates und eine Menge Volks. Er wird angeklagt und vertheidiget sich.

Die Schutzrede. Dritter Auftritt.

Man muß sich hier nach den griechischen Sitten richten; die Klagen müssen gelesen werden; Sokrates muß sich bald an seine Richter, bald an seine Ankläger, bald an das Volk wenden; er muß in sie dringen, er muß sie fragen, er muß ihnen antworten. Man muß die Sache zeigen, wie sie wirklich vorgefallen ist, und das Schauspiel wird um so viel wahrer, um so viel in die Augen fallender, um so viel schöner werden.

Die Richter treten ab, die Freunde des Sokrates bleiben; die Verdammung hat ihnen geahnet. Sokrates unterhält sie und tröstet sie.

Von der Unsterblichkeit der Seele. Vierter Auftritt.

Er ist verurtheilt. Man kündiget ihm den Tod an. Er spricht seine Frau und seine Kinder. Man bringt den Giftbecher. Er stirbt. Fünfter Auftritt.

Es ist ein einziger Aufzug, der aber, wenn er wohl ausgearbeitet würde, die Länge eines gewöhnlichen Stücks haben dürfte. Welche Beredsamkeit wird dazu erfordert! welche tiefe Einsicht in die Weltweisheit! welch Naturell! welche Wahrheit! Man fasse den festen, einfältigen, ruhigen, heitern und erhabnen Charakter des Philosophen nur recht, und man wird bald merken, wie schwer er zu schildern ist. Alle Augenblicke werden sich die Lippen lächelnd verziehen und die Augen voll Thränen stehen! Ich würde vergnügt sterben, wenn ich dieses Werk so ausgeführet hätte, als ich mir es vorstelle. Und ich wiederhole es, wenn die Kunstrichter hier weiter nichts als eine Folge von philosophischen und frostigen Unterredungen erblicken: die armen Leute! wie sehr bedauere ich sie!

Ich meines Theils mache weit mehr aus einem Affecte, aus einem Charakter, der sich nach und nach entwickelt und sich endlich in aller seiner Stärke zeiget, als aus allen den künstlichen Verwickelungen, aus denen man Stücke zusammensetzt, in welchen die Zuschauer ebenso sehr hin und her geworfen werden als die Personen. Mich dünkt, der gute Geschmack kann dergleichen Stücke nicht vertragen, und große Wirkungen können sie unmöglich haben. Und das ist es gleichwohl, was wir Leben und Bewegung nennen. Die Alten hatten einen ganz andern Begriff davon. Der einfältigste Verlauf; eine Handlung, mit der

man kurz vor ihrem Ende anfängt, damit Alles bereits aufs Aeußerste gebracht sei; eine Entwickelung, die alle Augenblicke ausbrechen will und doch immer durch einen ganz schlechten, aber wahren Umstand verschoben wird; nachdrückliche Reden, heftige Leidenschaften, Gemälde, ein oder zwei meisterhaft gezeichnete Charaktere: das war ihre ganze Kunst. Mehr brauchte Sophokles nicht, Aller Gemüther unter sich zu bringen. Wer keinen Gefallen an den Alten gefunden hat, der wird nie erfahren, wie viel unser Racine dem alten Homer zu danken hat.

Sie werden es ebensowohl als ich angemerkt haben, daß fast kein Zuschauer ist, der nicht von dem allerverwickeltsten Stücke, wenn er es schon nur zum ersten Male aufführen gesehen, Bescheid zu geben wüßte. Man kann sich weit leichter der Begebenheiten als der Reden erinnern, und wenn die Begebenheiten einmal bekannt sind, so hat das verwickelte Stück alle seine Wirkung verloren.

Wenn ein dramatisches Werk nur einmal aufgeführt und niemals gedruckt werden sollte, so wollte ich zu dem Dichter sagen: „Verwickele so sehr, als Du willst, Du wirst unfehlbar erregen und beschäftigen; aber sei einfach, wenn Du gelesen zu werden, wenn Du auf der Bühne zu bleiben wünschest!"

Eine schöne Scene enthält mehr Gedanken, als ein ganzes Drama Begebenheiten enthalten kann, und nur auf Gedanken kömmt man gern wieder zurück. Die wird man nie zu hören müde, die hören nie auf zu rühren. Die Scene des Roland's in der Höhle, wo er der treulosen Angelica vergebens wartet, Lusignan's Rede mit seiner Tochter, die Rede der Klytämnestra an den Agamemnon sind mir beständig neu.

Wenn ich erlaube, so sehr zu verwickeln, als man nur immer will, so verstehe ich es von einer und ebenderselben Handlung. Es ist fast unmöglich, zwei Intriguen so fortzuführen, daß nicht die eine zum Nachtheil der andern interessiren sollte. Wie viel neuere Beispiele könnte ich hiervon anführen! Aber ich will Niemanden beleidigen.

Was kann feiner sein als die Art, mit welcher Terenz die Liebeshändel des Pamphilus und des Charinus in seiner Andria durch einander geschlungen hat? Hat er es dem ohngeachtet ohne Nachtheil gethan? Glaubt man nicht zu Anfange des zweiten Aufzuges ein neues Stück anzufangen? Und schließt sich der fünfte interessant genug?

Wer zwei Intriguen zugleich fortzuführen unternimmt, legt

sich die Nothwendigkeit auf, beide in einem Augenblick zu entwickeln. Wenn die Hauptintrigue zuerst zu Ende kömmt, so wird die andere unerträglich. Wird hingegen die episodische Intrigue eher aus, so äußert sich eine andere Unbequemlichkeit: diese und jene Personen verschwinden entweder auf einmal oder treten ohne Ursache auf; das ganze Werk wird entweder verstümmelt oder wird frostig.

Was würde aus dem Stücke werden, das Terenz Heautontimorumenos oder den Selbstpeiniger betitelt hat, wenn der Dichter nicht durch einen glücklichen Fund seines Genies die Intrigue des Clinia, die sich im dritten Aufzuge schließt, wieder vorzunehmen und sie mit der Intrigue des Clitophon aufs Neue zu verbinden gewußt hätte?

Terenz verlegte die Intrigue der Perinthia des Menander's in die Andria des nämlichen griechischen Dichters und machte aus zwei einfachen Stücken ein zusammengesetztes. Ich that in dem Natürlichen Sohne das Gegentheil. Goldoni hatte den Geizigen des Molière und die Charaktere des Wahren Freundes in ein Lustspiel von drei Aufzügen zusammengeschmolzen. Ich trennte diesen doppelten Stoff und machte ein Stück von fünf Aufzügen daraus. Dieses Stück mag nun gut oder schlecht geworden sein, genug, in diesem Punkte hatte ich Recht.

Terenz behauptet, weil er den Inhalt des Heautontimorumenos verdoppelt habe, so sei sein Stück neu. Es mag sein; ob es darum aber auch besser ist, das wäre eine andere Frage.

Wenn ich mich in dem Hausvater einiger Geschicklichkeit schmeicheln dürfte, so würde ich sie darin setzen, daß ich Germeuilen und Cäcilien eine Leidenschaft gegeben habe, die sie einander in den ersten Aufzügen nicht entdecken können, und daß ich diese Leidenschaft der Liebe des Saint Albin gegen Sophien durchs ganze Stück so untergeordnet habe, daß sich Germeuil und Cäcilia auch nach geschehener Erklärung von ihrer Neigung nicht unterhalten können, ob sie gleich alle Augenblicke bei einander sind.

Hier giebt es keine Mittelstraße; so viel man auf der einen Seite gewinnt, so viel verlieret man auf der andern. Soll das Stück durch vielfältige Zwischenfälle interessant und feurig werden, so können keine Reden stattfinden; kaum daß die Personen Zeit haben, einander zu sprechen; sie handeln, anstatt sich zu entwickeln. Ich rede aus der Erfahrung.

Einem Possenspiele kann man nicht Handlung und Bewegung genug geben; denn was könnte man Erträgliches darin sagen? Weit weniger braucht man in der lustigen Komödie, noch weniger in der ernsthaften Komödie und am Allerwenigsten in dem Trauerspiele.

Je unwahrscheinlicher eine Gattung ist, desto leichter kann man gedrungen und feurig darin sein. Man schafft sich Feuer auf Unkosten der Wahrheit und des Wohlstandes. Das allerabgeschmackteste Ding ist eine frostige Burleske. In den ernsthaften Gattungen macht es die Wahl der Zwischenfälle schwer, beständig feurig zu bleiben.

Deswegen aber ist ein vortreffliches Possenspiel kein Werk eines gemeinen Kopfs. Es erfordert eine eigene Lustigkeit; seine Charaktere sind wie die Grotesken des Calot, in welchen noch immer die vornehmsten Züge der menschlichen Figur zu erkennen sind. Es ist nicht allen Leuten gegeben, so zu verstümmeln. Wenn man glaubt, daß es mehr Köpfe gebe, die einen Pourceaugnac, als die einen Menschenfeind machen könnten, so betriegt man sich.

Was ist Aristophanes? Ein originaler Possenreißer. Ein Schriftsteller von dieser Gattung muß der Regierung sehr schätzbar sein, wenn sie ihn zu brauchen weiß. Denn ihm darf man nur alle Enthusiasten übergeben, die von Zeit zu Zeit das gemeine Wesen stören. Wenn man sie in den Buden lächerlich macht, so braucht man die Gefängnisse nicht mit ihnen anzufüllen.

Ob nun gleich Bewegung und Leben nach den verschiedenen Gattungen, in welchen man arbeitet, verschieden ist, so gehet die Handlung doch darum immer fort. Sie muß nicht einmal in den Zwischenaufzügen stehen bleiben. Sie ist ein Bruchstück, das sich von dem Gipfel eines Felsen losreißet; je weiter es fällt, desto geschwinder fällt es, und die Hindernisse, auf die es von Zeit zu Zeit aufschlägt, vermehren seine Gewalt.

Wenn diese Vergleichung richtig ist, wenn es wahr ist, daß des Redens um so viel weniger werden muß, je mehr der Handlung wird, so muß man in den ersten Aufzügen mehr reden als handeln und in den letzten mehr handeln als reden lassen.

Ist es schwerer, den Plan zu entwerfen, als das Gespräch auszuführen? Ich habe sehr oft über diese Frage streiten hören, und es ist mir immer vorgekommen, als ob Jeder mehr seiner Fähigkeit als der Wahrheit der Sache gemäß antworte.

Ein Mann, der viel Umgang hat, der sich leicht ausdrückt,

der die Menschen kennet, der sie gehöret und studiret hat, und der zu schreiben weiß, findet den Plan schwer.

Ein Andrer, dessen Verstand ausgebreiteter ist, der über die Dichtkunst nachgedacht hat, der das Theater kennt, den Erfahrung und Geschmack die interessanten Stellungen kennen gelehrt, der Begebenheiten zu verbinden weiß, wird seinen Plan ohne viel Mühe machen. Dieser aber wird mit seiner Arbeit um so viel weniger zufrieden sein, je genauer er mit den besten Schriftstellern in seiner und den todten Sprachen bekannt ist; er wird sie ohne Unterlaß mit den Meisterstücken vergleichen, die er beständig vor Augen hat. Kömmt es auf eine Erzählung an, so wird ihm die Erzählung in der Andria beifallen. Kömmt es auf eine affectvolle Scene an, so wird ihm der Eunuchus statt einer zehne darbieten, die ihn zur Verzweiflung bringen werden.

Uebrigens ist sowohl das eine als das andere ein Werk des Genies, aber das Genie ist nicht ebendasselbe. Durch den Plan muß sich ein verwickeltes Stück erhalten; bei einem einfachen Stücke kömmt es auf die Reden und das Gespräch an, wenn man es mit Vergnügen lesen soll.

Doch ist dabei anzumerken, daß es überhaupt mehr Stücke giebt, in welchen das Gespräch, als in welchen der Plan gut ist. Das Genie, welches die Zufälle zu ordnen vermag, scheinet weit rarer als das Genie, welches die gehörigen Reden zu finden weiß. Wie viel schöne Scenen hat Molière! Aber seine glücklichen Entwickelungen sind zu zählen.

Der Plan ist das Werk der Einbildungskraft, das Gespräch beruhet auf der Nachahmung der Natur.

Man kann von einerlei Stoffe, nach einerlei Charakteren verschiedene Plane machen. Wenn aber die Charaktere einmal gegeben sind, so giebt es nur eine Art, sie reden zu lassen. Die Personen haben das oder das zu sagen, nachdem die Situationen sind, in welche man sie gesetzt hat; da es aber in allen diesen Situationen immer ebendieselben Menschen sind, so können sie sich niemals widersprechen.

Man sollte fast glauben, daß ein Drama das Werk zweier Menschen von Genie sein müßte, deren Einer den Plan ordene und der Andere die Personen reden lasse. Aber wer wird sie nach dem Plane eines Andern können reden lassen? Das Genie, welches zum Gespräche erfordert wird, ist nicht allgemein; Jeder greift in seinen Busen und fühlt, wozu er aufgelegt ist, und ohne es selbst zu merken, sucht er bei Verfertigung des Planes nur

immer solche Situationen, mit welchen er fertig zu werden denket. Man ändere diese Situationen, und sein Genie wird ihn verlassen zu haben scheinen. Der Eine braucht muntere Situationen, der Andere moralische und ernsthafte, ein Dritter rednerische und pathetische. Man gebe Corneillen einen Plan vom Racine und dem Racine einen Plan vom Corneille und sehe, was sie machen werden.

Bei dem empfindlichen und aufrichtigen Charakter, mit welchem ich geboren bin, habe ich mich nie, ich gestehe es Ihnen, mein Freund, vor einer Stelle gefürchtet, mit der ich durch Hülfe der Vernunft und Rechtschaffenheit zu Stande zu kommen hoffte. Das sind die Waffen, die mich meine Eltern bei guter Zeit zu führen gelehrt haben, und ich habe sie so oft gegen Andere und gegen mich selbst gebraucht!

Sie wissen, daß ich mich von langer Zeit her an die Kunst des Selbstgesprächs gewöhnt habe. Wenn ich die Gesellschaft verlasse und traurig und verdrießlich nach Hause komme, so schließe ich mich in mein Cabinet ein, und da frage und verhöre ich mich: Was fehlt Dir? Bist Du launisch? — Ja. — Bist Du etwa krank? — Nein. — So gehe ich weiter, bis ich mir selbst die Wahrheit auspresse. Und da dünke ich mich eine muntere, ruhige, rechtschaffene und heitere Seele zu haben, welche eine andere befragt, die sich einer begangenen Thorheit schämt und sie nicht gern gestehen will. Das Geständniß kömmt aber doch. Ist es eine Thorheit, die ich begangen habe, wie ich deren denn oft begehe, so schenke ich mir sie. Ist es eine, die man mir erwiesen hat, wie sich denn das gar leicht zuträgt, so oft ich unter Leute gerathe, die meinen gutwilligen Charakter mißbrauchen, so verzeihe ich. Die Traurigkeit verfliegt, ich komme wieder zu meiner Familie als ein guter Ehemann, als ein guter Vater, als ein guter Herr; wenigstens bilde ich mir es ein, und Niemand merkt den Verdruß, der sich vor einem Augenblicke über Alles um mich herum zu verbreiten drohte.

Ich rathe diese geheime Prüfung Allen, welche schreiben wollen; sie werden unfehlbar rechtschaffnere Leute und bessere Schriftsteller dadurch werden.

Habe ich einen Plan zu machen, so werde ich, ohne es zu merken, Situationen suchen, die zu meinem Talente und zu meinem Charakter passen.

„Wird aber dieser Plan der beste sein?"

Ohne Zweifel wird er mir es scheinen.

„Und auch Andern?“

Das ist eine andere Frage.

Die Menschen hören, und sich oft mit sich selbst unterhalten, das sind die Mittel, sich zum Gespräche geschickt zu machen.

Eine schöne Einbildungskraft haben, die Ordnung und Verbindung der Dinge zu Rathe ziehen, weder die schweren Scenen noch die lange Arbeit scheuen, sich sogleich in den Mittelpunkt seines Stoffs versetzen, den Augenblick wohl zu treffen wissen, da die Handlung angehen muß, sich darauf verstehen, was am Besten wegbleiben kann, die rührenden Situationen kennen: darin bestehet das Talent, das zu Anlegung eines guten Planes erfordert wird.

Vor allen Dingen muß man sich das Gesetz machen, nicht das Geringste von der Ausführung eher niederzuschreiben, als bis man mit dem Plane völlig zu Stande ist.

Da der Plan viel Mühe kostet, und er lange und wohl überlegt sein will, wie geht es Denen, die sich der dramatischen Dichtkunst widmen, blos weil sie viel Leichtigkeit, Charaktere zu schildern, bei sich verspüren? Sie übersehen ihren Stoff ungefähr im Ganzen, sie wissen ungefähr die Situationen und haben die Charaktere festgesetzt; und wenn sie einmal bei sich ausgemacht haben, daß diese Mutter verbuhlt, dieser Vater hart, dieser Liebhaber freigebig, dieses junge Mädchen empfindlich und zärtlich sein soll, so überfällt sie die Wuth, Scenen zu machen. Sie schreiben und schreiben, sie finden feine, artige, auch wohl starke Gedanken, sie haben vortreffliche Stellen schon ganz fertig. Wenn sie nun aber lange gearbeitet haben und endlich auf den Plan kommen, denn auf diesen muß man doch endlich kommen, so suchen sie die vortrefflichen Stellen anzubringen; sie können sich nicht entschließen, diesen und jenen feinen oder starken Gedanken zu verlieren, sie thun also von dem, was sie thun sollten, gerade das Gegentheil und machen den Plan nach den Scenen, anstatt daß sie die Scenen nach dem Plane machen sollten. Dadurch wird denn nicht allein der Verfolg, sondern auch das Gespräch gezwungen, viel Zeit und Mühe gehet verloren, und eine Menge Späne bleiben auf dem Holzhofe liegen. Wie verdrießlich ist das, besonders wenn das Stück in Versen ist!

Ich habe einen jungen Dichter gekannt, dem es nicht an Genie fehlte, und der mehr als drei- bis viertausend Verse zu einer Tragödie gemacht hatte, die er nicht zu Stande bringen konnte, auch niemals zu Stande bringen wird.

Man schreibe also in Versen, oder man schreibe in Prosa: vor allen Dingen mache man den Plan und denke alsdenn auf die Scenen.

Allein wie soll man den Plan machen? Es findet sich in der Dichtkunst des Aristoteles hierüber eine sehr schöne Idee. Sie ist mir nützlich gewesen, sie kann auch Andern nützlich sein, und sie ist folgende.

Unter den unzähligen Schriftstellern von der Dichtkunst sind vornehmlich dreie berühmt: Aristoteles, Horaz und Boileau. Aristoteles ist ein Philosoph, der methodisch verfährt, allgemeine Regeln festsetzt und Folgerungen daraus ziehen und Anwendungen davon machen läßt. Horaz ist ein Mann von Genie, der sich der Unordnung recht zu befleißigen scheinet und mit den Dichtern als Dichter spricht. Boileau ist ein Meister, der seinen Schülern zugleich mit der Vorschrift das Exempel zu geben sucht.

Aristoteles sagt irgendwo in seiner Dichtkunst: Man mag einen bekannten Stoff bearbeiten, oder man mag einen ganz neuen erfinden, so muß man in beiden Fällen vor allen Dingen die Fabel entwerfen und alsdenn erst auf die Episoden oder Umstände, die sie erweitern können, denken. Ist es eine Tragödie, so sage man: Eine junge Prinzessin wird zu dem Altare geführet, um geopfert zu werden; plötzlich aber verschwindet sie vor den Augen der Zuschauer und wird in ein Land versetzt, wo man die Gewohnheit hat, alle Fremde einer daselbst verehrten Göttin zu opfern. Hier wird sie Priesterin. Einige Jahre nachher kömmt der Bruder der Prinzessin in dieses Land; er wird von den Einwohnern ergriffen und soll eben itzt von den Händen seiner Schwester geopfert werden. Indem ruft er aus: So war es nicht genug, daß meine Schwester geopfert wurde, ich muß es auch werden? Durch diese Worte wird er erkannt und gerettet.

Aber warum war die Prinzessin verurtheilet worden, auf dem Altare zu sterben?

Warum opfert man die Fremden in dem barbarischen Lande, wo ihr Bruder sie antrifft?

Wie ist er ergriffen worden?

Er kömmt, einem Orakel zu gehorsamen. Und wozu dieses Orakel?

Er wird von seiner Schwester erkannt. Aber warum konnte diese Erkennung nicht auf eine andere Weise geschehen?

Alle diese Dinge sind außer dem Inhalte. In der Fabel muß man sie ergänzen.

Der Inhalt gehöret Jedem. Mit dem Uebrigen aber verfähret der Dichter nach seinem Gutdünken, und Derjenige, der sein Werk auf die einfachste und nothwendigste Art zu Stande bringt, kann sagen, daß es ihm am Besten gelungen ist.

Die Idee des Aristoteles schickt sich zu allen dramatischen Gattungen, und auf folgende Weise habe ich mir sie zu Nutze gemacht.

Ein Vater hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter liebt insgeheim einen jungen Menschen, der in dem Hause wohnet. Der Sohn ist von einer Unbekannten eingenommen, die er in seiner Nachbarschaft gesehen hat. Er hat sie vergebens zu verführen gesucht. Er hat sich verkleidet und unter erborgtem Namen neben ihr eingemiethet. Man hält ihn da für einen geringen Menschen, der irgend einem Handwerke nachgehet. Weil man glauben muß, daß er des Tages über bei seiner Arbeit ist, so kann er seine Geliebte nur des Abends sehen. Der Vater aber, der auf Alles, was in seinem Hause vorgehet, aufmerksam ist, merkt, daß sein Sohn alle Nächte außer dem Hause bleibt. Diese Aufführung, die ein unordentliches Leben zu verrathen scheinet, macht ihn unruhig. Er wartet auf seinen Sohn.

Hier fängt sich das Stück an.

Wie gehet es weiter? Es findet sich, daß das unbekannte Mädchen sich für seinen Sohn schickt; er entdecket zugleich, daß seine Tochter den jungen Menschen liebt, dem er sie bestimmt hatte; er giebt sie ihm also und schließet zwei Heirathen wider Willen seines Schwagers, der ganz andere Absichten hatte.

Aber warum hält die Tochter ihre Liebe geheim?

Warum ist der junge Mensch, den sie liebt, im Hause? Was macht er da? Wer ist er?

Wer ist die Unbekannte, in die sich der Sohn verliebt hat? Wie ist sie in die armseligen Umstände gerathen, in welchen sie sich befindet?

Woher ist sie? Da sie aus der Provinz gebürtig ist, was hat sie nach Paris gebracht? Was hält sie da zurück?

Wer ist der Schwager?

Woher kömmt ihm das Ansehen, das er sich in dem Hause des Vaters giebt?

Warum widersetzt er sich den Verbindungen, die der Vater gut befindet?

Aber da die Scene nicht an zwei verschiedenen Orten sein

kann, wie wird die junge Unbekannte in das Haus des Vaters zu bringen sein?

Wie entdeckt der Vater die Liebe seiner Tochter zu dem jungen Menschen, den er bei sich hat?

Was für Ursachen hat er, seine Absichten zu verbergen?

Wie kömmt es, daß die junge Unbekannte sich für seinen Sohn schickt?

Welches sind die Hindernisse, die der Schwager seinen Absichten in den Weg stellt?

Wie kömmt die doppelte Heirath, dieser Hindernisse, ungeachtet zu Stande?

Wie viel Dinge bleiben noch unbestimmt, nachdem der Dichter seinen Entwurf gemacht hat! Das ist unterdessen der Stoff und die Grundlage. Hieraus muß die Eintheilung der Aufzüge, die Zahl der Personen, ihr Charakter und der Stoff zu jeder Scene gezogen werden.

Ich sehe, dieser Entwurf ist so, wie ich ihn brauche; denn der Vater, dessen Charakter ich mir zu schildern vornehme, wird sehr unglücklich sein. Er wird die Heirath, die sich sein Sohn in den Kopf gesetzt hat, nicht zugeben wollen; von der andern Heirath, die er gern vollzogen wüßte, wird ihm seine Tochter eine Abneigung zu haben scheinen, und Beide werden seine Bedenklichkeiten haben, einander ihre wahre Gesinnung zu eröffnen.

Die Zahl meiner Personen ist also festgesetzt.

Ich bin wegen ihrer Charaktere nicht weiter ungewiß.

Der Vater wird den Charakter seines Standes haben. Er wird gut, wachsam, standhaft und zärtlich sein. Da ich ihn in die bedenklichsten Umstände seines Lebens setze, so wird seine Seele hinlängliche Gelegenheit haben, sich ganz zu entwickeln.

Sein Sohn muß heftig sein. Je unvernünftiger eine Leidenschaft ist, desto unwillkürlicher muß sie sein.

Seine Schöne wird nicht liebenswürdig genug sein können. Ich habe sie zu einem unschuldigen, ehrbaren und empfindlichen Kinde gemacht.

Der Schwager, der mein Triebrad ist, muß einen engen Kopf voller Vorurtheile haben, muß hart, schwach, boshaft, ungestüm, verschlagen, zanksüchtig, die Unruhe des Hauses, die Geißel des Vaters und der Kinder und der Abscheu der ganzen Welt sein.

Wer ist der Germeuil? Sein Vater war ein Freund des Hausvaters, gerieth aber in schlechte Umstände und hinterließ

seinem Sohne nichts. Der Hausvater hat ihn nach dem Tode seines Freundes zu sich genommen und wie sein eigen Kind erziehen lassen.

Cäcilia, die sich nimmermehr vorstellen kann, daß der Vater ihr diesen Menschen zum Manne geben sollte, wird ihn in einer ziemlichen Entfernung von sich halten und ihm oft hart begegnen, und Germeuil, den dieses Betragen und die Furcht, sich gegen seinen Wohlthäter, den Hausvater, zu vergehen, zurückhält, wird sich in die Grenzen der Ehrfurcht einschränken. Doch werden sie auf beiden Seiten nicht so sehr auf ihrer Hut sein, daß ihre Zuneigung nicht dann und wann aus ihren Reden und Handlungen, obgleich immer nur ganz schwach und ungewiß, hervorleuchten sollte.

Germeuil wird also von einem standhaften, ruhigen und ein Wenig zurückhaltenden Charakter sein müssen.

Und Cäcilia wird eine Mischung von Stolz, Lebhaftigkeit, Eingezogenheit und Empfindlichkeit haben müssen.

Die Art von Verstellung, welche die Verliebten gegen einander beobachten, wird auch den Hausvater betriegen. Diese verstellte Antipathie wird ihn von seinem Vorhaben abwendig machen, und er wird es nicht wagen wollen, seiner Tochter einen Mann vorzuschlagen, der ganz und gar keine Neigung zu ihr blicken läßt, und vor dem sie einen Abscheu zu haben scheinet.

Der Vater wird zu sich sagen: Ist es nicht genug, daß ich meinen Sohn plage, indem ich ihm die Person, die er liebt, nehmen will, soll ich auch noch meine Tochter verfolgen und ihr einen Menschen zum Manne vorschlagen, den sie nicht liebt?

Die Tochter wird zu sich sagen: Ist es nicht genug, daß die Liebe meines Bruders dem Vater und dem Vetter so vielen Verdruß macht, soll ich sie durch ein Bekenntniß, das Jedermann befremden müßte, noch mehr kränken?

Auf diese Weise wird die Intrigue der Tochter und des Germeuil verhohlen bleiben und der Intrigue des Sohnes und seiner Liebste nicht schaden, sondern blos dienen, die ärgerliche Laune des Vetters und den Gram des Vaters zu vermehren.

Kann ich es vollends dahin bringen, daß diese zwei Personen an der Liebe des Sohnes so viel Antheil nehmen, daß sie nicht Zeit haben, sich mit der ihrigen zu beschäftigen, so wird es mir außerordentlich gelungen sein. Ihre Neigung wird das Interesse alsdenn nicht theilen, sondern ihre Scenen nur desto schmackhafter machen.

Ich habe den Vater zu der Hauptperson machen wollen. Der Entwurf würde einerlei gewesen sein, aber die Episoden hätten ganz anders ausfallen müssen, wenn ich den Sohn oder den Freund oder den Vetter zu meinem Helden gemacht hätte.

Wenn es dem Dichter nicht an Einbildungskraft fehlet und er sich auf seinen Entwurf verlassen kann, so wird er ihn schon fruchtbar machen und so viele Zwischenfälle daraus entspringen sehen, daß ihm nichts als die Wahl dabei schwer sein wird.

Er muß aber in diesem Punkte strenge sein, wenn sein Inhalt ernsthaft ist. Daß ein Vater mit einer Mauleselschelle einen Pedanten verjagt, oder daß sich ein Mann unter den Tisch verkriecht, um es selbst mit anzuhören, was man seiner Frau sagen wird: solche Dinge gehören in das Possenspiel und sind heut zu Tage außer demselben nicht mehr zu dulden.

Wenn eine junge Prinzessin zum Altare geführet wird, um da geopfert zu werden, so wird man eine so große Begebenheit nicht gern auf den bloßen Irrthum eines Boten, der die Prinzessin mit ihrer Mutter auf dem Wege verfehlt hat, gegründet sehen.

„Aber läßt das Schicksal, das mit uns spielt, nicht wohl noch wichtigere Begebenheiten von geringern Ursachen abhängen?“

Es ist wahr. Allein dergleichen Fälle muß der Dichter nicht nachahmen. Wenn die Geschichte ihm einen solchen Zufall an die Hand giebt, so wird er ihn brauchen, aber erfinden wird er ihn nie. Ich werde seine Wege schärfer beurtheilen als die Wege des Himmels.

Er sei in der Wahl der Zwischenfälle strenge und mäßig in ihrem Gebrauche, er mache sie der Wichtigkeit seines Stoffs gemäß und suche sie in eine so viel möglich nothwendige Verbindung zu bringen.

„Je dunkler und schwächer die Mittel sind, wodurch der Wille des Himmels über die Menschen vollzogen wird, desto bestürzter werde ich über ihr Schicksal sein.“

Ich gebe es zu. Aber ich muß dabei gewiß überzeugt sein, daß es der Himmel und nicht blos der Dichter so haben wollen.

Die Tragödie verlangt, daß ihre Mittel wichtig, die Komödie, daß sie fein sind.

Ist ein Liebhaber wegen der Gesinnungen seines Freundes ungewiß? Terenz wird einen Davus auf der Bühne lassen, der die Reden dieses Freundes hört und sie seinem Herrn hinterbringt. Itzo verlangt man, daß sich der Dichter feiner zu helfen wissen soll,

Ein eingebildeter alter Narr hat seinen bürgerlichen Namen Arnolph in den Namen Herr de la Souche verwandelt, und auf diesem sinnreichen Auswege kann die ganze Verwickelung beruhen, und die Auflösung kann so ungezwungen und unerwartet daraus herfließen, daß alle Zuschauer rufen werden: „Vortrefflich!" Und darin werden sie Recht haben. Aber wenn man ihnen ohne alle Wahrscheinlichkeit fünf- bis sechsmal hinter einander diesen Arnolph als den Vertrauten seines Nebenbuhlers zeigt, wie ihn sein Mündel hinter das Licht führet, daß er in Eins fort von Valeren zu Agnes und von Agnes zu Valeren gehen muß, so ist es kein Drama mehr, es ist eine Erzählung. Und wer nicht alle den Witz, alle die Lustigkeit, das ganze Genie des Molière hat, dem wird man ganz gewiß den Mangel an Erfindung vorwerfen, dem wird man mehr als einmal hören lassen: das ist ein Märchen, darüber man einschlafen möchte!

Hat man wenig Zwischenfälle, so braucht man wenig Personen. Man habe ja keine überflüssige Personen, und verbinde alle Zwischenfälle ebenso fein als genau.

Besonders spinne man keinen Faden vergebens an. Denn wenn man dem Zuschauer eine Verwirrung voraus zeigt, die sich nicht ereignet, so zerstreuet man seine Aufmerksamkeit.

Diese Wirkung, wenn ich mich nicht irre, hat die Rede der Euphrosyne in dem Geizigen. Sie macht sich anheischig, den Geizigen von dem Vorsatze, die Mariane zu heirathen, vermittelst einer Gräfin aus Niederbretagne abzubringen, von der sie sich Wunderdinge verspricht und der Zuschauer mit ihr. Gleichwohl endet sich das Stück, ohne daß sich Euphrosyne wieder sehen läßt, ohne daß die Gräfin aus Niederbretagne, die man alle Augenblicke erwartet, im Geringsten zum Vorschein kömmt.

Ein Plan, wider den man nichts einzuwenden hätte, welch ein Werk würde das sein! Giebt es wohl einen? Je verwickelter er ist, desto weniger wahr wird er sein. Allein es ist die Frage: ist der Plan zu einer Komödie, oder ist der Plan zu einer Tragödie schwerer?

Es finden sich hier drei Stufen: die Historie, wo das Factum gegeben ist; die Tragödie, wo der Dichter zur Historie dasjenige hinzuthut, wodurch er sie interessanter zu machen glaubt; die Komödie, wo der Dichter Alles erfindet.

Hieraus kann man schließen, daß der komische Dichter vorzüglicher Weise den Namen Dichter verdienet. Denn er ist es, der erdichtet. Er ist in seiner Sphäre das, was der Allmächtige in der Natur ist. Er schaffet, er ziehet aus dem Nichts hervor,

und zwar mit diesem Unterschiede, daß wir in der Natur weiter nichts als eine beständige Kette von Wirkungen wahrnehmen, deren Ursachen uns unbekannt sind, da hingegen der Verlauf des Drama nirgends dunkel ist und der Dichter, wenn er uns von seinen Triebfedern schon so viel verbirgt, als unsere Neubegierde zu reizen vermögend ist, uns doch immer so viel davon muß sehen lassen, als uns befriedigen kann.

„Da aber die Komödie in allen ihren Theilen eine Nachahmung der Natur ist, hat der Dichter denn kein Muster, nach welchem er sich auch bei Verfertigung des Planes richten könnte?"

Allerdings.

„Und welches ist dieses Muster?"

Ehe ich antworte, muß ich fragen: Was ist ein Plan?

„Ein Plan ist eine wunderbare Geschichte, die nach den Regeln der dramatischen Dichtkunst vertheilt ist; eine Geschichte, die der tragische Dichter zum Theil und der komische Dichter ganz und gar erfindet."

Recht wohl. Was ist also die Grundlage des Drama?

„Die Geschichte."

Das ist unwidersprechlich. Man hat die Dichtkunst mit der Malerei verglichen, und man hat sehr wohl gethan; aber eine noch weit nützlichere und an Wahrheiten fruchtbarere Vergleichung würde die Vergleichung der Geschichte mit der Dichtkunst gewesen sein. Auf diese Weise würde man sich richtige Begriffe von dem Wahren, dem Wahrscheinlichen und dem Möglichen gemacht und den Begriff von dem Wunderbaren festgesetzt haben, als welches allen Gattungen der Dichtkunst gemein ist, und das nur wenige Dichter wohl zu erklären im Stande sind.

Nicht aus allen historischen Begebenheiten lassen sich Tragödien machen, auch können nicht alle häusliche Vorfälle Stoffe zu Komödien abgeben. Die Alten schränkten die tragische Gattung auf die Familien des Alkmäon's, des Oedipus, des Orest, des Meleager's, des Telephus und des Hercules ein.

Horaz will nicht leiden, daß man eine Person auf die Bühne bringe, die einer Lamia ein lebendiges Kind aus dem Eingeweide reiße. So etwas, sagt er, könne er weder sehen noch für möglich halten. Welches ist denn also die Grenze, wo die Ungereimtheit einer Begebenheit aufhöret und die Wahrscheinlichkeit anfängt? Wie kann es der Dichter fühlen, was und wie viel er wagen darf?

Es verbindet manchmal auch die natürliche Ordnung der Dinge ganz außerordentliche Zufälle. Und eben diese Ordnung

ist es, die das Wunderbare von dem wirklichen Wunder unterscheidet. Seltene Fälle sind wunderbar. Natürlicher Weise unmögliche Fälle sind Wunder. Die dramatische Dichtkunst verwirft die Wunder.

Wenn die Natur niemals auf eine außerordentliche Weise Begebenheiten verbände, so würde Alles, was der Dichter über die bloße, frostige Einförmigkeit des gemeinen Laufes erdächte, unglaublich sein. Aber das ist nicht. Was thut der Dichter also? Entweder er macht sich diese außerordentlichen Verbindungen zu Nutze, oder er erdichtet ähnliche. Anstatt aber daß sich in der Natur die Verknüpfung der Begebenheiten oft unsern Augen entziehet, und wir, weil wir die Dinge nicht im Ganzen übersehen können, oft weiter nichts als eine ungefähre Zusammentreffung der Vorfälle wahrnehmen, will der Dichter, daß in dem ganzen Verfolge seines Werkes eine merkliche und in die Sinne fallende Verbindung herrsche, so daß er weniger Wahrheit, aber mehr Wahrscheinlichkeit hat als der Geschichtschreiber.

„Da aber die bloße Coexistenz der Begebenheiten hinreichend ist, das Wunderbare in der Historie hervorzubringen, warum soll sich nicht auch der Dichter damit begnügen?"

Er begnügt sich auch wirklich manchmal damit, besonders der tragische Dichter. Dem komischen Dichter hingegen ist die Voraussetzung sich zu gleicher Zeit ereignender Vorfälle nicht so wohl erlaubt.

„Und warum das?"

Weil der Theil, den der tragische Dichter aus der Geschichte entlehnet, macht, daß man das, was aus seiner Erfindung geflossen ist, gleichfalls für historisch annimmt. Die Dinge, die er erdichtet, werden durch die, die ihm gegeben sind, wahrscheinlich. Dem komischen Dichter aber wird durchaus nichts gegeben, und folglich ist es ihm weniger vergönnt, sich auf die Simultaneität der Begebenheiten zu gründen. Uebrigens ist die Fatalität oder der Wille der Götter, ob welchem die Menschen so sehr erzittern, wenn sie ihr Schicksal in der Gewalt höherer Wesen sehen, denen sie nicht entgehen können, und deren Hand sie oft in dem Augenblicke, wenn sie am Allersichersten sind, ergreift, in der Tragödie ungleich nöthiger. Wenn irgend in der Welt etwas Rührendes ist, so ist es der Anblick eines Menschen, der wider seinen Willen strafbar und unglücklich geworden ist.

In der Komödie müssen die Menschen die Rolle spielen, welche in der Tragödie die Götter spielen. Hier ist die Fatalität und dort die Bosheit die Grundlage des dramatischen Interesse.

„Worin besteht also das Romanenhafte, das man verschiedenen von unsern Stücken vorwirft?"

Das Stück ist romanenhaft, wenn das Wunderbare aus der Simultaneität der Begebenheiten entspringt; wenn die Götter oder Menschen entweder allzu böse oder allzu gut darin erscheinen; wenn die Fälle und die Charaktere fast ganz und gar nicht so sind, als wir sie aus der Erfahrung und aus der Geschichte kennen, und vor allen Dingen, wenn die Verbindung der Begebenheiten allzu außerordentlich und allzu verwickelt ist.

Hieraus läßt sich schließen, daß der Roman, aus welchem man ein gutes Drama machen kann, darum nicht schlecht ist, daß es aber kein gutes Drama giebt, aus welchem man einen vortrefflichen Roman machen könnte. Die Regeln sind es, durch die sich diese zwei Gattungen der Poesie unterscheiden.

Die Illusion ist ihr gemeinschaftlicher Zweck; wovon aber hängt die Illusion ab? Von den Umständen. Die Umstände sind es, die sie leichter oder schwerer zu erreichen machen.

Man erlaube mir einen Augenblick, die Sprache des Analysten zu führen. Man weiß, was eine Gleichung heißt. Auf der einen Seite ist die Illusion ganz allein. Sie ist eine unveränderliche Größe, die einer Summe von Gliedern gleich ist, deren einige positiv und andere negativ sind, deren Zahl und Verbindung unendlich verschieden sein kann, deren totale Geltung aber immer ebendieselbe ist. Die positiven Glieder sind die gemeinen Umstände, und die negativen sind die außerordentlichen. Beide müssen sich durch einander aufheben können.

Die Illusion ist nicht freiwillig. Sagen: ich will mich täuschen lassen, ist ebenso viel, als sagen: ich habe eine Erfahrung von dem, was in dem menschlichen Leben vorfällt, auf die ich nicht achten will.

Wenn ich sage, die Illusion sei eine unveränderliche Größe, so verstehe ich es von einem Menschen, der von verschiednen Werken urtheilet, und nicht von verschiednen Menschen. Es sind vielleicht auf der ganzen Welt nicht zwei Individua, die einerlei Maß der Gewißheit hätten, und gleichwohl ist der Dichter gehalten, sie alle gleich sehr zu täuschen. Der Dichter bedient sich der Vernunft und der Erfahrung eines verständigen Menschen, so wie eine Wärterin sich der Einfalt eines Kindes bedienet. Ein gut Gedicht ist ein Märchen, das werth ist, vernünftigen Leuten erzählt zu werden.

Der Romanenschreiber hat die Zeit und den Raum, der dem

dramatischen Dichter fehlet. Ich werde daher immer, wenn beide gleich gut sind, ein theatralisches Stück höher schätzen als einen Roman. Uebrigens ist keine Schwierigkeit zu finden, der jener nicht ausweichen könnte. Er spricht z. E.: „Auf die schweren Augenlider, durch den ermatteten Körper des müden Wandrers fließt süßer nicht der Balsam des Schlafes, als die schmeichelnden Worte der Göttin flossen; doch immer widerstand ihr eine geheime Macht und vereitelte ihre Reize. — Aber Mentor, in seinen weisen Rathschlägen unveränderlich, ließ vergebens in sich dringen; manchmal zwar ließ er sie hoffen, als setzten ihn ihre Fragen in Verlegenheit; doch wenn sie nun eben ihre Neugierde zu befriedigen glaubte, verschwand ihre Hoffnung wieder auf einmal. Was sie festzuhalten glaubte, war ihr entwischt, und eine kurze Antwort stürzte sie in ihre erste Ungewißheit zurück." — Und damit hat sich der Romanschreiber glücklich aus dem Handel gezogen. So schwer aber ein dergleichen Gespräch auszuführen ist, so muß dennoch der dramatische Dichter entweder seinen ganzen Plan verändern oder die Schwierigkeit überwinden. Welch ein Unterschied zwischen eine Wirkung beschreiben, und sie hervorbringen!

Die Alten hatten Tragödien, in welchen Alles von der Erfindung des Dichters war. Die Geschichte hatte nicht einmal die Namen der Personen dazu geliehen. Und was liegt auch daran, wenn der Dichter das wahre Maß des Wunderbaren nur nicht überschreitet?

Wenige Personen wissen, wie viel in dem Drama aus der Geschichte entlehnt worden; wenn also das Gedicht nur sonst gut ist, so wird es Alle und Jede gleich stark interessiren, und vielleicht den unwissenden Zuschauer noch stärker als den unterrichteten. Denn für jenen hat Alles einerlei Wahrheit, anstatt daß für diesen die Episoden nur wahrscheinlich, nur mit Wahrheiten so künstlich vermischte Lügen sind, daß er sie ohne Widerwillen annehmen kann.

Die häusliche Tragödie würde die Schwierigkeiten von beiden Gattungen haben; denn sie müßte ebendieselbe Wirkung hervorbringen, welche die heroische Tragödie hervorbringt, und der Plan müßte, wie in der Komödie, ganz und gar erfunden sein.

Ich habe mich manchmal gefragt, ob man die häusliche Tragödie in Versen schreiben könnte, und ohne eigentlich zu wissen, warum, habe ich mir allezeit mit Nein geantwortet. Gleichwohl wird die gewöhnliche Komödie, gleichwohl wird die heroische Tragödie in Versen geschrieben. Und was kann man sonst nicht in

Versen schreiben! Sollte diese Gattung wohl einen eignen Stil verlangen, von dem ich noch selbst keinen Begriff habe? Sollte wohl die Wahrheit des Stoffs, sollte wohl das stärkere Interesse keine abgemessene Sprache leiden wollen? Oder ist vielleicht der Stand der Personen unserm Stande allzu nahe, als daß er die höhere Harmonie des Verses verstatten könne?

Ich komme zurück. Wenn man die „Geschichte Carl's des Zwölften" in Verse brächte, so würde sie darum nichts weniger eine Geschichte bleiben. Wenn man die „Henriade" in Prosa brächte, so würde es doch noch immer ein Gedicht sein. Allein der Geschichtschreiber hat die Begebenheiten blos so, wie sie vorgefallen sind, aufgezeichnet, und daher nehmen sich die Charaktere nicht immer so aus, als sie sich wohl ausnehmen könnten; daher werde ich nicht so stark interessirt, nicht so stark bewegt, als ich wohl interessirt und bewegt werden könnte. Der Dichter hingegen würde Alles so beschrieben haben, wie es am Rührendsten ist. Er würde Fälle dazu erdichtet, er würde Reden dazu ersonnen, er würde die ganze Begebenheit fruchtbarer gemacht haben. Er würde überall auf das Wunderbare bedacht gewesen sein, ohne das Wahrscheinliche dabei aus den Augen zu setzen; und dieses würde ihm gelungen sein, wenn er sich genau nach der Natur gerichtet hätte, die, so oft sie außerordentliche Vorfälle zusammen verbindet, diese außerordentlichen Vorfälle von ganz gemeinen Umständen begleiten läßt.

Und dieses ist eigentlich das Geschäfte des Dichters. Welcher Unterschied ist zwischen ihm und dem Versificateur! Glauben Sie unterdessen ja nicht, daß ich diesen verachte; sein Talent ist selten. Wenn Sie aber aus dem Versificateur einen Apollo machen, so wird mir der Dichter ein Hercules sein. Nun geben Sie immerhin dem Hercules eine Leyer in die Hand: er wird dadurch doch nicht zu einem Apollo werden. Stützen Sie desgleichen immerhin den Apollo auf eine Keule und werfen ihm die Löwenhaut über die Schulter: Sie werden doch keinen Hercules aus ihm machen.

Hieraus sieht man, daß eine Tragödie in Prosa ebensowohl ein Gedicht ist als eine Tragödie in Versen; daß es mit der Komödie und mit dem Roman gleiche Bewandniß hat, daß aber die Absicht der Dichtkunst weit allgemeiner ist als die Absicht der Geschichte. Man lieset in der Geschichte, was ein Mann von dem Charakter Heinrich's des Vierten gethan und gelitten hat. Wie viel Umstände aber sind möglich, in welchen er auf eine seinem Charakter gemäße und weit wunderbarere Art hätte han-

deln können, als uns die Geschichte meldet! und diese wunderbarere Art eben ist es, welche die Poesie erdichtet.

Sie, die Einbildungskraft, ist die große Fähigkeit, ohne welche man weder Dichter noch Philosoph, weder ein witziger Kopf noch ein vernünftiges Wesen, noch ein Mensch ist.

„Was ist denn aber diese Einbildungskraft?" werden Sie mich fragen.

O mein Freund, welche Schlinge legen Sie mir itzt, da ich Sie von der dramatischen Dichtkunst unterhalten will! Komme ich einmal ins Philosophiren, so ist es um meine Materie gethan.

Die Einbildungskraft ist das Vermögen, sich der gehabten Bilder zu erinnern. Ein Mensch, dem diese Eigenschaft gänzlich fehlte, würde ein Dummkopf sein, dessen gesammte Seelenkräfte sich auf das einzige Vermögen einschränkten, die Töne, die er in seiner Jugend hat verbinden lernen, wieder hervorzubringen und sie bei vorfallenden Gelegenheiten anzuwenden.

Das ist der elende Stand des gemeinen Volks und manchmal auch des Weltweisen. Wenn diesen die Geschwindigkeit der Rede fortreißt und ihm nicht Zeit läßt, von den Worten auf die Bilder zu kommen, was thut er alsdenn anders, als daß er sich gelernter Töne erinnert und sie in einer gewissen Ordnung wieder vorbringt? O wie sehr ist auch der Mensch, der am Meisten denket, noch Maschine!

Welches aber ist der Augenblick, da er sein Gedächtniß zu üben aufhört und seine Einbildungskraft zu brauchen anfängt? Dieses erfolgt alsdenn, wenn man ihn von Frage zu Frage, sich Bilder zu machen, das ist, von den abgezogenen und allgemeinen Tönen auf weniger abgezogene und allgemeine Töne zu kommen zwingt, bis er endlich auf eine sinnliche Vorstellung gelangt, welche das letzte Ziel und der Ruhepunkt seines Verstandes ist. Und was wird er alsdenn? Maler oder Dichter.

Man frage ihn zum Exempel: was ist die Gerechtigkeit? und man wird bald sehen, daß er sich selbst nicht eher versteht, als bis er seine Kenntniß auf eben dem Wege zu den Gegenständen wieder zurückführt, auf welchem sie in seine Seele gekommen ist, und sich etwa zwei Menschen vorstellet, welche der Hunger zu einem Baume voll Früchte führet; der Eine steigt herauf und sammelt, und der Andre bemächtiget sich dessen, was Jener gesammelt hat, mit Gewalt. Nun erst wird er uns die Bewegungen, die sich in ihnen äußern, zeigen können: auf der einen Seite die Zeichen der Rache, auf der andern die Symptomata der Furcht, wie sich der

Eine für beleidiget hält und der Andre sich selbst mit dem häßlichen Namen des Beleidigers belegen muß.

Legt man einem Andern die nämliche Frage vor, so wird sich seine letzte Antwort in ein anderes Gemälde auflösen. So viel Köpfe, so viel verschiedene Gemälde vielleicht; alle aber werden zwei Menschen vorstellen, die zu gleicher Zeit ganz widrige Eindrücke empfinden, folglich auch sich auf eine ganz widrige Weise betragen und unarticulirte und wilde Töne herausstoßen, die mit der Zeit in der Sprache des gesitteten Menschen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit bedeuten und ewig bedeuten werden.

Das Gefühl, das in der belebten Natur so unendlich vieler Grade und Abänderungen fähig ist und in dem Menschen bald sehen, bald hören, bald riechen, bald schmecken, bald empfinden heißt, das Gefühl ist es, durch welches er die Eindrücke empfängt, die sich in seinen Organen erhalten, die er hernach durch Worte ausdrückt, und deren er sich entweder durch diese Worte oder durch Bilder wieder erinnert.

Sich einer nothwendigen Reihe von Bildern erinnern, so wie sie in der Natur auf einander folgen, heißt nach gewissen Factis denken. Sich einer Reihe Bilder erinnern, so wie sie in der Natur nothwendig auf einander folgen müßten, wenn dieses oder jenes Phänomenon gegeben ist, heißt nach einer Hypothes denken, das ist dichten, das heißt Philosoph oder Poet sein, nachdem man sich diesen oder jenen Endzweck vorsetzt.

Und der Poet, welcher erdichtet, und der Philosoph, welcher schließt, sind beide auf gleiche Weise und in dem nämlichen Verstande zusammenhängend oder nicht zusammenhängend. Denn zusammenhängend sein, oder Erfahrung von der nothwendigen Verknüpfung der Erscheinungen haben, ist einerlei.

Das, dünkt mich, kann genug sein, die Analogie der Wahrheit und der Erdichtung zu zeigen, den Poeten und den Philosophen zu charakterisiren und das Verdienst des Poeten, besonders des epischen und dramatischen, außer Zweifel zu setzen. Er hat von der Natur die Eigenschaft in einem höhern Grade empfangen, durch die sich ein Mensch von Genie von einem gewöhnlichen Menschen und dieser von einem Dummkopfe unterscheidet, die Einbildung meine ich, ohne die alle Rede weiter nichts als eine mechanische Fertigkeit ist, gewisse verbundene Töne bei gewissen Fällen anzubringen.

Allein der Dichter darf sich nicht der ganzen Hitze seiner Einbildungskraft überlassen; es sind ihm gewisse Grenzen vorge-

schrieben. Sein Muster sind die seltnen Fälle, die sich in dem Laufe der Natur ereignen. Und Folgendes ist seine Regel.

Je seltner und sonderbarer die Fälle sind, desto mehr Kunst, desto mehr Zeit und Raum und gewöhnliche Umstände braucht er, um das Wunderbare daraus zu schaffen und den Grund zur Illusion zu legen.

Wenn das historische Factum nicht wunderbar genug ist, so wird er es durch außerordentliche Zwischenfälle verstärken; durch gemeine Zufälle hingegen wird er es schwächen, wenn es allzu wunderbar ist.

Nicht genug, komischer Dichter, daß Du in Deinem Entwurfe gesagt hast: „Dieser junge Mensch soll sich aus dieser Buhlerin nur wenig machen; er soll sie verlassen, er soll sich verheirathen; er soll an seiner Frau Geschmack finden; diese soll liebenswürdig sein, und er soll sich ein erträgliches Leben mit ihr zu führen versprechen; er soll ferner zwei Monate bei ihr liegen, ohne sie zu berühren, und gleichwohl soll sie sich schwanger befinden. Die Schwiegermutter soll in ihre Schnur ganz vernarrt sein. Desgleichen brauche ich eine Buhlerin von schönen Gesinnungen. Auch kann ich eine gewaltsame Schändung nicht wohl entbehren; und diese muß auf der Straße von einem jungen betrunkenen Menschen geschehen sein." Recht gut; nur fort! Häufe nur immer einen seltsamen Umstand auf den andern! ich bin es zufrieden. Deine Fabel wird ganz gewiß wunderbar sein. Nur vergiß nicht, daß Du alles dieses Wunderbare mit einer Menge gemeiner Umstände versetzen und so zurichten mußt, daß es mich täuschen kann!

Folglich würde es mit der Dichtkunst viel besser aussehen, wenn das Werk von der historischen Gewißheit schon geschrieben wäre. Es würden sich die nämlichen Gründe auf das Märchen, auf den Roman, auf die Oper, auf das Possenspiel, auf alle Arten von Gedichten, nicht einmal die Fabel ausgenommen, anwenden lassen.

Wenn es bei irgend einem Volke ein Glaubensartikel wäre, daß die Thiere ehedem geredt hätten, so würde die Fabel unter ihm einen Grad der Wahrscheinlichkeit haben, den sie unter uns nicht haben kann.

Hat der Dichter seinen Plan gemacht, hat er seinem Entwurfe die erforderliche Ausführlichkeit gegeben, ist sein Drama in Aufzüge und Auftritte vertheilet, so kann er anfangen zu arbeiten. Aber er fange bei dem ersten Auftritte an und höre mit

dem letzten auf. Er betriegt sich, wenn er glaubt, daß er sich ungestraft seinem Eigensinne überlassen, von einer Stelle auf die andre springen und sich, so wie es seinem Genie einfällt, bald dahin, bald dorthin wenden könne. Er weiß nicht, wie viel Mühe er sich zubereitet, wenn sein Werk anders ein Ganzes ausmachen soll. Wie viel unrecht angebrachte Gedanken wird er von ihrer Stelle müssen wegnehmen und anderswohin versetzen! Umsonst wird er den Inhalt einer jeden Scene festgesetzt haben; er wird ihn doch verfehlen.

Die Scenen haben einen Einfluß in einander, den er so nicht bemerken wird. Hier wird er zu weitläuftig, dort wird er zu kurz sein; bald wird er frostig, bald wird er allzu feurig sein. Die Unordnung, nach welcher er arbeitet, wird sich durch sein ganzes Werk verbreiten und Spuren hinterlassen, die er mit aller seiner Mühe nicht auszulöschen vermag.

Ehe man von einer Scene auf die folgende fortschreitet, muß man sich alle vorhergehende ganz wieder ins Gedächtniß rufen.

„Das ist aber eine sehr mühsame Art zu arbeiten."

Allerdings.

„Und was soll der Dichter thun, wenn ihn zu Anfange seines Gedichts das Ende am Meisten begeistert?"

Er soll warten.

„Aber in dieser Stelle, wovon er itzt ganz voll ist, würde sich sein ganzes Genie gezeigt haben."

Wenn er wirklich Genie hat, so sei ihm nur nicht bange. Die Gedanken, die er zu verlieren fürchtet, werden wiederkommen. Sie werden mit einer Verstärkung von verschiednen andern wiederkommen, die aus dem, was er bereits gemacht hat, entsprungen sind und seiner Scene mehr Feuer, mehr Glanz und mehr Verbindung mit dem Ganzen geben werden. Er wird Alles sagen, was er wird sagen können. Aber kann man sich das auch alsdenn von ihm versprechen, wenn er in seiner Arbeit lauter Sprünge macht?

So habe ich wenigstens nie arbeiten mögen; sondern meine Art zu arbeiten hat mir immer die sicherste und bequemste geschienen.

Der Hausvater hat dreiundfunfzig Auftritte. Den ersten habe ich zuerst und den letzten zuletzt geschrieben; und ohne eine Reihe ganz besonderer Umstände, die mir das Leben verdrießlich und die Arbeit ekel machten, würde diese Beschäftigung nur ein

Zeitvertreib auf wenig Wochen für mich gewesen sein. Aber wie kann man sich in verschiedene Charaktere verwandeln, wenn uns Widerwärtigkeiten nöthigen, nur immer an uns selbst zu denken? Wie kann man sich vergessen, wenn ein beständiger Verdruß uns an unser Dasein erinnert? Wie kann man Andere erleuchten und erhitzen, wenn die Lampe der Begeisterung verloschen ist und die Flamme des Genies nicht mehr auf der Stirne glänzet?

Wie viel Mühe hat man sich nicht gegeben, mich in der Geburt zu ersticken! Glauben Sie wohl, mein Freund, daß ich nach der Verfolgung, die der Natürliche Sohn erfahren müssen, viel Lust hätte haben können, mich mit dem Hausvater zu beschäftigen? Hier ist er gleichwohl. Sie verlangten es, daß ich ihn zu Stande bringen sollte, und ich habe Ihnen diese Befriedigung nicht versagen können. Erlauben Sie mir zur Vergeltung ein paar Worte von diesem Natürlichen Sohne zu sagen, den man so schändlich verfolgt hat.

Carl Goldoni hat im Italienischen eine Komödie oder vielmehr ein Possenspiel in drei Aufzügen geschrieben, das er den Aufrichtigen Freund nennet. Es ist ein Mischmasch von den Charakteren des Wahren Freundes, und des Geizigen vom Molière. Die Cassette und der Diebstahl kommen darin vor, und die Hälfte der Scenen spielen in dem Hause eines geizigen Vaters.

Dieses ganze Theil der Intrigue ließ ich weg; denn ich habe in dem Natürlichen Sohne weder Geizhals noch Vater noch Diebstahl noch Cassette.

Aus dem andern Theile, glaubte ich, ließe sich etwas Erträgliches machen; ich bemächtigte mich also seiner, als ob es das Meinige wäre. Goldoni selbst war nicht gewissenhafter gewesen. Er hatte sich den Geizigen eigen gemacht, ohne daß Jemand das Geringste dawider einzuwenden gefunden; und noch war Niemand auf den Einfall gekommen, Molièren oder Corneillen eines Diebstahls zu beschuldigen, weil sie die Idee zu diesem oder jenem Stücke von einem italienischen Verfasser oder von dem spanischen Theater entlehnet haben.

Aber dem sei, wie ihm wolle; genug, ich machte aus diesem Theile eines Possenspiels in drei Aufzügen das Lustspiel Der natürliche Sohn in fünf Aufzügen; und weil ich gar nicht gesonnen war, mein Stück auf das Theater zu bringen, so fügte ich einige Gedanken über die Dichtkunst, die Musik, die Decla-

mation und die Pantomime bei und machte aus Allem zusammen eine Art von Roman, den ich „den Natürlichen Sohn oder Die Probe der Tugend, nebst der wahren Geschichte des Stücks“ nennte.

Wie würde es ohne die Voraussetzung, daß sich die Begebenheit des Natürlichen Sohnes wirklich zugetragen habe, mit der Illusion dieses Romans und mit allen den Anmerkungen, die ich in den Unterredungen über den Unterschied zwischen einem wahren und erdichteten Facto, zwischen wirklichen und erdichteten Personen, zwischen in der That gehaltenen und nur in den Mund gelegten Reden eingestreuet habe, kurz, mit der ganzen Dichtkunst stehen, wo die Wahrheit mit der Erdichtung in eine beständige Parallel gesetzt wird?

Aber lassen Sie uns den Wahren Freund des italienischen Dichters mit dem Natürlichen Sohne ein Wenig strenger vergleichen.

Welches sind die vornehmsten Theile eines Drama? Die Verwicklung, die Charaktere und die Ausführung.

Die uneheliche Geburt des Dorval ist die Grundlage des Natürlichen Sohnes. Ohne diesen Umstand bleibt die Flucht seines Vaters nach Amerika ohne hinlängliche Ursache. Ohne diesen Umstand kann es Dorvaln nicht unbekannt sein, daß er eine Schwester hat und an ihrer Seite lebt. Er würde also nicht in sie verliebt werden; er würde seines Freundes Nebenbuhler nicht werden. Dorval muß reich sein, und sein Vater würde weiter keine Ursache haben, ihn reich zu machen. Warum würde er Bedenken tragen, sich Theresien zu entdecken? Die Scene mit Arnolden müßte gleichfalls wegfallen. Da würde kein Vater, der aus Amerika zurückkömmt, der unterwegens gefangen genommen wird, der die ganze Auflösung macht, mehr stattfinden. Weg ist die Verwicklung! Weg ist das Stück!

Nun frage ich: Kömmt von allen diesen Dingen, ohne welche der Natürliche Sohn nicht bestehen kann, in dem Aufrichtigen Freunde auch nur das Geringste vor? Nicht das Geringste! So steht es mit der Verwicklung.

Lassen Sie uns auf die Charaktere kommen. Kömmt ein stürmischer Liebhaber wie Clairville darin vor? Nein. Ein unverstelltes, naives Mädchen wie Rosalia? Nein. Eine Frau von solcher Gemüthsart, von so erhabnen Gesinnungen als Theresia? Nein. Ein Mann von so düsterm und wildem Charakter als Dorval? Nein. Also findet sich in dem Aufrich-

tigen Freunde kein einziger von meinen Charaktern? Kein einziger, auch nicht einmal Arnolden ausgenommen.

Endlich die Ausführung. Habe ich von dem fremden Dichter auch nur einen einzigen Gedanken, den man anführen könnte, entlehnet? Keinen einzigen.

Was ist sein Stück? Ein Possenspiel. Und Der natürliche Sohn wäre ein Possenspiel? Ich glaube nicht.

Folglich kann ich behaupten:

Wer da sagt, die Gattung, in welcher ich den Natürlichen Sohn geschrieben, sei eben die Gattung, in welcher Goldoni den Aufrichtigen Freund geschrieben, der sagt eine Lügen.

Wer da sagt, daß meine Charaktere mit den Charakteren des Goldoni die geringste Aehnlichkeit haben, der sagt eine Lügen.

Wer da sagt, daß sich in der Ausführung ein einziges wichtiges Wort befinde, das man von dem Aufrichtigen Freunde zu dem Natürlichen Sohne geborgt habe, der sagt eine Lügen.

Wer da sagt, daß die Einrichtung des Natürlichen Sohnes mit der Einrichtung des Aufrichtigen Freundes einerlei sei, der sagt eine Lügen.

Dieser Schriftsteller hat an die sechzig Stücke geschrieben. Wenn Jemand zu einer ähnlichen Arbeit Lust hat, so ersuche ich ihn, sich eines von den übrigen auszulesen und zuzusehen, ob er etwas daraus machen kann, das uns gefallen wird.

Ich wünschte von Herzen, daß man mir ein Dutzend dergleichen Diebstähle vorzuwerfen hätte; und ich bin sehr ungewiß, ob der Hausvater dadurch viel gewonnen hat, daß er mir ganz und gar zugehöret.

Da man mich übrigens eben der Vorwürfe gewürdiget hat, die gewisse Leute ehemals dem Terenz machten, so verweise ich meine Tadler auf die Prologos dieses Dichters. Die mögen sie lesen, und ich will mich unterdessen in meinen Erholungsstunden mit Verfertigung eines neuen Stücks beschäftigen. Da meine Absichten gut und rein sind, so werde ich mich ihrer Bosheit wegen leicht trösten können, wenn es mir noch einmal gelingen sollte, rechtschaffene Leute zu rühren.

Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben, und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommner zu machen. Das ist mein Geheimniß. Wer den Homer mit ein Wenig Genie lieset, wird bei ihm die Quelle, woraus ich schöpfe, mit mehr Zuverlässigkeit finden.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der itzt seinen Sohn verloren hat? Hören Sie den Priamus!

„Entfernt Euch, meine Freunde! laßt mich allein! Euer Trost ist mir zur Last. — Ich will zu den Schiffen der Griechen gehen; ja, ich will gehen. Ich will den fürchterlichen Mann sehen; ich will ihn bitten. Vielleicht erbarmt er sich meiner Jahre und hat Achtung für mein Alter. — Er hat einen Vater, der alt ist wie ich. — Ah, dieser Vater hat ihn zur Schande und zum Unglücke unsrer Stadt erzeugt! — Wie viel Böses hat er uns Allen zugefügt! Aber wem mehr als mir? Wie viele Kinder hat er mir nicht geraubt, und in der Blüthe ihrer Jugend! — Sie waren mir alle lieb! — Ich habe sie alle beweint. Aber der Verlust dieses letztern schmerzet mich vor allen, und ich werde meinen Schmerz mit zur Hölle nehmen. — Ah! warum ist er nicht in meinen Armen gestorben! — So würden wir uns doch über ihn satt geweinet haben, ich und die unglückliche Mutter, die ihm das Leben gab."

Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohnes fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles!

„Achill, erinnere Dich Deines Vaters! er ist von meinem Alter, und wir seufzen Beide unter der Last der Jahre. — Ah, vielleicht fällt auch ihm itzt ein feindlicher Nachbar schwer, und er hat Niemanden um sich, der die drohende Gefahr von ihm abwende. — Hat er aber vernommen, daß Du noch lebst, so fließt Hoffnung und Freude in sein Herz, und seine Tage verlaufen in der süßen Erwartung, seinen Sohn bald wiederzusehen. — Wie verschieden ist sein Schicksal von dem meinigen! — Ich hatte Kinder, und ich bin, als ob ich sie alle verloren hätte! — Von funfzigen, die ich um mich her zählte, als die Griechen ankamen, war mir nur noch Einer übrig, der uns vertheidigen konnte, und dieser Eine ist von Deinen Händen, ist vor den Mauern dieser

Stadt gefallen. — Gieb mir seinen Leichnam wieder; nimm meine Geschenke an; scheue die Götter; erinnere Dich Deines Vaters und habe mit mir Erbarmung! — Sieh, wie weit ich gebracht bin! — Sah je ein Monarch sich so tief erniedriget? War je ein Mensch so sehr zu beklagen? Ich liege zu Deinen Füßen und küsse Deine Hände, die von dem Blute meines Sohnes noch befleckt sind."

So sprach Priamus, und der Sohn des Peleus fühlte bei der Erinnerung seines Vaters in dem Innersten seines Herzens Erbarmung. Er hob den Alten auf und hielt ihn mit einem sanften Stoße von sich ab.

Was ist in diesen Reden? Kein Witz, aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde ebensowohl als Homer darauf gefallen sein. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu sein, ein Wenig kennen, mögen diese Stellen nur lesen, mögen sie mit Bedacht lesen und hernach alle unsere Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht nachahmen.

In den verwickelten Stücken ist das Interesse mehr die Wirkung des Plans als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen ist es mehr die Wirkung der Reden als des Plans. Allein worauf muß sich das Interesse beziehen? Auf die Personen? oder auf die Zuschauer?

Die Zuschauer sind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß.

„Folglich sind es die Personen, die man vor Augen haben muß."

Ich glaube. Sie lasse man den Knoten schürzen, ohne daß sie es wissen; für sie sei Alles undurchdringlich; sie bringe man, ohne daß sie es merken, der Auflösung immer näher und näher. Sind sie nur in Bewegung, so werde ich den nämlichen Bewegungen schon auch nachhängen, sie schon auch empfinden müssen.

Weit gefehlt, daß ich mit den Meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben sollte, man müsse die Entwicklung vor dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte eben nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in der ersten Scene verrathen würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge.

Für den Zuschauer muß Alles klar sein. Er ist der Vertraute einer jeden Person; er weiß Alles, was vorgeht, Alles, was vorgegangen ist, und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts Besseres thun kann, als daß man es ihm gerade voraussagt, was noch vorgehen soll.

O Ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verstehet Ihr die Kunst, und wie wenig besitzt Ihr von dem Genie, das die Muster hervorgebracht hat, auf welche Ihr sie bauet, und das sie übertreten kann, so oft es ihm beliebt!

Meine Gedanken mögen so paradox scheinen, als sie wollen: so viel weiß ich gewiß, daß es für eine Gelegenheit, wo es nützlich ist, dem Zuschauer einen wichtigen Vorfall so lange zu verhehlen, bis er sich ereignet, immer zehn und mehrere giebt, wo das Interesse gerade das Gegentheil erfordert.

Der Dichter bewerkstelliget durch sein Geheimniß eine kurze Ueberraschung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns stürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte!

Wer in einem Augenblicke getroffen und niedergeschlagen wird, den kann ich auch nur einen Augenblick bedauern. Aber wie steht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich sehe, wie sich das Ungewitter über meinem oder eines Andern Haupte zusammenziehet und lange Zeit darüber verweilet?

Lusignan weiß nicht, daß er seine Kinder wiederfinden soll, der Zuschauer weiß es auch nicht. Zaire und Nerestan wissen nicht, daß sie Geschwister sind, der Zuschauer weiß es auch nicht. So pathetisch aber diese Erkennung ist, so weiß ich doch ganz gewiß, ihre Wirkung würde noch weit größer gewesen sein, wenn der Zuschauer vorher einen Wink bekommen hätte. Was würde ich bei der Zusammenkunft dieser vier Personen nicht Alles zu mir selbst gesagt haben! Mit welcher Erwartung, mit welcher Unruhe würde ich nicht jedes ihrer Worte angehöret haben! In welche Unbehäglichkeit würde mich nicht der Dichter versetzt haben! Itzt fließen meine Thränen nur in dem Augenblicke der Erkennung; so würden sie schon lange vorher geflossen sein.

Wie verschieden ist das Interesse zwischen dieser Situation, wo ich von dem Geheimnisse nichts weiß, und jener, wo ich Alles weiß, wo ich den Orosman mit einem Dolche in der Hand die Zaire erwarten und diese Unglückliche dem Streiche entgegenkommen sehe! Welche Bewegungen würde der Zuschauer

empfunden haben, wenn der Poet die Freiheit gehabt hätte, die völlige Wirkung, die dieser Augenblick haben konnte, zu nutzen! wenn ihm unsere Bühne, die allen großen Wirkungen zuwider ist, erlaubt hätte, Zairens Stimme im Finstern hören zu lassen und sie nur ganz von Weitem zu zeigen!

In der Iphigenia zu Tauris weiß der Zuschauer den Zustand der Personen. Man setze aber, daß er ihn nicht wüßte, und sehe, ob man das Interesse vermehrt oder vernichtet haben wird.

Wenn ich nicht weiß, daß Nero die Unterredung des Britannicus und der Junia mit anhört, so empfinde ich kein Schrecken mehr.

Wenn Lusignan und seine Kinder sich nun erkannt haben, werden sie darum weniger interessant? Ganz und gar nicht. Aber was unterstützt und befestiget hier das Interesse? Gleich das, was der Sultan nicht weiß, die Zuschauer aber gar wohl wissen.

Meinetwegen mögen die Personen alle einander nicht kennen, wenn sie nur der Zuschauer alle kennt.

Ja, ich wollte fast behaupten, daß der Stoff, bei welchem die Verschweigungen nothwendig sind, ein undankbarer Stoff ist; daß der Plan, in welchem man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht so gut ist als der, in welchem man sie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beschäftigen müssen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich sind. Das ganze Gedichte wird ein Zusammenhang von kleinen Kunstgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraschung hervorzubringen vermag. Ist hingegen Alles, was die Personen angehet, bekannt, so sehe ich in dieser Voraussetzung die Quelle der allerheftigsten Bewegungen. Der griechische Dichter, der die Erkennung des Orest und der Iphigenia bis in die letzte Scene verschob, war ein Mann von Genie. Orest ist gegen den Altar gelehnet. Seine Schwester hat das heilige Messer schon gegen seine Brust ausgestreckt. Itzt soll er umkommen; aber er ruft: „So war es nicht genug, daß die Schwester geopfert wurde? Muß es der Bruder auch werden?" Und das ist der Augenblick, den mich der Dichter ganze fünf Aufzüge hindurch hat erwarten lassen.

„Das Drama mag sein, wie es will, so ist der Knoten bekannt. Denn er wird in Gegenwart der Zuschauer geschürzt.

Oft verräth auch schon der Titel einer Tragödie die Entwickelung. Es ist ein historisches Factum, es ist der Tod des Cäsar's, es ist die Opferung der Iphigenia. Allein mit der Komödie ist es anders."

Und warum denn? Darf mir der Dichter von seinem Stoffe nicht so viel wissen lassen, als er für gut befindet? Ich wenigstens würde mir sehr viel darauf zu Gute gethan haben, wenn ich in dem Hausvater (das aber alsdenn nicht mehr der Hausvater, sondern ein Stück mit einem andern Namen gewesen wäre) alle Verfolgungen des Comthurs gegen Sophien hätte zusammenbringen können. Um wie viel würde das Interesse nicht gewachsen sein, wenn man gewußt hätte, daß das junge Mädchen, von der er so übel spricht, die er so hitzig verfolgt, die er will einschließen lassen, seine eigene Nichte ist! Mit welcher Ungeduld würde man nicht den Augenblick der Erkennung erwartet haben, der in meinem Stücke nichts als eine geschwind überhingehende Ueberraschung hervorbringt! Es würde der triumphirende Augenblick einer Unglücklichen sein, an deren Schicksale wir so viel Antheil genommen; es würde der beschämende Augenblick eines harten Mannes sein, der sich uns so verhaßt gemacht hat.

Warum ist die Ankunft des Pamphilus in der Hecyra weiter nichts als ein gemeiner Zufall? Darum, weil es der Zuschauer nicht weiß, daß seine Frau schwanger ist, daß sie es nicht von ihm ist, daß in dem nämlichen Augenblicke, da er zurückkömmt, seine Frau entbunden wird.

Warum haben gewisse Monologen eine so große Wirkung? Darum, weil sie mir die geheimen Anschläge einer Person vertrauen und diese Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllet.

Wenn der Zustand der Personen unbekannt ist, so kann sich der Zuschauer für die Handlung nicht stärker interessiren als die Personen. Das Interesse aber wird sich für den Zuschauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat und es fühlet, daß Handlungen und Reden ganz anders sein würden, wenn sich die Personen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was sie wirklich sind, mit dem, was sie thun oder thun wollen, vergleichen kann.

Der Zuschauer sei von Allem unterrichtet, und die Personen mögen einander so unbekannt sein, als es thulich ist; man mache mich nur immer mit dem Gegenwärtigen zufrieden und auf das

Folgende begierig; die eine Person erwecke in mir nur immer ein Verlangen nach der andern; ein Zufall bringe mich nur immer dem andern, der aus ihm entspringt, näher; eine Scene jage nur immer die andere; keine enthalte nichts, als was der Handlung wesentlich ist: und das Stück wird mich gewiß interessiren.

Je mehr ich übrigens über die dramatische Dichtkunst nachdenke, desto ungehaltener werde ich gegen Die, die davon geschrieben haben. Es ist ein Zusammenfluß besonderer Regeln, die man zu allgemeinen Vorschriften gemacht hat. Man hat wahrgenommen, daß gewisse Zwischenfälle große Wirkungen hervorbringen, und sogleich hat man dem Dichter die Nothwendigkeit aufgelegt, sich zur Erreichung ebenderselben Wirkungen ebenderselben Mittel zu bedienen. Hätte man dafür die Sache genauer untersucht, so würde man gefunden haben, daß man noch weit größere Wirkungen durch ganz entgegengesetzte Mittel hervorbringen könne. So aber ist die Kunst mit Regeln überhäuft worden, und die Verfasser, weil sie sich ihnen knechtisch unterworfen, haben sich nicht selten viel Mühe gegeben, es lange nicht so gut zu machen, als sie es sonst würden gemacht haben.

Wenn man eingesehen hätte, daß, ob das Drama schon in der Absicht, vorgestellt zu werden, gemacht wird, gleichwohl der Verfasser und der Schauspieler den Zuschauer vergessen müsse; daß alles Interesse sich auf die Personen beziehen müsse: so würde man nicht so oft in den Lehrbüchern der Dichtkunst lesen: „Wenn Du das und das thust, so wird bei Deinem Zuschauer diese und diese Bewegung erfolgen.“ Vielmehr würde man darin lesen: „Wenn Du das und das thust, so wird es auf Deine Personen diese und diese Wirkung haben.“

Die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, gleichen einem Menschen, der, indem er auf Mittel sänne, wie er eine ganze Familie in Unruhe stürzen könne, diese Mittel nicht nach dieser Unruhe selbst, sondern nach dem abwägen wollte, was die Nachbarn davon sagen würden. O, kümmert Euch doch nicht um die Nachbarn; peiniget nur Eure Personen recht, und seid versichert, daß diese keinen Verdruß haben werden, an dem jene nicht Antheil nehmen!

Wären andere Muster vorhanden gewesen, so würde man andere Regeln vorgeschrieben haben, und vielleicht hätte man geboten, die Entwickelung sei bekannt und sei es bei Zeiten, und der Zuschauer schwebe in der beständigen Erwartung des Strahls,

der alle Personen in Ansehung ihrer Handlungen und ihrer Verhältnisse erleuchten wird.

Ist es nothwendig, daß das Interesse gegen das Ende des Drama steiget, so scheinet mir dieses Mittel hierzu ebenso dienlich als das entgegengesetzte. Unwissenheit und Ungewißheit erregen und unterhalten die Neugierde des Zuschauers, hingegen müssen es bekannte und immer erwartete Dinge sein, die ihn rühren und bewegen sollen. Und in dieser Absicht ist es gut, wenn man die Katastrophe beständig in Gedanken hat.

Wenn der Dichter, anstatt einzig und allein unter seinen Personen zu bleiben, anstatt den Zuschauer so viel errathen zu lassen, als er kann, aus der Handlung herausspringt und sich zu dem Zuschauer in das Parterre begiebt, so wird sein Plan leiden, so wird er den Malern gleich werden, die, anstatt sich einer strengen Nachahmung der Natur zu befleißigen, die Natur aus dem Gesichte verlieren und sie nicht so, wie sie ist, und wie sie sie selbst sehen, zu zeigen, sondern vielmehr ihren technischen Bedürfnissen gemäß einzurichten suchen.

Sind nicht alle Punkte des Raums verschiedentlich erleuchtet? Nimmt sich nicht einer vor dem andern aus? Stechen sie nicht alle ebensowohl in der dürren und wüsten Ebene als in der mannichfaltigsten Landschaft hervor? Folget der Dichter dem Schlendrian des Malers, so wird es ihm mit seinem Drama nicht anders als diesem mit seinem Gemälde gehen. Hier werden einige schöne Stellen und dort einige schöne Augenblicke sein. Damit aber ist es nicht gethan; das Gemälde soll nach seinem ganzen Umfange, das Drama soll nach seiner ganzen Dauer schön sein.

Und was wird aus dem Schauspieler, wenn sich der Dichter mit dem Zuschauer abgegeben hat? Wird es der Schauspieler nicht fühlen, daß das, was hier oder da stehet, nicht für ihn ersonnen worden? Der Dichter hat sich an den Zuschauer gewendet; er wird sich auch an ihn wenden. Der Dichter hat gewollt, daß man ihm klatschen soll; er wird auch wollen, daß man ihm klatschen soll, und wo endlich die Illusion bleiben wird, weiß ich nicht.

Ich habe bemerkt, daß die Schauspieler Alles das schlecht vorstellen, was der Dichter für den Zuschauer geschrieben hat; und hätte dieser seine Rolle mitgespielt, so würde er zu der Person gesagt haben: „Mit wem sprichst Du? Warum mit mir? Was gehen mich Deine Händel an? Bleib für Dich!“ Und hätte auch

der Dichter seine Rolle mitgespielt, so würde er hinter der Scene hervorgekommen sein und dem Parterre geantwortet haben: „Verzeihen Sie, meine Herren, die Schuld ist meine; ein andermal wollen ich und er es besser machen.“

Man denke also sowohl während dem Schreiben als während dem Spielen an den Zuschauer ebenso wenig, als ob gar keiner da wäre. Man stelle sich an dem äußersten Rande der Bühne eine große Mauer vor, durch die das Parterre abgesondert wird. Man spiele, als ob der Vorhang nicht aufgezogen würde.

„Aber der Geizige, der seine Cassette verloren hat, ruft gleichwohl den Zuschauern zu: „Ist mein Dieb etwa unter Euch, meine Herren?““

O, man lasse doch diesen Verfasser in Ruhe! Die Ausschweifung eines Mannes von Genie beweiset gegen die gesunde Vernunft nichts. Man sage mir nur, ist es möglich, daß man sich einen Augenblick an den Zuschauer wenden kann, ohne die Handlung aufzuhalten? Und sind nicht alle die kleinen Stellen, wo man auf ihn gesehen hat, ebenso viel Ruhepunkte, die den Verlauf des Drama langsamer machen und hemmen?

Ein verständiger Verfasser darf in seinem Werke gar wohl Züge anbringen, die der Zuschauer auf sich anwenden kann; er darf gar wohl im Schwange gehende Laster und Lächerlichkeiten anstechen; er darf gar wohl auf öffentliche Begebenheiten anspielen und ebensowohl zu unterrichten, als zu gefallen suchen; nur muß Alles das im Vorbeigehen, ohne Vorsatz geschehen. Sobald er seinen Zweck merken läßt, verfehlt er ihn; seine Personen hören auf zu reden, und er prediget.

Das erste Stück des Plans, sagen die Kunstrichter, ist die Exposition.

In der Tragödie, wo das Factum bekannt ist, geschiehet die Exposition mit einem Worte. Wenn meine Tochter den Fuß nach Aulis setzt, so muß sie sterben. In der Komödie geschiehet sie, dürfte ich fast sagen, durch den Anschlagzettel. Wo ist z. E. im Tartüffe eine Exposition? Meinem Bedünken nach könnte man ebensowohl von dem Dichter verlangen, seine ersten Auftritte so einzurichten, daß sie einen kurzen Entwurf des ganzen Stückes enthielten.

Alles, was ich hiervon begreife, ist dieses, daß es einen gewissen Augenblick geben muß, da die dramatische Handlung anfängt, und hat der Dichter diesen Augenblick übel gewählt, so

wird er der Katastrophe entweder zu nahe oder zu weit von ihr entfernt sein. Ist er ihr zu nahe, so wird es ihm an Materie gebrechen, und vielleicht ist er gezwungen, seinen Stoff durch eine episodische Intrigue zu erweitern. Ist er zu weit entfernt, so wird der Verfolg schläfrig sein, so werden seine Aufzüge lang und mit einer Menge Begebenheiten und Erzählungen überhäuft sein, die nicht im Geringsten interessiren.

Die Deutlichkeit will, man soll Alles sagen. Die Dichtungsart will, man soll forteilen. Wie aber kann man Alles sagen und doch forteilen?

Der Augenblick, den man zu dem ersten erwählt hat, sei der Inhalt der ersten Scene. Diesem wird der zweite folgen, dem zweiten der dritte, und so wird der Aufzug fertig. Das Wichtigste hierbei ist, daß die Handlung an Geschwindigkeit beständig wachsen und doch deutlich sein muß, nur in diesem einzigen Stücke muß man an den Zuschauer denken. Und hieraus sieht man, daß die Exposition nicht anders als während dem Verlaufe des Stückes und nach Maßgebung desselben geschehen kann, und daß der Zuschauer nicht eher Alles weiß und Alles gesehen hat, als bis der Vorhang fällt.

Je mehr Dinge bei dem ersten Augenblicke zu sagen übrig bleiben, desto mehr Materie hat man zu Ausführung der folgenden Aufzüge. Je schneller und reicher der Dichter ist, desto aufmerksamer wird er sein müssen. Er kann sich nur bis auf einen gewissen Punkt an die Stelle des Zuschauers setzen. Seine Intrigue ist ihm so bekannt, daß er sich gar leicht für deutlich halten kann, wenn er sehr dunkel ist. Hiervon muß ihn sein Beurtheiler unterrichten; denn einen Beurtheiler muß der Dichter haben, wenn er auch noch so viel Genie besitzt. Glücklich ist er, mein Freund, wenn er einen findet, der aufrichtig ist, einen, der mehr Genie hat als er selbst. Von ihm kann er lernen, daß die geringste Vergeßlichkeit hinreichend ist, alle Illusion zu vernichten; daß der kleinste übergangene oder falsch vorgestellte Umstand die Lüge verräth; daß das Drama für das Volk gehöret, und daß man sich das Volk weder zu einfältig noch zu fein vorstellen muß.

Man muß ihm Alles erklären, was es erklärt haben will, aber auch nichts mehr.

Es giebt Kleinigkeiten, die der Zuschauer gar nicht begierig ist zu hören, die er sich schon selbst erklären wird. Hat ein Zufall nur eine Ursache, und diese Ursache fällt nicht sogleich in die Augen, so ist es ein Räthsel, dessen Auflösung man verschweigt.

Hat sich ein Zufall auf eine ganz einfältige, natürliche Art ereignen können, so würde ihn erklären so viel sein, als sich bei einem Umstande aufhalten, an dem unserer Neugierde nichts gelegen ist.

Nichts ist schön, was keine Einheit hat, und der erste Augenblick wird das Colorit des ganzen Stücks bestimmen.

Fängt man mit einer starken Situation an, so wird alles Uebrige von der nämlichen Stärke sein müssen, oder es wird uns matt dünken. Wie viel Stücke giebt es, die durch ihren Anfang verunglückt sind! Der Dichter hat sich gefürchtet, kalt anzufangen, und hat daher so starke Situationen genommen, daß er die ersten Eindrücke, die er auf mich gemacht hat, nicht zu unterhalten im Stande ist.

Wenn das Werk gut angelegt ist; wenn der Dichter seinen ersten Augenblick gut zu wählen gewußt hat; wenn er sogleich in die Mitte seiner Handlung eingedrungen ist; wenn er seine Charaktere gut gezeichnet hat: wie kann es ihm an Beifall fehlen? Die Bestimmung der Charaktere aber hängt von den Situationen ab.

Der Plan eines Drama kann gemacht und gut gemacht sein, ohne daß der Dichter noch im Geringsten weiß, was für einen Charakter er seinen Personen geben will. Man siehet alle Tage, daß Leute von ganz verschiedenem Charakter einerlei Zufällen ausgesetzt sein können. Ein Vater, der seine Tochter opfert, kann ehrgeizig, kann schwach, kann wild sein. Einer, der sein Geld verloren hat, kann arm oder reich sein. Einer, der um seine Geliebte besorgt ist, kann ein Bürger oder ein Held, kann zärtlich oder eifersüchtig, kann ein Prinz oder ein Bedienter sein.

Alsdenn sind die Charaktere gut getroffen, wenn die Situationen dadurch verwirrter und schwieriger werden. Man stelle sich vor, daß die vierundzwanzig Stunden, welche die Personen itzt zubringen, die allerunruhigsten und grausamsten Stunden ihres Lebens sind. Und also mache man sie ihnen auch so sauer als möglich. Man lasse alle Situationen stark sein; man setze sie den Charakteren entgegen; man setze Interesse dem Interesse entgegen. Keine Person müsse zu ihrem Zweck gelangen können, ohne den Absichten einer andern hinderlich zu sein; eine einzige Begebenheit halte Alle zugleich beschäftiget, aber Jeder verlange diese Begebenheit anders als der Andere.

Der wahre Contrast ist der, den die Charaktere mit den Si-

tuationen machen, ist der, den das Interesse mit dem Interesse macht. Muß Alcest verliebt sein, so sei er es in eine Buhlerin; muß Harpagon verliebt sein, so sei er es in ein armes Mädchen.

„Aber warum sollte man diesen zwei Arten von Contrast nicht auch den Contrast der Charaktere beifügen dürfen? Er ist ein so vortreffliches Hülfsmittel für den Dichter."

Und zugleich ein so abgenutztes, als nur immer der Gebrauch der Maler sein kann, einen starken Vorgrund zu machen, damit die übrigen Gegenstände des Gemäldes besser zurückweichen.

Ich verlange, daß die Charaktere verschieden sein sollen; an ihrem Contraste aber, muß ich Ihnen gestehen, habe ich keinen Gefallen. Hören Sie meine Gründe und urtheilen Sie!

Vors Erste bemerke ich, daß der Contrast in dem Stile eine üble Wirkung thut. Wollen Sie, daß die größten, einfältigsten und edelsten Gedanken auf nichts hinauslaufen sollen, so dürfen Sie sie nur unter sich oder im Ausdrucke contrastiren.

Soll ein musicalisches Stück ohne Ausdruck, ohne Genie sein, so dürfen Sie nur Contrast hineinbringen, und Sie werden weiter nichts als eine abwechselnde Folge von starken und sanften, von hohen und tiefen Tönen haben.

Soll die Composition eines Gemäldes widerwärtig und gezwungen sein, so verachte man nur die Klugheit des Raphael's und strapazire und contrastire die Figuren.

Die Baukunst liebet die Größe und Einfalt. Ich will nicht sagen, daß sie den Contrast verwirft, sie verstattet ihn gar nicht.

Nun sagen Sie mir, warum der Contrast in allen Gattungen der Nachahmung ein so armseliges Ding ist, nur in der dramatischen Poesie nicht!

Das sicherste Mittel aber, ein Drama zu verderben und es jedem Manne von Geschmack unerträglich zu machen, wäre dieses, daß man die Contraste vervielfältigte.

Ich weiß nicht, was man von dem Hausvater urtheilen wird; ist er aber weiter nichts als schlimm, so würde ich ihn gewiß abscheulich gemacht haben, wenn ich den Comthur mit dem Hausvater, Germeuilen mit Cäcilien, Saint Albinen mit Sophien und ihre Kammerfrau mit einem von den Bedienten in Contrast gebracht hätte. Urtheilen Sie, was aus diesen Antithesen kommen würde! Ich sage Antithesen; denn der Contrast der Charaktere ist in dem Plane eines Drama nichts Anders, als was diese Figur in der Rede ist. Es ist eine glückliche Figur,

aber sie muß mit Mäßigung gebraucht werden, und wer nur im Geringsten einen erhabnen Ton hat, wird sich ihrer allezeit enthalten.

Ist nicht eines von den wichtigsten und zugleich schwersten Stücken der dramatischen Kunst die Verbergung der Kunst? Was aber verräth mehr Kunst als der Contrast? Was scheinet ausstudirter? Was ist abgenutzter? Wo ist die Komödie, in der er nicht gebraucht wäre? Und wenn eine ungeduldige und hastige Person auf der Bühne erscheinet, steckt wohl in einem Winkel des Parterre ein so unerfahrner Schulknabe, der nicht zu sich selbst sagte: „Die gelassene und sanftmüthige Person wird nicht weit sein“?

Aber hat die dramatische Gattung nicht dadurch schon unglücklicher Weise romanenhaften Anstrichs genug, daß sie den gemeinen Lauf der Dinge nur in solchen Fällen nachahmen darf, wo es der Natur gefallen hat, außerordentliche Begebenheiten zu combiniren, und muß zu diesem der Illusion so hinderlichen Anstriche noch eine Wahl von Charakteren kommen, so wie sie sich fast niemals beisammen finden? Was kömmt in dem gemeinen Leben öftrer vor: Gesellschaften, wo die Charaktere verschieden, oder Gesellschaften, wo sie contrastirt sind? Für eine, wo sich der Contrast der Charaktere so abstechend zeigt, als ihn der komische Dichter verlangt, werden sich immer hunderttausend finden, wo sie weiter nichts als verschieden sind.

Der Contrast der Charaktere hingegen mit ihren Situationen und der mancherleien Interesse unter sich kömmt alle Augenblicke vor.

Warum ist man darauf gefallen, einen Charakter mit dem andern zu contrastiren? Ohne Zweifel, damit einer von beiden desto mehr hervorstechen soll. Allein diese Wirkung läßt sich nur alsdenn erhalten, wenn diese Charaktere zugleich erscheinen. Und welche Monotonie in dem Gespräche entspringt daraus! Wie gezwungen wird der ganze Verlauf des Stücks! Wie kann ich die Begebenheiten natürlich verknüpfen und die Auftritte in eine schickliche Folge bringen, wenn ich beständig mit der Nothwendigkeit beschäftiget bin, diese oder jene Person mit dieser oder jenen zusammenzubringen? Wie oft wird es sich nicht ereignen, daß der Contrast eine Scene verlangt, indem die Wahrheit der Fabel eine ganz andere erfordert!

Sind übrigens die zwei contrastirten Personen mit gleicher Stärke gezeichnet, so werden sie den eigentlichen Gegenstand des Drama zweideutig machen.

Lassen Sie uns setzen, der Misanthrop wäre nicht angeschlagen worden, und man hätte ihn ohne Ankündigung gespielt: was würde daraus geworden sein, wenn Philint seinen Charakter ebenso behauptet hätte als Alceste? Würde der Zuschauer nicht haben fragen können (wenigstens in der ersten Scene, wo sich die Hauptperson noch durch nichts unterscheidet), welchen von beiden man eigentlich spiele, den Philanthropen oder den Misanthropen? Und wie vermeidet man diese Unbequemlichkeit? Man opfert einen von den beiden Charakteren auf: den einen läßt man Alles sagen, was er für sich sagen kann, und den andern macht man zu einem ungeschickten, albern Geck. Aber merkt der Zuschauer etwa diesen Fehler nicht, besonders wenn der lasterhafte Charakter, so wie in dem angeführten Exempel, der Hauptcharakter ist?

„Die erste Scene des Misanthropen ist gleichwohl ein Meisterstück."

Ja, allein es mache sich nur ein Mann von Genie darüber und gebe dem Philint so viel kaltes Blut, so viel Standhaftigkeit, Beredsamkeit, Rechtschaffenheit und Menschenliebe, so viel Nachsicht gegen die Fehler und so viel Mitleiden mit den Schwachheiten seines Nächsten, als ein wahrer Freund des menschlichen Geschlechts haben muß: und sogleich wird, ohne an den Reden des Alcest das Geringste zu ändern, der Gegenstand des Stücks ungewiß werden. Warum aber ist er es nicht? Hat Alcest etwa Recht? Und hat Philint etwa Unrecht? O nein, sondern der Eine vertheidiget seine Sache gut und der Andere schlecht.

Wollen Sie Sich, mein Freund, von der ganzen Stärke dieser Anmerkung überzeugen, so schlagen Sie die Brüder des Terenz auf. Sie werden da zwei contrastirte Väter finden, die beide mit gleicher Stärke gezeichnet sind, und können kühnlich dem feinsten Kunstrichter Trotz bieten, Ihnen die Hauptperson zu nennen, ob es Micion oder ob es Demea ist. Fällt er sein Urtheil vor dem letzten Auftritte, so dürfte er leicht mit Erstaunen wahrnehmen, daß Der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen verständigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr ist, und daß Der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verständige Mann sein könnte.

Man sollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieses Drama fast sagen, der Verfasser sei durch den beschwerlichen Contrast gezwungen worden, seinen Zweck fahren zu lassen und das ganze Interesse des Stücks umzukehren. Was ist aber daraus geworden?

Dieses, daß man gar nicht mehr weiß, für wen man sich interessiren soll. Von Anfange her ist man für den Micion gegen den Demea gewesen, und am Ende ist man für Keinen von Beiden. Beinahe sollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwischen diesen zwei Personen hielte und zeigte, worin sie beide fehlten.

Wenn man glaubt, daß ein Drama ohne contrastirte Personen darum leichter ist, so betriegt man sich. Wenn der Dichter seine Rollen nur durch ihre Verschiedenheit kann geltend machen, so wird er sie desto stärker zeichnen, desto kräftiger coloriren müssen; so wird er, um nicht ebenso frostig zu sein als ein Maler, der weiße Gegenstände auf einen weißen Grund leget, seine Augen beständig auf die Verschiedenheit der Stände, des Alters, der Situationen und des Interesse haben müssen; so wird er, anstatt in der Nothwendigkeit zu sein, den einen Charakter zu schwächen, um dem andern desto mehr Stärke zu geben, sich bemühen müssen, sie alle stark und kräftig zu machen.

Je ernsthafter die Gattung ist, desto weniger scheinet sie mir den Contrast erlauben zu wollen. In der Tragödie ist er sehr selten. Wenn man ihn ja braucht, so braucht man ihn nur unter den Personen vom zweiten Range. Der Held stehet allein. Es ist kein Contrast im Britannicus, keiner in der Andromacha, keiner im Cinna, keiner in der Iphigenia, keiner in der Zaire, keiner im Tartüffe.

In den Komödien mit Charakteren ist der Contrast nicht nöthig. In den andern ist er weniger überflüssig.

Corneille hat eine Tragödie gemacht, ich glaube, es ist Nicomedes, wo die Großmuth die herrschende Eigenschaft aller Personen ist, und welch Verdienst hat man ihm nicht aus dieser Fruchtbarkeit, und zwar mit allem Rechte gemacht!

Terenz contrastirt wenig. Plautus contrastirt noch weniger. Molière öftrer. Aber wenn bei Molièren der Contrast oft das Hülfsmittel eines Mannes von Genie ist, muß man ihn deswegen auch andern Dichtern vorschreiben? Hätte man nicht vielmehr Ursache, eben deswegen sie davor zu warnen?

Aber was wird aus dem Gespräche zwischen contrastirten Personen? Ein Zusammenfluß von kleinen Ideen und Antithesen; denn nothwendig müssen die Reden einander ebenso entgegengesetzt sein als die Charaktere. Und nun frage ich Sie, mein Freund, und frage jeden Mann von Geschmack, ob Ihnen das einfältige und natürliche Gespräch zweier Personen, die ein ver-

schiedenes Interesse, verschiedene Leidenschaften, ein verschiednes Alter haben, nicht weit besser gefallen würde?

Ich kann den Contrast in der Epopöe nicht leiden, er müßte denn unter Gesinnungen und Bildern sein. Er mißfällt mir in der Tragödie. In dem ernsthaften Komischen ist er überflüssig. In der lustigen Komödie kann man ihn entbehren. Ich werde ihn also dem Possenspieler überlassen. Dieser mag ihn in seinem Werke so sehr vervielfältigen, so sehr übertreiben, als er nur will, es ist da nichts zu verderben.

Fragt man mich aber, was jener Contrast der Gesinnungen oder Bilder ist, den ich in der Epopöe, in der Ode und einigen andern Gattungen der höhern Poesie liebe, so antworte ich: daß es eines von den deutlichsten Kennzeichen des Genies ist; daß es die Kunst ist, die Seele mit ganz verschiedenen und widrigen Gesinnungen zu erfüllen, sie von entgegengesetzten Seiten zugleich zu erschüttern und ein von Unlust und Vergnügen, von Widrigkeit und Anmuth, von Behäglichkeit und Schrecken vermischtes Gefühl in ihnen hervorzubringen.

Diese Wirkung hat jene Stelle in der Ilias, wo mir der Dichter den Jupiter auf dem Ida zeiget; am Fuße des Berges würgen sich die Trojaner und Griechen, mitten in der Nacht, die er um sie verbreitet hat; doch sind die unachtsamen und heitern Blicke des Gottes gegen die unschuldigen Gefilde der Aethioper gewendet, die von Milch leben. Und so gewährt er mir auf einmal den Anblick der Glückseligkeit und des Elendes, des Friedens und der Unruhe, der Unschuld und des Lasters, des Schicksals der Menschen und der Größe der Götter. Ich sehe an dem Fuße des Ida nichts als einen Haufen Ameisen.

Setzet ebenderselbe Dichter für seine Kämpfer Preise auf, so sind es Waffen, ein Stier, der mit den Hörnern drohet, schöne Weiber und Stahl.

Auch Lucrez hat es sehr wohl gewußt, wie kräftig das Schreckliche dem Wollüstigen entgegengesetzt werde, wenn er die zügellose Entzückung der Liebe, wie sie sich aller Sinne bemeistert, schildert und die Vorstellung eines Löwen bei mir rege macht, der, von einem tödtlichen Pfeile getroffen, wüthend auf den Jäger, der ihn verwundet hat, stürzet, ihn niederreißt, nicht anders als auf ihm sterben will und ihn ganz mit seinem eigenen Blute bedeckt läßt.

In den vorzüglichsten Oden des Horaz und in den schönsten

Liedern des Anakreon stehet das Bild des Todes neben dem Gemälde des Vergnügens.

Und konnte dem Catull die Zauberkraft dieses Contrasts unbekannt sein, wenn er rief:

Vivamus, mea Lesbia, atque amemus,
Rumoresque senum severiorum
Omnes unius aestimemus assis.
Soles occidere et redire possunt;
Nobis cum semel occidit brevis lux,
Nox est perpetua una dormienda.
Da mihi basia mille —

Und der Verfasser der Natürlichen Geschichte, wenn er nach der Schilderung eines jungen Thieres, das ruhig in den Wäldern wohnet und durch ein plötzliches noch nie vernommenes Geräusch in Schrecken gesetzt wird, folgenden Gegensatz des Sanften und Erhabenen hinzufügt: „Bleibt aber das Geräusch ohne Wirkung, so erkennet das Thier wieder die gewöhnliche Stille der Natur; es beruhiget sich, es hält ein und verfügt sich mit gleichen Schritten wieder zu seinem ruhigen Lager."

Und der Verfasser des Werks über den Geist, wenn er sinnliche und wilde Ideen mit einander vermischt und durch den Mund eines sterbenden Schwärmers ausruft: „Ich sterbe, und ich fühle eine unglaubliche Süßigkeit im Sterben! Ich höre die Stimme des Odin, die micht ruft. Schon öffnen sich die Thore seines Palasts. Halbnackte Jungfrauen treten aus ihnen hervor. Eine azurene Schärpe umgürtet ihre Lenden und erhöhet die Weiße ihres Busens. Sie nahen sich und reichen mir ein liebliches Bier in dem blutigen Hirnschädel meiner Feinde."

Poussin hat eine Landschaft gemalt, wo man junge Schäferinnen nach dem Schalle einer Feldschalmei tanzen siehet, in einem Winkel aber ein Grabmal mit der Ueberschrift erblickt: „Auch ich lebte in dem glücklichen Arkadien". Diese Bezauberung des Stils, wovon hier die Rede ist, hängt manchmal von einem einzigen Worte ab, das meinen Blick von dem Hauptgegenstande ablenkt und mir seitwärts, wie in dem Gemälde des Poussin, den Raum, die Zeit, das Leben, den Tod oder eine

andere große und melancholische Idee zeiget, die mitten unter die Bilder der Freude geworfen worden.

Das sind die einzigen Contraste, die mir gefallen. Uebrigens giebt es unter den Charakteren drei Arten des Contrasts: einen Contrast der Tugend und einen Contrast des Lasters. Wenn eine Person geizig ist, so kann eine andere mit ihr, entweder vermittelst der Sparsamkeit oder vermittelst der Verschwendung contrastiren, und sowohl der Contrast der Tugend als der Contrast des Lasters kann entweder wirklich oder nur verstellt sein. Von dieser letzten Art wüßte ich kein Exempel; ich muß aber auch gestehen, daß ich das Theater wenig kenne. Mich dünkt, daß er in der lustigen Komödie keine unangenehme Wirkung haben müßte, aber nur einmal. Ein dergleichen Charakter wäre mit dem ersten Stücke abgenutzt. Ich möchte wohl so einen Menschen sehen, der von einem ganz entgegengesetzten Charakter als ein anderer nicht wirklich wäre, sondern sich nur zu sein stellte. Er würde ein Original sein, dieser Charakter; ob er aber neu sein würde, das weiß ich nicht.

Wir machen also den Schluß, daß es nur *eine* Ursache giebt, die Charaktere zu contrastiren, und daß es weit mehr als eine giebt, sie blos verschieden zu zeigen.

Man lese aber auch die Lehrbücher der Dichtkunst, und man wird kein Wort von diesen Contrasten finden. Ich glaube also, es ist mit dieser Regel gegangen wie mit vielen andern: man hat sie dem Werke eines Genies zu Folge gemacht, wo der Contrast eine große Wirkung gehabt hat, und sogleich hat man geschlossen: Hier ist der Contrast gut, folglich kann ohne Contrast nichts gut sein. Das ist der Meisten ihre Logik, die sich unterstanden haben, einer Kunst Schranken zu setzen, in der sie sich niemals geübt hatten. Das ist aller unerfahrnen Kunstrichter ihre Logik, die uns nach diesen Autoritäten beurtheilen.

Ich weiß nicht, mein Freund, ob nicht das Studium der Philosophie mich wieder zu sich zurückrufen wird, und ob der *Hausvater* mein letztes Drama sein oder nicht sein wird. So viel aber weiß ich, daß ich den Contrast der Charaktere gewiß in keinem brauchen würde.

Ist der Entwurf gemacht und gefüllt, sind die Charaktere festgesetzt, so schreitet man zur Abtheilung der Aufzüge.

Die Aufzüge sind die Theile des Drama, die Auftritte sind die Theile der Aufzüge.

Der Aufzug ist ein Stück der totalen Handlung eines Drama und enthält einen oder mehrere Vorfälle.

Nachdem ich die einfachen Stücke den zusammengesetzten vorgezogen habe, würde es sehr seltsam sein, wenn ich einen mit mehrern Vorfällen erfüllten Aufzug einem Aufzuge, der nur einen enthielte, vorziehen wollte.

Man hat verlangt, die vornehmsten Personen sollen alle in dem ersten Aufzuge zum Vorschein kommen oder doch genannt werden; die Ursache weiß ich so recht nicht. Es giebt dramatische Handlungen, wo man weder das Eine noch das Andere thun müßte.

Man hat verlangt, ebendieselbe Person soll in ebendemselben Aufzuge nicht mehr als einmal auf die Bühne kommen; und warum hat man das verlangt? Wenn sie das, was sie zu sagen kömmt, nicht damals sagen können, als sie das erste Mal auf der Bühne war; wenn das, was sie zurückbringt, während ihrer Abwesenheit vorgefallen ist; wenn sie Den, den sie sucht, auf der Bühne zurückgelassen hat; wenn Dieser wirklich da ist oder, wenn er nicht da ist, sie ihn nirgend anders zu finden weiß; wenn sie der Augenblick erheischt; wenn ihre Zurückkunft das Interesse verstärkt; kurz, wenn sie in der Handlung ebenso natürlich wieder erscheinet, als es uns täglich im gemeinen Leben begegnet: so mag sie nur immer wiederkommen, ich bin bereit, sie zum zweiten und dritten Male zu sehen und zu hören. Der Kunstrichter mag Autoritäten anführen, so viel als er will, genug, daß der Zuschauer meiner Meinung sein wird.

Man verlangt, daß die Aufzüge ungefähr von gleicher Länge sein sollen. Weit vernünftiger wäre es, wenn man verlangte, daß ihre Dauer allezeit dem Umfange der darin enthaltenen Handlung gemäß sei.

Jeder Aufzug wird zu lang sein, der leer an Handlung und überhäuft mit Reden ist, und jeder wird kurz genug sein, dem es weder an Reden noch an Vorfällen fehlt, die den Zuschauer auf seine Dauer Acht zu geben verhindern. Sollte man nicht sagen, man höre ein Drama mit der Uhr in der Hand? Es kömmt aufs Empfinden an, und Du zählest die Seiten und Zeilen.

Der erste Aufzug des Eunuchus hat nicht mehr als zwei Auftritte und eine kleine Monologe, und der letzte Aufzug hat deren zehne. Beide aber sind gleich kurz, weil dem Zuschauer weder in dem einen noch in dem andern die Zeit zu lang geworden ist.

Der erste Aufzug eines Drama ist vielleicht das schwerste Stück desselben. Er muß anspinnen, er muß fortrücken, oft muß er von Diesem und Jenem Licht geben, und immer muß er verbinden.

Wenn dieses Lichtgeben, diese Exposition nicht einem wichtigen Anlasse zu Folge geschieht oder nicht etwas Wichtiges nach sich zieht, so wird der Aufzug frostig sein. Man sehe, welcher Unterschied zwischen den ersten Aufzügen der Andria oder des Eunuchus und dem ersten Aufzuge der Hecyra ist.

Man nennet Zwischenaufzug die Dauer, die einen Aufzug von dem folgenden trennet. Diese Dauer ist veränderlich; weil aber die Handlung nie stillstehen darf, so muß die Bewegung, wenn sie auf der Bühne aufhört, hinter derselben fortdauern. Da muß keine Ruhe, kein Anhalten sein. Wenn die Personen wieder zum Vorschein kämen, und die Handlung wäre die Zeit ihrer Abwesenheit über nicht weitergerückt, so müßten sie alle geschlafen haben oder von andern Geschäften sein abgehalten worden; zwei Voraussetzungen, die, wo nicht der Wahrheit, doch dem Interesse entgegen sind.

Der Dichter hat das Seinige gethan, wenn er mich in der Erwartung eines wichtigen Vorfalls läßt und die Handlung, welche seinen Zwischenaufzug anfüllen soll, meine Neugierde reizet und den vorläufigen Eindruck stärket. Denn es sollen nicht verschiedene Bewegungen in der Seele erregt werden, sondern die, welche einmal darin herrscht, soll erhalten werden und ohne Unterlaß wachsen. Es ist ein Pfeil, den man von der Spitze bis an das andere Ende eindrücken soll: und diese Wirkung darf man sich von einem verwickelten Stücke nicht versprechen, wenn sich nicht wenigstens alle Zufälle auf eine einzige Person beziehen, wenn sie nicht alle diese einzige Person bestürmen, zerschmettern, zermalmen. Alsdenn befindet sich diese Person in einer wirklich dramatischen Situation. Sie seufzet und ist leidend, sie nur spricht, und die übrigen alle handeln.

In den Zwischenaufzügen ereignen sich beständig, und während dem Verlaufe des Stücks selbst ereignen sich nicht selten Vorfälle, die der Dichter den Augen des Zuschauers entzieht, und die voraussetzen, daß sich seine Personen in dem Innern des Hauses darüber besprechen. Ich verlange eben nicht, daß er sich mit diesen Scenen so beschäftigen und sie so aufs Reine bringen soll, als ob ich sie hören sollte. Wenn er sich aber gleichwohl einen Entwurf davon machte, so würde er desto voller von seinem Stoffe und seinen Charakteren werden; und wollte er diesen Ent-

wurf auch dem Schauspieler mittheilen, so würde er ihn dadurch desto besser in dem Geiste seiner Rolle und in der Hitze seiner Handlung unterhalten. Es ist dieses ein neuer Zuwachs von Arbeit, dem ich mich manchmal unterzogen habe.

Zum Exempel wenn der verkehrte Comthur Germeuilen aufsucht, um ihn in seinen Anschlag, Sophien einschließen zu lassen, mit zu verwickeln und dadurch unglücklich zu machen, so dünkt mich, ich sehe ihn mit bedachtsamen Schritten, mit einem heuchlerisch-freundlichen Gesichte daher kommen und höre ihn in einem einschmeichelnden und drollichten Tone Folgendes sagen:

**Der Comthur.** Germeuil, ich suchte Dich.

**Germeuil.** Mich, Herr Comthur?

**Der Comthur.** Ja, Dich, Dich!

**Germeuil.** Das ist ja ganz was Seltenes.

**Der Comthur.** Wohl wahr, aber einen Mann wie Germeuil muß man über lang oder kurz endlich doch suchen. Ich habe über Deinen Charakter nachgedacht; ich habe alle die guten Dienste, die Du dem Hause erwiesen hast, überlegt, und weil ich, wenn ich allein bin, manchmal mit mir selber rede, so habe ich mich unter Andern auch gefragt: woher kömmt es doch immer und ewig, daß wir beiden Leute so einen Abscheu vor einander haben? Wir sind ja Beides brave, rechtschaffene Leute. Und sieh, da habe ich entdeckt, daß die Schuld an mir liegt. Ich habe Unrecht, und eben itzt komm' ich zu Dir, Dich zu bitten, das Vergangene zu vergessen. Ja, ja, Dich zu bitten. Und wenn Du willst, so wollen wir von nun an Freunde sein.

**Germeuil.** Wenn ich will, mein Herr? Können Sie daran zweifeln?

**Der Comthur.** Germeuil, wenn ich hasse, so hasse ich von Herzensgrunde.

**Germeuil.** Das weiß ich.

**Der Comthur.** Wenn ich aber auch liebe, so liebe ich auch nicht anders, und das sollst Du sehn.

Hier giebt der Comthur Germeuilen zu verstehen, daß ihm das Absehen, das er auf seine Nichte haben könne, nicht verborgen sei. Er billiget es und bietet ihm seine Dienste an. — „Du suchst meine Nichte, das wirst Du nicht leugnen, ich kenne Dich. Doch Dir bei ihr und bei ihrem

Vater das Wort zu reden, was brauche ich dazu Dein Geständniß? Du wirst mich schon zu finden wissen, wenn es Zeit ist."

Germeuil kennt den Comthur zu wohl, als daß er nicht wissen sollte, wie viel er von seinem Anerbieten zu halten hätte. Er merkt gleich, daß diese verbindliche Vorrede eine Tücke ankündigen müsse, und sagt zu dem Comthur:

**Germeuil.** Und nun, Herr Comthur, was ist Ihr Begehren?

**Der Comthur.** Vor allen Dingen, daß Du mich für aufrichtig halten sollst, so wie ich es bin.

**Germeuil.** Das kann wohl sein.

**Der Comthur.** Und hernach möchte ich auch gern überzeugt sein, daß Dir unsere Aussöhnung und meine Freundschaft nicht gleichgültig ist.

**Germeuil.** Recht gern.

Nunmehr rückt der Comthur nach einem kurzen Stillschweigen so ganz, als ob ihm nichts darum wäre, mit der Frage heraus: „Du hast doch meinen Vetter gesehen?"

**Germeuil.** Er ging eben aus.

**Der Comthur.** Du weißt nicht, was man spricht.

**Germeuil.** Und was spricht man denn?

**Der Comthur.** Daß Du ihn in seiner Thorheit bestärktest. Aber das ist falsch.

**Germeuil.** Gewiß falsch, mein Herr.

**Der Comthur.** Und Du nimmst Dich des kleinen Mädchens auch gar nicht an?

**Germeuil.** Gar nicht.

**Der Comthur.** Auf Ehre?

**Germeuil.** Wie ich sage.

**Der Comthur.** Und wenn ich Dir den Antrag thäte, daß Du mir helfen solltest, der ganzen Verwirrung auf einmal ein Ende zu machen, würdest Du Dich wohl dazu verstehen?

**Germeuil.** Ganz gewiß.

**Der Comthur.** Und ich könnte mich Dir vertrauen?

**Germeuil.** Wenn Sie es für gut befinden.

**Der Comthur.** Und Du wolltest verschwiegen sein?

**Germeuil.** Wenn Sie es verlangen.

**Der Comthur.** Germeuil — was könnte uns also hindern? — Kannst Du mich nicht errathen?

Germeuil. Als ob man Sie errathen könnte!

Der Comthur entdeckt ihm seinen Anschlag. Germeuil erkennet mit einem Blicke die ganze Gefahr dieser Vertraulichkeit; er wird darüber unruhig. Er sucht den Comthur vergebens auf andere Wege zu bringen. Er führt ihm zu Gemüthe, wie unmenschlich es sein würde, eine Unschuldige so zu verfolgen. — „Wo bleibt das Mitleid? Wo bleibt die Gerechtigkeit?" — „Das Mitleid? Auf das kömmt's auch an. Die Gerechtigkeit aber, die verlangt es, daß man die Creaturen in Verwahrung bringen soll, die weiter zu nichts in der Welt nütze sind, als die Kinder zu verführen und die Eltern zu betrüben." — — „Und Ihr Neffe?" — „Ha, anfangs wird es ihn ein Wenig ärgern, aber wie lange wird es währen, so ist diese Grille von einer andern verdrängt? In zwei Tagen ist Alles vorüber, und wir haben ihm einen wichtigen Dienst geleistet." — „Und die gerichtlichen Befehle, die man dazu nöthig hat, glauben Sie, daß man die so leicht erhalten kann?" — „Meinen werde ich bald haben, und in einer oder zwei Stunden können wir anfangen." — „Herr Comthur, wozu verleiten Sie mich!" — „Er beißt an, ich habe ihn. Dich meinem Bruder gefällig und mich Dir auf immer verbindlich zu machen." — „Saint Albin" — „Nun gut, Saint Albin; Saint Albin ist Dein Freund, aber er ist doch nicht Du. Sei Du erst Du, erst Germeuil, und hernach die Andern wo möglich." — „Mein Herr" — „Adieu, ich will sehen, ob mein Verhaftbefehl schon gekommen ist. Ich bin gleich wieder bei Dir." — „Nur noch ein Wort, wenn es Ihnen gefällig ist!" — „Schon genug gehört. Schon genug gesagt. Mein Vermögen und meine Nichte!"

Der Comthur, der voller Freuden ist und sie kaum verbergen kann, macht sich geschwind davon. Er glaubt Germeuilen verstrickt und ohne Hülfe verloren. Er fürchtet, ihm Zeit zur Reue zu lassen. Germeuil ruft ihn zurück, aber er geht immer seinen Gang und dreht sich nur noch einmal um, ihm von Weitem zuzurufen: „Mein Vermögen und meine Nichte!"

Ich müßte mich sehr irren, oder die Nützlichkeit solcher entworfnen Scenen wird den Verfasser wegen der geringen Mühe, die er damit gehabt hat, schadlos halten.

Wenn der Dichter seinen Stoff gut durchgedacht und seine

Handlung wohl zertheilt hat, so wird er jedem von seinen Aufzügen einen besondern Namen geben können; und so wie man in dem epischen Gedichte sagt: die Herabsteigung zur Hölle, die Leichenspiele, die Zählung des Heeres, die Erscheinung des Geistes, so würde man auch in dem dramatischen Gedichte sagen können: der Aufzug des Argwohns, der Aufzug der Wuth, der Aufzug der Erkennung oder des Opfers. Ich wundere mich sehr, daß die Alten nicht darauf gefallen sind; es würde vollkommen in ihrem Geschmacke gewesen sein. Wenn sie ihren Aufzügen Namen gegeben hätten, so würden sie den Neuern einen Dienst gethan haben; denn diese würden ihnen hierin nachgeahmet haben, und wenn der Charakter des Aufzuges bestimmt gewesen wäre, so hätte sich der Dichter anstrengen müssen, ihm Genüge zu leisten.

Hat der Dichter seinen Personen die schicklichsten, das ist solche Charaktere gegeben, die mit ihren Situationen am Meisten streiten, so wird er sich unfehlbar, wenn er nur ein Wenig Einbildungskraft besitzt, gewisse Bilder davon machen. Es begegnet uns dieses alle Tage in Ansehung solcher Personen, von welchen wir viel reden hören. Ich kann nicht sagen, ob sich zwischen den Physiognomien und den Handlungen irgend eine Analogie findet; aber das weiß ich, sobald uns Leidenschaften, Reden und Handlungen bekannt werden, sogleich bilden wir uns ein Gesicht dabei ein, dem wir sie beilegen; und wenn es sich zuträgt, daß wir den Menschen, dem es angeht, wirklich zu sehen bekommen und er dem Bilde nicht ähnlich ist, das wir uns von ihm gemacht haben, so möchten wir lieber gar zu ihm sagen, daß wir ihn nicht dafür erkennen, ob wir ihn gleich niemals gesehn haben. Jeder Maler, jeder dramatische Dichter wird sich auf die Physiognomie verstehen.

Und diese Bilder, die man sich den Charakteren zu Folge gemacht hat, werden auch auf die Reden und auf die Bewegung der Scene einen Einfluß haben, besonders wenn sie der Dichter sehr lebhaft denkt, beständig vor Augen behält und auf alle ihre Veränderungen Acht hat.

Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, wie der Dichter eine Scene anfangen kann, wenn er sich nicht die Action und Bewegung der Person, die er darin einführt, vorstellet, wenn ihm ihr Gang, ihre Tracht nicht vor Augen schwebt. Dieses Bildniß muß ihm das erste Wort eingeben, und das erste Wort giebt das Uebrige

Wenn dem Dichter diese eingebildeten Physiognomien gleich

zu Anfange nützlich sein können, wie viele Vortheile wird er nicht vollends aus den geschwinden und überhin gehenden Eindrücken ziehen können, nach welchen sich diese Physiognomien in dem Verlaufe des ganzen Stückes, ja auch oft in dem Verlaufe einer einzigen Scene abändern! — Du entfärbst Dich — Du zitterst — Du hintergehest mich. — Spricht man im gemeinen Leben mit Jemand, so merkt man genau auf ihn und sucht aus seinen Augen, aus seinen Bewegungen, aus seinen Zügen, aus seiner Stimme, was in dem Innersten seines Herzens vorgehet, zu errathen. Aber selten geschieht das auf dem Theater. Und warum? Ohne Zweifel, weil wir noch weit von der Wahrheit entfernt sind.

Nothwendig muß die Person feurig und pathetisch sein, die sich die gegenwärtige Situation ihrer Nebenpersonen zu Nutze machen kann.

Man gebe seinen Personen eine gewisse Physiognomie, aber nie die Physiognomie der Schauspieler. Der Schauspieler muß sich nach der Rolle und nicht die Rolle nach dem Schauspieler bequemen. Man lasse ja nie von sich sagen, daß man, anstatt seine Charaktere in den Situationen zu suchen, seine Situationen nach dem Charakter und der Fähigkeit des Schauspielers eingerichtet habe.

Müssen Sie nicht erstaunen, mein Freund, daß sich unsere Vorfahren manchmal zu dieser Schwachheit haben verleiten lassen? Nur dann krönte man den Dichter und den Komödianten. Und war ein Acteur bei der Bande, an dem das Publicum einen besondern Wohlgefallen hatte, so schaltete der gefällige Dichter seinem Drama eine Episode ein, die es zwar gemeiniglich verdarb, aber doch den geliebten Acteur auf die Bühne brachte.

Zusammengesetzte Auftritte heiße ich solche Auftritte, in welchen zu gleicher Zeit einige Personen mit dieser und andere entweder mit einer andern Sache, oder zwar auch mit ebenderselben, aber doch vor sich insbesondere, beschäftiget sind.

In einem einfachen Auftritte läuft das Gespräch ohne Unterbrechung fort. Die zusammengesetzten Auftritte sind entweder ganz Gespräch, oder Pantomime und Gespräch, oder ganz Pantomime.

Sind sie Pantomime und Gespräch, so füllet die Rede die Intervallen der Pantomime, und es läuft Alles ordentlich. Allein es gehöret Kunst dazu, sich diese Intervalle auszusparen.

Hiervon habe ich einen Versuch gemacht in dem ersten Auf-

tritte des zweiten Aufzuges im Hausvater, und in dem vierten Auftritte des nämlichen Aufzuges hätte ich diesen Versuch abermals machen können. Frau Hebert, die da eine pantomimische und stumme Person ist, hätte von Zeit zu Zeit einige Worte können einfließen lassen, die der Wirkung gar nicht geschadet haben dürften; allein diese Worte zu finden, war nichts Leichtes. Ebenso würde es mit der Scene im vierten Aufzuge gewesen sein, wo Saint Albin seine Geliebte in Gegenwart des Germeuil und der Cäcilia wiedersieht. Hier hätte ein Geschickterer als ich zwei zugleich fortlaufende Scenen angebracht, die eine vorne auf der Bühne zwischen Saint Albin und Sophien, die andere zu hinterst zwischen Cäcilien und Germeuil, die in diesem Augenblicke vielleicht schwerer zu schildern waren als jene; doch verständige Schauspieler werden diese Scene schon zu schaffen wissen.

Wie viel Gemälde wüßte ich noch aufzustellen, wenn ich nur dürfte, oder vielmehr wenn ich bei der Gabe, sie zu erfinden, auch die Geschicklichkeit, sie auszuführen, besäße!

Es ist dem Dichter schwer, diese mit einander laufenden Scenen zugleich auf einmal zu schreiben; da sie aber ganz verschiedene Gegenstände haben, so kann er sich anfangs mit der vornehmsten von ihnen beschäftigen. Ich nenne die vornehmste die, welche die Aufmerksamkeit des Zuschauers am Meisten auf sich ziehen soll, sie mag Gespräch oder Pantomime sein.

Ich habe die zwei mit einander laufenden Scenen der Cäcilia und des Hausvaters, welche den zweiten Aufzug anfangen, so abzusondern gesucht, daß man sie auf zwei Seiten einander gegenüber drucken könnte, da man denn deutlich sehen würde, wie sich Gespräch und Pantomime wechselsweise auf einander beziehen. Diese Theilung würde für die Leser sehr bequem sein, und besonders für solche, die der Vermischung der Reden und der Bewegungen nicht sonderlich gewohnt sind.

Es giebt eine Art episodischer Scenen, wovon wir wenig Beispiele bei unsern Dichtern finden, die mir aber sehr natürlich scheinen. Sie bestehen aus Personen, dergleichen es in der Welt und in den Familien sehr viele giebt, die sich überall ungerufen eindrängen und, es sei aus guter oder aus böser Meinung, aus Eigennutz oder aus Neugierde oder aus sonst einem Grunde, sich in unsere Händel mischen und sie wider unsern Willen entweder schlichten oder noch mehr verwirren. Solche Scenen, wohl angebracht, würden das Interesse gar nicht hemmen und die Handlung, anstatt aufzuhalten, vielmehr beschleunigen. Man

könnte diesen episodischen Personen einen Charakter geben, welchen man wollte; es würde sogar nicht schaden, wenn man sie contrastirte. Denn sie bleiben zu kurze Zeit, als daß sie ermüden könnten, und würden gleichwohl den Charakter, dem man sie entgegensetzte, heben helfen. Von der Art ist Frau Pernelle im Tartüffe und Antiphon im Eunuchus. Antiphon läuft dem Chärea nach, der die Besorgung eines Schmauses über sich genommen hatte; er trifft ihn als einen Verschnittenen verkleidet, da er eben aus dem Hause der Buhlerin herauskömmt und gar zu gern einen Freund antreffen möchte, gegen den er die bübische Freude, mit der seine ganze Seele erfüllt ist, auslassen könnte. Nichts kann also natürlicher, nichts ihm gelegener sein als diese Erscheinung des Antiphon. Nach dieser Scene bekömmt man ihn auch nicht wieder zu sehen.

Wir können unsere Zuflucht zu diesen Personen um so viel eher nehmen, da uns die Chöre mangeln, die in den alten Schauspielen das Volk vorstellten, und unsere Stücke meistentheils in dem Innersten unsrer Häuser spielen, wo ihnen, so zu reden, der Grund fehlt, auf welchen sie projectirt werden könnten.

Jeder Charakter hat in dem Schauspiele sowohl als in der Welt seinen eigenen Ton. Die Niederträchtigkeit, die boshafte Hetzerei, das gute ehrliche Herz haben gemeiniglich einen bürgerlichen und alltäglichen Ton.

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Spaße auf dem Theater und dem Spaße im gemeinen Leben. Dieser würde auf der Bühne viel zu schwach und ohne Wirkung sein. Jener würde im gemeinen Leben allzu hart sein und beleidigen. Die cynische Freimüthigkeit, die im gemeinen Leben so verhaßt und unerträglich ist, ist auf der Bühne vortrefflich.

Ein Anderes ist die Wahrheit in der Poesie, ein Anderes in der Philosophie. Um wahr zu sein, muß der Philosoph seine Rede mit der Natur der Gegenstände übereinstimmend machen, der Dichter mit der Natur seiner Charaktere.

Den Leidenschaften und dem Interesse gemäß schildern, muß seine vorzügliche Geschicklichkeit sein.

Daher ist er alle Augenblicke genöthiget, die allerheiligsten Dinge mit Füßen zu treten und die abscheulichsten Handlungen herauszustreichen.

Für den Dichter ist nichts heilig, nicht einmal die Tugend; auch die wird er lächerlich machen, sobald es die Person und der Augenblick erfordern. Er ist weder gottlos, wenn er ergrimmte

Blicke gen Himmel kehret und in seiner Wuth wider die Götter redet, noch fromm, wenn er sich vor ihre Altäre niederwirft und ein demüthiges Gebet an sie ergehen läßt.

Er hat einen Bösewicht eingeführt: aber dieser Bösewicht ist uns verhaßt; seine großen Eigenschaften, wenn er dergleichen hat, haben uns gegen seine Fehler nicht verblendet; wir haben ihn nie gesehen, wir haben ihn nie gehört, ohne ihn zu verabscheuen, ohne seines Schicksals wegen zu erzittern.

Warum will man den Verfasser in seinen Personen suchen? Was hat Racine mit der Athalie, was hat Molière mit dem Tartüffe gemein? Es sind Männer von Genie, die die versteckteften Falten des menschlichen Herzens durchsucht und da Alles das gefunden haben, was in ihren Werken wahr und rührend ist. Ihre Gedichte wollen wir beurtheilen und um ihre Personen uns unbekümmert lassen.

Weder ich noch Sie werden den lebenden, denkenden, handelnden und unter Seinesgleichen sich umherbewegenden Menschen mit dem enthusiastischen Menschen verwechseln, der die Feder oder den Meißel oder den Pinsel ergreift oder die Bühne besteigt. So lang er außer sich ist, ist er Alles, was ihn die Kunst, von der er begeistert wird, will sein lassen. Aber sind die Augenblicke der Begeisterung vorüber, so kehret er wieder in sich hinein, so wird er wieder, was er war, und nicht selten ein ganz gemeiner Mensch. Denn hierin unterscheidet sich der Witz von dem Genie: der Witz ist fast immer gegenwärtig, aber das Genie oft abwesend.

Man muß eine Scene nicht als ein Gespräch betrachten. Ein witziger Kopf wird sich leicht aus einem einzelnen Gespräche wickeln. Eine Scene hingegen ist allezeit das Werk des Genies. Jede Scene hat ihre Bewegung und ihre Dauer. Die wahre Bewegung läßt sich ohne Anstrengung der Einbildungskraft und das eigentliche Maß der Dauer ohne Erfahrung und Geschmack nicht finden.

Diese so schwere Kunst des dramatischen Gesprächs hat vielleicht Niemand in einem so hohen Grade besessen als Corneille. Seine Personen setzen einander rechtschaffen zu, sie pariren und stoßen zu gleicher Zeit, es sind wirkliche Ringer. Die Antwort bleibt nicht an dem letzten Worte der vorhergehenden Rede hangen, sondern gehet auf die Sache, auf den Grund der Sache. Man bleibe stehen, wo man will, Derjenige, der zuletzt spricht, wird immer Recht zu haben scheinen.

Als ich den schönen Wissenschaften noch gänzlich oblag und

den Corneille las, machte ich oft mitten in einem Auftritte das Buch zu und dachte selbst auf die Antwort. Ich brauche es wohl nicht zu sagen, daß meistentheils alle meine Anstrengung zu weiter nichts diente, als mich über die Logik und über den Kopf des Dichters in Erstaunen zu setzen. Ich könnte tausend Beispiele davon anführen, unter andern aber erinnere ich mich itzt eines, das aus dem Cinna genommen ist. Aemilia hat den Cinna so weit gebracht, daß er den Augustus ermorden will. Cinna hat sich dazu anheischig gemacht; er geht. Allein mit eben dem Dolche, mit dem er sie wird gerächet haben, will er sich selbst durchstoßen. Aemilia bleibt mit ihrer Vertrauten zurück. In ihrer Verwirrung ruft sie: „Eile ihm nach, Fulvia—" — „Was soll ich ihm sagen?" — „Sage ihm — daß er sein Wort erfülle, und dann — was er wolle, mich oder den Tod wähle!" Und so beobachtet er den Charakter, so weiß er der Hoheit einer römischen Seele, der Rache, dem Ehrgeize, der Liebe mit einem Worte Genüge zu thun. Alle Scenen des Cinna, des Maximus und des Augustus sind unbegreiflich.

Leute unterdessen, die sich eines feinern Geschmacks bestreben, behaupten, daß diese Art zu dialogiren zu schwerfällig sei, daß sie zu viel Declamatorisches habe und mehr in Erstaunen setze als bewege. Sie wollen lieber Auftritte haben, wo man sich so scharf nicht unterhält, Auftritte, in welchen mehr Empfindung als Dialektik herrschet. Man kann sich leicht einbilden, daß diese Leute in den Racine vernarrt sind, und ich muß nur gestehen, daß ich es auch bin.

Ich wüßte nichts Schwerers als ein Gespräch, wo Alles, was gesagt und geantwortet wird, durch so feine Empfindungen, durch so flüchtige Gedanken, durch so schnelle Bewegungen der Seele, durch so unmerkliche Beziehungen verbunden ist, daß es ganz ohne Verbindung und besonders für Diejenigen ohne Verbindung zu sein scheinet, die nicht dazu gemacht sind, in den nämlichen Umständen das Nämliche zu empfinden. — „Sie werden sich nie wieder sehen. Sie werden sich ewig lieben. — Du wirst dabei sein, meine Tochter."

Und die Rede der wahnwitzigen Clementine: „Meine Mutter war eine gute Mutter. Aber sie ist fortgegangen, oder ich bin fortgegangen. Ich weiß selbst nicht." —

Und der Abschied des Barnevelt von seinem Freunde.

Barnevelt. Du glaubst nicht, wie rasend ich für

sie eingenommen war! — wie sehr der Affect alle gute Empfindung in mir erstickt hatte! — Glaub mir — wenn sie mir befohlen hätte, Dich umzubringen, Dich! — — ich weiß nicht, ob ich es nicht gethan hätte.

Der Freund. Liebster Freund, vergrößre Deine Schwachheit doch nicht so sehr!

Barnevelt. Ja, ich glaube gewiß, — ich hätte Dich umgebracht.

Der Freund. Wir haben uns noch nicht umarmt. Komm —

Wir haben uns noch nicht umarmt, welch eine Antwort auf: Ich hätte Dich umgebracht!

Wenn ich einen Sohn hätte, der hier die Verbindung nicht fühlte, so wollte ich lieber, daß er nicht geboren wäre. Ganz gewiß, ich würde ihn ärger verabscheuen als Barnevelten, wenn er seinen alten Vetter umbringt!

Und der ganze Auftritt der wahnwitzigen Phädra.

Und die ganze Episode der Clementine.

Unter den Leidenschaften sind diejenigen, die man sich am Leichtesten zu haben stellen kann, auch die leichtesten zu schildern. Dahin gehöret die Großmuth, die überall etwas Erlogenes und Uebertriebenes verträgt. Wenn man seine Seele zu der Höhe der Seele eines Cato schraubet, so läßt sich ein erhabener Gedanke wohl noch finden. Aber der Dichter, bei dem Phädra sagt:

„O, würf' ich mich doch itzt im Busch auf Rasen nieder! —
Ihr Götter! wann verfolgt mein Blick den Wagen wieder,
Der durch die Rennbahn fleucht, in edeln Staub gehüllt?" —

dieser Dichter selbst hat sich diese Stelle nicht eher versprechen können, als bis er sie gefunden hatte, und ich bilde mir mehr darauf ein, daß ich ihre Schönheit einsehe, als ich mir zeitlebens auf irgend etwas von meiner eigenen Arbeit einbilden werde.

Wie man mit vieler Arbeit eine Scene machen kann, wie sie Corneille gemacht hat, ohne selbst ein Corneille zu sein, das kann ich begreifen; aber nie habe ich es begreifen können, wie man eine Racinische Scene machen kann, ohne selbst ein Racine zu sein.

Molière ist öfters unnachahmlich. Er hat Scenen von vier bis fünf Personen, die aus lauter einsilbichten Wörtern be-

stehen, und wo jede Person nur ein einziges solches Wort sagt; allein dieses Wort ist ihrem Charakter gemäß und schildert ihn. Es giebt in seinen Gelehrten Frauenzimmern Stellen, worüber Einem die Feder aus der Hand fällt. Hat man ein Wenig Genie, so verschwindet es da. Man bleibt ganze Tage, ohne das Geringste zu machen. Man mißfällt sich selber. Der Muth kömmt nicht eher nach und nach wieder, als bis man das Gelesene nach und nach vergißt, bis sich der Eindruck, den es auf uns gemacht hat, nach und nach verlieret.

Auch sogar da, wo es diesem wunderbaren Mann nicht gelegen war, sein ganzes Genie zu zeigen, läßt es sich spüren. Elmire würde sich dem Tartüffe auf die plumpste Art antragen, und Tartüffe würde ein Dummkopf scheinen, der sich in die augenscheinlichste Falle locken ließe, wenn Molière dem nicht vorzubeugen gewußt hätte. Und man sehe nur, wie. Elmire hat die Erklärung des Tartüffe ohne Unwillen angehört. Sie hat ihrem Sohne Stillschweigen auferlegt. Sie macht die Anmerkung, daß ein verliebter Mensch leicht zu verführen sei. Und auf diese Weise betriegt der Dichter den Zuschauer und bereitet sich eine Scene, die ohne diese Vorsicht weit mehr Kunst erfordert hätte, als er so dabei angewendet hat. Aber wenn Dorine in ebendemselben Stücke mehr Witz, mehr Verstand, feinere Begriffe und sogar edlere Ausdrücke hat als ihre Herrschaft insgesammt, wenn sie sagt:

„Sie mögen allzu gern durch eines Andern That,
Die gleichen Außenschein, die gleichen Anstrich hat,
Ihr Thun beschönigen, ihr Unternehmen schmücken;
Sie wollen durch den Schein der Gleichheit ihre Tücken
Zu Tugenden erhöhn; auch wollen sie der Welt
Gerechten Tadel, der gleich Pfeilen auf sie fällt,
Zum Theil von ihrem Haupt auf Andre wälzen" — —

so werde ich nimmermehr eine Magd zu hören glauben.

Terenz ist besonders in seinen Erzählungen unvergleichlich. Es ist ein reines und helles Wasser, das immer einerlei fortrinnt, immer mit der nämlichen Geschwindigkeit, immer mit dem nämlichen Geräusche, als es sein Abschuß und sein Boden veranlassen. Kein Witz, keine ausgekramte Gesinnungen, keine epigrammatische Sentenz, keine von den Erklärungen, die sich eher in die moralischen Werke eines Nicole oder Rochefoucauld schicken. Wenn er einen allgemeinen Lehrsatz einfließen läßt,

so geschicht es auf eine sehr einfältige und gemeine Art; man sollte glauben, er führe weiter nichts als ein bekanntes Sprichwort an; weiter nichts, als was sich unmittelbar aus seinem Stoffe ergebe. Heut zu Tage sind wir so lehrreiche Schwätzer geworden, daß uns eine Menge Scenen des Terenz nicht anders als leer vorkommen können.

Ich habe diesen Dichter mehr als einmal mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und nie eine überflüssige Scene, nie das geringste Ueberflüssige in irgend einer Scene gefunden. Es wäre denn, daß man die erste Scene des zweiten Aufzuges im **Eunuchus** angreifen wollte. Thraso hat der Buhlerin Thais ein junges Mädchen geschenkt. Der Schmarutzer Gnatho soll sie ihr bringen. Indem er sie hinführt, hält er gegen die Zuschauer eine sehr angenehme Lobrede auf seine Profession. Aber schickte sich das itzt? Wenn noch Gnatho das junge Mädchen, das er führen soll, auf der Bühne erwartete, so möchte er mittlerweile plaudern, was er wollte, ich würde nichts dawider haben.

Terenz giebt sich eben nicht viel Mühe, die Scenen zu verbinden. Er läßt das Theater wohl dreimal hinter einander leer, und das mißfällt mir, besonders in den letzten Aufzügen, ganz und gar nicht.

Diese Personen, die einander ablösen und gleichsam nur im Vorbeigehen ein paar Worte fallen lassen, scheinen eine große Verwirrung anzuzeigen.

Kurze, schnelle, einzelne, theils gesprochene, theils pantomimische Scenen würden in der Tragödie, wie mich dünkt, von noch größrer Wirkung sein. Zu Anfange eines Stücks wäre nur zu befürchten, daß sie der Handlung gar zu viel Geschwindigkeit ertheilen und dadurch Dunkelheiten veranlassen dürften.

Je verwickelter der Stoff ist, desto leichter ist das Gespräch. Die vielen Vorfälle geben jeder Scene ihren besondern und bestimmten Inhalt. Ist hingegen das Stück einfach, und muß ein einziger Vorfall verschiedene Scenen füllen, so bleibt für jede insbesondere der Inhalt unbestimmt. Einen gemeinen Verfasser setzt das in Verlegenheit, aber einem Mann von Genie schafft es desto mehr Anlaß, sich zu zeigen.

Je feiner die Faden sind, welche die Scene mit dem Stoffe verbinden, desto mehr Mühe hat der Dichter. Man gebe eine von solchen unbestimmten Scenen hundert Personen: jede wird sie auf eine andere Art ausführen, und doch kann nur **eine** die beste sein.

Gemeine Leser schätzen die Fähigkeit eines Dichters nach den Stellen, die sie am Meisten rühren. Ueber die Rede eines Rebellen an seine Mitverschworene, über eine Erkennung und dergleichen schreien sie Wunder. Sie dürfen aber den Dichter wegen seines Werks nur selbst befragen, und sie werden bald hören, daß sie die Stelle, zu der er sich am Meisten Glück wünscht, unbemerkt gelassen haben.

Die Scenen des Natürlichen Sohnes sind fast alle von dem Schlage derjenigen, deren unbestimmter Inhalt den Dichter in Verlegenheit setzen kann. Der mit sich selbst unzufriedene Dorval, der das Innerste seiner Seele gegen seinen Freund, gegen Rosalien, gegen Theresien verbirgt; Rosalia und Theresia, die fast in ebenderselben Verfassung sind, konnten in der Ausführung fast nicht die geringste Stelle veranlassen, die nicht weit besser oder weit schlechter hätte behandelt werden können.

In dem Hausvater sind dergleichen Scenen seltner, weil ungleich mehr Bewegung darin ist.

Es giebt in der Dichtkunst wenig allgemeine Regeln. Von einer unterdessen wüßte ich doch nicht, daß sie eine Ausnahme litte. Von dieser nämlich, daß die Monologe für die Handlung ein Augenblick der Ruhe und für die Person ein Augenblick der Unruhe ist. Das ist sogar auch von der Monologe wahr, die ein Stück anfängt. Ist sie eines gelassenen Inhalts, so ist sie wider die Wahrheit; denn der Mensch spricht nur in den Augenblicken der Verwirrung mit sich selbst. Ist sie lang, so sündiget sie wider die Natur der dramatischen Handlung, die sie allzu sehr aufhält.

Ich kann weder die Caricaturen ins Schöne noch die Caricaturen ins Häßliche vertragen; denn das Gute und das Schlimme kann gleich sehr übertrieben werden, und wenn uns der eine von diesen Fehlern weniger mißfällt als der andere, so kömmt es von unserer Eitelkeit her.

Man will, daß auf der Bühne die Charaktere sich gleich bleiben sollen. Diese falsche Forderung läßt sich nur durch die kurze Dauer des Drama rechtfertigen; denn wie viele Umstände ereignen sich nicht in dem Leben, die einen Menschen von seinem Charakter abbringen!

Das Schwache ist der Gegensatz des Uebertriebenen. Pamphilus in der Andria dünkt mich schwach. Davus hat ihn verleitet, in eine Heirath zu willigen, die er verabscheuet. Seine Geliebte kömmt nieder. Er hat hundert Ursachen, verdrießlich

zu sein. Gleichwohl nimmt er Alles ganz sanftmüthig auf. So ist sein Freund Charinus nicht, so ist auch Clinia in dem Heautontimorumenos nicht. Dieser kömmt von ferne her, und indem er noch seine Reisekleider ablegt, befiehlt er schon dem Davus, seine Geliebte zu holen. Es ist wenig Galanterie in diesen Sitten, aber weit mehr Kraft ist darin als in unsern, und der Dichter kann einen weit bessern Gebrauch davon machen. Es ist die bloße Natur, die sich ihren ungezähmten Begierden überläßt. Unsere kleinen madrigalisirten Complimente würden in dem Munde eines Clinia oder Chärea von besondrer Anmuth sein. Wie frostig sind die Rollen unsrer Liebhaber!

Was mir auf der alten Bühne am Meisten gefällt, das sind die Liebhaber und die Väter. Die Davi hingegen kann ich nicht leiden, und ich hoffe, daß wir uns ihrer nie mehr bedienen werden, es müßte denn der Stoff des Stücks die alten Sitten erfordern oder nach unsern Sitten ein schändlicher Stoff sein.

Ein jedes Volk hat Vorurtheile zu bestreiten, Laster zu verfolgen, Lächerlichkeiten verächtlich zu machen. Ein jedes Volk muß also Schauspiele, aber seine eigenen Schauspiele haben. Welch ein vortreffliches Hülfsmittel könnten sie der Regierung sein, wenn es darauf ankäme, die Veränderung eines Gesetzes oder die Abschaffung eines Gebrauchs vorzubereiten!

Die Komödianten wegen ihrer persönlichen Sitten angreifen, heißt allen Ständen zu Leibe wollen.

Das Schauspiel wegen seiner Mißbräuche angreifen, heißt sich wider alle Arten des öffentlichen Unterrichts auflehnen, und Alles, was man bisher darüber gesagt hat, ist so ungerecht als falsch, weil man nur immer die Dinge so, wie sie sind oder gewesen sind, und nicht so, wie sie sein könnten, in Betrachtung gezogen.

Ein Volk kann nicht in allen Gattungen des Drama gleich vortrefflich sein. Die Tragödie scheinet mir mehr nach dem Geiste der Republik und die Komödie, besonders die lustige, nach dem Charakter der Monarchie zu sein.

Unter Leuten, die einander keine Achtung schuldig sind, wird die Spötterei hart sein. Sie muß nach der Höhe zielen, wenn sie leicht werden soll, und das wird in einem Staate geschehen, in welchem die Menschen von verschiedenem Range sind, und den man mit einer hohen Pyramide vergleichen kann, wo Diejenigen, die auf dem Grunde liegen, auf denen die ganze sie erdrückende

Last ruhet, gezwungen sind, auch sogar in ihren Klagen bescheiden zu sein.

Eine sehr gewöhnliche Unbequemlichkeit ist diese, daß man aus einer lächerlichen Hochachtung für gewisse Stände endlich nur die Sitten dieser Stände allein schildert, daß auf diese Weise die Nützlichkeit der Schauspiele eingeschränkt wird und sie wohl gar der Canal werden, durch welche sich die Thorheiten der Großen unter die Geringern ausbreiten.

Bei einem sclavischen Volke verlieret Alles seine Würde. Man muß sich eines niedrigen Tones, niedriger Geberden befleißigen, um der Wahrheit allen Nachdruck und alles Anstößige zu benehmen. Und da sind die Dichter nichts besser als die Hofnarren der Könige; nur weil man sie verachtet, läßt man sie reden, was sie wollen. Oder sie gleichen vielmehr gewissen Schuldigen, die vor Gerichte gezogen und schwerlich würden sein losgesprochen worden, wenn sie sich nicht unsinnig zu stellen gewußt hätten.

Wir haben Komödien. Die Engländer haben nichts als Satiren, die zwar in der That sehr stark und munter, aber ohne Sitten und Geschmack sind. Den Italienern kann man weiter nichts als das burleske Drama einräumen.

Ueberhaupt, je gesitteter und geschliffener ein Volk ist, desto unpoetischer sind seine Sitten. Alles, was feiner wird, wird schwächer. Wann hingegen bildet die Natur Muster für die Kunst? In denjenigen Zeiten ohne Zweifel, wenn sich die Kinder um dem Bette des sterbenden Vaters die Haare ausraufen; wenn eine Mutter ihren Busen entblößet und ihren Sohn bei den Brüsten, die er gesogen hat, beschwöret; wenn sich ein Freund das Haupthaar abschneidet und es auf den Leichnam seines Freundes streuet, oder ihn in seinen Armen auf den Holzstoß trägt und die Asche desselben in eine Urne sammelt, die er an gewissen Tagen mit seinen Thränen zu benetzen kömmt; wenn sich die Wittwen in fliegendem Haare das Gesicht mit ihren Nägeln zerkratzen, weil ihnen der Tod einen geliebten Gatten geraubet; wenn die Häupter des Volks bei allgemeinen Landplagen ihre gedemüthigte Stirne in den Staub legen, ihre Kleider zerreißen und jammernd sich an die Brust schlagen; wenn ein Vater seinen neugebornen Sohn in die Arme nimmt, ihn gen Himmel hält und die Götter über ihn anflehet; wenn das Erste, was ein Kind, das seine Eltern nach einer langen Abwesenheit wiedersiehet, dieses ist, daß es ihre Kniee umfasset und fußfällig um ihren Segen bittet; wenn die Gastmahle heilige Opfer sind, die sich mit Bechern

voll Weins, auf die Erde gegossen, anfangen und enden; wenn das Volk mit seinen Gebietern spricht und die Gebieter es anhören und ihm antworten; wenn ein Mensch mit umwundener Stirne vor einem Altare liegt und eine Priesterin mit aufgehabenen Händen über ihn betet und die heiligen Gebräuche der Versöhnung und Reinigung an ihm vollziehet; wenn eine schäumende Pythia, in deren Busen ein Gott stürmet, auf dem Dreifuße sitzet, die Augen verkehret und von ihrem prophetischen Geheule dunkle Höhlen ertönen läßt; wenn grausame Götter nicht anders als durch Menschenblut zu versöhnen sind; wenn mit dem Thyrsus gerüstete Bacchantinnen in den Wäldern herumschwärmen und den Unheiligen, der sich auf ihren Wegen treffen läßt, in Schrecken setzen; wenn andere Weiber sich ohne Scham entblößen, dem Ersten dem Besten die Arme öffnen und sich ihm preisgeben ꝛc.

Ich sage nicht, daß diese Sitten gut, sondern daß sie poetisch sind.

Was braucht der Dichter? eine rohe oder eine gebildete Natur? eine ruhige oder eine wilde? Wird er die Schönheit eines klaren und heitern Tages dem Schrecken einer dunkeln Nacht vorziehen, wenn das unterbrochene Brausen der Winde ruckweise unter das hohle anhaltende Geräusche eines entfernten Donners stürmet und er den Himmel sich über seinem Haupte entzünden siehet? Wird er den Anblick des ruhigen Meeres dem Anblicke der tobenden Wellen vorziehen? die stumme und kalte Beschauung eines Palastes dem Wandeln unter Ruinen? ein aufgeführtes Gebäude, eine von Menschenhänden bepflanzte Gegend der Dunkelheit eines alten Haines, der unbekannten Grotte in einem wüsten Felsen? Wasserbehältnisse, springende Brunnen dem Anblicke einer Katarakte, die über zerrissene Felsen daherstürzet, daß ihr Geräusche der auf dem fernen Gebirge weidende Hirte mit Grausen höret?

Die Poesie verlangt etwas Ungeheures, Barbarisches und Wildes.

Alsdann, wenn die Wuth des bürgerlichen Krieges oder des Fanatismus die Menschen mit Dolchen bewaffnet, und Blut in Strömen fließet, alsdann treibet und grünet der Lorbeer des Apollo. Mit Blut will er begossen sein. Er verwelkt in den Zeiten des Friedens und der Muße. Das güldene Weltalter hätte vielleicht ein Lied oder eine Elegie hervorgebracht; die epische und dramatische Poesie verlangen andere Sitten.

Wenn wird man Dichter aufstehen sehen? Wenn sonst, als

nach den Zeiten des Elendes und großer Unfälle, da die gezüchtigten Völker sich wieder zu erholen anfangen? Alsdenn wird die Einbildungskraft Derer, die Zeugen von so viel schrecklichen Scenen gewesen sind, Denen, die nichts davon gesehen haben, ganz unbekannte Dinge schildern. Haben wir nicht bei verschiednen Umständen eine Art von Schrecken empfunden, die uns ganz fremd war? Warum hat sie nichts gewirkt? Haben wir kein Genie mehr?

Genie findet sich zu allen Zeiten, aber die Menschen, in denen es liegt, bleiben tief unter dem Schutte vergraben, wenn diesen nicht außerordentliche Begebenheiten so erschüttern, daß sie ans Licht kommen können. Alsdenn häufen sich die Empfindungen in der Brust und schwellen sie auf und zwingen Die, die einen Mund haben, daß sie ihn öffnen und sich erleichtern.

Was wird also der Dichter unter einem Volke thun, dessen Sitten schwach, klein und gekünstelt sind; wo die strenge Nachahmung des gewöhnlichen Umganges nichts als ein Zusammenhang falscher, sinnloser und niedriger Ausdrücke sein würde; wo weder Freimüthigkeit noch Gutherzigkeit ist; wo der Vater seinen Sohn „Mein Herr" nennt und die Mutter ihre Tochter „Mademoiselle" ruft; wo die öffentlichen Ceremonien nichts Großes, das häusliche Leben nichts Rührendes und Ehrbares, die feierlichen Handlungen nichts Wahres haben? Er wird die Sitten dieses Volks verschönern; er wird die Umstände sorgfältig aufsuchen, die seiner Kunst am Zuträglichsten sind, die andern wird er übergehen, und hier und da wird er einige erdichtete einzuschieben wagen.

Welch einen feinen Geschmack aber muß er haben, wenn er es fühlen soll, inwieweit sich sowohl die öffentlichen als besondern Sitten verschönern lassen! Wenn er das Maß im Geringsten überschreitet, so wird er falsch und romanenhaft werden.

Wenn die Sitten, die er annimmt, vormals im Schwange gewesen sind und diese Zeit eben nicht sehr lange verstrichen ist; wenn ein Gebrauch abgekommen, in der Sprache aber ein metaphorischer Ausdruck davon übrig geblieben ist; wenn dieser Ausdruck etwas Gutes und Rechtschaffenes bemerkt; wenn er von einer alten Frömmigkeit, von einer guten einfältigen Gewohnheit, von der zu wünschen wäre, daß sie noch bestünde, zeiget; wenn die Väter darin ehrwürdiger, die Mütter werther, die Könige gefälliger erscheinen: so mache er sich nur kein Bedenken; anstatt daß man ihm, wider die Wahrheit gesündiget zu haben, vorwerfen wird, wird man vielmehr annehmen, daß sich ohne Zweifel diese alten

guten Sitten in dieser Familie so lange erhalten haben. Nur vermeide er Alles das, was nach dem gegenwärtigen Gebrauche irgend eines benachbarten Volkes sein würde.

Aber man denke nur, wie wunderlich die gesitteten Völker sind. Ihre Feinheit geht oft so weit, daß sie dem Dichter auch sogar den Gebrauch vieler in ihren Sitten gegründeter Umstände, die einfältig, schön und wahr sind, untersagt. Wer dürfte es unter uns wagen, auf der Bühne Stroh auszubreiten und ein neugebornes Kind auf demselben wegzusetzen? Wenn der Dichter eine Wiege anbrächte, würde sich nicht im Parterre mehr als ein Geck finden, der wie ein kleines Kind zu schreien anfänge? Logen und Amphitheater würden darüber lachen, und um das Stück wäre es gethan. O possierliches und leichtsinniges Volk, wie sehr schränkest Du die Kunst ein! Welchen Zwang legst Du Deinen Künstlern auf! Wie vieler Vergnügen beraubet Dich Dein verzärtelter Geschmack! Alle Augenblicke würdest Du auf der Bühne Dinge auspfeifen, die Dich im Gemälde rühren und bezaubern würden. Weh dem Genie, dem es einkommen dürfte, Dir ein Schauspiel zu zeigen, das zwar mit der Natur, aber nicht mit Deinen Vorurtheilen bestehen könnte!

Terenz hat das neugeborne Kind auf der Bühne wegsetzen lassen. Er hat noch mehr gethan. Er hat die Zuschauer das Geschrei der kreißenden Mutter, die es zur Welt brachte, aus dem Hause her vernehmen lassen. Das ist schön; aber wem würde es itzt gefallen?

Der Geschmack eines Volkes muß sehr ungewiß sein, wenn er in der Natur der Dinge etwas leiden kann, dessen Nachahmung er dem Künstler verbietet; oder wenn er gewisse Wirkungen der Kunst bewundert, die ihm in der Natur mißfallen. Wir würden von einem Frauenzimmer, das einer von den Bildsäulen gliche, die uns in den Tuileries bezaubern, sagen, daß sie einen ganz hübschen Kopf, aber plumpe Füße und ganz und gar keine Taille habe. Das Frauenzimmer, das der Bildhauer auf einem Sopha schön findet, ist in seiner Werkstatt häßlich. Wir sind voll von dergleichen Widersprüchen.

Was es aber am Meisten zeiget, daß wir von dem guten Geschmacke und von der Wahrheit noch weit entfernt sind, das sind unsere armseligen und falschen Verzierungen des Theaters nebst der üppigen Kleiderpracht der spielenden Personen.

Man verlangt von dem Dichter, daß er sich der Einheit des Orts unterwerfen soll, und die Bühne überläßt man der Unwissenheit eines ungeschickten Verzierers.

Wollte man nun, daß sich unsere Dichter sowohl in dem

Verfolge ihrer Stücke als in dem Gespräche mehr der Wahrheit nähern sollten; daß sich unsre Schauspieler eines natürlichern Spieles, einer wahrern Declamation befleißigen sollten, so dürften die Zuschauer nur mit der Sprache herausgehen und den Ort der Scene so, wie er wirklich sein sollte, zu sehen verlangen.

Wenn Natur und Wahrheit auf unsern Bühnen nur einmal in dem allergeringsten Stücke die Oberhand gewännen, so würde sich gar bald Ungereimtheit und Ekel auf alles Uebrige, was ihnen zuwider wäre, verbreiten.

Das am Uebelsten verstandene dramatische System würde dasjenige sein, das halb wahr und halb falsch wäre. Es würde einer ungeschickten Lüge gleichen, wo uns gewisse Umstände die Unmöglichkeit des Uebrigen verrathen. Eher wollte ich die Vermischung ganz verschiedener Gattungen vertragen; denn wenigstens ist darin nichts Falsches. Der Fehler des Shakespeare ist nicht der größte, in welchen ein Dichter fallen kann. Er zeigt blos von wenig Geschmack.

Der Dichter, dessen Werk man für würdig erkannt hat, öffentlich vorgestellt zu werden, schicke nach dem Verzierer. Er lese ihm sein Drama vor, und Dieser suche den Ort der Scene aufs Beste zu fassen, zeige ihn uns, wie er wirklich ist, und bedenke, daß die theatralische Malerei weit strenger, weit wahrer als irgend eine andere Gattung der Malerei sein muß.

Die theatralische Malerei wird sich vieler Dinge enthalten, die sich die gewöhnliche Malerei erlaubt. Wenn der Staffeletmaler eine Hütte vorstellen soll, so wird er sie vielleicht gegen eine zerbrochene Säule lehnen und ein umgestürztes korinthisches Gesimse zum Sitze an der Thüre machen. In der That ist es auch nicht unmöglich, daß itzt da eine Hütte stehet, wo ehedem ein Palast gestanden hat. Dieser Umstand erregt in mir einen rührenden Nebenbegriff, indem er mich an die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge erinnert. Bei der theatralischen Malerei aber kömmt es hierauf nicht an. Sie leidet keine Zerstreuung, keine Voraussetzung, die einen andern Eindruck in meiner Seele veranlassen könnte, als den sich der Dichter vorgesetzt hat.

Zwei Dichter können sich nicht Beide auf einmal gleich vortheilhaft zeigen. Das untergeordnete Talent muß zum Theil dem herrschenden Talente aufgeopfert werden. Ginge Jeder seinen Weg vor sich, so würde er vielleicht etwas Allgemeines vorstellen. Da ihn aber ein Andrer führet, so muß er sich mit einem einzeln Falle befriedigen. Man sehe nur, wie verschieden die Seeaus-

sichten, die Vernet aus seiner Idee, und die er nach der Natur gemalet hat, an Kraft und Leben sind. Der Theatermaler ist auf die Umstände eingeschränkt, die zur Illusion dienen. Alle zufällige Zierrathen, die dieser zuwider sein könnten, sind ihm untersagt. Auch sogar derer muß er sich mit Mäßigkeit bedienen, die weiter nichts thun, als ohne Nachtheil verschönern. Denn wenigstens zerstreuen sie doch.

Und das ist der Grund, warum die schönste Verzierung des Theaters doch weiter nichts als ein Gemälde von der zweiten Ordnung sein kann.

In der lyrischen Gattung ist das Gedicht für den Musikus gemacht sowie die Verzierung für den Dichter. Das Gedicht wird daher so vollkommen nicht sein, als wenn der Dichter seine völlige Freiheit gehabt hätte.

Ist ein Saal vorzustellen, so sei es der Saal eines Mannes von Geschmack. Nichts Barockes, wenig Verguldung, die Möbeln schlecht und recht; es wäre denn, daß der Stoff ausdrücklich das Gegentheil verlange.

Der Stolz verdirbt Alles. Der Anblick des Reichthums ist kein schöner Anblick. Der Reichthum hat zu viel Grillen; er kann das Auge blenden, aber die Seele nicht rühren. Unter einem kostbar verbrämten oder gestickten Kleide erblicke ich weiter nichts als einen Reichen, und ich suche einen Menschen. Wen die Edelgesteine, mit welchen eine schöne Frau geschmückt ist, bezaubern, der ist nicht werth, eine schöne Frau zu sehen.

Die Komödie will in häuslicher Kleidung gespielt sein. Man muß auf der Bühne weder geputzter noch nachlässiger erscheinen als bei sich zu Hause.

Wenn Ihr der Zuschauer wegen so viel Geld an Kleider verschwendet, so habt Ihr keinen Geschmack, Ihr Schauspieler. Ihr vergeßt, daß Euch der Zuschauer gar nichts angeht.

Je ernsthafter die Gattungen sind, desto gesetzter muß die Kleidung sein.

Mitten in einer verwirrten Handlung sollten die Menschen Zeit haben, sich wie an einem Feste oder Freudentage zu putzen? Ist das wahrscheinlich?

Wie viel haben nicht unsere Komödianten auf die Vorstellung der Chinesischen Waise verwandt! Wie viel haben sie sich es kosten lassen, dieses Stück um einen Theil seiner Wirkung zu bringen! Wahrhaftig, nur Kindern, dergleichen man auf den Gassen, wo bunte Tapeten ausgehangen sind, mit offenen Mäulern stehen

siehet, nur solchen Kindern kann die üppige Pracht der theatralischen Kleidung gefallen! O Athenienser, Ihr seid Kinder!

Ein simples Gewand von einer gesetzten Farbe hätte es sein müssen und keine Stickerei, kein Flittergold. Man befrage nur auch hierüber die Malerei. Welcher Artist ist so gothisch, der Euch in seinem Gemälde ebenso starr und steif, ebenso glänzend vorgestellet hätte, als wir Euch auf der Bühne gesehen haben?

O Schauspieler, wenn Ihr Euch wollt kleiden lernen, wenn Ihr den falschen Geschmack an Pracht ablegen wollt, wenn Ihr Euch der Einfalt nähern wollt, die den großen Eindrücken, die Euern Glücksumständen, die Euern Sitten so sehr zuträglich sein würde, so besucht unsere Galerien!

Wenn man einmal den Einfall bekommen sollte, den **Hausvater** auf dem Theater zu versuchen, so glaube ich, diese Person könnte nicht simpel genug gekleidet sein. Cäcilia brauchte weiter nichts als die Hauskleidung eines reichen Mädchens. Dem Comthur würde ich allenfalls ein Kleid mit einer glatten Tresse und einen Stock mit einem Schnabelknopfe geben. Wenn er zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge ein andres Kleid anlegte, so würde es mich von einem so eigensinnigen Manne eben nicht sehr befremden. Vor allen Dingen aber müßte Sophia in Siamoise und Frau Hebert als eine gute Bürgersfrau am Sonntage gekleidet sein, oder es wäre Alles verdorben. Saint Albin ist der Einzige, dem sein Alter und sein Stand im zweiten Aufzuge Putz und Pracht erlauben könnte. Im ersten Aufzuge braucht er weiter nichts als einen Surtout mit einer schlechten Weste zu haben.

Das Publicum weiß nicht immer das Wahre zu verlangen. Wenn es einmal an dem Falschen hänget, so kann es ganze Jahrhunderte daran hangen bleiben. Es ist aber gegen das Natürliche empfindlich, und wenn es die Eindrücke desselben einmal angenommen hat, wird es sie nie gänzlich wieder verlieren.

Eine muthige Schauspielerin hat den Reifrock abgelegt, und Niemand hat es gemißbilliget. Sie wird weiter gehen; ich stehe dafür. Ah, wenn sie es einmal wagte, sich völlig in der edeln und einfältigen Kleidung, die ihre Rollen verlangen, auf der Bühne zu zeigen! Lassen Sie mich noch mehr sagen: wenn sie es einmal wagte, sich in aller der Unordnung zu zeigen, in die eine Frau bei einem so schrecklichen Zufalle, als der Tod eines Gemahls oder der Verlust eines Sohnes oder eine andere Katastrophe der tragischen Bühne ist, nothwendig gerathen muß! Wie würde es neben einer solchen Frau in zerstreuten Haaren mit

allen den gepuderten, gekräuselten, geschniegelten Püppchen werden? Ueber lang oder über kurz würden sie sich nach ihr richten müssen. Denn die Natur, die Natur, wer kann ihr widerstehen? Man muß sie entweder verbannen oder ihr gehorchen.

An Sie, o Clairon, wende ich mich wieder. Verstatten Sie nicht, daß Sie das Vorurtheil und die Mode unterdrücke! Ueberlassen Sie Sich Ihrem Geschmack und Ihrem Genie, zeigen Sie uns die Natur und die Wahrheit; denn das ist die Pflicht Derer, die wir lieben, und deren Talente uns geneigt gemacht haben, Alles, was sie wagen wollen, willig aufzunehmen!

Ein Paradoxon, dessen Wahrheit Wenige einsehen werden, und das Vielen anstößig sein wird (aber was liegt Ihnen und mir daran? unser Wahlspruch ist, vor allen Dingen die Wahrheit zu sagen), ein solches Paradoxon, sage ich, ist dieses, daß unsere italienische Komödianten in den italienischen Stücken weit freier spielen als unsere französische Komödianten. Sie bekümmern sich weit weniger um den Zuschauer. Es giebt hundert Augenblicke, wo sie seiner gänzlich vergessen. Es findet sich in ihrer Action etwas Leichtes und Originales, das mir gefällt und der ganzen Welt gefallen würde, wenn es nicht durch die albern Reden, durch die abgeschmackte Intrigue entstellet würde. Mitten aus ihrer Narrheit leuchten Leute hervor, die sich zu erlustigen suchen, die sich allem Muthwillen ihrer Einbildungskraft überlassen; und diese Trunkenheit liebe ich weit mehr als das Starre, Steife, Schwerfällige.

„Allein sie extemporiren; die Rolle, die sie spielen, ist ihnen nicht vorgeschrieben."

Das merke ich wohl.

„Und wenn Sie sie ebenso abgemessen, ebenso gezwungen und noch kälter als andere sehen wollen, so geben Sie ihnen nur ein geschriebenes Stück!"

Ich gestehe es, daß sie sich alsdenn nicht mehr ähnlich sind. Aber woher kömmt das? Ist ihnen das, was sie auswendig gelernt haben, bei der vierten Vorstellung nicht ebenso geläufig, als ob sie es selbst erfunden hätten?

„Nein. Was aus dem Stegreife gesagt wird, hat einen Charakter, den etwas, worauf man sich gefaßt gemacht hat, nimmermehr haben wird."

Es sei. Gleichwohl werden sie vornehmlich nur alsdenn so steif und schwerfällig, wenn sie nachahmen wollen und eine andere Bühne, andere Schauspieler vor Augen haben. Was thun

sie alsdenn? Sie setzen sich in Positur, treten mit gezählten und abgemessenen Schritten einher, suchen beklatscht zu werden, gehen aus der Handlung heraus, wenden sich an das Parterre, sprechen mit ihm und werden gezwungen und falsch.

Auch habe ich die Anmerkung gemacht, daß unsere schalen, untergeordneten Personen weit eher in ihrer demüthigen Rolle bleiben als die Hauptpersonen. Und das, dünkt mich, kömmt daher, weil sie durch die Gegenwart eines Andern, der sie beherrscht, zurückgehalten werden; an diesen Andern wenden sie sich, auf diesen Andern lassen sie alle ihre Action sich beziehen. So würde auch Alles gut gehen, wenn nur die vornehmsten Rollen ebenso viel Achtung gegen die Sache hätten, als die untergeordneten Rollen gegen ihre Abhängigkeit bezeugen.

Es giebt viel Pedanterie in unserer Dichtkunst; es giebt viel Pedanterie in unsern dramatischen Werken: wie sollte es keine in der Vorstellung derselben geben?

Diese Pedanterie, die sonst überall dem leichten Charakter der Nation so zuwider ist, wird den Fortgang der Pantomime, dieses so wichtigen Theiles der dramatischen Kunst, noch lange Zeit aufhalten.

Ich habe gesagt, die Pantomime sei ein Stück des Drama; der Verfasser müsse sich ihrer ernstlich befleißigen; er werde, wenn sie ihm nicht geläufig und immer gegenwärtig ist, keine Scene, so wie es die Wahrheit erfordert, weder anzufangen noch fortzuführen noch zu endigen wissen. Ich habe gesagt, der Gestus müsse oft anstatt der Rede hingeschrieben werden.

Ich füge noch hinzu, daß es ganze Scenen giebt, wo es unendlich natürlicher ist, daß sich die Personen bewegen, als daß sie reden; und ich will es beweisen.

Es gehet in der Welt nichts vor, was nicht auf der Bühne seinen Platz finden könnte. Nun nehme man zwei Personen, die nicht recht wissen, ob sie mit einander zufrieden oder unzufrieden sein sollen, und die einen Dritten erwarten, der ihnen Licht geben soll. Was werden die sich bis zu der Ankunft dieses Dritten sagen? Nichts. Sie werden gehen und kommen und sich ungeduldig erweisen, aber kein Wort reden. Sie werden sich wohl hüten, einander etwas zu sagen, was sie vielleicht hernach bereuen müßten. Das wäre der Fall einer ganz oder doch fast ganz pantomimischen Scene, und dergleichen Fälle giebt es mehr.

Pamphilus ist mit dem Chremes und Simo auf der Bühne. Chremes hält Alles, was ihm sein Sohn sagt, für Unwahrheiten

eines lockern Jünglings, der seine Thorheiten gern entschuldigen möchte. Der Sohn bittet ihn, einen Zeugen stellen zu dürfen. Chremes läßt sich endlich von ihm und dem Simo bewegen, diesen Zeugen zu hören. Pamphilus geht, ihn aufzusuchen; Simo und Chremes bleiben da. Nun frage ich, was machen sie mittlerweile, da Pamphilus bei der Glycerium ist, mit dem Crito spricht, ihm die Sache erklärt, ihm sagt, was er von ihm erwarte, und ihn bewegt, mitzugehen, um selbst mit seinem Vater, dem Chremes, zu sprechen? Entweder muß man glauben, sie sind unbeweglich und stumm, oder man muß annehmen, daß Simo den Chremes zu unterhalten fortfähret; daß Chremes mit niedergeschlagenen Augen, das Kinn auf die Hand gestützet, ihn bald geduldig, bald zornig an hört, und daß eine völlig pantomimische Scene unter ihnen vorfällt.

Das ist aber nicht das einzige Exempel, das sich bei diesem Dichter hiervon findet. Als: was macht einer von den Alten auf der Bühne, mittlerweile der andere seinem Sohne sagt, daß sein Vater Alles weiß, daß er ihn enterben und alle sein Vermögen seiner Tochter geben will?

Wenn sich Terenz die Mühe genommen hätte, die Pantomime aufzuschreiben, so würden wir aus aller Ungewißheit sein. Aber was liegt daran, ob er sie aufgeschrieben hat oder nicht; sie ergiebt sich hier von selbst. Immer ist es aber nicht so. Wer würde sie zum Exempel im Geizigen errathen haben? Harpagon ist wechselsweise lustig und traurig, nach dem Euphrosyne bald von der Armuth, bald von der Zärtlichkeit der Mariane mit ihm spricht. Das Gespräch ist hier zwischen der Rede und den Geberden.

Man muß die Pantomime niederschreiben, so oft sie ein Gemälde macht; so oft die Rede dadurch nachdrücklicher oder deutlicher wird; so oft sie charakterisirt; so oft sie in einem feinen Spiele besteht, das sich nicht errathen läßt; so oft sie statt der Antwort dienet, und fast beständig zu Anfange des Auftritts.

Sie ist so wesentlich, daß zwei Stücke, wovon das eine mit Absicht auf die Pantomime und das andere ohne Absicht auf sie gemacht worden, so verschieden ausfallen müssen, daß das, wobei die Pantomime als ein Stück des Drama in Betrachtung gekommen, nicht ohne Pantomime, und das, bei welchem die Pantomime vernachlässiget worden, nicht mit Pantomime wird gespielet werden können. Dem Gedichte, das damit versehen ist, wird man sie bei der Vorstellung nicht nehmen, und demjenigen, dem sie mangelt, nicht geben können. Sie ist es, die die Länge der Auftritte bestimmt und dem ganzen Drama sein Colorit giebt.

Molière hat sie des Aufschreibens gewürdiget: was kann man Stärkeres für sie sagen?

Aber wenn sie Molière auch nicht aufgeschrieben hätte, würde deswegen ein Anderer Unrecht thun, wenn er darauf bedacht wäre? O Ihr Kunstrichter, Ihr engen, schalen Köpfe, wie lange wollt Ihr noch nichts nach sich selbst beurtheilen, sondern nur Alles nach seinem gegenwärtigen Zustande billigen oder mißbilligen!

Wie viel Stellen giebt es, wo Plautus, Aristophanes und Terenz die geschicktesten Ausleger blos dadurch in Verlegenheit gesetzt haben, weil sie die Bewegung der Scene anzuzeigen unterlassen! Terenz fängt seine Brüder folgendergestalt an: „Storax. So ist Aeschinus diese Nacht nicht nach Hause gekommen?" Was heißt das? Spricht Micio mit dem Storax? Nein. Es ist itzt kein Storax auf der Bühne. Es kömmt in dem ganzen Stücke keine solche Person vor. Was will er also? Dieses: Storax ist einer von den Bedienten des Aeschinus; Micio ruft ihn, und da Storax nicht antwortet, so schließt er daraus, daß Aeschinus nicht nach Hause gekommen. Ein einziges Wort, das hier die Pantomime bemerkt hätte, würde diese Stelle deutlich gemacht haben.

Besonders entzückt uns das Gemälde der Bewegungen in den häuslichen Romanen. Man sehe nur, wie gern der Verfasser der Pamela, des Grandison und der Clarisse dabei verweilt. Man sehe nur, wie stark, wie bedeutend, wie pathetisch seine Reden dadurch werden. Ich sehe die Person; ich sehe sie, sie mag reden oder mag schweigen, und ihre Action rührt mich mehr als ihre Reden.

Wenn ein Dichter den Orest und Pylades auf der Bühne zeigte, wie sie einander den Tod streitig machen, und er hätte die Annäherung der Eumeniden auf diesen Augenblick verspart, in welches Schrecken würde er mich nicht setzen, wenn den Orest, indem er mit seinem Freunde spricht, die Gedanken nach und nach verließen; wenn er seine Augen verkehrte, wild um sich schaute, innehielte, wieder fortführe, aufs Neue innehielte; wenn die Verwirrung in seinen Bewegungen und Reden sich immer stärker und stärker äußerte; wenn die Furien sich seiner bemächtigten und ihn quälten; wenn er unter diesen grausamen Qualen erläge; wenn er zu Boden fiele; wenn Pylades ihn aufrichtete, ihn hielte, ihm mit der Hand das Gesicht und den Mund abtrocknete; wenn der unglückliche Sohn der Klytämnestra in diesem Stande

der Todesangst einen Augenblick bliebe; wenn er dann die Augen wieder aufschlüge wie ein Mensch, der aus einem tiefen Schlafe erwacht, und fühlte, daß er in den Armen seines Freundes wäre, und sein Haupt gegen ihn sinken ließe und mit schwacher Stimme zu ihm sagte: „Und Du, Pylades, solltest sterben?" Welche Wirkung müßte diese Pantomime nicht haben! Könnte mich eine Rede in der Welt so rühren als die Action des Pylades, wenn er den Orest aufhebt und ihm mit der Hand das Gesicht und den Mund abtrocknet? Man trenne hier einmal die Pantomime von dem Gespräche, und man wird beide vernichtet haben. Der Dichter, der diese Scene erfände, würde sein Genie besonders dadurch zeigen, daß er die Raserei des Orest auf diesen Augenblick verspartе. Der Grund, den Orest aus seiner Situation hernimmt, ist ohne Widerspruch.

Aber ich bekomme Lust, Ihnen die letzten Stunden des Sokrates zu entwerfen. Es ist eine Reihe von Gemälden, die zum Besten der Pantomime mehr beweisen werden als Alles, was ich noch hinzufügen könnte. Ich werde fast ganz und gar bei der Geschichte bleiben. Welch ein Stoff für einen Dichter!

Seine Schüler fühlten den Schmerz nicht, den man sonst an dem Bette eines sterbenden Freundes empfindet. Der Mann schien ihnen glücklich. Alle ihre Rührung war eine außerordentliche Empfindung, die aus dem Vergnügen über seine Reden und aus dem Mißvergnügen über den Gedanken, daß sie ihn nun bald verlieren würden, zusammengesetzt war.

Sie treten zu ihm hinein, da man ihn eben losgebunden hatte. Xanthippe sitzt neben ihm und hat eines von ihren Kindern in den Armen.

Der Philosoph spricht wenig mit seiner Frau. Aber wie viel Zärtliches hatte nicht ein weiser Mann, dem das Leben gleichgültig war, über sein Kind zu sagen!

Die Philosophen treten herein. Kaum erblickt sie Xanthippe, als sie zu schreien und sich untröstlich zu stellen anfängt, so wie die Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen ist. „Sokrates," schreit sie, „heut sprechen Dich Deine Freunde zum letzten Male! Zum letzten Male umarmest Du itzt Deine Frau, zum letzten Male Dein Kind!"

Sokrates kehret sich gegen den Krito und sagt: „Freund, laß diese Frau nach Hause bringen!" Und das geschieht.

Man zieht Xanthippen fort; Xanthippe will mit Gewalt noch einmal auf den Sokrates zu, reicht ihm den Arm, ruft ihn, zer-

reißt sich das Gesicht mit ihren Händen und erfüllt das Gefängniß mit ihrem Geschrei.

Unterdessen sagt Sokrates noch ein Wort über das Kind, und man trägt es weg.

Nunmehr nimmt der Philosoph ein heiteres Gesicht an, setzet sich auf sein Bette, ziehet den Fuß an sich, von dem man ihm die Fessel abgenommen hatte, reibet ihn sanft und sagt:

„Wie nahe grenzen Schmerz und Vergnügen an einander! Wenn Aesop daran gedacht hätte, welche schöne Fabel hätte er davon machen können! — Die Athenienser wollen, ich soll abgehen, und ich gehe ab. — Sagt dem Euenus, wenn er weise ist, soll er mir folgen!“

Dieses Wort giebt Gelegenheit zu der Scene über die Unsterblichkeit der Seele.

Wer will, versuche diese Scene! Ich eile zu meinem Zwecke. So wie ein Vater mitten unter seinen Kindern stirbt, so war das Ende des Sokrates mitten unter den Weltweisen, seinen Schülern.

Als er aufgehört hatte zu reden, blieb es einen Augenblick still, und Krito sagt zu ihm:

**Krito.** Was hast Du uns noch zu befehlen?

**Sokrates.** Daß Ihr Euch bestrebet, so viel als möglich den Göttern gleich zu werden, und Alles andere ihrer Vorsorge überlasset.

**Krito.** Wie soll man nach Deinem Tode mit Dir verfahren?

**Sokrates.** Krito, wie Ihr wollt; wenn Ihr mich anders habt.

Hierauf blickt er lächelnd auf die Philosophen und setzt hinzu:

„Ich mag machen, was ich will, ich werde unsern Freund doch nie überreden, den Sokrates von seiner Hülle zu unterscheiden.“

Indem tritt der Trabante der Elfmänner herein und nahet sich ihm, ohne zu reden. Sokrates fragt ihn:

**Sokrates.** Was willst Du?

**Der Trabante.** Dich auf Befehl der Obrigkeit erinnern — —

**Sokrates.** Daß es Zeit ist, zu sterben. Mein Freund, wenn das Gift bereitet ist, so bring es her und sei mir willkommen!

**Der Trabante** (indem er sich umkehret und weinet). Andere fluchen mir, und Dieser segnet mich.

**Krito.** Die Sonne glänzet noch auf den Bergen.

**Sokrates.** Nur Der würde zaudern, der mit dem Leben Alles zu verlieren glaubte. Ich hoffe zu gewinnen.

Nunmehr tritt der Sclave mit dem Becher herein. Sokrates nimmt ihn und sagt:

**Sokrates.** Guter Mann, was muß ich thun? Du wirst das wissen.

**Der Sclave.** Trinken und auf- und niedergehen, bis Du fühlest, daß Dir die Beine schwer werden.

**Sokrates.** Dürfte ich nicht einige Tropfen als ein Dankopfer für die Götter vergießen?

**Der Sclave.** Es ist gleich so viel, als nöthig.

**Sokrates.** So mag es bleiben. — Aber ein Gebet kann ich doch an sie richten.

Er hält den Becher in der einen Hand, richtet die Augen gen Himmel und sagt:

„Die Ihr mich rufet, o Götter, verleihet mir eine glückliche Reise!"

Hierauf schwieg er und trank.

Bis hieher waren seine Freunde stark genug gewesen, ihren Schmerz zu verbergen; aber indem er den Becher an den Mund setzet, können sie sich länger nicht halten.

Einige verhüllen sich in ihre Mäntel. Krito ist aufgestanden, irret in dem Gefängnisse hin und her und schreiet. Andere stehen unbeweglich, betrachten finster und schweigend den Sokrates, und Thränen rollen ihre Wangen herab. Apollodorus hat sich an dem Fuße des Bettes niedergesetzt, den Rücken gegen den Sokrates gekehret und den Mund in der Hand, sich des Schluchzens zu erwehren.

Mittlerweile gehet Sokrates auf und nieder, so wie es ihm der Sclave gerathen hat, und in dem Herumgehen wendet er sich an Jeden von ihnen und tröstet sie Alle.

Zu dem Einen sagt er: „Wo bleibt die Standhaftigkeit? die Weisheit? die Tugend?" — Zu dem Andern: „Deswegen schickte ich die Weiber weg." Zu Allen: „Was haben mir nun Anytus und Melitus Böses thun können? — Wir werden uns wiedersehen, meine Freunde. — Wenn Ihr Euch so betrübt, so müßt Ihr daran zweifeln."

Unterdeß werden ihm die Beine schwer, und er legt sich auf das Bette nieder. Darauf empfiehlt er seinen Freunden sein Andenken und sagt mit schwach werdender Stimme:

**Sokrates.** Bald werde ich nicht mehr sein. — Nach Euch werden sie mich richten. — Werfet meinen Tod den Atheniensern nicht anders vor als durch die Heiligkeit Eures Lebens!

Seine Freunde wollen ihm antworten, aber sie können nicht; sie weinen und schweigen.

Der Sclave, der unten an dem Bette stehet, fasset seine Füße und drückt sie. Sokrates sieht ihn an und sagt:

„Ich fühle sie nicht mehr."

Einen Augenblick darauf faßt er ihn an die Schenkel und drückt sie. Sokrates sieht ihn an und sagt:

„Ich fühle sie nicht mehr."

Nunmehr fangen seine Augen an zu verlöschen, seine Lippen und Nasenlöcher sich einzuziehen, seine Glieder zu erstarren; der Schatten des Todes liegt auf ihn verbreitet. Sein Athem wird schwach; kaum vernimmt man ihn mehr. Er spricht zum Krito, der hinter ihm stehet:

„Krito, richte mich ein Wenig auf!"

Krito richtet ihn auf. Seine Augen erholen sich, sein Gesicht wird heiter, er macht eine Bewegung gegen den Himmel und sagt:

„Itzt bin ich zwischen der Welt und Elysium."

Einen Augenblick darauf fallen ihm die Augen zu, und er spricht zu seinen Freunden:

„Ich sehe Euch nicht mehr. — Sprecht doch! — Ist das nicht die Hand des Apollodorus?"

Man antwortet ihm mit Ja, und er drückt sie.

Nunmehr folgen Zuckungen, von denen er mit einem tiefen Seufzer wieder zu sich kömmt. Er ruft den Krito. Krito beugt sich gegen ihn nieder, und Sokrates sagt zu ihm — welches seine letzten Worte sind —:

„Krito — bringe dem Gott der Gesundheit ein Opfer! — ich genese."

Auf dem Cebes, der dem Sokrates gegenüber saß, blieben seine letzten Blicke hangen, und Krito drückte ihm den Mund und die Augen zu.

Das wären die Umstände, die man brauchen müßte. Man brauche sie, wie man will, aber man brauche sie. Denn alle

andere, die man an ihre Stelle setzen wollte, werden falsch und ohne Wirkung sein. Wenig Reden, aber viel Bewegung.

Wenn der Zuschauer im Theater gleichsam vor einem Vorhange steht, auf welchem ein Zauberer verschiedene Gemälde, eines nach dem andern, darstellet: warum sollte der Philosoph, der an dem Bette des Sokrates sitzet und ihn sterben zu sehen fürchtet, nicht ebenso pathetisch auf der Bühne sein, als es die Frau und die Tochter des Eudamidas in dem Gemälde des Poussin sind?

Man wende die Regeln der malerischen Composition auf die Pantomime an, und man wird finden, daß beide einerlei Regeln haben.

Bei einer wirklichen Handlung, wo sich verschiedne Personen zusammenfinden, stellen sich alle von selbst auf die wahreste Weise; aber diese Weise ist nicht immer weder die vortheilhafteste für den Maler, noch die ausnehmendste für den Zuschauer. Daher ist der Maler genöthiget, den natürlichen Stand zu verändern und in einen künstlichen Stand zu verwandeln. Wird es auf der Bühne nicht ebenso sein?

Wenn das ist, was für eine Kunst ist die Declamation! Wenn Jeder Herr von seiner Rolle ist, was kann da Festgesetztes sein? Man muß die Personen zusammensetzen, sie trennen oder zerstreuen, sie vereinzeln oder gruppiren und eine Reihe von Gemälden daraus machen, die alle von einer großen und wahren Composition sind.

Wie nützlich könnte der Maler nicht dem Schauspieler und der Schauspieler dem Maler sein! Das wäre ein Mittel, zwei wichtige Talente zugleich vollkommener zu machen. Aber ich verliere mich in Aussichten, die vielleicht nur Sie und mich vergnügen. Ich bedenke nicht, daß wir das Schauspiel viel zu wenig lieben, als daß wir uns so ernstlich damit abgeben sollten.

Worin sich der häusliche Roman von dem Drama vornehmlich mit unterscheidet, ist dieses, daß der Roman die Geberden und Pantomime bis tief ins Kleine verfolgt; daß sich sein Verfasser vornehmlich angelegen sein läßt, die Bewegungen und Eindrücke zu malen, anstatt daß sie der dramatische Dichter nur im Vorbeigehen mit einem Worte berühret.

„Aber dies eine Wort unterbricht, hemmet und verwirrt das Gespräch."

Ja, wenn es übel angebracht oder falsch gewählt ist.

Unterdessen gestehe ich, wenn die Pantomime auf der Bühne zu einer recht hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht wäre,

so könnte man es oft überhoben sein, sie niederzuschreiben; und das ist vielleicht die Ursache, warum die Alten sie nicht beigeschrieben haben. Aber wie kann einer von unsern Lesern, wenn er schon mit dem Theater nicht unbekannt ist, sie sich während dem Lesen selbst denken, wenn er sie niemals in dem Spiele unserer Komödianten gesehen hat? Müßte er nicht selbst ein größrer Schauspieler sein als der Komödiant von Profession?

Da die Pantomime also auf unsern Theatern noch nicht eingeführt ist, so muß wohl der Dichter, der seine Stücke nicht vorstellen läßt, das Spiel beischreiben, wenn er nicht oft kalt und unverständlich sein will. Ja, ist es nicht für den Leser ein Vergnügen mehr, wenn er sieht, wie sich der Dichter selbst das Spiel dabei vorgestellt hat? Und da wir an eine so abgemessene, so gezwungene und von der Wahrheit so entfernte Declamation gewöhnt sind, werden wohl viel Personen unter uns sein, für die es unnöthig sein dürfte?

Die Pantomime ist das Gemälde, das in der Einbildungskraft des Dichters, als er schrieb, existirte, und das nach seiner Meinung die Bühne bei der Vorstellung alle Augenblicke zeigen soll. Es ist der einfältigste Weg, dem Publico zu sagen, was es von seinen Komödianten zu fordern berechtiget ist. Der Dichter sagt zu ihm: „Vergleiche dieses Spiel mit dem Spiele Deiner Schauspieler und richte!"

Wenn ich übrigens die Pantomime dabei schreibe, so ist es, als ob ich mich mit diesen Worten an den Komödianten wendete: „So declamire ich, so stellte sich meine Einbildungskraft unter der Arbeit die Sache vor." Ich bin aber so eitel nicht, daß ich glauben sollte, es könne Niemand besser declamiren als ich; auch bin ich so unverständig nicht, daß ich einen Mann von Genie zu einer Maschine machen wollte.

Man gebe einerlei Stoff mehrern Künstlern zu malen; Jeder wird ihn nach seiner Art ausführen; und unter den verschiednen Gemälden, die daraus entstehen, wird jedes seine besondere Schönheiten haben.

Ich sage noch mehr. Man laufe unsre Bildersäle durch und lasse sich die Stücken zeigen, die der Künstler nach den Gedanken und der Anlage eines Liebhabers gemacht hat. Unter ihrer großen Menge wird man kaum zwei oder drei finden, wo die Gedanken des Einen der Fähigkeit des Andern so angemessen gewesen wären, daß das Werk nicht dabei gelitten hätte.

Genießet also Eurer Rechte, Ihr Schauspieler; thut, was Euch

der Augenblick und Euer Talent eingiebt! Seid Ihr von Fleisch, habt Ihr Gefühl, so wird Alles gut gehen, ohne daß ich mich darein menge; seid Ihr aber von Holz oder von Stein, so wird Alles übel gehen, wenn ich auch noch so viel dabei thäte.

Der Dichter mag die Pantomime dabei geschrieben oder nicht dabei geschrieben haben, ich will es doch den Augenblick sehen, ob er nach ihr gearbeitet hat oder nicht. Der Verfolg seines Stücks kann in beiden Fällen nicht einerlei sein; die Scenen können nicht einerlei Wendung haben; man wird es an dem Gespräche merken. Wenn es eine Kunst ist, Gemälde zu erdenken, wie darf man sie allen Menschen zutrauen? Und haben alle unsere dramatische Dichter diese Kunst besessen?

Um eine Erfahrung zu haben, dürfte man nur ein dramatisches Werk ausarbeiten und die Pantomime dazu von Denen schreiben lassen, die diese Sorgfalt für überflüssig halten. Wie viel abgeschmackte Fehler würden sie begehen!

Es ist leicht, richtig urtheilen; es ist schwer, auch nur mittelmäßig ausführen. Wäre es denn also so gar unvernünftig, wenn man verlangte, unsere Richter sollten durch irgend ein wichtiges Werk vorher zeigen, daß sie wenigstens ebenso viel davon verständen als wir?

Die Reisebeschreiber gedenken einer Art wilder Menschen, die auf die Vorbeigehenden giftige Nadeln blasen. Sie sind das Ebenbild unsrer Kunstrichter.

Oder scheinet Ihnen diese Vergleichung übertrieben? Gestehen Sie wenigstens, daß sie jenem Einsiedler gleichen, der in einem Thale wohnte, das auf allen Seiten von Hügeln eingeschlossen war. Wenn er sich auf einem Beine umdrehte und mit e i n e m Blicke seinen engen Horizont überschaute, so rief er: „Ich weiß Alles, ich habe Alles gesehen!" Einsmals aber bekam er Lust, sich auf den Weg zu machen, um gewisse Gegenstände in der Nähe zu sehen, die sich seinem Blicke entzogen. Er stieg also auf die Spitze von einem seiner Hügel, und wie groß war sein Erstaunen, als er sahe, welch ein unermeßlicher Raum sich um ihn und über ihn verbreitete. Er änderte nunmehr seine Rede, und sagte: „Ich weiß gar nichts, ich habe gar nichts gesehen!"

Ich habe gesagt, unsere Kunstrichter gleichen diesem Manne. Ich habe mich geirrt. Sie bleiben tief unten in ihrer Hütte und verlieren die hohe Meinung, die sie von sich gefaßt haben, nie.

Die Rolle eines Autors ist eine sehr eitele Rolle; es ist die Rolle eines Menschen, der sich für fähig hält, das Publicum zu

unterrichten. Und die Rolle eines Kunstrichters? Die ist noch weit eitler. Es ist die Rolle eines Menschen, der sich für fähig hält, Denjenigen zu unterrichten, der das Publicum unterrichten zu können glaubt.

Der Autor sagt: „Hört mich, Ihr Herren; denn ich bin Euer Meister!“ Und der Kunstrichter: „Nein, hört mich, Ihr Herren; denn ich bin der Meister Eurer Meister!“

Das Publicum unterdessen läßt sich nicht irren. Ist das Werk des Autors schlecht, so spottet es ebenso gut darüber als über die Anmerkungen des Kunstrichters, wenn sie falsch sind.

Der Kunstrichter ruft alsdenn: „O Zeiten! O Sitten! Der Geschmack ist verdorben.“ — Und damit hat er sich getröstet.

Der Autor seines Theils beklagt sich über die Zuschauer, über die Schauspieler, über den Neid. Er beruft sich auf seine Freunde; er hat ihnen sein Stücke vorgelesen, ehe er es auf die Bühne bringen lassen; sie hatten geglaubt, es würde bis an den Himmel erhoben werden. — In der That aber hätten sie Dir sagen müssen, daß es gar nichts tauge, daß weder die Anlage noch die Charaktere noch die Schreibart darin gut sei, wenn sie entweder mehr Einsicht oder mehr Freimüthigkeit besessen hätten. Glaube mir, das Publicum betriegt sich selten! Dein Stück ist gefallen, weil es schlecht ist.

„Aber fand denn der Misanthrop sogleich Beifall?“

Es ist wahr. Und o wie süß ist es, wenn man sich bei seinem Unglücke mit einem solchen Beispiele trösten kann! Wenn ich jemals auf die Bühne trete und herunter gepfiffen werde, so will ich mir es gewiß auch zu Gemüthe führen.

Die Kritik verfährt mit den Lebendigen ganz anders als mit den Todten. Ist ein Autor todt, so sucht sie seine guten Eigenschaften ins Licht zu setzen und seine Fehler zu bemänteln. Lebt er noch, so geschieht das Gegentheil: sie setzt seine Fehler ins Licht und vergißt seine guten Eigenschaften. Dieses Verfahren hat gewissermaßen seinen Grund: die Lebenden können sich bessern, aber mit den Todten ist es gethan.

Der strengste Richter eines Werks unterdessen ist der Verfasser. Wie viel Mühe giebt er sich blos für sich selber! Er kennet seine heimliche Gebrechen, und diese berühret der Kunstrichter fast nie. Ich habe mich hierbei oft der Rede jenes Weltweisen erinnert: „Sie reden Böses von mir? Ah, wenn sie mich so genau kennten, als ich mich selbst kenne!“ —

Die alten Schriftsteller und Kunstrichter unterrichteten sich vor

allen Dingen selbst; sie begaben sich nicht eher auf die Bahn der schönen Wissenschaften, als bis sie aus den Schulen der Weltweisheit kamen. Und wie lange behielt der Autor nicht sein Werk bei sich, ehe er es ans Licht treten ließ! So wurde es denn auch reif; und Rath und Zeit und Feile machten es vollkommen.

Wir wollen uns gar zu bald zeigen und haben, wenn wir die Feder ergreifen, doch weder Einsicht noch Redlichkeit genug.

Ist das moralische System verdorben, so kann der Geschmack nicht anders als falsch sein.

Wahrheit und Tugend sind die Freundinnen der schönen Künste. Wer ein Schriftsteller, wer ein Kunstrichter werden will, der fange erst an, ein ehrlicher Mann zu werden. Was kann man sich viel von Dem versprechen, der sich selbst nicht stark genug zu rühren weiß? Und was kann mich stärker rühren als Wahrheit und Tugend, diese zwei mächtigsten Dinge in der Natur?

Wenn man mich versichert, daß ein Mensch geizig ist, so werde ich mir kaum einbilden können, daß er im Stande sei, etwas Großes hervorzubringen. Dieses Laster macht den Geist klein und das Herz enge. Die öffentlichen Unglücksfälle sind dem Geizigen nichts. Oft erfreuet er sich darüber. Er ist hart. Wie soll er sich zu etwas Erhabenem schwingen können? Er liegt beständig gekrümmt auf seinem Geldkasten. Er kennt weder die Geschwindigkeit der Zeit noch die Kürze des Lebens. Unbekannt mit dem allgemeinen Wohlwollen, schränkt er sich nur auf sich selbst ein. Die Wohlfahrt seines Nächsten ist in seinen Augen in Vergleichung mit einem kleinen Stückchen gelben Metalls nichts. Er hat nie das Vergnügen empfunden, dem Dürftigen mitzutheilen, dem Nothleidenden beizuspringen und mit dem Weinenden zu weinen. Er ist ein schlechter Vater, ein schlechter Sohn, ein schlechter Freund, ein schlechter Bürger. Um sein Laster gegen sich selbst zu entschuldigen, hat er sich ein Lehrgebäude machen müssen, nach welchem er seinen Leidenschaften alle Pflichten aufopfern darf. Wenn er das Mitleiden, die Freigebigkeit, die Gastfreiheit, die Liebe des Vaterlandes oder die Liebe des menschlichen Geschlechts schildern müßte, wo sollte er die Farben dazu hernehmen? Er hält in seinem Herzen alle diese Eigenschaften für nichts als verkehrte Thorheiten.

Nach dem Geizigen, der sich überall kleiner und nichtswürdiger Mittel bedienet, der sich nicht einmal eines großen Verbrechens, um Geld zu bekommen, erkühnen würde, ist das kleinste Genie, der Aufgelegteste zu großen Verbrechen, den das Wahre, das Gute und das Schöne am Wenigsten rühret, ein Abergläubischer.

Nach dem Abergläubischen kömmt der Heuchler. Bei dem Abergläubischen ist der Verstand verfinstert; bei dem Heuchler ist das Herz böse. Hat man sich über die Natur nicht zu beklagen, hat man von ihr einen aufrichtigen Geist und ein empfindliches Herz bekommen, so fliehe man eine Zeit lang die menschliche Gesellschaft und studire sich selbst. Wie kann das Instrument die gehörige Harmonie ertönen lassen, wenn es verstimmt ist? Man suche sich von allen Dingen richtige Begriffe zu machen; man vergleiche seine Aufführung mit seinen Pflichten; man bestrebe sich, ein ehrlicher Mann zu werden, und glaube ja nicht, daß diese für den Menschen so wohl angewandte Zeit für den Schriftsteller verloren sei. Es wird von der moralischen Vollkommenheit, zu der man seinen Charakter und seine Sitten erhoben hat, ein Schimmer von Größe und Gerechtigkeit ausfließen, der sich auf Alles, was man schreibet, verbreitet. Hat man das Laster zu schildern, so präge man sich nur ein, wie sehr es mit der allgemeinen Ordnung, der öffentlichen und der besondern Wohlfahrt streitet, und man wird es mit Nachdruck schildern. Ist es hingegen die Tugend, wie kann man sie Andern liebenswürdig zeigen, wenn man selbst nicht von ihr bezaubert ist? Kehrt man dann wieder unter die Menschen zurück, so höre man Denen fleißig zu, die gut zu reden wissen, und spreche fleißig mit sich selber.

Mein Freund, Sie kennen Aristen. Von ihm habe ich das, was ich Ihnen itzt erzählen will. Er war damals vierzig Jahr alt. Er hatte sich vornehmlich auf die Weltweisheit gelegt. Man nennte ihn auch nur den Philosophen, weil er ohne Ehrgeiz geboren war und ein rechtschaffnes Herz besaß, das nie kein Neid beunruhiget hatte. Uebrigens war er gesetzt in seinem Betragen, streng in seinen Sitten, ernst und einfältig in seinen Reden. Der Mantel eines alten Philosophen war fast das Einzige, was ihm fehlte; denn er war arm und mit seiner Armuth zufrieden.

Einsmals, als er sich vorgenommen hatte, einige Stunden bei seinen Freunden zuzubringen und sich mit ihnen von den Wissenschaften oder von der Moral zu unterhalten — denn von Staatsneuigkeiten zu reden, war seine Sache nicht —, so fand er sie nicht zu Hause und entschloß sich also, ganz allein spazieren zu gehen.

Die Oerter, wo sich Menschen versammeln, besuchte er sehr wenig. Abgelegene Gegenden gefielen ihm mehr. Er ging und dachte und sprach Folgendes mit sich selbst:

„Ich bin vierzig Jahr. Ich habe viel studirt. Man nennt mich den Philosophen. Wenn gleichwohl itzt Jemand käme und

zu mir sagte: „Arist, was nennest Du wahr, was gut, was schön?“ würde ich sogleich wissen, was ich antworten sollte? Nein. Wie, Arist? Du weißt nicht, was Wahrheit, was Güte, was Schönheit ist, und lässest Dich den Philosophen nennen?“

Nach einigen Betrachtungen über die Eitelkeit der Lobsprüche, die man ohne Einsicht verschwendet und ohne Scham annimmt, fing er an, dem Ursprunge dieser Grundideen unserer Aufführung und unserer Urtheile nachzuspüren, und fuhr folgendergestalt bei sich zu schließen fort.

„Es giebt vielleicht unter dem ganzen menschlichen Geschlechte nicht zwei Individua, die mit einander übereinkämen. Die allgemeine Organisation, die Sinne, die äußerliche Gestalt, die Eingeweide haben ihre Verschiedenheit. Die Fasern, die Muskeln, die festen und flüssigen Theile haben ihre Verschiedenheit. Der Witz, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die Gedanken, die Wahrheiten, die Vorurtheile, die Nachahmung, die Uebung, die Kenntnisse, die Stände, die Erziehung, der Geschmack, das Glück, die Talente haben ihre Verschiedenheit. Die Gegenstände, die Himmelsstriche, die Sitten, die Gesetze, die Gewohnheiten, die Gebräuche, die Regierungsformen, die Religionen haben ihre Verschiedenheit. Wie wäre es also möglich, daß zwei Menschen vollkommen ebendenselben Geschmack oder ebendieselben Begriffe von Wahrheiten, Güte und Schönheiten haben könnten? Die Verschiedenheit der Lebensart und der zustoßenden Begebenheiten wäre schon allein hinlänglich, auch unsere Urtheile verschieden zu machen.

„Das ist noch nicht genug. In jedem Menschen insbesondere ist Alles in einer beständigen Abwechselung, man mag das Physische oder das Moralische an ihm betrachten; der Schmerz folgt dem Vergnügen, das Vergnügen dem Schmerze, die Gesundheit der Krankheit, der Krankheit die Gesundheit. Blos dem Gedächtnisse ist es zuzuschreiben, daß wir sowohl in Ansehung Anderer als unserer selbst das nämliche Individuum bleiben. In dem Alter, da ich itzt bin, habe ich vielleicht nicht das geringste Stäubchen mehr von dem Körper, den ich mit auf die Welt brachte. Ich weiß nicht, wie weit das Ziel meiner Dauer noch entfernt ist; wenn aber der Augenblick kommen wird, daß ich nun diesen Körper der Erde wiedergeben soll, so ist ihm vielleicht von allen den kleinsten Theilchen, aus welchen er itzt bestehet, kein einziges mehr übrig. Ebenso wenig gleichet sich die Seele in verschiednen Perioden ihres Lebens. Ich stammelte in meiner Kindheit. Itzt glaube ich vernünftig zu denken. Aber mitten unter diesem vernünftigen

Denken verfliegt die Zeit, und ich komme wieder zu dem Stammeln zurück. So ist es mit mir, so ist es mit Allen beschaffen. Wie wäre es also möglich, daß ein Einziger von uns seine ganze Lebenszeit hindurch immer einerlei Geschmack behalten, immer einerlei Urtheil von dem, was wahr, was gut, was schön ist, fällen könnte? Die Veränderungen, welche der Gram und die Bosheit der Menschen in uns verursachen, wären schon allein hinlänglich, auch unsere Urtheile zu verändern.

„Ist denn also der Mensch dazu verdammt, daß er über die wichtigsten Gegenstände seiner Erkenntniß, über Wahrheit, Güte und Schönheit, weder mit Seinesgleichen noch mit sich selbst einig sein soll? Sind es weiter nichts als Dinge, die von der Zeit, von dem Orte, von unserer Willkür abhangen? Sind es Worte ohne Sinn? Giebt es nichts, was wirklich so sei? Ist etwas wahr, gut und schön, weil es mich so dünkt? Und sollten alle unsere Streitigkeiten über den Geschmack endlich auf diesen Satz hinauslaufen: Ich und Du, wir Beide sind zwei verschiedene Wesen, und ich selbst bin in dem Augenblick nicht mehr Der, der ich in dem vorigen war?"

Hier hielt Arist inne. Darauf fuhr er fort:

„Das ist gewiß, unsere Streitigkeiten können kein Ende haben, so lange sich Jeder selbst zum Muster und Richter nehmen will. So viel Menschen, so viel Maße wird es geben; und jeder Mensch insbesondere wird so viel verschiedene Muster haben, als es merklich verschiedene Perioden in seiner Lebenszeit giebt.

„Hieraus, dünkt mich, kann ich hinlänglich abnehmen, wie nöthig es sei, einen Maßstab, ein Muster außer mir zu suchen. So lange ich hiermit noch nicht zu Stande bin, so lange werden meine Urtheile größtentheils falsch und durchgängig ungewiß sein.

„Aber wovon soll ich dieses unwandelbare Maß, das mir fehlet, und das ich suche, nehmen? — Von einem idealischen Menschen, den ich mir bilde, dem ich die Gegenstände vorlege, den ich darüber urtheilen lasse, und dessen getreues Echo ich blos bin? — Aber dieser Mensch wird mein eignes Werk sein. — Das schadet nicht; wenn ich ihn nur aus unveränderlichen Elementen schaffe. — Aber wo sind diese unveränderlichen Elemente? — In der Natur? — Gut; aber wie soll ich sie zusammenbringen? — Die Sache ist schwer; aber ist sie darum unmöglich? — Wenn ich auch schon nicht hoffen dürfte, mir ein vollkommnes Muster machen zu können, wäre ich deswegen weniger verbunden, es zu versuchen? — Nein. — Ich versuche es also. — Aber wenn das Muster der Schönheit, auf welches die alten Bildhauer hernach

alle ihre Werke bezogen, ihnen so viel Aufmerksamkeit, so viel Nachdenken, so viel Mühe kostete, wozu mache ich mich anheischig? — Doch muß ich, oder ich werde ewig erröthen müssen, so oft man mich den Philosophen nennet.“

Hier hielt Arist zum zweiten Male inne, und etwas länger als zum ersten Male, und fuhr darauf fort:

„Da der idealische Mensch, den ich suche, ebensowohl ein zusammengesetztes Ding sein muß als ich, so sehe ich sogleich, daß die alten Bildhauer, indem sie die Verhältnisse, die ihnen die schönsten geschienen, festgesetzt, einen Theil meines Musters bereits gemacht haben. — Ja. Diese Bildsäule also will ich nehmen und beleben. Ich will ihr die vollkommensten sinnlichen Werkzeuge geben, die der Mensch nur haben kann. Ich will ihr alle Eigenschaften geben, die ein Sterblicher nur immer besitzen kann, und mein idealisches Muster wird fertig sein. — Ohne Zweifel. — Aber welches Studium! welche Arbeit! Wie viel physische und moralische Kenntnisse werden dazu erfordert! Ich wüßte keine Wissenschaft, keine Kunst, die ich nicht aus dem Grunde verstehen müßte. — Dafür werde ich aber auch das idealische Muster von aller Wahrheit, von aller Güte, von aller Schönheit haben. — Aber wie werde ich mit diesem allgemeinen idealischen Muster zu Stande kommen, wenn mir die Götter wenigstens nicht ihren Verstand leihen, wenigstens nicht ihre Ewigkeit versprechen? Ah, ich falle in die Ungewißheit, aus der ich mich reißen wollte, wieder zurück.“

Hier hielt der traurige und nachdenkende Arist abermals inne.

„Aber“, fuhr er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, wieder fort, „warum mache ich es nicht auch, wie es die Bildhauer machen? — Sie haben sich ein Muster gemacht, wie es ihr Stand erfordert, und ich habe ja auch meinen Stand. — Der Gelehrte mache sich ein idealisches Muster von einem vollkommenen Gelehrten, und durch den Mund dieses Menschen urtheile er von seinen und Andrer Werken. Ebenso mache es der Philosoph. — Alles, was diesem Muster gut und schön scheinen wird, das wird es sein. Alles, was ihm schlecht, falsch und ungestalten scheinen wird, das wird es sein. — Dieses Muster wird aus seinen Entscheidungen sprechen. — Und dieses idealische Muster wird um so viel größer, um so viel strenger sein, je mehr man seine Kenntnisse erweitert. — Es giebt keinen Menschen in der Welt, und es kann keinen geben, der von dem, was wahr, was gut, was schön ist, überall gleich richtig urtheile. Nein; und wenn man unter einem Menschen von Geschmack einen solchen Menschen versteht, der das

allgemeine idealische Muster der Vollkommenheit in sich selbst hat, so ist es eine Grille. Aber wozu soll ich dieses idealische Muster, das nach meinem Stande eines Philosophen (weil man mich doch einmal so nennt) eingerichtet ist, wozu soll ich es brauchen, wenn ich es haben werde? Eben dazu, wozu die Maler und Bildhauer das ihrige brauchen. Ich muß es nach Erforderung der Umstände modificiren. Das ist das zweite Studium, auf das ich mich zu legen habe.

„Das Studiren krümmet den Gelehrten. Durchs Exerciren lernt der Soldat einen festen Schritt thun und den Kopf in die Höhe halten. Das viele Tragen macht die Lenden des Lastträgers stark. Die schwangere Frau schlägt den Kopf zurück. Der Bucklichte setzet seine Glieder anders als der Gerade. Diese und dergleichen Anmerkungen unzählige mehr machen den Bildhauer und lehren ihn, wie er sein idealisches Muster aus dem natürlichen Stande in jeden andern ihm beliebigen Stand verändern soll, indem er es bald stärker, bald schwächer macht, bald mehr oder weniger, bald so oder so verstellet.

„Den Maler lehret das Studium der Leidenschaften, der Sitten, der Charaktere, der Gebräuche sein idealisches Muster abändern und den Menschen überhaupt in einen guten oder bösen, in einen ruhigen oder zornigen Menschen verwandeln.

„Und so wird aus einem einzigen Musterbilde eine unendliche Menge verschiedner Vorstellungen auf der Bühne und auf den Gemälden entspringen. Ist es ein Dichter? Ist es ein Dichter, der itzt arbeitet? Macht er eine Satire oder eine Hymne? Ist es eine Satire, so ist sein Auge wild, der Kopf steckt zwischen den Schultern, die Zähne zusammengeknirscht, der Mund verschlossen, der Athem kurz und schwer: ganz wie ein Rasender. Ist es eine Hymne, so trägt er den Kopf hoch, den Mund halb offen, die Augen gen Himmel gekehret, außer sich, entzückt, der Athem, als ob er wegbliebe: ganz wie ein Enthusiast. Und die Freude dieser beiden Männer, wenn ihnen ihre Arbeit gelungen ist, wird auch sie nicht von ganz verschiedner Art sein?"

So sprach Arist mit sich selbst und sahe, daß er noch sehr Vieles zu lernen habe. Er ging nach Hause, verschloß sich funfzehn Jahre, legte sich auf die Geschichte, auf die Weltweisheit, auf die Moral, auf die Wissenschaften und Künste und ward in seinem fünfundfunfzigsten Jahre ein ehrlicher Mann, ein gelehrter Mann, ein Mann von Geschmack, ein großer Schriftsteller, ein vortrefflicher Kunstrichter.

# Dramatische Entwürfe, Pläne

und

# Fragmente

aus Lessing's Nachlaß.

# Vorbemerkung.

Den hier zum ersten Male in vollständiger, mannichfach vermehrter und commentirter Zusammenstellung erscheinenden **dramatischen Entwürfen und Fragmenten Lessing's** wissen wir keinen bessern Geleitbrief voranzuschicken als Lessing's eigene Worte in der Einleitung zu seinem „Leben des Sophokles": „Man gewinne ... einen ... Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, höret auf, uns gleichgültig zu sein." Und ferner: „Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben. Nur sieben sind davon bis auf uns gekommen, und von den andern ist wenig mehr übrig als die Titel. **Doch auch diese Titel werden Diejenigen nicht ohne Nutzen studiren**, welche Stoffe zu Trauerspielen suchen." In der That, es stünde schlimm um unsre Kenntniß der Geistesatmosphäre eines Dichters, wollten wir uns immer nur an seine vollendeten (und zwar in beiden Bedeutungen dieses Wortes vollendeten) Werke halten. Wie Winckelmann an dem Torso des Hercules die höchste Schönheit fand, so findet auch der mit den Meisterwerken unsrer großen deutschen Dichter vertraute Forscher ein eigenes, mit Wehmuth gemischtes Vergnügen darin, den Künstler gleichsam in seiner Werkstatt aufzusuchen und sich mit ihm, dem Tode zum Trotz, über die Ausführung seiner nur halb hingeworfenen Skizzen zu unterhalten. Wehmüthig ist dieses Gefühl, weil man immer von Neuem an den frühzeitigen Hintritt des großen Meisters erinnert wird, dem hier der Pinsel zu früh aus der Hand gesunken ist; aber freudig ist es zugleich auch, weil es uns den Blick in eine

unendliche Welt geistigen Schaffens erschließt. Und wenn ein Forscher sich gerade auf diesem Gebiete heimisch zu machen trachtet, weil es noch wenig angebaut ist, wer wollte es ihm verargen? Oder wer wollte es geradezu als thörichten Wahn ausschreien, wenn dieser Forscher meint, durch seine Bemühungen um das Verständniß der von unsern größten Dichtern hinterlassenen Pläne und Entwürfe eine selbst für angehende Dichter ersprießliche Arbeit zu liefern? Hat dies doch Lessing in der oben angezogenen Stelle von den bloßen Titeln Sophokleischer Trauerspiele für sich selbst zugestanden!

Für die Erklärung von Lessing's dramatischem Nachlaß ist bis jetzt sehr wenig geschehen, und gleichwohl liegt derselbe durch die verdienstvolle Bemühung von Lessing's Bruder, Karl Gotthelf, der das seiner Ansicht nach Wichtigste daraus von 1784—1786 herausgab, seit drei Menschenaltern vor. Auch hat Danzel demselben in dem ersten Bande seiner Lessing-Biographie eine gewissenhafte Aufmerksamkeit geschenkt. Aber den zweiten Band gleichfalls herauszugeben, verhinderte ihn der Tod, und Guhrauer, so verdienstlich seine sonstigen Forschungen sind, hat darin nicht im Sinne Danzel's das Werk fortgesetzt. Gerade die wichtigsten Entwürfe aus dem Zeitalter seiner dramatischen Reife haben bei Guhrauer keine Beachtung gefunden. Daß unsere Ausgabe alle Räthsel gelöst haben sollte, dazu fehlt freilich noch viel; im Gegentheil giebt sie sogar noch mehrere recht schwere neue auf. Denn es ist uns durch die liberale Unterstützung der Breslauer Bibliothek-Verwaltung und durch die Freundlichkeit, mit welcher Herr Oberlehrer Dr. Fechner in Breslau sich der Mühe der Abschrift der dortigen Lessing-Papiere unterzog, gelungen, eine Reihe von bisher noch gänzlich unbekannten, auch in den kritischen Ausgaben von Lachmann und v. Maltzahn fehlenden Fragmenten an das Licht zu ziehen. Wir haben die in unserer Ausgabe zuerst erscheinenden im Inhaltsverzeichniß mit einem * bezeichnet, die nicht von Lessing herrührenden Titel der Entwürfe haben wir in [] eingeschlossen.

Als Princip für die Reihenfolge erschien uns am Zweckmäßigsten die chronologische Darstellung, gegliedert in verschiedene Perioden des Lessing'schen Lebenslaufes, die wir besonders nach seinen verschiedenen Aufenthaltsorten eintheilten. Es folgen also ziemlich bunt auf und durch einander Fragmente von Uebersetzungen, von Lust- und Trauerspielen. Aber diese bunte Mannichfaltigkeit ist eben für Lessing charakteristisch; sie zeigt sein Herumtasten nach der Sphäre, in der sein Genius sich am Meisten heimisch fühlen mochte. Er

selbst war sich schon in seiner Jugend über die Nothwendigkeit und die Zweckdienlichkeit dieser mannichfachen Versuche klar. Den 28. April 1749 schreibt er aus Berlin an seinen Vater: „In der That ist nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres [der Anakreontischen Gedichte] Daseins. Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, so wagt man sich oftermals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht bis zu einer wunderns würdigen Höhe hätte schwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieser Arbeit abgebrochen habe und es müde geworden bin, mich in solchen Kleinigkeiten zu üben."

Die dramatischen Fragmente wurden, wie schon bemerkt, theilweise zuerst nach Lessing's Tode von seinem Bruder in zwei Bänden herausgegeben, von denen der erste: „Gotthold Ephraim Lessing's Theatralischer Nachlaß, Berlin 1784" die folgenden enthält:

1) S. 1— 46: Weiber sind Weiber (unsere Ausg. Nr. 13).
2) S. 47— 70: Vor Diesem! (Nr. 19.)
3) S. 71—132: Der Schlaftrunk. (Nr. 40.)
4) S. 133—180: Die Matrone von Ephesus. (Nr. 5.)
5) S. 181—198: Tarantula. (Nr. 14.)
6) S. 199—236: Die glückliche Erbin. (Nr. 26.)
7) S. 237—248: [Justin]. (Nr. 18),

sämmtlich Lustspiele. In der Vorrede (S. III u. XI) sagt K. G. Lessing:

„In verschiedenen Zeitungen und Journalen habe ich gefunden, daß man zur Herausgabe der nachgelassenen Schriften meines Bruders gewisse Hoffnung gemacht, und ob ich gleich nicht weiß, aus was für Grunde, so kann ich doch daraus füglich schließen, daß Nachfrage darnach sein müsse, ohne die ich wohl noch lange angestanden hätte, an ihre Bekanntmachung zu denken, so sehr ich auch von ihrer Nützlichkeit überzeugt bin.

„Der theatralische Nachlaß ist nicht so groß, als manche Zeitschrift ihn gemacht, die von hundert und mehr Planen zu Lust- und Trauerspielen gewähnt. Ob mein Bruder deren jemals so viel entworfen, kann ich weder bejahen noch verneinen. Er war gewohnt, meistens jährlich seine Papiere zu mustern und Alles davon zu vertilgen, was ihm zu bearbeiten der Mühe nicht mehr werth schien. Möglich, daß er auch Manches von dem, was da ist, mit der Zeit vernichtet hätte, gewiß aber, daß er nichts, den

Schlaftrunk und die Matrone von Ephesus ausgenommen, so gelassen hätte, wie es nunmehr erscheint."

Der zweite Band erschien unter demselben Titel Berlin 1786 und enthielt folgende Entwürfe zu Trauerspielen:

8) Vorrede, S. XXIX—XXXIX: Spartacus. (Nr. 45.)
9) S. 1— 18: Fatime. (Nr. 30.)
10) S. 19— 34: Kleonnis. (Nr. 34.)
11) S. 35— 56: Der Horoskop. (Nr. 44.)
12) S. 57— 80: Alcibiades. (Nr. 31.)
13) S. 81—140: Samuel Henzi. (Nr. 11.)
14) S. 141—154: Giangir. (Nr. 3.)
[S. 155—186: Brutus. Nicht von Lessing, sondern von v. Brawe; vgl. Danzel, Lessing, I. S. 344, Anm.]
15) S. 187—206: D. Faust. (Nr. 25.),
endlich S. 255—268: Komische Einfälle und Züge.

Im Jahre 1794 erschien der 22. Theil der von Karl Lessing besorgten Ausgabe der „sämmtlichen Schriften", der von dem „Theatralischen Nachlaß" nur eine Auswahl aus der früheren Auswahl brachte. K. Lessing äußert sich darüber in der Vorrede (S. I): „Ihn [den theatralischen Nachlaß] hier ganz wieder abdrucken zu lassen, trug man Bedenken, da die Aufsätze darin fast zur Hälfte nur schwache Jugendversuche, [1]) und des Aufbehaltens in keiner Rücksicht völlig werth sind." Diese Ausgabe brachte also aus der früheren im „Theatralischen Nachlaß":

3) S. 3— 58: Der Schlaftrunk.
4) S. 59—102: Die Matrone von Ephesus.
6) S. 103—134: Die glückliche Erbin.
9) S. 135—150: Fatime.
13) S. 151—212: Samuel Henzi.
15) S. 213—230: Doctor Faust,

also von 15 Nummern nur 6, darunter nicht einmal die herrlichen Fragmente von Kleonnis, Alcibiades, Spartacus, dem Horoskop. Wenn man dies Verfahren der brüderlichen Bescheidenheit noch zu Gute halten darf, so würde es geradezu eine unverzeihliche Versündigung an unsrer Nation sein, wollte man es auch in Zukunft dabei bewenden lassen. Und doch blieb es noch lange dabei. Die Berlin bei Voß 1825—1828 erschienene Ausgabe, welche in den Bücherkatalogen in der Regel und öfter auch

1) Aber doch Jugendversuche eines späteren Meisters!

bei uns als Schink'sche bezeichnet ist, weil der erste Band derselben, Lessing's Leben enthaltend, Schink zum Verfasser hat, brachte in ihrem 23. Bande nicht mehr und nicht weniger.

Lachmann war der Erste, welcher den theatralischen Nachlaß, und zwar sowohl den in Breslau als den in Berlin befindlichen, behufs der Herausgabe von Neuem durchsuchte. Der zweite Band seiner Lessing-Ausgabe, Berlin, Voß, 1838, enthält außer den meisten der K. Lessing'schen 15 Nummern noch folgende Fragmente:

16) S. 450—451: Die beiderseitige Ueberredung (unsere Ausgabe Nr. 9).
17) S. 452—453: Das befreite Rom. (Nr. 12.)
18) S. 472: [Virginia.] (Nr. 28.)
19) S. 576: Werther der Bessere. (Nr. 48.)
20) S. 647 des dreizehnten Bandes einige Zeilen der Uebersetzung von Calderon's „Das Leben ein Traum" (Nr. 23),

außerdem S. 577—580 des zweiten Bandes die „Komischen Einfälle und Züge". „Henzi" (13) hat er unter den „Theatralischen Nachlaß" nicht mit aufgenommen, er steht nur in seiner Ausgabe der „Briefe", und außerdem fehlt 7): [Justin]. Zu 6) und 12) fügte er noch zwei neue Entwürfe unter dem Titel: „Die Clausel im Testamente" und „Alcibiades in Persien". Man sieht schon aus dieser Aufzählung, daß es auch Lachmann durchaus nicht um Vollständigkeit zu thun war, da er sogar einen schon veröffentlichten Entwurf wegließ. Auch hat er die Manuscripte nicht mit der Sorgfalt benutzt, die man, wo es einen so großen Dichter betrifft, zu fordern berechtigt war. So bringt unsere Ausgabe zuerst aus dem Schlaftrunk eine Seite aus einer Lessing'schen Umarbeitung, die Lachmann auch vorgelegen hat, aber von ihm übersehen worden ist. Seine Anmerkung, man sollte es kaum glauben, klingt fast wie eine Entschuldigung, daß er überhaupt noch so viel bringe. Er sagt Bd. II. S. 420: „Der größte Theil der Papiere, aus welchen Karl G. Lessing den Theatralischen Nachlaß seines Bruders herausgegeben hat, befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Breslau und ward von Wachler, wenige Wochen vor seinem Tode, dem Herausgeber mitgetheilt, der danach sehr viel verbessert, aber von dem Gedruckten außer dem „Brutus" von Brawe fast nichts wegzulassen und Weniges hinzuzufügen gewagt hat. Die Anordnung wünscht er nachsichtig beurtheilt zu sehen." Auf Lachmann's Ausgabe folgte das vortreffliche Werk von Danzel und Guhrauer über Lessing, welches in Anhängen Nachträge zu der Lach-

mann'schen Ausgabe brachte. So gab der Anhang des ersten Bandes zuerst:

21) S. 505—506, den Entwurf zum „Freigeist", aber sehr unvollständig und zum Theil mit den Worten abgefertigt: „Der Abweichungen sind übrigens wenige." Erst unsere Ausgabe Nr. 10 bringt diesen Entwurf vollständig. S. 507 sagt Danzel, der die Breslauer Papiere von Neuem revidirte: „Hier folgt Alles, was sich hier noch ferner findet, Erwähntes und Nichterwähntes, Benanntes und Unbenanntes, wie denn solche Vollständigkeit schon durch den Zweck dieses Buches geboten war; das Meiste gehört einer frühen Zeit an, und es schien daher auf die Anordnung nicht viel anzukommen, da doch nur der Text über die Zeitfolge Rechenschaft geben konnte; was in spätere Zeit fällt, ist für sich gestellt; von einigen Uebersetzungen, die sich, wie auch Lachmann an den geeigneten Orten bemerkt, hier ebenfalls erhalten haben, ist im Texte, wo von ihrer Entstehung die Rede ist, Notiz ertheilt worden", d. h. also, die Uebersetzungen werden schon von vorn herein der Mittheilung nicht für werth erachtet. Gleichwohl ist im Uebrigen Danzel's Bemühung um Vervollständigung der Mittheilungen aus dem Nachlaß mit Dank anzuerkennen. Ein sonderbares Mißgeschick ist es nun aber, daß gleich die erste dieser Mittheilungen überflüssig ist. Danzel (S. 507) will, durch ein Mißverständniß der Handschrift verleitet, an einer falschen Stelle des „Alcibiades" nochmals einfügen, was bei Lachmann schon an der richtigen Stelle steht: die Worte des Alcibiades nämlich:

> „Hier in dieser ruhigen Einöde will ich als ich selbst und mir selbst leben. Habe ich mich sonst leicht in alle Gestalten umgeschaffen, war es mir sonst einerlei, ob ich den arbeitsamen, strengen und mäßigen Spartaner oder den wollüstigen faulen Jonier oder den schwärmenden Bacchischen Thracier spielen sollte, so will ich von nun an der wahre Alcibiades leben —"

stehen schon ganz richtig bei Lachmann, II. S. 465, Z. 4 v. u. bis S. 466, Z. 2 v. o. Recht eigenthümlich nimmt es sich nun aus, daß in v. Maltzahn's „aufs Neue durchgesehener und vermehrter" Ausgabe des Lachmann'schen Textes auf Danzel's irrthümliche Bemerkung hin auf derselben Seite dieselben Worte zweimal, an der richtigen und an der falschen, Danzel'schen, Stelle stehen (II. S. 489). — Dann folgt bei Danzel ein anderes Personen-Verzeichniß zum „Schlaftrunk" (3), dann der französische Les-

sing'sche Text zu „Vor Diesem!" (2) unter dem Titel: Palaion, dann der von Lachmann unbegreiflicher Weise weggelassene „[Justin]" (7) unter dem Titel: „[Nach dem Pseudolus des Plautus]", dann

22) S. 513—514: Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck (unsere Ausgabe Nr. 8).
23) S. 514—515: Die aufgebrachte Tugend. (Nr. 20.)
24) S. 515—516: Die Großmüthigen. (Nr. 47.)
25) S. 516—517: Die Witzlinge. (Nr. 21.)
26) S. 517: Der Dorfjunker. (Nr. 22.)
27) S. 517—519: Der gute Mann. (Nr. 7.)
28) S. 520—521: Der Leichtgläubige. (Nr. 6.)
29) S. 521—522: Der Galeerensclave. (Nr. 46.),

den Danzel aber als solchen nicht erkannt hat, weshalb er ihm den nichtssagenden Titel giebt: „[Ein Blatt aus später Zeit]", was v. Maltzahn (II. S. 478) getreulich nachschreibt. Dann folgt ein literarisches Räthsel: „Zorade. Ein Trauerspiel von einem Aufzuge", mit der Anmerkung: „Alles mit gesperrter Schrift Gedruckte von Lessing's Hand." Daß dem so ist, wird uns auch durch Herrn Dr. Fechner in Breslau bestätigt. Daraus folgt denn nun schon, daß der Text selbst nicht von Lessing ist. Am Schlusse (Danzel, I. S. 529 f.) steht:

„Eben der kleine Stolz, der dem Autor, wenn er weise wäre, rathen sollte, sich allein zu lesen, verführt ihn oft genug, mit seinem eigenen wichtigen Beifalle nicht zufrieden zu sein und sich auch Andre lesen zu lassen. Vielleicht machen Sie itzt eben diese kleine Anmerkung über mich. Aber um Vergebung, schreiben Sie das nicht auf die Rechnung meines Stolzes, was ich aus Ehrfurcht gegen Ihre Befehle gethan habe. Sobald Sie und meine Freunde mir Ihre Kritiken werden mitgetheilt haben, und das verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie es thun, so sollen Sie eine zweite verbesserte Auflage erhalten." Unterzeichnet sind diese Worte mit einem Buchstaben, den Danzel für ein L, einer seiner Freunde aber für ein C gelesen hat. Wir, um sogleich unsere Meinung über dieses Räthsel zu sagen und Rechenschaft abzulegen, warum wir, obgleich wir es auf möglichste Vollständigkeit abgesehen haben, doch die „Zorade" nicht mittheilen, meinen, jener Freund Danzel's hat Recht, und das vorstehend angeführte Nachwort ist gar nicht von Lessing's Hand, sondern an Lessing gerichtet von — v. Cronegk. Ueber Lessing's Verhältniß zu v. Cronegk vgl. man Danzel-Guhrauer, I. S. 343; II. 1. S. 208. 212, und unsere

Bemerkung zum „Kodrus“ (Nr. 29). Vielleicht wurde Lessing durch Cronegk's frühzeitigen Tod (in der Neujahrsnacht von 1759) verhindert, die Handschrift zurückzusenden. Sehr verständig sagt Danzel S. 530: „Dies die Gründe für und wider Lessing's Urheberschaft — si quid novisti rectius istis — immerhin! — nur konnte nicht auch ich, der ich es auf Vollständigkeit angelegt habe, dieses Ueberbleibsel mit Stillschweigen übergehen.“ Gleichwohl hat v. Maltzahn, der, wie wir oben sahen, sonst von Danzel sehr abhängig ist, der „Zorade“ in seiner Ausgabe mit keinem Worte erwähnt. Endlich bringt die letzte Seite des ersten Bandes von Danzel's „Lessing“ das Facsimile von „Werther dem Besseren“ (Nr. 48) und der Anhang zur 2. Abtheilung des zweiten Bandes

30) S. 15—27, den Entwurf des „Nathan“ (unsere Ausgabe Nr. 51)

nach einer Abschrift von Danzel.

Seit dieser Zeit ist für die dramatischen Fragmente nichts weiter geschehen; denn v. Maltzahn hat sich damit begnügt, den Lachmann'schen und Danzel'schen Text, zum Theil mit handgreiflichen Danzel'schen Irrthümern, wie „Philome“ statt „Philane“ im „Freigeist“ wiederzugeben, allerdings auf Grund erneuter Durchsicht der Breslauer Papiere. Wenn nun unsere Ausgabe statt 30 Nummern deren 54 verzeichnet, so ist freilich ungefähr die Hälfte der neu hinzugekommenen keine Bereicherung des Lessing'schen Textes, sondern aus seinen Collectaneen, seinen Briefen u. dgl. ausgezogen und möglichst erläutert. Doch ist es uns gelungen, aus den bisher noch nicht sorgfältig genug benutzten Breslauer Papieren wesentliche Bereicherungen des Lessing'schen Textes zu Tage zu fördern, deren Ausbeutung für Wörterbuch, Grammatik und Literaturgeschichte von gleich großer Wichtigkeit ist, sowie manche Ungenauigkeiten der bisherigen Abdrucke des Nachlasses zu berichtigen. Was die von uns gewählte chronologische Anordnung betrifft, so haben wir für jedes Stück einen Grund gehabt, warum wir es gerade an seinen und an keinen andern Ort gestellt haben, aber wir wollen uns und dem Publicum keineswegs verhehlen, daß mehrere dieser Gründe auf ziemlich schwachen Füßen stehn, und daß es wohl noch eingehenderer Einzeluntersuchungen bedürfen wird, ehe die Chronologie dieser Entwürfe zum Abschluß gebracht wird. Wußte doch Lessing später selbst nicht mehr, was seine Entwürfe zu bedeuten hatten, und in welche Zeit sie gehörten. Er schreibt an seinen Bruder den 28. October 1768: „Meine Sudeleien von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber Du

würdest sie sicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtniß verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe."

Lessing hat sich mit seinen Zeitgenossen herangebildet, ehe er ihnen die Fackel vorantrug. Erst die Siege Friedrich's des Großen gaben dem deutschen Drama, wie wir in der Vorbemerkung zur IV. Periode ausführlicher zeigen werden, seinen vollwichtigen Gehalt; durch sie wurde auch erst Lessing das, was er uns Deutschen ist und für alle Zeit bleiben wird. Aber so mannichfaltig auch die vorliegenden Versuche sind, durch alle geht ein gemeinsamer Grundzug: der Kampf gegen die Autorität als solche. Gefiel er sich früher, Gottsched's Autorität zum Trotz, in den Possen der Neuber'schen Bühne, und wollte er sogar den Hanswurst wieder einführen (vgl. Nr. 43), so wandte er sich später nach dem Beispiel des alten Fritz gegen Gottsched's Ideale selbst, gegen die Franzosen, die er theoretisch und praktisch aus dem Felde schlug, bis er in „Nathan dem Weisen" die größte Geistesschlacht, die jemals geschlagen worden ist, siegreich lieferte auf einem Gebiete, auf welchem der Autoritätsglaube von je her die größte Herrschaft behauptet und das größte Unheil angerichtet hat, und damit, aber nun als vollendeter Meister, zu dem zurückkehrte, wovon er einst im „Freigeist" ausgegangen war. Mendelssohn hat Recht, wenn er in einem Briefe an Lessing's Bruder schreibt, man werde einst, wie Fontenelle von Copernicus sagte: er machte sein neues System bekannt und starb, so von Lessing sagen: er schrieb N a t h a n d e n W e i s e n und starb. „Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über N a t h a n hervorragte als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und das that er. Nun stehen wir da wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand."

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

# I.

# Leipziger Studienjahre.

## 1746—1748.

---

1. Hannibal.
2. Der Spieler.
3. Giangir.
4. Ein Stück für Koch.
5. Die Matrone von Ephesus.
6. Der Leichtgläubige.
7. Der gute Mann.
8. Der Vater ein Affe ꝛc.
9. Die beiderseitige Ueberredung.

---

## Vorbemerkung.

Schon auf der Fürstenschule zu Meißen hatte sich Lessing im Komödienschreiben ebenso wie in der Anakreontischen Lyrik geübt. Hier hatte er den „Damon" vollendet, der später in Leipzig in den „Ermunterungen" seines Freundes Christlob Mylius erschien, und den „Jungen Gelehrten" entworfen, der in Leipzig vollendet wurde und die Ehre erlangte, auf der Bühne der Neuberin im Anfange des Januar 1748 mit Beifall aufgeführt zu werden. Beide Werke weisen in ihrem Verhältniß zu einander bereits einen wesentlichen Fortschritt in dramatischer Erkenntniß und Durchbildung auf. Denn während der „Damon" in doppelter Hinsicht eine bloße Schulkomödie (nur nicht in dem historischen Sinne des Wortes) ist, so greift Lessing schon in dem „Jungen Gelehrten" mit künstlerischem Sinne in das ihn zunächst umgebende Menschenleben und entwickelt daraus einen theatralisch wirksamen Charakter. Sind dies nun auch die beiden einzigen Stücke, welche er bis zu seinem Abgange von Leipzig vollendet hat, so zeugt doch eine Reihe von neun Fragmenten und Entwürfen für die Lebhaftigkeit seines theatralischen Interesses. Diese Entwürfe sind ein treues Spiegelbild einerseits der gleichzeitigen theatralischen Geschmacksrichtung in Deutschland und besonders in Leipzig, andrerseits der reformatorischen Bestrebungen Lessing's. Mag er sich derselben auch damals selbst noch nicht deutlich bewußt gewesen, sondern mehr dem Zuge seines genialen Instincts gefolgt sein, so sind sie darum doch nicht zu verkennen. Sie zeigen sich zunächst darin, daß er sich schon in frühester Jugend, ganz im Gegensatz zu seinen späteren großen Nebenbuhlern Schiller und Goethe, bemüht, seine Stücke bühnengerecht zu machen und sie den Schauspielern gewissermaßen auf

den Leib zu passen. Ja, es wird uns berichtet, daß er für den bedeutendsten Acteur der Neuber'schen Truppe eigens ein Stück geschrieben und schon beinahe vollendet hatte. (Nr. 4). Dies ist ein Segen, der für die deutsche Literatur aus seinem Umgange mit Schauspielern entsproß, gegen den freilich die Eltern nicht mit Unrecht Manches einzuwenden hatten. Er selbst berichtet in den „Beiträgen“ von der Anregung, die ihm dieser Umgang gewährte, und von der Förderung in dramatischer Erkenntniß, die er dadurch erhielt. Nachdem er nämlich die Aeußerung eines französischen Uebersetzers des Plautus, Limiers, beifällig angeführt hat: er habe, um seiner Uebersetzung desto mehr Anmuth zu geben, sich die theatralische Vorstellung lebhaft dabei eingebildet, worauf derselbe mehrere treffliche französische Charakterdarsteller anführt, fährt Lessing fort (Werke, Th. XI, 1. Abth. S. 29): „Dieser Vortheil besteht wirklich in keiner leeren Einbildung; er ist gegründet, und man kann sich desselben mit ebenso vielem Nutzen auch bei Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen, welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten französischen Schauspieler mit ihnen besetzen können.“ Aber auch dem herrschenden Zeitgeschmacke, der durch Gottsched auf die französische Dramatik gelenkt worden war, hat er durch Uebersetzungen aus Marivaux und Regnard (Nr. 1 und 2) ganz im Sinne und Stile der Gottsched'schen „Deutschen Schaubühne“ Rechnung getragen. Freilich ohne, wie schon erwähnt, in irgend welches Verhältniß zu Gottsched zu treten, und zunächst auch nur zu einem äußeren Zwecke, sich freien Eintritt in das Neuber'sche Theater zu verschaffen. Nun ist es eine Eigenthümlichkeit der französischen Pseudo-Classik, daß sie ihre Stoffe entweder aus dem griechischen und römischen Alterthume oder aus den Schauergeschichten der byzantinischen und späteren türkischen Chroniken wählt. Die örtliche Entfernung und die orientalische abgeschlossene Eigenthümlichkeit der byzantinisch-türkischen Geschichte mußte hier Ersatz leisten für die zeitliche Entfernung und den tragischen Nimbus schaffen, dessen die dem „vollen Menschenleben“ durchaus abgewandte französische Literatur nun einmal nicht entbehren konnte. Und so sehen wir denn auch Lessing, nach dem Vorgange seines Freundes Weiße, nach einem Stoff aus der türkischen Geschichte (Nr. 3) zu seinem ersten „Versuch eines Trauerspiels“ greifen. Und hiermit ist Lessing's Lehrzeit in der Schule der französischen sogenannten Classiker vorläufig abgeschlossen, wenn auch ihr

Einfluß sich, wie natürlich, noch auf weiterhin geltend macht. Er wandte sich schon in Leipzig immer mehr dem englischen Drama zu, eine Richtung, die er sein ganzes Leben lang (man vgl. Nr. 54) festgehalten hat. Es schien ihm lohnender, die üppige Fülle und die Auswüchse von Nebenhandlungen und Rohheiten der englischen Schaubühne zu beschneiden, um sie für unsern deutschen Geschmack genießbar zu machen, als in den Ziergärten der französischen Dramatik zu wandeln. Die Vermittlung machte auch hier sein Freund Weiße; denn wie dieser selbst in der Vorrede zum „Beitrag zum deutschen Theater“ angiebt, soll englischer und französischer Geschmack in seinen (Weiße's) Stücken verschmolzen sein. Hierher gehören die Nummern 6—8, während Nr. 5 in Wetteifer mit Weiße selbst entstanden ist. Endlich sollte er auch dem besonders damals und besonders in Leipzig herrschenden Geschmack an Schäferspielen, dem bekanntlich auch noch Goethe während seines Leipziger Aufenthaltes von 1765—1768, als „Schäfer an der Pleiße“, wie er sich selbst in „Dichtung und Wahrheit“ nennt, Rechnung trug, und der sich in den Leipziger belletristischen Zeitschriften, wie den „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, breit machte, gerecht werden. (Nr. 9.)

## 1.

# Hannibal.

Nach Marivaux.

K. Lessing erzählt in dem Leben seines Bruders (I. S. 62 f.): „Um den Winter über das Schauspiel frei besuchen zu dürfen, forderte er [Lessing] seinen Freund Herrn Weiße auf, mit ihm das einzige Trauerspiel von Marivaux, „Hannibal“ betitelt, zu übersetzen. Jeder übernahm die Hälfte, und sie übersetzten es in gereimte Alexandriner, wie es dazumal die Theatermode wollte, als ein Trauerspiel so wenig ohne dergleichen Verse als ohne eine große rothe oder grüne Decke und Fischbeinröcke sein durfte. .... Es wurde auch aufgeführt; ob sie aber ihren Zweck erreichten, weiß ich nicht. Vermuthlich wohl, denn Lessing ergab sich immer mehr und mehr dem Theater.“ So hatte es Weiße selbst Lessing's Bruder erzählt. In der Vorrede zum 2. Bande des „Theatralischen Nachlasses“ S. XXVII f. hatte er es noch für ein eignes Stück seines Bruders gehalten. Er sagt hier: „Sein allererster [tragischer Versuch] scheint mir wohl das Trauerspiel Hannibal zu sein, wovon ich den ersten, zweiten und vierten Aufzug von ihm fast ganz ausgearbeitet gefunden habe. Es ist in gereimten Versen, aber sehr wenig besser als die Reime, womit Sturm, Koppe, Grimm und Gottsched die französischen Trauerspiele auf den deutschen Bühnen damals geltend machten. Nicht ein Funken Genie, und Geschmack noch weniger!“ Er hielt es deshalb auch nicht der Mühe werth, das Fragment zu veröffentlichen, und die kritischen Herausgeber sind ihm darin gefolgt. Es erscheint also in unserer Ausgabe zum ersten Male nach dem Original unter den Breslauer Papieren.

Ueber Marivaux vergleiche man unsere Lessing-Ausgabe, Th. VII. S. 534 ff.

Unter den Breslauer Papieren befindet sich ein Bogen mit dem bloßen Titel: „Hannibal, ein Trauerspiel“.

# [Hannibal.]

## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

Laodicea. Egina.

[1]) **Egina.** Und länger kann ich nicht von meinem Kummer schweigen,
Ich seh' die Thränenfluth aus Deinen Augen steigen.
Sprich, welch ein wicht'ger Fall, Prinzessin, quält Dich heut,
Beklemmt Dein banges Herz, gebiert Dir Traurigkeit?
**Laodicea.** Egina, kennst Du Den, den Rom zu uns geschicket?
**Egina.** Flaminius?
**Laodicea.** Warum hab' ich ihn doch erblicket?
Ohn' ihn nähm' Hannibal itzt ruhig meine Hand.
O Rom! Rom! Deine Wahl bringt mir den Marterstand.
Geliebte, höre mich! Ich will, Dein Herz zu rühren,
Dich zum geheimen Quell von meinen Thränen führen.
Drei Jahre sind vorbei, seit eben der Flamin
Als Abgesandter hier beim Prusias erschien.
Dies war der erste Held, den ich aus Rom gesehen.
Ich glaubte, Königen, die nächst den Göttern stehen,
Weicht jeder Sterbliche, dem Kron' und Reich gebricht;
Doch da seh' ich beschämt: ein Römer weicht ihm nicht.
Ich sah, mein Vater selbst in seiner Königszierde
Verehrt' den Römer selbst und theilte seine Würde.
Und dieser Römer, ja, die Wahrheit sag' ich Dir,
Kam mir doch nicht erstaunt und nicht geschmeichelt für.
Bei dieser Achtung nun und höflichem Bezeigen
Fühlt' ich gerechten Stolz in meine Seele steigen.
Und daß mein Vater selbst, dies schien mir allzu hart,
An seinem eignen Hof des Römers Höfling ward;
Daß er, von Recht entblößt, den Muth verlieren sollte
Und nicht vor dem Flamin den Thron besteigen wollte.
Erröthend warf ich dann bei meiner Großmuth Ruh'
Nur Blicke voll Verschmähn dem finstern Römer zu.

---

1) In eckige Klammern haben wir die von Lessing in seiner Handschrift durchstrichenen Worte eingeschlossen; für die Ueberschriften gilt dies jedoch nicht (vgl. oben S. 332). — A. d. H.

Jedoch das Schicksal — — ja, sein ungerechtes Fügen,
Will, daß sich Jedes Stolz soll für den röm'schen schmiegen!
Mein Blick, verachtungsvoll, fand irrend seinen Blick,
Und der schlug ohne Müh' den [seinigen] meinigen zurück.
Bis in des Herzens Grund fühlt' ich die Regung gehen;
[Ihn fliehen konnt' ich nicht, schw]
Schwach war ich, ihn zu fliehn, und schwach, ihn zu ersehen.
Ich zürnte nicht, als sich der schwache Zorn verlor,
Und meine Schwachheit selbst kam mir noch reizend vor.
Sein Stolz, der mich erzürnt, ward nun nicht mehr ermessen.
Mein Vater und sein Ruhm und Alles ward vergessen;
Ja, ich vergaß mich selbst; mein Thun, es zu gestehn,
War, den Flamin zu sehn, und ihn doch nicht zu sehn.
Und dies Bekenntniß nun, das ich erröthend thue,
Zeigt mein Geheimniß Dir, den Räuber meiner Ruhe.

**Egina.** Dies stolze Römerherz, das Euer Herz entführt,
Ward zweifelsfrei von Euch doch wiederum gerührt.

**Laodicea.** Ich weiß bis itzt noch nicht, ob ich ihn überwunden,
Doch forscht' ich, ob er nicht empfand, was ich empfunden,
Und ob sein Auge nicht mit mir von Liebe sprach.
Ich wünscht' es. Durch den Wunsch ward ich zum Forschen schwach.
[Ich glaubt' es.] Doch glaubt' ich's unterdeß. Und ist es zu vergönnen,
Daß wir uns auf den Schein in etwas stützen können,
So schien es, Freundin, mir, so lang er um uns war,
Sein Schweigen mache selbst sein Lieben offenbar.
Aus tausend Zeichen konnt' ich eben das [erkenn] ersehen,
Die, sagt' ich Dir sie auch, Du doch nicht kannst verstehen,
Und die, der Liebe Trug ist vielleicht Schuld daran,
Ich selber wohl [versteh] empfind', doch nicht erklären kann.
Flaminius ging fort, und wie ich leicht kann schließen,
Mocht' er selbst meine Scham und seinen Sieg nicht wissen.
Egina, ach — — mein Herz, wie viel erlitt es nicht,
[Eh es zur Ruhe] Um bald in Ruh' zu sein, die ihm noch itzt gebricht!
Umsonst kam die Vernunft, mich hülfreich zu entstricken.
Sie reizt die Liebe nur, anstatt sie zu ersticken.
Ich sah, durch sie gestärkt, wie toll mein Feuer wär',
Ich sah es voller Scham und liebte doch nur mehr.
Drum wollt' ich länger nicht der eiteln Hülfe trauen
Und hoffte mit der Zeit mich ruhiger zu schauen.

Die Zeit stand mir auch bei, doch da ich ruhig schien,
Erfuhr ich zitternde die Rückkunft des Flamin.
Sprich, Freundin, was ich thu', wenn für sein Wiederkommer
Der unglücksel'ge Brand noch hat verdeckt geglommen!
Wenn ich noch liebte! [sprich] Ach, da mich die Furcht noch drückt,
Schmeichl' ich mir nur umsonst, die Flamme sei erstickt!
Warum könnt' ich sonst nicht der Seelen Unruh' wehren?
Und lieb' ich ihn nicht mehr, warum vergieß' ich Zähren?
Jedoch dem Hannibal versprach ich meine Treu',
Und selbst das Schicksal will, daß ich des Helden sei.
Zwar werd' ich sonder Gluth in sein' Umarmung eilen,
Doch hab' ich seinen Ruhm auch einst mit ihm zu theilen.
Mein Geist, mit reinem Stolz auf dieses Glück erfüllt,
Denkt, daß [ders] ein Held [doch wohl mehr als ein Liebster gilt]
so viel als ein Geliebter gilt.
Ach! Sollte meine Gluth itzt wiederum erwachen,
Wird sie [mich nicht zur Braut] zum Opfer mehr als eine Braut
mich machen.
Doch wäre meine Noth auch noch so groß und viel,
Gnug, ich vollzieh' das Band, das uns vereinen will!
[Und] Liebt' ich auch den Flamin ewig mir zur Beschwerden,
Egin', er hat mein Wort, ich will nicht untreu werden!

**Egina.** Hier kömmt er.

## Andrer Auftritt.

**Laodicea. Hannibal. Egina. Hamilcar.**

**Hannibal.** Wünsch' ich mir nicht ein zu großes Glück,
[Princeß] So höre mich anitzt auf einen Augenblick!
[Ich komme nicht hierher, durch Hoffnung zu]
Die Hoffnung, die mich hält, macht mich nicht so verwegen,
Dir meiner Liebe Ziel in Seufzern auszulegen;
Denn wer sein Feu'r nicht [mit] mehr mit Unmuth rühmen kann,
Verberg' sie in sein Herz und denke nicht daran.
Was, das mir mehr geziemt, doch minder mich ergetzet,
Zwingt, daß ich mir mit Dir zu reden fürgesetzet.
Als Abgesandter kömmt Flamin von Rom herbei,
Doch weiß der König nicht, was sein Begehren sei.
Ich glaub', ich weiß es schon. — — — —
— — — — — — — — — —

# Anderer Aufzug.

## Erster Auftritt.

Flaminius. Flavius.

**Flavius.** Der König kömmt noch nicht, und ich kann es nicht fassen,
Wie uns sein kühner Stolz kann auf sich warten lassen.
Und seit wann ward ein Held, den der Senat geschickt,
Von Königen wie der mit mindrer Furcht erblickt?
Der Würden ohngeacht, womit Dich Rom beehret,
Verweilt doch Prusias, der sich nicht daran kehret?

**Flamin.** Dem König rechne nicht den tollen Hochmuth an,
An den ein König nie auch nur gedenken kann!
Ich seh' hier allzu wohl die Kühnheit seines Freundes,
Des Neiders unsrer Ehr', des stolzen Römerfeindes.
Der König ginge nie von seinen Pflichten ab,
Wenn Hannibal nicht wär', der ihm den Anschlag gab.
Sein Stolz, durch Hannibal's Verwegenheit gerühret,
Vergißt, stolz auf den Thron, welch' Ehrfurcht uns gebühret.
Der Rang, den Hannibal ihm allzu sehr erhebt,
Hat kühnen Uebermuth in seiner Brust belebt.
Doch wird hier Hannibal in seiner Hoffnung fehlen;
Denn welcher König folgt nicht unsers Rom's Befehlen?
Der Flüchtling merkt es selbst aus der Erfahrung an,
Wie viel [sein] Rom's Götterspruch bei ihnen gelten kann.

**Flavius.** Aus diesen Reden, Herr, erlaubet, daß man schließet,
Daß um den Artamen Ihr nicht blos kommen müsset,
Und daß der Krieg, mit dem ihn Prusias verstrickt,
Die kleinste Ursach sei, die Euch hieher geschickt.
Mein Argwohn will mir zwar bald das Geheimniß zeigen,
Doch glaub' ich, meine Pflicht, Flamin, ist, hier zu schweigen.

**Flaminius.** Wär' ich vom Kummer frei, der mir im Herzen steckt,
Ich hätte Dir es, Freund, aus Freundschaft längst entdeckt.
Mein Zweck ist Hannibal. Und so viel sollst Du wissen,
Daß Prusias ihn wird an Rom ausliefern müssen.
Sieh, darum kam ich her! Was sonst noch möchte sein,
Betrifft alleine mich — —

**Flavius.** Wie? Dich? Wie? Dich allein?

**Flamin.** [Ja. Itzt sind wir allein, ich kann]
Weil Niemand um uns ist, darf ich mich Dir entdecken.
Noch kann uns Hannibal mit Recht viel Furcht erwecken.
Er flieht und ist besiegt. Doch er ist so besiegt,
Daß er den Römern nicht, dem Glück nur unterliegt.
Und hätt' er seinem Glück nicht selber widerstanden,
So läge Rom vielleicht itzt in Karthago's Banden.
Wie leicht wird nicht durch ihn ein König aufgebracht,
Der kühn sich wider Rom sein Schwert zu Nutze macht
Und des Senats Befehl mit mindrer Furcht verhöhnet,
Weil ihn ein Held beschützt, den Sieg und Ehre krönet!
Rom hätte dann die Müh', zum Strafen ihn zu ziehn,
Und dieser kann sie itzt durch Vorsicht noch entfliehn.
Durch eben diesen Feind, der sich hier [glücklich] sicher schätzet,
Ward unsrer Adler Heer sehr oft in Furcht gesetzet;
Durch ihn, dem unser Drohn nie Furcht und Muth geraubt,
Dem Rom ist, was es ist, nicht, was man fälschlich glaubt;
Sein Stolz, sein Ruhm, sein Haß, der unversöhnlich wüthet,
[Und] Ja selbst sein Unglück macht, daß Rom sich vor ihn hütet.
Und da vor Kurzem gar der Ruf bei uns entstand,
Laodicea sei ihm zum Gemahl erkannt,
Ward Rom dadurch betäubt und läßt, den Bund zu stören,
Bald nach Bithynien den Marsch des Heeres kehren
Und holt den Hannibal. Du weißt, wie der Senat
Die Könige verschmäht trotz ihres Thrones hat;
Doch giebt sein Stolz itzt nach — — —
— — — — — — —
Doch glaub indessen nicht,
Mein zärtlich Lieben sei zur Hindrung meiner Pflicht!
Rom redet itzt durch mich, dem hat es gut geschienen,
Sich gegen Prusias der Schärfe zu bedienen.
Es ist auch nöthig — —

**Flavius.** Doch sprich, Herr, seit welcher Zeit
Fühlt Dein verwundtes Herz schon diese Zärtlichkeit?
Laodicea hat Dich doch wohl aufgenommen
Und gleichfalls ihre Gluth — —

**Flamin.** Ich seh' den König kommen.
Schweig itzt und hüte Dich, daß Keinem wissend sei,
Was ich Dir itzt entdeckt aus wahrer Freundschaftstreu'!

### Andrer Auftritt.

Prusias. Hannibal. Flaminius. Flavius.

Prusias. Rom, das Dein Thun bemerkt — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Rom schicket mich zu Dir, damit ich die Gefahr,
Womit ihr Zorn Dir droht, Dir machte offenbar.
Noch will zu Land und Meer Dein Schwert nicht stille liegen
Und sucht den Artamen aufs Neue zu bekriegen.
Dies stehet Rom nicht an, so daß Dir der Senat
Es, im Vertrauen zwar, Herr, schon verboten hat.
Ein Römer hat es Dir geheim entdecken müssen,
Zu was Du Dich hierbei am Besten könnt'st entschließen,
Und daß er's gerne säh', wenn bei erregtem Zwist
Rom's Billigkeit und nicht der Krieg die Zuflucht ist.
Es könnte dieser Rath zwar gleich als Herr befehlen,
Jedoch nur mit Verdruß sieht man den Zwang ihn wählen,
Drum schwieg er noch bis itzt mit seinem Machtspruch still
Und glaubte Dich bereit, eh daß er spräch': „Ich will!"
Doch nun spricht er's durch mich; wirst Du Dich noch entbrechen?
Nach Deiner Antwort nur wird er Dein Urtheil sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — —

## Vierter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Laodicea (allein).

Laodicea. Welch froher Hoffnungsstrahl hebt den gefallnen Muth?
So heißt der König denn des Liebsten Flammen gut.
Er, der das Bündniß schloß, sollt' er es selber trennen?
Sollt' ich, vom Laster frei, Flaminen wählen können?
Vom Laster frei? O nein! Mein Wunsch ist Lasters gnung,
Der nach des Vaters Wort: „Sei untreu!" heimlich rung.
Schwör Deinen Wünschen ab, mein Herz! begreife wieder:
Ein solcher Wunsch schlägt mein' und seine Hoheit nieder!
Wen seh' ich? Hannibal?

## Andrer Auftritt.

**Laodicea. Hannibal.**

**Hannibal.** Dies endlich ist die Zeit,
Wo Alles, Alles mir nichts als Beschimpfung dräut.
Beschimpfung! Götter! ach, durch dieses Wort erhitzet,
Vergönn, daß meinen Geist gerechter Stolz besitzet!
Prinzeß, bei der Gefahr, glaub' ich, steht mir es frei,
Ohn' daß ich eitel bin, zu sagen, wer ich sei.
Gedenke, wünsch' ich blos, gedenk einmal zurücke
An eines Kriegers Ruhm, verfolgt vom Ungelücke!
Und denkest Du an ihn, so wecke Deinen Geist,
Daß er verdoppelt itzt mir seine Großmuth weist!
Ich will nicht, daß Du Dich beim Vater sollst bemühen,
Das, was er mir beschwur, anitzo zu [erfül] vollziehen.
Er schwur mir schmeichelhaft das Glücke Deiner Hand.
Das war es, wo mein Herz sein schönstes Labsal fand.
Rom raubt mir ihn und Dich. Doch kann ich nicht entdecken,
Wie weit die Streiche sich, die man mir droht, erstrecken.
Belehr den Hannibal! denn nur von Dir allein
Kann er von ihrem Zweck hier unterrichtet sein.
Dein Wort, das uns verknüpft, beleget Dich mit Pflichten.
Sprich frei mit mir! In dem sind alle zu entrichten.
Bedenk, es ist Dein Herz der unverfälschte Freund,
Der von den Göttern mir noch hier gelassen scheint!
Rom giebt Dir einen Mann. Nicht? Sollt' ich nur noch wissen,
Was Rom vom Prusias noch mehr verlangen müssen!
Er flieht und scheuet mich. Und wie es mir [er] heut schien,
Der Bund, der uns vereint, ist eine Last für ihn.
Und ich gesteh' es Dir, der Vorsatz bringt mir Schrecken,
Den Furchtsamkeit und Drohn in ihm vielleicht erwecken.
Hielt' zarte Hoffnung nicht, hielt' Rom mich nicht zurück,
Rom, das verhaßte Rom, so sorgt' ich für mein Glück.
Sprich! fürchte nichts! Mein Mund hält Deine Huld verborgen,
Die großmuthsvoll für mich und meinen Ruhm will sorgen.
Sprich! Wer ist Dein Gemahl? Kann ich noch leben? Sprich!
Geht es auf meinen Tod? Wohl gut! Der rettet mich.

**Laodicea.** Nein, lebe, Hannibal! Auch ich, ich kenn' die Ehre;
Wenn Dein Herz, das mich liebt, auch minder schätzbar wäre,
Dennoch entdeckt' ich Dir, wenn feindliches Bemühn
Auf Deinen Untergang und Schimpf gerichtet schien'.

Ja, da der Held sein Wohl in meine Hand gegeben,
Und da ich mich für ihn, für ihn verschwur zu leben,
So glaube, daß ein Herz, das so wie meines ist,
An Adel Deinem gleich, für Dich zu sein beschließt,
[Und daß es sich] Ja, es beschließt, an Muth selbst Dir nichts nachzugeben,
Wofern sich wider Dich ein Wetter sollt' erheben;
Und wenn der Tod allein Dich dafür schützen kann,
So zeig' ich Dir's gewiß mit nassen Augen an.
Doch meiner Thränen hat Dein Ruhm hier nicht vonnöthen;
Die Götter werden mich auch wohl davon erretten.
Und wenn des Schicksals Neid auch unser Band zerbricht,
Vergißt mein Vater doch sich und die Tugend nicht.
Ja, soll Rom's Tyrannei auch seine Großmuth mindern
Und ihn mit List und Macht, Dir treu zu bleiben, hindern,
Sei nur nicht ungerecht, und trau dem Vater Du
Als die Verrätherei eh alle Laster zu!

**Hannibal.** Wohl! Ich versteh' Dich schon. Die Hand, die mir gehöret,
Hat für ein Glied aus ihm das stolze Rom begehret.
Da sieh nun, wie Dein Wohl sich Rom zu Herzen nahm!
Doch sprich, ich bitte Dich, liebst Du den Bräutigam?
Mußt Du Dich itzt [für mich] vor mir im Mindesten nur zwingen?
Entdecke mir Dein Herz, ohn' mehr in Dich zu dringen!
Prinzessin, rede frei! Schätzt [ihr] man mich hoch? Wohlan!
Ich bin damit vergnügt, wenn man nicht lieben kann.

**Laodicea.** Doch Dir gehört mein Herz, und Dir nur meine Liebe — —

**Hannibal.** Doch ich nehm' [sie] es nicht an. Bei solchem Tugendtriebe
Will ich nicht, daß es sich der Pflicht zum Opfer weih'
Und für den edeln Zwang der Preis nur Marter sei.
Nein, Unvergleichliche, mein Recht leg' ich hier nieder
Und schenke Dir Dein Herz, das mir gehöret, wieder,
Dies klägliche Geschenk, das mir die Tugend gab.
Aus Großmuth nahm man mich, aus Großmuth steh' ich ab.
Dein Herz ist schon verschenkt, ich hab' es wohl gespüret.
Nun wohl! Es sei verschenkt! Es hat mir nicht gebühret!
Doch hätt' es mir gebührt, Prinzeß, gefiele Dir
Mein Herze für Dein Herz, wie Dein für meines mir,
Ich schenke für dies Glück, das ich nun aufgegeben,

Nicht meine Ruh' noch Müh' noch Muth noch Ruhm noch Leben.
Doch nun ist's nicht mehr Zeit. Ich würd' undankbar sein,
Nähm' mich den Trauertag noch süße Hoffnung ein.
Ich geh' zum Prusias, dem ich zu sagen brenne,
Daß seine Kleinmuth nun den Römern folgen könne.
Ich dring' in ihn, bis er mir den Verdacht erklärt,
Den mein gequältes Herz nicht ohne Grund vermehrt.
Jedoch, vielleicht werd' ich von eitler Furcht bekrieget,
Vielleicht ist's unser Band, was ihm am Herzen lieget.
Es sei nun, wie es sei! Ich leg' in Deine Hand
Mein Schicksal, das man (sic) Rom vielleicht schon zuerkannt.
Gesetzt, ich flöh'. Wohin? wo könnt' ich sicher leben?
Und fliehn, hieß' Rom das Recht, mich zu verfolgen, geben.
Das Laster wird nur kühn, wenn man sich ihm nicht zeigt.
Nun wohl, ich zeige mich; und es erschrickt vielleicht.
Ich mag das Uebrige nicht vom Geheimniß wissen,
Prinzessin, das ich Dir aus Deiner Brust gerissen.
Das Bündniß ist entzwei — —

## [Dritter Auftritt.]

— — — — — — — — — — — —

**Flamin.** Dem Himmel dank' ich dies,
Durch den Dein Vater sich der nahen Schand' entriß!
Er läßt den Hannibal doch auch wohl mit mir gehen?
Und hat der König auch auf meine Gluth gesehen?

**Laodicea.** Flamin, was das betrifft, Dein Wünschen findet statt,
Wenn Deine Liebe Dich nicht selbst zur Hindrung hat.

**Flamin.** Ich sie verhindern? ich?

**Laodicea.** Laß Dir den Rest entdecken!
Das, was Dich hergebracht, will meinen Ruhm beflecken.
Bedenke, daß dem Held, den Rom von uns begehrt,
[Bedenke, sag' ich, daß dem Held ich erst gehört.]
Daß diesem Helden ich vorhero zugehört.
Mein Wort ließ er zum Pfand der Sicherheit sich setzen,
Und drum verletzt man mich, wenn man ihn will verletzen.
Sein Recht auf mich wird zwar anitzt an Dich gebracht,
Doch ein= für allemal, er war mir zugedacht!
Sein Ruhm wird mir allzeit verehrungswürdig bleiben,
Den man ihn täglich sieht durch Tugend weiter treiben.
Drum rette diesen Held, der Preis dafür bin ich!

Flamin. Weißt Du auch, was Du sagst? Mein Amt verbindet mich.
Willst Du, daß meine Gluth mich schändlich fehlen lasse?
O tödtlicher Kunstgriff von Deinem schlauen Hasse!
Ich seh' schon, was Du suchst — — ja — von Dir abzustehn,
Willst Du gezwungen mich durch Deinen Vorschlag sehn.
Die Hand, die ich so werth, die ich unendlich schätze,
Die bietest Du mir an, wenn ich die Pflicht verletze?
So biet'st Du mir nichts an — —

Laodicea. Du irrst, Du irrest sehr.
Ich hätte doch geglaubt, daß ich Dir werther wär'.
Doch sprich, was hindert Dich, mir [dies nicht] dieses zu entrichten?

Flamin. Die Pflicht.

Laodicea. Die Pflicht? folgt Ihr denn so grausamen Pflichten,
Die, wenn sie Raserei ins wilde Herz gebracht,
Noch der Tyrannen Stolz zu heil'gen Pflichten macht?
Wie bald stirbt Hannibal betagt und groß an Thaten?
Und stirbt er unbeschimpft, wird dadurch Rom verrathen?
O, welche Pflicht!

Flamin. Ihr kennt der Römer Größe doch,
Es schmiegt die ganze Welt sich in ihr göttlich Joch.
Wo ist das Land, das Volk, die uns nicht zitternd ehren?
Nicht als ob von der Furcht der Macht dies Früchte wären;
Der Liebe zu der Pflicht, der, der schreib' man es zu,
Der Pflicht, die ich bei Dir schon minder feurig thu'!
Wie leicht betrög' ich Rom! Ich dürf (sic) es falsch erzählen,
So würde Rom gar bald gelindre Mittel wählen.
Doch dadurch raubt' ich ihm, ergriff' ich den Entschluß,
Den Vortheil, daß man ihm Gehorsam leisten muß.
Wer Könige verbirgt, die Rom beleidigt haben,
Will feindlich seine Macht und Freiheit untergraben.
Durch Strafen dauert Rom, die es an Den verübt,
Die ein Gesandter ihm für einen Feind angiebt.
Dadurch ward unser Wink ein Quell zu Furcht und Schrecken,
Den unser Donner kann in aller Welt erwecken.
Verfolgt es Könige, die kühnlich sich empört,
Und die aus Unbedacht nicht seine Macht verehrt,
So wird durch unsre Macht der Sieg nun ausgeführet,
Davon der größte Ruhm meist dem Bericht gebühret.

2.

## Der Spieler des Regnard.

Uebersetzung.

Das Manuscript dieser Uebersetzung hat sich in den Breslauer Papieren nicht mehr vorgefunden, und dies scheint ein, wenn auch nur negativer Beweis mehr für Danzel's Vermuthung (Lessing, I. S. 107, Anm.*)): „Eine Uebersetzung des Spielers von Regnard findet sich in dem ersten Bande der Schönemann'schen Sammlung (Chronologie des deutschen Theaters, S. 135); doch liegt der einzige Grund, welcher dafür sprechen könnte, daß es die Weiße-Lessing'sche sei, darin, daß sich von Weiße..... noch ein anderes Stück zu Schönemann verirrt hat." In der „Hamburgischen Dramaturgie" (uns. Ausg. Th. VII. S. 118) nennt Lessing dieses Stück „ohne Zweifel das beste, was Regnard gemacht hat".

## 3.

### Versuch eines Trauerspiels.

# Giangir

oder

# der verschmähte Thron.

1748, den 17. April.

Allem Anschein nach ist dieser „Versuch eines Trauerspiels“ der erste unter allen selbstständigen Entwürfen Lessing's in dieser Gattung des Drama's. Inwiefern sich derselbe in Lessing's gesammte Geistesrichtung und in seine damaligen Lebensverhältnisse einreiht, haben wir in der Vorbemerkung (S. 344) zu zeigen versucht. Auch dieser Entwurf scheint, wie zwei weiter unten zu besprechende (vgl. Nr. 5 und 6) im Wettstreit mit seinem Freunde Chr. F. Weiße, seit Ostern 1745 Student in Leipzig, entstanden zu sein. Die Quelle, aus der Lessing schöpfte, ist noch nicht ganz bis zur Evidenz ermittelt. Weiße's Trauerspiel nämlich, welches denselben Stoff wie der vorliegende Entwurf Lessing's behandelt, erschien unter dem Titel „Mustapha und Zeangir“ im 2. Bande seines „Beitrags zum deutschen Theater“, welcher zur Michaelismesse 1762 erschien. Hier giebt Weiße selbst als seine Quellen an: Thuan's Geschichte seiner Zeit und Busbeck's Türkische Briefe (vgl. Trauerspiele von C. F. Weiße, I. Schaffhausen 1776, S. 128). Von diesen Werken liegen uns die Aus-

gaben vor: Thuani Historiarum superioris seculi Operum pars I. Francofurti s. a., wo sich die Geschichte von dem Tode des Mustapha und des Zeangir (denn so lautet hier der Name) S. 579—584 unter dem Jahre 1553 findet, und: A. Gislenii Busbequii omnia quae extant. Cum Privilegio. Lugduni Batavorum. Ex officina Elzeviriana. Anno 1633. Hier steht dieselbe Geschichte in dem zweiten der Epistolae legationis Turcicae, S. 51 ff., 125 f. Nun wird freilich das letztere Werk von Thuanus S. 584 angeführt und ausdrücklich angegeben, daß Busbeck's Bericht von dem Tode des Zeangir (Busbeck war das Jahr nach dieser Mordthat, 1554, kaiserlich deutscher Gesandter in Constantinopel) von dem seinigen abweiche. Auch bemerkt Danzel, (Lessing, I. S. 163), mit Recht, gerade in der Darstellung dieses Todes sei Weiße (und wohl auch Lessing) dem Bericht des Thuanus gefolgt. Wenn aber Danzel ebendaselbst behauptet, Weiße führe Busbeck als Quelle nur an, um etwas mehr Gelehrsamkeit zu zeigen, so steht dem der auch Danzel bekannte Bericht in Weiße's Selbstbiographie, S. 85, entgegen: „Das Trauerspiel war Mustapha und Zeangir, wozu er die Idee aus Busbecq's Literis turcicis nahm, welche ihm auf der Bibliothek [zu Gotha, wo er sich damals aufhielt] in die Hände fielen.“ Hätte nun Lessing vielleicht in der Bibliothek seines Vaters, bei dem er sich kurz vor oder während der Abfassung seines Entwurfes aufhielt, den Thuanus gefunden, so erregt es Bedenken, warum er die Busbeck'sche Namensform „Giangir“ gebraucht, und andrerseits ist, wenn Weiße's Bericht richtig ist, nicht abzusehn, warum Dieser die Thuanische Form „Zeangir“ gebraucht, wenn nicht etwa diese letztere schon auf einen früheren Entwurf hinweist, der demnach auf Thuanus zurückgehn würde, während Lessing, nach der Form „Giangir“ zu urtheilen, Weiße's spätere Quelle, Busbeck, vor Augen gehabt haben würde. Daß Lessing beide Werke gekannt hat, läßt sich nachweisen, aber leider nur aus späterer Zeit. Für Thuanus vergleiche man unsere Ausgabe, Th. IX. Register, S. 359, und für Busbeck: O. v. Heinemann, „Zur Erinnerung an G. E. Lessing“, S. 109: „Heyne an Eschenburg, Göttingen, den 30. Januar 1771. Herr Bibliothekar Lessing hat Ihnen keinen verwerflichen Vorschlag gethan, die Briefe des Busbeck zu übersetzen. Sie haben doch eine gute correcte Ausgabe? In der Oxfurter 1660, da ich sie las, war Vieles fehlerhaft und oft unverständlich.“ Wie dem nun auch sein mag, so ist der Inhalt der Thuanischen Erzählung (nach Danzel, I. S. 163) fol-

gender: „Soliman der Zweite hatte einen Sohn, Mustapha, aus erster Ehe oder von einer früheren Beischläferin, und eine neue Concubine Namens Roxelane, die, nach Art der Stiefmütter, den Sohn sehr haßte und ihre Söhne, deren sie von Soliman mehrere hatte, und von denen der jüngste Zeangir .... war, in den Vordergrund zu schieben suchte." Die Geschichte dieser Roxelane, wie sie Thuanus (I. S. 572 f.) erzählt, geben wir hier nach Danzel wieder, da sie noch in anderer Weise in die Lessing-Literatur hineinspielt. Sie erklärte, um sich die Gunst des auf Werke der Frömmigkeit sehr viel haltenden Soliman zu erwerben, ihren Wunsch, eine Moschee und ein Karawanserai zu bauen, und fragte den Mufti, ob das, was sie beabsichtigte, zu ihrem Heil und zum Nutzen ihrer Seele gereichen würde; und als Jener antwortete, das Werk würde zwar Gott wohlgefällig sein, aber keineswegs zum Heil ihrer Seele, sondern Soliman's gereichen, da sie als Sclavin kein eignes Vermögen besäße, stellte sie sich des Lebens überdrüssig und bewog so Soliman, der sie sterblich liebte, sie frei zu lassen; dann gab sie ihm Liebestränke ein, die sie von einer jüdischen Hexe bekommen hatte, und indem sie sich unter dem Vorwande von religiösen Bedenken, als sei dem Sultan der Verkehr mit einer Freigelassenen nicht gestattet, worin der Mufti sie unterstützte, seinen Umarmungen entzog, bewog sie ihn endlich, sie zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben, was, wie Thuanus und Busbeck anmerken, seit Bajazet's Zeiten nicht vorgekommen war. Dies ist die Grundlage zu Marmontel's Erzählung „Soliman II." (Contes moraux, I. Amsterdam 1779, S. 42 ff.), aus welcher dann Favart das bei den Franzosen beliebte Lustspiel gleiches Namens verfertigte, worüber das 33. bis 36. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" (unsere Ausgabe, Th. VII. S. 192—206) nachzusehen ist. Lessing sagt hier (ebd. S. 192): „Ich mag nicht untersuchen, wie weit es die Geschichte bestätigt, daß Soliman II. sich in eine europäische Sclavin verliebt habe, die ihn so zu fesseln, so nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er wider alle Gewohnheit seines Reichs sich förmlich mit ihr verbinden und sie zur Kaiserin erklären müssen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von seinen moralischen Erzählungen gegründet, in der er aber jene Sclavin, die eine Italienerin soll gewesen sein, zu einer Französin macht." Die Sage von der Nationalität der Roxelane schöpfte er aus dem Journal encyclopédique, Januar 1762, aus welchem er auch S. 195 ein französisches Urtheil über das Favart'sche Stück anführt: „Roxelane war nach der Geschichte eine verschlagene, ehrgeizige Frau, die,

ihren Stolz zu befriedigen, der kühnsten, schwärzesten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falsche Zärtlichkeit so weit zu bringen wußte, daß er wider sein eigenes Blut wüthete, daß er seinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unschuldigen Sohnes [Mustapha] befleckte." Seine eigene Darstellung dieses Charakters in seinem frühesten Entwurf hielt Lessing also damals, 1767, nicht mehr der Erwähnung werth. „Es gelang ihr mit Hülfe eines Schwiegersohnes, Rustan, eines höchst herrschsüchtigen Menschen, den Mustapha beim Sultan anzuschwärzen; es wird ein Brief geschmiedet, aus welchem hervorgehen soll, daß Mustapha mit dem Könige der Perser gegen seinen Vater verschworen sei. Mustapha wird mit seinem früheren Erzieher und jetzigen Rathgeber, Amasias — Temir bei Lessing, Achmet bei Weiße[1]) —, auf Befehl des Soliman im Jahre 1553 ermordet; sein jüngster Stiefbruder, Zeangir, der ihn zärtlich liebt, nimmt sich selbst das Leben. Man würde vielleicht ohnehin nicht daran zweifeln, daß Lessing, der in alten Büchern jedenfalls schon damals mehr herumzustöbern gepflegt haben wird als Weiße, den Stoff gefunden; aber der Umstand, daß beide Bearbeitungen in einer Wendung der Sache zusammentreffen, von welcher bei de Thou gar nicht die Rede ist, beweist, daß Weißen ..... Lessing's Versuch vorgelegen.[2]) Dies ist eine Thronverschmähung von Seiten Zeangir's, des jüngsten der Brüder, welcher" .... in beiden Quellen Weiße's gar nicht zum Thron berufen erscheint. (Danzel, I. 163 f.). Lessing weicht nun von der Geschichte und von Weiße's Ausführung in der Art ab, daß er den von Roxelane gegen Soliman gesponnenen Betrug, der ihm seinen Mustapha kostet, aus dem Gebiete der Politik in das der persönlichen Ehre hinüberspielt; jedenfalls eine glückliche und theatralisch wirksamere Veränderung. Die ganze Einkleidung der Intrigue erinnert an die Rahmenerzählung der „Sieben weisen Meister".

---

1) Danzel irrt sich hier in Kleinigkeiten; denn dieser Erzieher heißt bei Thuanus nicht Amasias, sondern: Amasiae purpuratus, der Statthalter von Amasia, Mustapha's Provinz, und der Weiße'sche Achmet ist nicht Mustapha's Rathgeber, sondern sein Busenfreund. Der Charakter des Temir bei Lessing ist französischen Mustern nachgeahmt.

2) Es müßte denn sein, daß beide Dichter den „Mustapha und Zeangir" von Bélin, der, nach der Correspondance de Grimm, 1777 Februar, im Jahr 1705 aufgeführt worden, und an dem die Herzogin von Bouillon viel Antheil gehabt haben soll, vor Augen gehabt hätten — worüber ich in Ermangelung des Stücks nicht entscheiden kann. — [Anm. Danzel's.]

Die Form dieses „Versuchs" ist der **reimlose** Alexandriner, eine Form, die bei Lessing hier zum ersten und einzigen Male auftritt. Vor Lessing hatte ihn schon J. E. Schlegel in der „Entführten Dose" und im „Gärtnerkönig" gebraucht. Heinrich Schlegel bemerkt dazu (J. E. Schlegel's Werke, II. S. 636 f.): „Man sieht, daß diese Verse sich vornehmlich durch die Cäsur von andern reimlosen Alexandrinern unterscheiden. Sie ist hier um eine Silbe vorwärts oder in die fünfte Silbe gesetzt. Dadurch wird der Ausgang der Cäsur weiblich, der Ausgang des Verses ist hingegen stets männlich gemacht worden, und dadurch unterscheidet sich beständig die zweite größere Hälfte des Verses von der erstern." Lessing dagegen behält den Typus des französischen Alexandriners bei, insofern als er die Cäsur in die Mitte legt und weibliche mit männlichen Verspaaren abwechseln läßt. Auch die von Lessing in der „Theatralischen Bibliothek" angeführte Uebersetzung von Thomson's „Agamemnon", Göttingen 1750, war in diesem Versmaß, mit der Cäsur gleichfalls in der Mitte, aber mit abwechselnden weiblichen und männlichen Versschlüssen geschrieben. Vgl. Lessing's Werke, Th. XI. 1. Abth., S. 245 ff.

---

## Versuch eines Trauerspiels,

# Giangir,

oder

## der verschmähte Thron.

1748, den 17 April.[1])

### Personen.

Soliman, Kaiser.
Roxalana, Dessen andre Gemahlin.
Mustapha, Sohn des Soliman's von der ersten Frau.
Bajazet, } Söhne von der Roxalana.
Giangir, }
Temir.

1) Zuerst gedruckt in: „Gotthold Ephraim Lessing's Theatralischer Nachlaß. Zweiter Theil. Berlin, bei Christian Friedrich Voß und Sohn 1786." S. 141—154. — A. d. H.

# Erster Aufzug.

## Erster Auftritt.

Roxalana.

**Roxalana.** Mein kühner Streich gelingt. So werd' ich noch regieren —
Ein Thron — — um einen Thron — ja — Alles wollt' ich wagen.
Ist nur Mustapha todt, so wird mein Sohn beglückt;
Herrscht er nur erst durch mich, so herrsch' ich bald durch ihn.
Der Kaiser kömmt— — Wie leicht, wie leicht läßt er sich führen!

## Anderer Auftritt.

Roxalana. Soliman.

**Roxalana.** Und endlich seh' ich doch, daß Soliman mich liebet,
Mich, und in mir auch sich, sein Glück und seinen Ruhm!

**Soliman.** Und endlich zwang ich mich. Mein Sohn ist nicht mein Sohn;
Des Blutes zärtlich Band vereint ihn mir vergebens,
Wenn er in wilder Brust Natur und Pflicht ersticket.
Wer seinen Vater kränkt, der kränkt ihn nicht als Kind;
Drum, wenn der Vater straft, straft er als Vater nicht.
Ein graus Gefängniß hält Mustaphen schon umschlossen.
Der Frevler — — der! auf mich? — — auf mich den Dolch zu tragen?
Der Frevler — — Mein Gemahl — — die Schandthat ist zu groß.
Mustapha, hättst Du mich auch hundertmal erwürgt — —
Mustapha, sterbende hätt' ich Dir noch vergeben.
Doch mein Gemahl — — doch Dich — —

**Roxalana.** Verzehrend Angedenken!
Mit heiterm Angesicht und ohne rothe Scham
Trug er mir Schandthat an, die, wär' der Himmel nicht
Zur Nachsicht zu geneigt, ihm wäre unzerschmettert
Auf seine Lippen nicht, nicht in den Sinn gekommen.

**Soliman.** Die Wohlthat wär' zu groß, wenn von der Allmacht Hand
Ein solcher Sünder stürb'. Der Tod wär' viel zu schön.
Wer allzu schimpflich fehlt, den straft der Fürst der Fürsten
Durch seine Sclaven nur, das sind wir Erdenfürsten.

**Roxalana.** Mit Zittern hab' ich Dir sein Laster nur entdeckt.
Ob ich Dir's sagen soll, ob ich's nicht sagen soll — —
Mein Geist darob verwirrt, bald hätt' er sich entschlossen
(Zum Besten pflegt man sich am Spätsten zu entschließen),
Es in Vergessenheit, in deren stummer Nacht
Es Keinen ärgern kann, aus kluger Pflicht zu ziehn.
Doch Deine Ehre — —

**Soliman.** Ja — — recht so — — Ja, meine Ehre
Sei Dir noch ferner lieb! O Sohn! o Unglück!
Mein Herz, Dir sonst geneigt, fühlt, da ich strafen muß,
Die Strafe hundertfach, die einfach Dich befällt.
Mein Herz! verleugne ihn — — so wie er Dich verleugnet — —
Ja — — heute wird ihm noch der Kopf herabgeschlagen!

**Roxalana.** So hart verfähreſt Du? Das hätt' ich nicht geglaubt — —

**Soliman.** So hast Du nicht geglaubt, daß ich gerecht verfahr'?

**Roxalana.** Wer ist der rare Held, in dem Natur verstummet,
In dem das Blut nicht redt, wann allzu scharfe Rechte
Geliebte Schuldige, zwar Frevler, doch zugleich
Beim Frevel Kinder noch, zu herben Strafen ziehn?
Willst Du das Wunder sein? Willst Du allein nicht fühlen,
Als wärst Du mehr als Mensch, was alle Väter fühlen?
Ganz recht! Er hat den Tod — — mehr als den Tod — verdient,
Und die Gerechtigkeit zürnt, wenn er ihr entgeht;
Doch — — Ja, sein Urtheil wird noch heut zurückgerufen.
Mustapha, fürchte nichts, Dein Richter ist Dein Vater!

**Soliman.** Du denkst zu klein von mir. Mein Sohn gilt bei mir viel,
Doch die Gerechtigkeit und Du giltst mehr als er.
Gerechtigkeit und Du vertreiben bald den Vater.
Drum, Frevler, fürchte mich, Dein Vater wird Dein Richter!
Er ahmt der Mutter nach. Die war nicht so wie Du.
Sie liebte meinen Thron, mich, weil ich ihn besaß.

**Roxalana.** Verfluchter Eigennutz! Ja, Himmel, Deine Strafen
Erbitt' ich über mich, die unerhörten Strafen,
Wenn je in meiner Brust ein toller Wunsch entsteht,
Der nicht auf den Gemahl, auf seinen Thron nur zielt!
Wär' durch des Schicksals Schluß mein Soliman in Hütten,
Aus unbekannter Schooß, im niedern Staub geboren,
Ich wählt' und liebt' ihn doch. Besäß' er keinen Thron,
Genung, mein Soliman wär' eines Thrones werth.

**Soliman.** O, wer so edel denkt, kann nicht unedler lieben!
Du sollst auch meine Treu' — — Du sollst sie heute sehen — —
Mustapha — —
**Roxalana.** Bringet Dir, wenn Du ihn nur erblickst,
Den heuchlerischen Sohn, bald andre Schlüsse bei.
**Soliman.** Mir? Mir?
**Roxalana.** Dem Vater, ja.
**Soliman.** Nein, und dem vorzubeugen,
Will ich ihn unverhört zu seinem Tode schicken.
Ich sehe, Temir kommt, laß mich mit ihm allein — —
**Roxalana.** Doch meinetwegen, Herr, vergieße nicht sein Blut!
Die Rache treibt mich nicht. Ich will ihm gern verzeihen — —
Wenn Du verzeihen kannst, nun wohl, so mag er leben!
**Soliman.** Die Großmuth spricht aus Dir. Dir brächte sie zwar Ruhm,
Doch mir nur Schimpf — — — Nein — Geh!

## Dritter Auftritt.

**Soliman. Temir.**

**Soliman.** Nur, Temir, näher her!
Weißt Du mein Unglück schon? Hast Du mich schon beklaget?
Erkennst Du meinen Sohn in jenem Missethäter?
Und kennst Du mich in ihm? Beweiset er sein Blut?
O, der verfluchte Sohn, dem nichts — nichts — heilig ist!
**Temir.** Ich hätte Flammen eh im tiefsten Meer gesuchet,
Und Berge auf der See, und Dunkel in der Sonne,
Als in Mustaphens Brust der Laster Häßlichkeit.
Bedenke, Soliman, wie kindlich treu er schien!
Wenn hat er Dich erzürnt? Ich hab' ihn auferzogen
Und weiß sein biegsam Herz, das Tugend kennt und liebet.
Die Väter malt' ich ihm als Götter auf der Welt,
Durch die der Götter Gott die rasche Jugend zwingt,
Ihr Segen und ihr Fluch sei Gottes Fluch und Segen;
Wer sie mit Ernst verehrt, der habe Gott verehret.
Der Ehen heilig Band, durch das die Welt besteht,
Der Keuschheit streng Gesetz, den Ekel der Natur,
Des Vaters Nebenbuhl, der Mutter Mann zu werden,
Dies Alles drückt' ich ihm jung in sein wächsern Herze.
Und diesen Eindruck läßt er ohne Wirkung sein?
Was Wunder, wenn nunmehr die größte Schuld mich trifft?

Was Wunder, wenn der Neid mich ihm nun gleich wird achten?
„Aus seinen Lehren hat er dieses Gift gezogen — —
Den strafe man statt ihm — — der ging aufs Kaisers Tod — —
Mustapha mußte nur sein leidend Werkzeug sein!“
So grausam schimpft er mich. Wirst Du es auch nicht glauben,
Der Pöbel glaubt es doch, der stets das Schlimmste glaubet.
Wie wenn ein junger Baum, der Nutz und Frucht versprach,
Zu unserm Schmerz verdorrt und unsre Hoffnung täuscht,
Der Gärtner leiden muß, so werd' ich leiden müssen — —
Doch Gott soll Zeuge sein — —

**Soliman.** Nein — — Ich will es bezeugen,
Wie viel Du Treu' und Fleiß an diesen Baum gewandt!
Wenn ein gepflegter Baum durch innern Wurm verdorrt,
Spricht man den Gärtner los, so wie ich Dich lossprече,
Und das unnütze Holz läßt man die Gluth verzehren.

## 4.

# Ein Stück für den Schauspieler Koch.

Nicht ohne Bedenken haben wir diesem Entwurfe, von dem uns nichts weiter als die durch obigen Titel ausgedrückte Notiz aus der „Chronologie des deutschen Theaters" (S. 129) aufbehalten ist, eine besondere Nummer in unserm Verzeichniß eingeräumt. Danzel nämlich erzählt (I. S. 106): „Der bedeutendste unter ihnen [den Neuber'schen Schauspielern in Leipzig] war Koch. Er spielte die ersten tragischen Rollen; das so eben angeführte Buch [Chronologie 2c.] belehrt uns, daß ihm nach dem Tode eines älteren Mitgliedes der Neuber'schen Gesellschaft der Cato zugefallen. Auch hatte er eine Uebersetzung des „Oedipe" von Voltaire angefertigt, die in Wien gedruckt worden ist; [1]) auch hier spielte er die Titelrolle. Was er Lessingen galt, erhellt aus der .... Notiz, daß Dieser ein Trauerspiel ...., das er, durch die Neuber'sche Bühne gereizt, angefangen und fast vollendet hatte, vernichtete, als er hörte, daß Koch die Neuberin verlassen wollte. Auch später dauerte die Verbindung zwischen ihnen fort; wir werden sehen, daß die Hoffnung, die Truppe, die Koch später gestiftet hatte, anzutreffen, bei einer der zahlreichen Aufenthaltsveränderungen Lessing's in die Wagschale fällt." Aber S. 107 f. meint Danzel, es sei nicht schwer, im „Giangir" (man sehe die vorige Nummer) das fragliche Trauerspiel zu erkennen, wofür er den Beweis freilich schuldig bleibt. Wenigstens paßt der Ausdruck „fast vollendet" auf obigen Entwurf nicht, und wir haben deshalb lieber dem Bedenken Düntzer's (Lessing als Dramatiker und Dramaturg, S. 7) beitreten wollen.

---

1) Vgl. Gottsched, „Nöthiger Vorrath", I. S. 334. — A. d. H.

5.

# Die Matrone von Ephesus.

Lessing's „Junger Gelehrte", der im Januar 1748 auf der Neuberischen Schaubühne mit Beifall aufgeführt worden war, veranlaßte Weiße (über seinen Wettstreit mit Lessing vergleiche man Nr. 3), auch seinen Entwurf eines Lustspiels wieder hervorzusuchen, der den obigen Namen führte, und wodurch wiederum Lessing angeregt wurde, ebendenselben Stoff zu bearbeiten. Weiße wollte, als er Lessing's Entwurf sah, sein Stück ins Feuer werfen, Lessing rettete es aber und gab es einem gewissen Menschen, der es an Schönemann nach Hamburg schickte, wo es einige Jahre darauf gedruckt wurde. Diesen Bericht K. Lessing's bestätigt Weiße's Vorrede zur 2. Auflage des 2. Theils seines „Beitrags zum deutschen Theater" 1767, wo aber keine Namen genannt werden. Weiße nahm sein Stück wenig verbessert in diese Auflage auf; in der ursprünglichen Gestalt ist es gedruckt „in einer höchst elenden Sammlung", wie er aus der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" gesehen. (Vgl. Danzel, Lessing, I. S. 107).[1]) K. Lessing erzählt, sein Bruder

1) Etwas anders wird der Vorgang in Weiße's Selbstbiographie S. 14 f. erzählt: Weiße hatte das Stück schon 1744 auf der Schule verfertigt und verbesserte jetzt, 1748, dasselbe, so gut er konnte. Es kam um dieselbe Zeit, als er es in Leipzig verbessert hatte, in seiner ersten Gestalt auf das Schuchische Theater. Er sah es auf diesem bei einem Landtage in Altenburg zu seiner großen Verwunderung aufführen und erfuhr, daß einer seiner vormaligen Mitschüler ihm das Concept weggenommen und dieses unter seinem Namen an Schuch gegeben hatte. Von dessen Truppe nahm es der Schauspieler Bruck mit zu der Kochischen Gesellschaft, bei welcher Weiße Mühe hatte, den Acteurs einige Verbesserungen einzureden, weil sie das einmal Gelernte nicht mit etwas Anderm vertauschen wollten. So blieb dieses Stück, das späterhin auch Eckhof für die Schönemannische Gesellschaft von Weiße verlangte (Anfang 1756; siehe a.a.O. S. 29, 37), eine längere Zeit auf der Bühne, als er es gern sah, da er lieber es vertilgt, als endlich, damit es nicht nach fehlerhaften Handschriften gespielt würde, dem 2. Theil des „Beitrags" einverleibt hätte. Eine Aufführung im Jahr 1754 in Leipzig verschaffte ihm die Freundschaft des jungen Dramatikers v. Cronegk (ebd. S. 23). Vgl. Nr. 29.

habe Weißen zu diesem Stück beredet, das sogleich auf dem Neuberischen und andern Theatern, auch auf dem Kochischen, noch nach dem siebenjährigen Kriege aufgeführt worden sei und in Leipzig und Berlin vielen Beifall gefunden habe; in Berlin habe er selbst (K. Lessing) es oft mit Vergnügen gesehen. Dann fügt er hinzu (Lessing's Leben, I. S. 64): „Lessing wollte den bittern Spott des Herrn Weiße über das schöne Geschlecht mildern. Da aber seine Milderung doch noch Spott bleibt, so ist es eine Frage, ob er sich vielen Dank damit verdient habe. Er hat den unwahrscheinlichen Spott nur wahrscheinlich machen wollen; und auf solche Art möchte Herr Weiße doch den Vorzug bei dem schönen Geschlechte behalten, wenigstens bei Denen, die über Complimente gegen ihr Geschlecht raffiniren."

Von diesem Entwurfe sind uns ein Plan und zwei Ausführungen, die erstere zum Theil nur skizzirt, die zweite durchgängig dialogisirt, aber ohne den Schluß, erhalten. Alle drei sind auf einen einzigen Aufzug berechnet. Höchst wahrscheinlich sind der Plan und die erste Ausführung schon in Leipzig, die zweite dagegen erst in Hamburg, wie wir gleich sehen werden, entstanden. Schon in der ersten Ausführung hatte Lessing den sarkastischen Schluß dieses Pasquills auf die Unbeständigkeit der Weiber dadurch zu mildern gesucht, daß er den Dromo nur *vorgeben* läßt, der Leichnam des Gehenkten sei gestohlen, um die Gesinnung der Antiphila gegen ihren neuen Geliebten zu prüfen; er läßt hier das Stück damit schließen, daß die Dienstboten sich ein Exempel an ihren Herrschaften nehmen; dasselbe Motiv, welches er später in der meisterhaftesten Weise zum Schluß seiner „Minna von Barnhelm" verwerthete. Aber als er in Hamburg durch seine Arbeit an der „Dramaturgie" von Neuem Lust zu eignen dramatischen Schöpfungen gewann, unterzog er auch diesen Entwurf einer neuen Ueberlegung, zu der ihn zunächst das gleichfalls einactige Lustspiel des *Houdar de la Motte* veranlaßte. Dieses Stück hat mit allen französischen Lustspielen den für uns plumpe Deutsche unerträglichen Fehler gemein, daß die Frauen von vorn herein von jedem Freibeuter für gute Prise erklärt werden, ja sich selbst meist dafür erklären, wenn man ihnen nur erst durch ein paar galante Sottisen den Mund wässerig gemacht hat. Und so zanken sich denn in diesem Stücke bald um die schöne Beute ein siebzigjähriger verliebter Geck und ein Windhund von blutjungem Officier, der sich, wie billig, als des Alten Sohn entpuppt. Weder daß, noch von wem sie werde davongetragen werden, kann je zweifelhaft sein. Auf die Nachricht von dem Diebstahl des Leichnams will sich der Officier

erstechen, die Sclavin aber verfällt auf das bekannte Auskunftsmittel, und die untröstliche Wittwe willigt stillschweigend ein. Lessing war mit Recht mit dieser Ausführung unzufrieden.

Nachdem er im 36. Stück der „Dramaturgie" vom 1. September 1767 (Werke, Th. VII. S. 205 f.) den Schluß von Favart's „Soliman II." (siehe oben unter Nr. 3) gelobt hat, in welchem Roxelane die durchgesetzte Vermählung mit dem Sultan schließlich freiwillig abschlägt und erklärt, nur seine geliebte Sclavin sein und bleiben zu wollen, fährt er fort: „Wir müssen uns wundern, daß diese Wendung demohngeachtet so manchem Dichter nicht beigefallen und so manche drollige und dem Ansehen nach wirklich komische Erzählung in der dramatischen Form darüber verunglücken müssen. — Zum Exempel Die Matrone von Ephesus. Man kennt dieses beißende Märchen, und es ist unstreitig die bitterste Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tausendmal nacherzählt, und da es selbst in der schlechtesten Copie noch immer gefiel, so glaubte man, daß es ein ebenso glücklicher Stoff auch für das Theater sein müsse. Houdar de la Motte und Andere [1]) machten den Versuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieser Versuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei Weitem nicht so fein und dringend und siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich Ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besondern Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten,

---

1) G. B. Chapman, unter dem Titel: The Widow's Tears (Lessing's Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 704) und Pierre Brinon u. d. T. L'Ephésienne, Tragicomédie, 1614. (Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtung, S. 464, Anm. 88.). — A. d. H.

Lessing selbst hatte sich an den Rand seines Brouillons der „Dramaturgie", wahrscheinlich als noch zu lesende Stücke, notirt: „Die Ephesian Matron von Egilly, v. Cibber's Vol. II. p. 267. — Die Eph. Matr. von Chr. Johnson vid. Vol. V. p. 342." [Mittheilung des Herrn Dr. Fechner aus den Breslauer Papieren.]

glauben wir ihr des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermuthung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergetzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir blos ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und sagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem besondern Falle des Lykas zu befinden: Si justus imperator fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und diese Strafe scheint sie uns um so viel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges, liederliches Weibsstück insbesondere. — Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts!“

Diese Erklärung findet sich nun eben in seinen beiden Entwürfen. Wir sahen schon oben, daß in dem ersten die Entwendung des Leichnams des Gehenkten von Dromo nur vorgegeben wird; in dem zweiten, aus der Hamburger Zeit, geht er nach der in der „Dramaturgie“ angedeuteten Richtung noch einen Schritt weiter: er läßt den Officier sich in das Vertrauen der Wittwe durch das Vorgeben stehlen, er sei der vertrauteste Freund ihres verstorbenen Mannes gewesen.

Den 16. December 1767 schreibt Boie an Eschenburg: „Von Lessing bekommen wir bald —— die neue Matrone von Ephesus“ (O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an Lessing, S. 93 f.). Und noch den 9. März 1769 fragt K. Lessing seinen Bruder: „Willst Du nicht Deine Matrone von Ephesus herschicken?“ Aber seit dieser Zeit ist von dem Stücke nicht mehr die Rede. Doch berichtet Jördens (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, III. S. 265), mit der Kiste, die Lessing 1775, als er von Wien nach Italien reiste, über Leipzig nach Braunschweig sandte, sei auch die „Matrone

von Ephesus" verloren gegangen, und beruft sich auf die „Allgemeine deutsche Bibliothek", Bd. 61, Stück 2, S. 422. Dies wäre also wohl der dritte, am Meisten ausgearbeitete, Entwurf. — „August Klingemann, Verfasser einiger sonst beliebten Dramen, unternahm es, das Lessingische Fragment zu vollenden. Er gesteht, dasselbe benutzt zu haben, was man bis auf Worte und Wendungen auch ohnedies finden müßte. Den Reiz und Werth der Prosa Lessing's sieht man erst recht, wenn man die an sich wohl nicht schlechten, aber ungemein monotonen Alexandriner dieses Lustspiels mit jener genau vergleicht. Inzwischen war es auch mißlich, dies Fragment zu vollenden. Sollte der Verfasser blos die noch fehlenden Auftritte zufügen, so war es in den Augen des Publicums ein kleines Verdienst — der Scharfblick des Kenners mußte aber zwischen Lessing's und Klingemann's Prosa einen zu grellen Abstich finden, gerade am Schluß zu verdrießlicher Störung. Klingemann wollte doch aber auch das Seine thun und schrieb in Versen; besser hätte er den ganzen Plan neu umgestaltet." So lautet das verständige Urtheil Nodnagel's über Klingemann's Bearbeitung (Lessing's Dramen rc. erläutert, S. 349). Wenn er aber fortfährt: „Er folgt der Anekdote, indem er den scheintodten Telamon in dem Augenblick erwachen läßt, wo man ihn hinausbringen und an das Kreuz heften will; Schrecken und Ueberraschung sowie der Umstand, daß Telamon in den Grabtüchern aus dem Sarge gehoben wird, müssen aber die komische Wirkung brechen, daher ist der Schluß nicht befriedigend", so weiß man nicht, ob er sich blos schief ausdrückt, oder ob ihm sein Gedächtniß einen Streich spielt. Doch es ist Zeit, uns nun nach der Quelle dieser Erzählung bei Petronius umzusehn. Wir geben dieselbe nach Dunlop's Geschichte der Prosadichtung in der Uebersetzung von Liebrecht, S. 40 f.

Eine vornehme Ephesierin ist bei dem Tode ihres Gatten mit den gewöhnlichen Zeichen von Kummer nicht zufrieden, sondern steigt auch noch mit dem Leichnam in das Grabgewölbe hinunter, in welchem er beigesetzt wurde, um sich daselbst ihrem heftigen Grame so lange hinzugeben, bis er sie aufriebe, und weder ihre eigenen Freunde noch die ihres verstorbenen Gemahls vermögen sie von diesem Vorsatz abzubringen. Endlich begiebt sich ein gemeiner Soldat, der bei den Leichnamen einiger in der Nähe ans Kreuz geschlagenen Verbrecher Wache steht, damit dieselben nicht von ihren Verwandten herabgenommen würden, und der in der Gruft ein Licht schimmern sieht, in dieselbe hinunter, woselbst er die Schönheit der trauernden Wittwe voll Bewunderung anstaunt und letztere endlich

dazu beredet, zu essen, zu trinken und sich dem Leben wiederzuschenken. In der nämlichen Nacht auch, noch in der allerersten Zeit ihres Kummers, noch gehüllt in die Trauergewänder und sogar in dem Grabe ihres hingeschiedenen Gatten, ergiebt sie sich diesem neuen und unbekannten Liebhaber. Sobald der Soldat aus dem unterirdischen Brautgemache in die Oberwelt emporsteigt, sieht er, daß inzwischen der Leichnam eines der Verbrecher fortgeschafft worden ist. Er kehrt hierauf zu seiner Geliebten zurück, um mit ihr im Voraus die Strafe zu beklagen, die ihn wegen der Vernachlässigung seiner Pflicht erwartete; sie befreit ihn jedoch alsobald von seiner Unruhe, indem sie ihm vorschlägt, den Leichnam des von ihr so schwer bejammerten Gemahls statt des Verbrechers ans Kreuz zu nageln.

Der Lessingischen Quelle also ist Klingemann entschieden nicht gefolgt; und doch ist die Frage erstens: ob er den Schluß nicht im Sinne Lessing's dazu gedichtet, oder zweitens: ob er nicht schon eine Quelle mit demselben Schlusse vor Augen gehabt hat. Das Erste könnte sehr wohl sein; denn auch der Klingemann'sche Schluß würde nur ein weiterer Fortschritt sein in der von Lessing in der „Dramaturgie" angegebenen Richtung. Das Verbrechen würde eben um so weniger vor unsern Augen vollführt, wenn der Todte vom Scheintod erwachte. Aber auch das Zweite wäre möglich; es könnte sich nämlich aus dieser in fast alle Welttheile verbreiteten Sage eine Recension in das Abendland eingeschlichen haben, die Liebrecht nach Abel Rémusat, Contes Chinois, Paris 1827, in dem eben angeführten Werke, S. 522, mittheilt, und die wir hier nicht übergehen dürfen, wäre es auch nur um des Klingemann'schen Schlusses willen, oder um einem zukünftigen Dramatiker Stoff zum Nachdenken zu geben. Sie lautet:

„La Matrone du pays de Soung. Ein Weiser, Namens Tschuang-tseu, begegnet einst auf einem Begräbnißplatze einer jungen Wittwe, welche das Grab ihres Mannes mit ihrem Fächer fächelt und auf sein Befragen ihm mittheilt, daß sie ihrem verstorbenen Gatten auf dem Todtenbette versprochen, sich nicht eher wieder zu vermählen, als bis die Erde des Grabhügels an dem einen Ende ganz trocken wäre, was sie durch das Fächeln zu beschleunigen sucht. Der Weise bewirkt dies ihr zu Liebe sehr schnell und kehrt nach Hause zurück. Seine Frau, der er den Vorfall mittheilt, schmäht heftig die Unenthaltsamkeit jener Wittwe und sagt, sie würde als Wittwe nie wieder heirathen. Bald darauf stirbt Tschuang-tseu, und seine Wittwe ist anfangs trostlos. Bald jedoch kommt ein ehemaliger Schüler

ihres Mannes, welcher der Leiche seines Lehrers die letzte Ehre erweisen und dann seine Bücher zu ferneren Studien benutzen will. Sie nimmt ihn in ihr Haus auf, verliebt sich in ihn, und kurzum, der Hochzeittag wird festgesetzt, nachdem der Leichnam in eine elende Hütte geworfen worden ist. Im Begriff, das hochzeitliche Lager zu besteigen, fällt der Bräutigam in Krämpfe, welche, wie sein Diener sagt, nur durch das Gehirn eines noch nicht lange gestorbenen Menschen, mit Wein vermischt und so getrunken, beseitigt werden können. Die Braut eilt mit einer Axt zu dem Leichnam ihres Mannes, haut erst den Sarg entzwei und will eben der Leiche den Schädel einschlagen, als ihr Mann von einem längern Scheintode erwacht und mit ihr nach Hause zurückkehrt. Die Nichtigkeit ihrer anfänglichen Ausflüchte wird bald klar, worauf sie vor Scham sich erhängt, ihr Mann aber das Haus nebst ihrer Leiche und allem Andern in Brand steckt; der Schüler und sein Diener sind jedoch inzwischen entflohen. — Diese Novelle, wie es am Schlusse heißt, soll zeigen, daß man auf die Treue der Frauen, ehe man sie genau geprüft, nicht zu sehr bauen soll." In neuester Zeit haben wir über diese Erzählung eine Monographie von Grisebach erhalten: „Die treulose Wittwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur. 1873". Als die Heimath dieser Erzählung wird hier mit Recht das Buddhistische Indien vermuthet.

---

## Die Matrone von Ephesus.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge. [1])

### Plan.

#### Erster Auftritt.

Die Matrone in der Entfernung schlafend. Ihre Bediente.

#### Zweiter Auftritt.

Man hört hinter der Scene Jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein gemeiner Soldat herein, welcher bittet,

---

1) Zuerst gedruckt in: G. E. Lessing's Theatralischer Nachlaß. Erster Theil. Berlin 1784. S. XXVII—XXXVIII, und S. 133—180. — A. d. H.

daß man ihm sein Licht anzuzünden erlaube. Er hat Essen bei sich. Die Bediente bekömmt Appetit.

### Dritter Auftritt.

Der Officier kömmt und sucht seinen Mann. Er sieht die Matrone, hört ihre traurige Geschichte und verliebt sich. Er nähert sich ihr, und sie erwacht.

### Vierter Auftritt.

Der Officier schickt den Soldaten weg, um zu sehen, ob der Gehangene noch da ist.

### Fünfter Auftritt.

Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangene gestohlen sei. Der Officier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da sie sich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangne noch da sei.

---

## Erster Entwurf.

### Personen.

Antiphila, die Wittwe.
Philokrates.
Mysis, die Magd.
Dromo.

### Erster Auftritt.

**Mysis.** Sie schläft fest! — Lustig! Nun kann ich meinen letzten Biscuit kauen! — Wer doch eine Närrin wäre und weinte sich mit ihr zu Tode! Zwar versprach ich's ihr, aber wie konnte ich mir träumen lassen, daß sie Ernst draus machen würde? — Meinetwegen! — Knack! — Er ist verzweifelt harte — Aber welch Geräusch!

### Zweiter Auftritt.

**Dromo** (draußen).

## Dritter Auftritt.

**Mysis** (indem Antiphila schläft). Glücklich, wenn sie so in jenes Leben hinüberschlummert!

**Antiphila** (die mit dem Kopfe auf dem Sarge ruht, spricht von Zeit zu Zeit im Schlafe). Mysis, ach, Mysis!

**Mysis.** Hier bin ich; was soll ich? Sie liegen so sehr unbequem. Nehmen Sie doch eine bessere Stellung!

**Antiphila.** Mysis, ist die Tafel gedeckt?

**Mysis.** Die Tafel?

**Antiphila.** Ist aufgetragen?

**Mysis.** Was aufgetragen?

**Antiphila.** Der Wein, Mysis, der Wein!

**Mysis.** Sie spricht im Schlafe! — Ach, wenn sie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber so! (Sie gerade setzend.)

**Antiphila** (erwacht und glaubt gegessen zu haben, eifert deshalb mit Mysis — hört, daß es nur im Traume geschehen, und schläft wieder ein — —).

**Mysis.** Ich will Oel aufgießen, mich in einen Winkel setzen und auch zu schlafen suchen — — oder wenn Dromo doch wiederkäme! — — Ich glaube wirklich, er kömmt.

## Vierter Auftritt.

**Philokrates** und **Dromo.** — —

**Dromo.** Folgen Sie mir nur! — — Hier bin ich schon wieder, mein Kind, und bringe Gesellschaft mit. Mein Herr hat mir nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein Herr, das ist das Mädchen, und hier schläft die Frau.

**Mysis.** Leise! Leise! daß sie nicht erwacht —

**Philokrates** (der sich ihr nähert und sie bewundert — — Sie erwacht; er fängt sie an zu loben und sich bei ihr einzuschmeicheln — hört, wie lange sie gefastet, sagt, dieses erinnere ihn, daß er selbst diesen Abend noch nichts gegessen und ihn hungre. Befiehlt dem Dromo, Wein und Essen zu holen und aus seinem Zelte einen Tisch und Feldstühle mitzubringen).

## Fünfter Auftritt.

**Philokrates. Antiphila. Mysis.**

**Antiphila.** Wie? Sie wollen hier Ihre Wohnung aufschlagen?

**Philokrates.** Haben Sie Mitleid mit mir, schöne Betrübte! es ist mir unterm Zelte zu kalt — bis morgen mit Anbruch des Tages dulden Sie mich immer — —

**Antiphila.** Sie wollen mich unglücklich machen? Was wird man von mir denken, wenn die Stadt hört, daß ich Sie eine ganze Nacht bei mir geduldet?

**Philokrates.** Die Folge wird die Stadt schon lehren, wie ungern es geschehen, wenn man Sie demohngeachtet todt bei Ihrem Grabe findet! — Wer kein Mitleid mit sich selbst haben will, muß darum nicht aufhören, es mit Andern zu haben.

## Sechster Auftritt.

**Dromo** (mit einem Gehülfen, der einen kleinen Tisch bringt).

**Philokrates.** Brod, Datteln und Wein; das ist die Küche eines Soldaten. (Er bewegt sie zuerst.) [1]) Endlich fällt ihm das Orakel bei, daß er die beste Frau bei den Todten finden werde. Er habe immer geglaubt, das Orakel wolle ihn zum Besten haben, jetzt sähe er die Erfüllung.

**Dromo.** Nu, das gesteh' ich, mein Herr kann aus dem Stegreife vortrefflich lügen.

**Philokrates** (schickt den Dromo fort, nach dem Gehangenen zu sehn).

## Siebenter Auftritt.

Antiphila. **Mysis.** **Philokrates.** Fortsetzung. Antiphila scheint anfangen zu werden.

## Achter Auftritt.

Dromo kömmt mit der Nachricht zurück, daß der Gehangene gestohlen worden sei. Verzweiflung des Officiers. Erklärung der Wittwe.

**Dromo.** St! St!
**Philokrates.** Was giebt's? — Komm, faß an!
**Dromo.** St! St!
**Philokrates.** Nun?

---

1) ? zu essen. — A. d. H.

**Dromo.** Pardon für den Todten!

**Philokrates.** Was soll das? — Was meinst Du? —

**Dromo.** Es hängt draußen noch Alles.

**Philokrates.** Wie? so hättest Du mich belogen? und mir diesen Schreck eingejagt? Frevler, das soll Dir Dein Leben kosten!

**Dromo.** Vortrefflich! Ist das mein Dank, daß ich durch meine Erfindung die schöne Wittwe zur Erklärung gezwungen? Würde sie wohl sonst so bald mit der Sprache herausgegangen sein?

**Philokrates.** Dromo, Du hast Recht. — Vergeben Sie ihm, meine Antiphila!

**Antiphila.** Ihr Götter! welche Beschimpfung! wozu bin ich gebracht worden!

## Neunter Auftritt.

**Dromo. Mysis.**

**Dromo.** Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche also nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heirathen will, heirathe Sie einen ehrlichen Soldaten! Bleibt er, so tritt sein Vordermann, sein Nebenmann, sein Hintermann an seine Stelle. Bleiben die auch, so ist ein andrer Kamrad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heirathet, so kann Sie eigentlich nicht eher Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geschieht so leicht nicht. Wir haben itzt in der Armee ein Weib, das bezieht schon die ganze Compagnie zweimal.

**Mysis.** Ja, so gut wird's der Zehnten nicht.

**Dromo.** Soll's Ihr auch wohl so gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wohl lieber Dein letzter als Dein erster Mann sein — —

**Mysis.** Mache, daß wir ihnen nachkommen!

**Dromo.** Und diese heilige Stätte verlassen, wo sich ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignet hat, o, dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage sieht.

**Mysis.** Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genung, daß Ihr uns verführt, müßt Ihr uns auch noch verspotten?

## Zweiter Entwurf (aus der Hamburger Zeit).

### Personen.

Antiphila.
Mysis
Philokrates.
Dromo.

Die Scene ist ein Grabmal, in dessen Vertiefung zwei Särge, der eine verdeckt, der andere offen, von einer aus der Mitte des Gewölbes herabhangenden Lampe nur kaum erleuchtet.

### Erster Auftritt.

**Antiphila und Mysis.**

(Beide schlafend: Antiphila auf dem offenen Sarge, den Kopf gegen den verdeckten Sarg gelehnt; Mysis zum Fuße des offenen Sarges auf einem niedrigen Steine, die Arme auf die Kniee gestützt, das Gesicht zwischen beiden Händen.)

**Mysis** (indem sie erwacht). Wo bin ich? (Und um sich sieht.) Ach! noch in dem verwünschten Grabe! — Ich war eingeschlafen. (Gegen die Antiphila sich wendend.) Und sie schläft auch — Schlafen Sie, werthe Frau? — Nein, ich will sie nicht wecken. — Wenn sie doch so in jenes Leben herüberschlummerte und meiner und ihrer Qual ein Ende machte! — Hu! wie schaudert mich! — Die Nächte werden schon kalt. Es muß schlimmes Wetter über uns sein. Wie der Wind durch die Luftlöcher pfeift! Wie der Regen auf das kupferne Dach schlägt! Welche Hohlung! welche Feuchtigkeit hier! — Wenn sie den Schnupfen bekömmt, so mag sie es haben. Ja so, sie will sterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen stirbt, Sterben ist Sterben. — Aber ich, die ich nicht sterben will — (Indem sie aufspringt.) — O, eine Sclavin ist wohl sehr unglücklich! — Horch, welch Geräusch! —

## Zweiter Auftritt.

**Dromo. Mysis. Antiphila.**

**Dromo** (noch von draußen). Holla!

**Mysis.** Was ist das? Eine Stimme?

**Dromo.** Holla! Niemand da?

**Mysis.** Wer sucht hier lebendige Menschen?

**Dromo.** Will Niemand hören?

**Mysis.** Es kömmt näher.

**Dromo.** Gleichwohl sehe ich Licht schimmern. — — Ho, ho! das gehet in die Tiefe.

**Mysis.** Wer muß das sein?

**Dromo** (indem er hereintritt). Ha! wo komm' ich hin?

**Mysis.** Ich dacht' es wohl, daß Er Sich müßte verirrt haben.

**Dromo** (erschrocken). Wo bin ich?

**Mysis** (die auf ihn zugeht). Im Grabe!

**Dromo.** Was? Grabe? — da habe ich nicht hingewollt.

**Mysis.** Bei Todten!

**Dromo.** Todten? — Gott behüte die Todten! Ich will gern Niemand stören. (Indem er zurückgehen will.)

**Mysis.** Nein, guter Freund. — Der arme Tropf fürchtet sich. — So kömmt Er hier nicht wieder weg. (Ihn aufhaltend.) Was will Er?

**Dromo.** Blitz! ein weiblicher Geist gar! der wird mich quälen!

**Mysis.** Was will Er?

**Dromo.** Nichts, gute Geistin, nichts; — so viel wie nichts. — Der Wind blies mir oben meine Laterne aus; fremd bin ich; stockpechfinster ist's; ich wußte nicht, wohin; da schimmerte mir hier so was; da ging ich dem Schimmer nach; ich ging und ging, und auf einmal führt mich mein Unglück Dir in die Klauen. — Thu mir nichts, liebes Gespenst! Ich habe es wirklich nicht gewußt, daß Du hier Dein Wesen hast.

**Mysis.** Also will Er nichts, wie sein Licht wieder anzünden?

**Dromo.** Weiter nichts, so wahr ich lebe! — Wenn ich anders noch lebe. —

**Mysis.** Nun da! (Ihn auf die Lampe weisend.) Zünde Er an!

**Dromo.** Ei ja doch! Wie spaßhaft die Gespenster sind! Das ist keine rechte Flamme, das sieht nur aus wie eine Flamme! Das brennt nicht, das scheint nur zu brennen! Das scheint nicht,

das scheint nur zu scheinen! Von so einem Gespensterlichte ist ein recht Licht nicht anzuzünden.

**Mysis.** Geb' Er her! (Nimmt ihm die Laterne und geht, das Licht darin bei der Lampe anzuzünden.)

**Dromo.** Das bin ich begierig zu sehn! — Wahrhaftig, es brennt; ja, mir würde es so nicht gebrannt haben.

**Mysis.** Hier! (Indem sie ihm die angezündete Laterne wieder zurückgiebt.)

**Dromo.** Ein dienstfertiges Gespenst! Es mag wohl auch eine gute Art geben. — Ich danke, ich danke recht sehr.

**Mysis.** Wie ich nun sehe, so ist Er ja wohl gar ein Soldat?

**Dromo.** Zu dienen, mein freundliches Gespenst —

**Mysis.** Aber für einen Soldaten ist Er auch verzweifelt furchtsam.

**Dromo.** Ja, ich bin nicht Soldat, mich mit dem Teufel zu balgen. Dies gesagt, ohne Dich erzürnen zu wollen, lieber Geist. —

**Mysis.** Er ist nicht klug mit seinem Geiste! Noch leib' und leb' ich.

**Dromo.** Wie? im Ernst? — Mit Erlaubniß! (Indem er sie mit der flachen Hand hier und da behutsam betastet.) Gewiß, das Ding ist doch ziemlich compact. (Geht mit der Laterne rund um sie herum und leuchtet ihr endlich ins Gesicht.) Ei! ein allerliebstes Gesichtchen! Nein, das Gesichtchen gehört wohl keinem Gespenste. Welch ein Paar Augen! was für ein Mündchen! was für ein paar Bäckchen! (Indem er sie in den einen Backen kneift.)

**Mysis.** Nun, was soll das? Weg doch!

**Dromo.** Ich muß mich ja wohl überzeugen, daß es wirkliches Fleisch ist. — Wahrhaftig, wirkliches Fleisch! Und gesundes, derbes Fleisch! — (Indem er sie auch in den andern kneift.) Wird mir doch wieder ganz wohl ums Herze! — Was sagte Sie denn, mein schönes Kind, ich wäre im Grabe? bei Todten?

**Mysis.** Das ist Er dem ohngeachtet doch!

**Dromo.** Doch? (Sieht sich mit der Laterne um.) — Ach! Särge? — Und was sitzt denn auf dem einen? —

**Mysis.** St! geh' Er nicht zu nahe! Er möchte sie aufwecken.

**Dromo.** Schläft's nur? Was ist es denn?

**Mysis.** Es ist meine arme Frau, eine unglückliche junge Wittwe.

**Dromo.** Junge Wittwe? Und was macht Ihr denn hier zusammen?

**Mysis.** Ist das noch zu fragen? Sie hat ihren Gatten verloren.

**Dromo.** So muß sie sich einen andern nehmen; aber hier wird sie ihn schwerlich finden.

**Mysis.** Einen andern? Sein Glück, mein Freund, daß sie schläft und diese Lästerung nicht hört! Einen zweiten Gatten! O Gott, über die Weiber, die einen zweiten Mann nehmen können!

**Dromo.** Nun? warum nicht? Einen zweiten, einen dritten, einen vierten — nur nicht alle auf einmal! —

**Mysis.** Weil Ihr Männer es mit den Weibern so haltet! — Nein, weiß Er, daß meine Frau eine tugendhafte Frau ist!

**Dromo.** Welche Frau wäre das nicht?

**Mysis.** Sie ist keine von denen, die ihr Herz verschenken und wieder nehmen und wieder verschenken.

**Dromo.** Giebt es dergleichen?

**Mysis.** Wer es einmal besessen, soll es ewig besitzen.

**Dromo.** Ei!

**Mysis.** Sie hat ihren Mann über Alles in der Welt geliebt. —

**Dromo.** Das ist viel!

**Mysis.** Und liebt ihn noch über Alles!

**Dromo.** Das ist gar zu viel! Er ist ja gestorben.

**Mysis.** Drum will sie auch sterben.

**Dromo.** O, geh' Sie, Kind; mach Sie mir nichts weis!

**Mysis.** Wie könnte sie einen solchen Verlust auch ertragen? Ihre Verzweiflung ist aufs Aeußerste gestiegen. Wenn Gram und Hunger tödten können, so wird sie es nicht lange mehr machen. Hier neben dem Sarge ihres geliebten Mannes will sie den Geist aufgeben. Schon haben sie alle Kräfte verlassen. Nachdem sie zweimal vierundzwanzig Stunden nichts als gejammert und geweint und geschrieen und die Hände gerungen und die Haare zerrissen, ist sie vor Ermüdung eingeschlafen. —

**Dromo.** Und schläft ziemlich fest. Gut, Schlaf bringt auf bessere Gedanken. Wenn sie wieder aufwacht, wird Alles vorbei sein. Ich kenne das!

**Mysis** (bitter). Ich kenne das? Was kennt Er denn, Herr Soldat? Er mag viel kennen! — So? ist der Herr auch von den abgeschmackten Spöttern, die an die Treue der Frauen nicht glauben?

**Dromo.** Ich? behüte! Ich glaube ja an Gespenster — wie Sie gesehen hat, mein Kind —, warum sollte ich an die Treue

der Frauen nicht glauben? Ich glaube an Alles, was nicht so recht glaublich ist.

**Mysis.** O, wenn Er in diesem Tone sprechen will, so gehe Er nur wieder! Er war es nicht werth, an diese heilige Stätte zu kommen, wo sich nun bald ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie gesehen.

**Dromo.** Noch nie? Sieht Sie, so giebt Sie mir ja gewonnen Spiel! Denn ich denke immer, was nie geschehen ist, das wird auch nie geschehen, das kann gar nicht geschehen. — Ha! was hör' ich?

(Man hört draußen, als in der Entfernung, von verschiedenen Stimmen rufen:)

Wer da? — Patrouille! — Steh, Patrouille!

**Mysis.** Was ist das?

**Dromo.** Die Patrouille, und ich bin nicht da! — Ich muß fort, ich muß fort. — — Mein Hauptmann ist ein Teufel. —

**Mysis.** Wo ist Sein Hauptmann?

**Dromo.** Nicht weit. — Leb' Sie wohl, mein Kind, leb' Sie wohl! Denn Sie will doch nicht etwa auch sterben? — Pfui, sterbe Sie nicht! — (Geht eilig ab und ruft noch zurück.) Wenn ich wieder abkommen kann —

**Mysis.** O, bemühe Er Sich nicht! —

## Dritter Auftritt.

Mysis. Antiphila (noch schlafend).

**Mysis.** Es müssen Truppen in der Gegend eingetroffen sein. — Was es für Männer giebt! Die meisten sind keine Thräne werth; geschweige, daß man mit ihnen sterben wollte. — Aber es ist doch sonderbar, daß die Frau über den Besuch nicht aufgewacht ist! (Sich ihr nähernd.) Wenn sie gar todt wäre! — Nein, das ist sie nicht. — Liebste Frau! (Stößt sie an.)

**Antiphila** (im Schlafe). Ach — Nein, nein — Weg, weg!

**Mysis.** Beste Frau! —

**Antiphila.** Bester Mann! — Wo? wo denn?

**Mysis.** Sie redet im Schlafe. — — Erlauben Sie, Sie liegen so nicht gut; der Kopf muß Ihnen so noch wüster werden —

**Antiphila.** Ich liege gut, recht gut. — Bei ihm — auf ihm — recht gut! — O, mein Arm — (indem sie den Kopf erhebt.)

**Mysis.** Er muß Ihnen ja wohl schmerzen, so verwandt Sie damit gelegen. Sie haben ihn ganz rund gedrückt.

**Antiphila.** O, mein Arm! mein Nacken! — (Sie erwacht vollends.) Ach, Mysis, bist Du es? Ist er nicht bei uns?

**Mysis.** Wer, meine werthe Frau?

**Antiphila.** Er! Er! — Ach, dieser Sarg — (indem sie aufspringt) dieses schaudernde Gewölbe — diese verlöschende Lampe — sie erinnern mich, wo ich bin! wer ich bin! — Und mein Unglück stehet wieder ganz vor mir! — Mysis, Zeugin meiner Verzweifelung! (Sie bei der Hand ergreifend.)

**Mysis.** Lassen Sie mich, ehe die Lampe verlöscht! Ich will Oel aufgießen — (welches sie thut).

**Antiphila.** Laß sie verlöschen! — Laß die Sonne und alle Gestirne des Himmels mit ihr verlöschen! — Alles werde um mir so dunkel und Nacht, als es in mir ist — Sieh, Mysis! Es wird heller; die Flamme lodert neu auf! — Komm her, wie hast Du das gemacht?

**Mysis.** Ich habe Oel zugegossen und den Dacht gereiniget. —

**Antiphila.** Kannst Du das? O, so wirst Du mehr können! Kannst Du eine sterbende Flamme erwecken? — Komm, so mußt Du mir auch meinen Mann erwecken! — Komm, — gieß neues Leben in seine Adern — reinige seine Nerven von dem Moder der Verwesung — Komm! (Zieht sie gegen den Sarg.) Du mußt, Du mußt! — (Sie wieder loslassend.) O, ich Wahnsinnige!

**Mysis.** Wie jammern Sie mich!

**Antiphila.** Aus den eisernen Armen des Todes ist keine Rettung. Er ist dahin, unwiederbringlich dahin! — Und doch, je öfterer ich mir es sage, je unglaublicher wird es mir. — Er, er, mein Telamon todt — Sage, Mysis, blühte er nicht noch vor sieben Tagen gleich einer Rose? Als ich ihn vor sieben Tagen verließ, wie verließ ich ihn? Rede, wie Du es weißt! Und gestern, wie fand ich ihn wieder? — Reime mir das zusammen, wenn Du kannst! wie ich ihn verließ, und wie ich ihn wiederfand! — Nein, da ist Betrug dahinter! Er ist nicht todt, er ist nicht todt! — Gesteh es mir, Mysis, daß er nicht todt ist! Sage: Er lebt! und nimm Deine Freiheit dafür, und nimm mein Geschmeide, nimm Alles, was ich habe!

**Mysis.** Und wenn ich es sagte? —

**Antiphila.** So wäre es darum doch nicht wahr? So wäre er doch todt? — Wo bin ich denn indeß gewesen? Fern über Land und Meer? — Warum holte man mich nicht? — Bin ich weiter als in der Stadt gewesen? Hätte ich nicht den Augenblick hier

sein können? Er hätte in meiner Abwesenheit sterben wollen? — Das macht die ganze Sache verdächtig. — Sage, habe ich ihn sterben sehen?

**Mysis.** Freilich nicht.

**Antiphila.** Aber ich hätte ihn sehen können? Sage —

**Mysis.** Allerdings.

**Antiphila.** So? Ich hätte ihn können sterben sehn? und habe ihn nicht gesehen? — O, so ist er auch nicht gestorben! — Und wo war ich in der Stadt? — Ein neuer Beweis, daß Ihr mich betriegt, daß Ihr mich zum Besten habt! — Wo war ich? In dem Wirbel der leichtsinnigen Welt? Jugendlichen Zerstreuungen, verführerischen Ergetzlichkeiten überlassen? Ich nehme Dich selbst zum Zeugen, Göttin Diana, ob mich etwas Anders als Dein Fest da beschäftigte. Täglich und stündlich in Deinem Tempel, wo ich zu Dir betete, Dir Hymnen sang, Dir opferte und Deine Priester beschenkte — Und Du hattest indeß dies Unglück von mir nicht abgewandt? Du hättest ihn sterben lassen? — O, so wärest Du nicht die große Diana von Ephesus —

**Mysis.** Wo gerathen Sie hin, meine Frau! —

**Antiphila.** Nein, so ist sie es nicht! So will ich nie mehr zu ihr beten, nie mehr ihr Hymnen singen, nie mehr ihr opfern, nie mehr ihre Priester beschenken!

**Mysis.** Die Göttin wird Ihren Schmerz ansehen und Ihnen verzeihen.

**Antiphila.** Und laß auch die Göttin nichts beweisen! Sie mag nicht gewollt oder nicht gekonnt haben! — Was hier, hier noch klopft (auf ihr Herz), ist mir glaubwürdiger als alle Götter. Mein Herz, das mit seinem Herze so innig verwandt, so gleich gestimmt, so völlig nur ein Herz mit ihm war, dies Herz wäre nicht zugleich mit seinem gebrochen? Reiße die Blume am Bache von ihrem Stengel, und ihr Bild im Wasser verschwindet zugleich. Verdunkle die Sonne, und der Mond hört auf zu scheinen — Nein, nichts kann sich selbst überleben! Und nur mein Herz überlebte sich selbst? überlebte das Herz, in welchem es lebte, durch das allein es lebte? — Widersprich mir das, wenn Du kannst! Widersprich mir das, Mysis! — Wie stumm und beschämt Du da stehest! Habe ich Dich ertappt? — Nun gut, Ihr habt mich aufgezogen, grausam aufgezogen. Aber macht auch einmal dem unmenschlichen Scherze ein Ende! — Komm, hilf mir den Sarg aufmachen! Ich wette mit Dir, der Sarg ist leer — Telamon ist nicht darin; oder wenn er darin ist, so wird er plötzlich auffahren

und mir lachend in die Arme fallen. — Ich werde auch lachen wollen, aber das Weinen wird mir näher sein — Nun, komm doch, Mysis! Wenn er allzu lange so liegt, sich allzu lange so zwingt und verstellt — es könnte ihm schaden.

**Mysis.** O, lassen Sie dem Leichnam seine Ruhe! Wie oft haben Sie schon den Sarg aufgerissen! — Sie werden ihn sehen und zu Boden sinken. — Wenn ich Ihnen rathen dürfte? —

**Antiphila.** Warum darfst Du nicht? — Ja, liebe Mysis, rathe mir! Ich weiß mir selbst nicht zu rathen. — Wie soll ich es machen, daß ich ihn zurückrufe, daß ich ihm nachkomme?

**Mysis.** Keines von Beiden. Jenes ist unmöglich, und dieses —

**Antiphila.** So bleibt mir nur dieses! — Ja, ich will ihm nach! — Nichts soll mich halten! —

**Mysis.** Verlassen Sie diesen traurigen Ort, meine Frau! Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück! Hängen Sie dort Ihrem Schmerze nach!

**Antiphila.** Kehre Du nur zurück, wenn Du willst! Mein Geschäft hier kann Deines Dienstes entbehren. Ich erwartete von einer feilen Sclavin nichts Anders — Aber ich? Ich sollte diesen Ort verlassen? Bei Allem, was in jener Welt schrecklich und heilig ist, bei ihm, bei dem die Götter zu schwören sich scheuen, — schwöre ich, daß ich nie, nie diesen Ort ohne dem Geliebten meiner Seele verlassen will!

**Mysis.** Ich darf Ihnen nichts verhehlen. Ich besorge, wir werden hier nicht lange ruhig sein. Es müssen Truppen in der Nähe stehen. Eben als Sie schliefen, kam ein Soldat, sein Licht hier anzuzünden. Er sprach von einem Hauptmann, er sprach von Wiederkommen —

**Antiphila.** Was sagst Du? — Ich will Niemand sehen. Ich will mich von Niemand sehen lassen. — Was wollen sie hier? Ihre Augen an meiner Verzweiflung weiden?

**Mysis.** Stille! horchen Sie doch, meine Frau! — Hören Sie nichts?

**Antiphila.** Ich höre reden über uns. — Geschwind, Mysis, lauf; verschließ, verriegle den Eingang!

**Mysis.** Was würde das helfen? Es sind Soldaten. Kehren sich Soldaten an Schloß und Riegel?

**Antiphila.** Eile, halte sie ab!

**Mysis.** Ich?

**Antiphila.** Sage ihnen, ich sei nicht mehr hier!

**Mysis.** Werden sie es glauben?

**Antiphila.** Sage ihnen, ich sei außer mir, ich tobe, ich rase —

**Mysis.** Desto neugieriger werden sie sein.

**Antiphila.** Sage ihnen, ich sei schon todt —

**Mysis.** So wird noch ihr Mitleid zur Neugierde kommen — Mir fällt was ein — Gehen Sie geschwind, werfen Sie Sich auf Ihren Sarg, thun Sie, als ob Sie noch schliefen — So dürfen Sie doch nicht mit ihnen sprechen — Ich will suchen, sie so bald als möglich loszuwerden.

**Antiphila.** Das will ich, ja — aber laß Dich nicht mit ihnen ein! — Und laß mir Keinen zu nahe kommen! — (Sie wirft sich auf den Sarg, in einer nachlässigen, aber vortheilhaften Stellung.)

## Vierter Auftritt.

**Philokrates. Dromo. Antiphila. Mysis.**

**Dromo** (noch draußen). Nun kommen Sie nur! Sie werden es sehen!

**Mysis** (indem sie ihnen entgegengeht). Liegen Sie nur ganz stille —

**Dromo** (im Hereintreten mit einer brennenden Fackel). Sehen Sie! Fürchten Sie Sich nur nicht, Herr Hauptmann! —

**Philokrates.** O, den tapfern Dromo an seiner Seite, wer sollte sich fürchten? — Gieb her die Fackel — (nimmt sie ihm).

**Mysis.** Wer sind Sie? Was wollen Sie hier, meine Herren?

**Dromo.** Kennt Sie mich nicht mehr, mein schönes Kind? — Sieht Sie, ich bin geschwind wieder da. — Das ist mein Hauptmann. Ich mußte es ja wohl meinem Hauptmanne sagen, wo ich so lange gewesen, und was für ein Abenteuer mir hier aufgestoßen. — Nun ist mein Hauptmann, wie Sie ihn da sieht, sehr neugierig, und noch mitleidiger als neugierig. Weil er also hörte, daß eine junge Wittwe hier für Betrübniß aus der Haut fahren wollte —

**Philokrates.** Ja — so komme ich, sie zu trösten.

**Mysis.** Sehr viel Ehre, Herr Hauptmann! — Aber sie will nicht getröstet sein.

**Philokrates.** O, wenn sie getröstet sein wollte, so wäre sie schon getröstet! Die nicht getröstet sein wollen, denen ist eben

der Trost am Nöthigsten. Die Andern trösten sich selbst. — Wo ist sie?

**Mysis.** Sie schläft.

**Dromo.** Noch?

**Philokrates.** Desto besser! So kann ich erst sehen, ob sie des Tröstens werth ist. — Wo schläft sie? —

**Mysis.** Kommen Sie ihr nicht näher! Sie möchten sie aufwecken.

**Philokrates.** Ich will sie ruhig wieder einschlafen lassen, wenn sie meine Erwartung betriegt — Laß mich! —

**Dromo.** Kind, Sie wird einem Hauptmanne doch nicht den Paß verlegen wollen? Komm' Sie hierher zu mir! (Zieht sie beiseite, und Philokrates gehet in die Vertiefung nach den Särgen.)

**Mysis.** Das sind Gewaltthätigkeiten! — Herr Hauptmann, haben Sie Achtung gegen eine Unglückliche! — Und Er, Herr Soldat — (sie liebkosend) was soll das?

**Dromo.** Närrchen, laß Dich umarmen, laß Dich küssen —

**Mysis.** Herr Hauptmann, dieser Unverschämte —

**Dromo.** Ich will ja weiter nichts, als mich nochmals überzeugen, daß Du kein Geist bist.

**Philokrates** (voller Erstaunen über den Anblick der Antiphila). Götter! was erblicke ich! — Dromo! —

**Dromo** (ohne hinzusehen und mit der Mysis beschäftiget). Ist sie hübsch? Hübsche Sclavin, hübsche Frau, das habe ich immer gehört. Häßliche Frauen können nichts Hübsches um sich leiden.

**Philokrates** (ohne ein Auge von ihr zu verwenden). Dromo! —

**Dromo.** Bewundern Sie nur, Herr Hauptmann! — Ich habe hier auch mein Theilchen zu bewundern.

**Philokrates.** Dromo! —

**Mysis.** Sie wird ohnfehlbar über dieses Geschrei aufwachen.

**Dromo.** Das ist ohne Zweifel sein Wille.

**Philokrates.** Wirst Du herkommen und mir die Fackel halten?

**Dromo** (geht). Als wenn ich hier zu sonst nichts gut wäre!

**Mysis.** Aber, Herr Hauptmann, ich bitte Sie! — Es wird mir hernach Alles zur Last fallen. Wenn sie erwacht, so bin ich unglücklich.

**Philokrates.** Da, Dromo, nimm die Fackel! — Tritt ein Wenig damit zurücke! — Seitwärts! So! — Nun übersehe ich die ganze göttliche Form! — Sieh doch, Dromo! (Der sich nähern will.) Nein, nein, bleib nur stehen! — Venus, als sie ihren Adonis beweinte, war nicht rührender,

**Mysis.** Nun haben Sie Ihre Neugierde gestillt, Herr Hauptmann! — Nun entfernen Sie Sich wieder! Verlassen Sie uns!

**Philokrates.** Was sagst Du? — Komm her, glückliche, beneidenswürdige Sclavin! Denn Du gehörst ihr zu. — Komm her! wie heißt Deine Gebieterin?

**Mysis.** Antiphila.

**Philokrates.** Antiphila? Ein lieblicher, schmeichelnder Name! — Wie alt ist sie?

**Mysis.** Vierundzwanzig Jahr —

**Philokrates.** Nicht doch, das weiß ich besser. Aber meine Frage war auch so abgeschmackt. Es ist Hebe, die Göttin der Jugend, die keine Jahre zählt. — Und hier neben ihr, in diesem Sarge? —

**Mysis.** Ruht ihr entseelter Gemahl.

**Philokrates.** Wie lange hat er sie gehabt?

**Mysis.** Ins fünfte Jahr.

**Philokrates.** Wie alt starb er?

**Mysis.** Im dreißigsten.

**Philokrates.** Und er liebte sie? Verstehe mich recht: es ist eine Unmöglichkeit, sie nicht zu lieben. — Ich frage: er liebte sie doch so sehr, so innig, mit der Liebe der inbrünstigsten Liebe? —

**Mysis.** O ja, wie Sie aus ihrer Trostlosigkeit leicht schließen können.

**Philokrates.** Hat sie Kinder von ihm?

**Mysis.** Nein.

**Philokrates.** Nein? (Antiphila wendet sich hier, um ihr Gesicht zu verbergen.) Sieh, sie regt sich! Itzt wird sie erwachen. — Ich zittere vor Erwartung. — Nein, sie legt sich nur anders — und entzieht uns ihr Antlitz. Das holdseligste Antlitz! — Aber unendliche Reize sind über den ganzen Körper verbreitet. Auch so könnte ich ein Jahr hier stehen und sie anstaunen. — Dieses Haar, so lockicht und wild! — Dieser Hals, mit seiner abfallenden Schulter! — Diese Brust! Diese Hüfte! — Dieser Fuß, so frei über den andern geschlagen! — Dieser Arm, so weiß, so rund! — Diese Hand, so nachlässig im Schooße! — Diese ganze Stellung, so malerisch hingeworfen! — Ach, diese Hand — einen Mund auf diese Hand zu drücken — da sie noch schläft — (Er ergreift sie.)

**Antiphila** (die auffährt und ihre Hand zurückzieht). Ha! — Wie geschieht mir? (Sich die Augen reibend, als ob sie wirklich erwachte.)

**Philokrates** (indem er zurückspringt, zur Mysis). Ich bin zu kühn gewesen; verrathe mich nicht —

**Antiphila.** Mysis, wo bist Du? — Wer war das? — Wer sprach hier? — Wer faßte mich bei der Hand? Warst Du es? — Oder träumte ich? — Was ist das für Licht? — Wer ist hier, Mysis?

**Philokrates** (der ihr wieder näher tritt). Verzeihen Sie, schöne Leidtragende —

**Antiphila** (springt auf). Götter! —

**Philokrates.** Erschrecken Sie nicht, fromme Wittwe —

**Antiphila** (auf Mysis zufliehend). Mysis, wo bist Du? — Wer darf uns hier stören? — Unglückliche, wen hast Du hereingelassen?

**Philokrates.** Zürnen Sie nicht, großmüthige Frau! Die Sclavin ist unschuldig.

**Mysis.** Gewiß, das bin ich.

**Philokrates.** Ein glücklicher Zufall hat uns hieher gebracht —

**Antiphila** (mit niedergeschlagenen Augen). Mein Herr, wer Sie auch sind — Gönnen Sie einer Sterbenden die Ruhe, die man Gestorbenen verstattet!

**Philokrates.** Besorgen Sie nichts, Beste Ihres Geschlechts! — Ich weiß Ihren Schmerz und die Ursache desselben. Ich verehre Ihre Betrübniß und — theile sie. Ich bin ein Soldat, aber ich weine gern mit Unglücklichen —

**Antiphila.** Mitleid bringt Jedem Ehre. — Aber zum Beweise dieses Mitleids — mein Herr, unterbrechen Sie nicht länger die Todtenstille dieser geweihten Stätte — verlassen Sie uns!

**Philokrates.** Ich hatte gehofft, da mich der Zufall so wohl geleitet, daß ich mich seiner würde bedienen dürfen. — Ich hoffe es noch. Nein, Madame, Sie können so grausam nicht sein, mich in dieser stürmischen Nacht auszustoßen.

**Antiphila.** Wie? auszustoßen? Man stößt Niemanden aus, den man nicht eingenommen. — Wo kommen Sie her? Wer sind Sie? — Nicht, daß ich dieses Alles zu wissen verlangte. Ich will nur sagen, daß ich Sie nicht kenne, daß ich Sie nicht kommen heißen. —

**Philokrates.** Nein, Madame, ich habe nicht das Glück, Ihnen bekannt zu sein. Aber Werke der Barmherzigkeit muß man auch nicht blos an Bekannten ausüben. — Ich suche Schirm vor Wind und Wetter. — Das schlechteste Dach ist besser als ein Zelt. — Ich bin von dem Corps des Kritolaus, welches einen

Einfall in das Gebiete der Kolophonier gethan. Sie wissen, Madame, wie heftig unser Staat vor Kurzem von den Kolophoniern beleidiget worden. Wir haben ihr plattes Land geplündert, ihre Flecken gebrandschatzet und Alles, was sich von Vornehmern auf seinen Gärten und Lustschlössern ergreifen lassen, mit uns weggeführt. Gestern sind wir über den Kayster zurückgegangen und haben in der Aue von Larissa das Lager bezogen. Wir hatten Befehl, sobald wir den Ephesischen Boden wieder beträten, drei von den mitgeführten Kolophoniern hinrichten zu lassen. Es ist geschehen. Sie sind vor dem Lager aufgeknüpft worden, und mich hat es getroffen, den Richtplatz zu bewachen. Es ist ganz in der Nähe. Morgen mit dem Frühsten brechen wir wieder auf — Erlauben Sie, daß ich den Morgen hier erwarte!

**Antiphila.** Wie, mein Herr? Sie wollten die Nacht hier zubringen? die ganze Nacht?

**Philokrates.** Ach, sie wird mir kurz genung werden!

**Antiphila.** Sie bedenken nicht, wo Sie sind!

**Philokrates.** In einem Grabmale. Aber Grabmal oder nicht Grabmal, es ist ein bedeckter trockner Ort; weiter verlange ich nichts. Ich kann unmöglich in der freien Luft länger dauern. Es würde mir das Leben kosten. — Haben Sie Mitleid mit mir, Madame! Sie haben zwar aufgehört, es mit Sich selbst zu haben, aber auch so noch haben es edle Seelen mit Andern!

**Antiphila.** Und wenn Sie doch nur um Sich sehen wollten! — Ein finsterer Ort, ohne alle Bequemlichkeit: da ist weder Erleuchtung noch Sitz. —

**Philokrates.** Erleuchtung? Wenn diese Fackel nur einen Gegenstand erleuchtet! — Und Sitz? — Zu Ihren Füßen, Madame (feurig) —

**Antiphila** (sehr ernsthaft). Mein Herr —

**Philokrates** (auf einmal kalt). Keine Mißdeutung, Krone der Frauen! — Zu Ihren Füßen — will sagen, auf der Erde. — Die nackte, harte Erde war von je des Kriegers Sitz und Lager. — — Auch wäre dem abzuhelfen. — Geschwind, Dromo, spring in mein Zelt; hole Feldstühle, Tisch, Lichter — lauf! laß Dir helfen! — die Fackel laß da! — Oder nimm sie nur mit! — Nein, laß sie da! gieb her! — Lauf! Lauf! (Dromo giebt ihm die Fackel und läuft ab.)

## Fünfter Auftritt.

**Philokrates. Antiphila. Mysis.**

**Antiphila.** Nimmermehr, mein Herr; ich geb' es nimmermehr zu. — Es geschieht ohne meine Einwilligung — das heißt Gewalt brauchen, mit Gewalt Besitz nehmen. — Aber Gewalt wider eine Schwache, Unglückliche; — ein Mann sollte sich dieser Gewalt schämen.

**Philokrates.** Ich beschwöre Sie, Madame —

**Antiphila.** Ich Sie hinwiederum! Entfernen Sie Sich, mein Herr; verlassen Sie mich! — Was würde die Welt sagen! Meine Ehre, mein Name!

**Philokrates.** Ihr Name, Madame? — Als ob dieser nicht schon durch Ihren grausamen Entschluß über alle Verleumdung erhaben wäre! — Wer wird es wagen, die Tugend zu lästern, der an dem Sarge des Ewiggeliebten das Herz brach? Ihr gewisser Tod, Madame — bei diesem unmäßigen Schmerze, bei dieser gänzlichen Versäumung aller Pflichten der Selbsterhaltung ist er so nahe als gewiß — Ihr gewisser Tod drückt bald ein Siegel auf Ihre Ehre, das — kurz, Madame, ich habe Ihre Erlaubniß; ich kann nicht anders, als sie haben. Daran zweifeln, würde an Ihrer Entschlossenheit ebenso sehr als an Ihrer Lebensart, an Ihrer Menschlichkeit zweifeln heißen. — Sie wollen sterben, und ich muß leben, für das Vaterland leben, dessen Knecht ich bin. Ein Jedes gehe seinen Weg, ohne das Andre zu irren. — Ja, Madame, Sie erlauben mir, diese Nacht hier zu bleiben; Sie erlauben mir, Alles hier zu thun, was mir die Sorge für mein Leben befiehlt: essen, trinken, schlafen — ich bedarf der Pflege. — Aber wie war es denn? davon habe ich ja dem Dromo nichts befohlen. Ich muß ihm nach. — Können Sie glauben, Madame, daß ich heute noch den ersten Bissen in meinen Mund nehmen soll? So geht es uns armen Soldaten. — (Eilig ab.)

## Sechster Auftritt.

**Antiphila. Mysis.**

**Antiphila.** Mysis, Mysis, das Alles ist Deine Schuld! Unglückliche! —

**Mysis.** Meine Schuld? — Warum erwachten Sie? Konnten Sie nicht fort schlafen?

**Antiphila.** Sollte ich noch seinen verliebten Erdreistungen mich mehr aussetzen?

**Mysis.** Freilich verlohnte es sich der Mühe, die Augen auf einen Mann aufzuschlagen, den man so entzückt. Die möchte ich sehen, die es hätte unterlassen können. Auch noch am Rande des Grabes ist es gut, einen Anbeter kennen zu lernen, von dessen Aufrichtigkeit man so versichert ist. Er glaubte, Sie schliefen wirklich.

**Antiphila.** Was spricht die Närrin? — Fort! diesen Augenblick muß ich nicht versäumen. — Laß uns fliehen, Mysis! Er muß uns nicht mehr finden, wenn er zurückkömmt.

**Mysis.** Fliehen? Ist die Gefahr so groß?

**Antiphila.** Was ist Dir? Was für Unsinn sprichst Du? — Gefahr! Ich sehe keine Gefahr; aber nichts soll meine Betrübniß unterbrechen. — Ohne ein Wort weiter, folge mir!

**Mysis.** Liebste, beste Frau, in dieser späten finstern Nacht, außer den Thoren der Stadt, wo wollen wir hin?

**Antiphila.** Es sind mehr Gräber in der Nähe — uns in das erste das beste zu verbergen, bis das Heer aufgebrochen und die Gegend wieder ruhig ist. (Gegen den Sarg gewendet.) Geliebter Schatten, verzeihe dieser kurzen Trennung! — Und nun, Mysis —

**Mysis.** Aber er wird uns nachfolgen; er kann nicht weit sein; wir werden ihm schwerlich entkommen. Er wird uns zurückbringen. Und sich zurückbringen lassen, wenn man fliehen wollen: wie boshaft wissen Männer das auszulegen! — Fliehen Sie ja nicht, beste Frau! —

**Antiphila.** So bleib, Nichtswürdige! (Geht.)

**Mysis.** O, allein habe ich hier nichts zu schaffen! (Im Begriff, ihr zu folgen.)

**Antiphila** (auf den Stufen des Ausganges). Götter, es ist zu spät! — Er kömmt schon.

## Siebenter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

**Philokrates.** Wohin, Madame? wo wollen Sie hin, Schönste? (Antiphila, ohne ihm zu antworten, steigt die Stufen wieder herab und geht nach den Särgen in der Vertiefung.) — Rede Du, Mysis! wo wollte Deine Gebieterin hin?

**Mysis.** Sie fliehen, Herr Hauptmann.

**Philokrates.** Mich fliehen! Mich fliehen! Was sagst Du?

**Antiphila** (die sich kurz umwendet). Nein, mein Herr, nicht Sie

fliehen, blos Ihnen Platz machen, das wollt' ich — das wollte ich! (Indem sie sich wieder dem Ausgang nähert.) Sie bestehen darauf, hier zu übernachten. Ich kann es nicht wehren; meine Bitten sind vergebens. Es sei! was Sie thun sollten, will ich thun.

**Philokrates.** Madame! — Mysis!

**Mysis.** Geben Sie mir die Fackel, Herr Hauptmann! Sie ist Ihnen hinderlich.

**Philokrates** (der ihr die Fackel giebt und die Antiphila bei der Hand ergreift). Und das sollte ich verstatten?

**Antiphila** (die ihre Hand loswindet). Ich will es hoffen, mein Herr —

**Philokrates.** Ach, so verzeihen Sie meinem Irrthume, Madame! — Ich hätte nie geglaubt, daß so viel Härte bei so viel Empfindung sein könne. Man ist sonst so mitleidig, wenn man sich selbst unglücklich fühlt. — Ich sehe, Madame, Sie sind bestimmt, in allen Dingen eine Ausnahme zu machen. — Ich bescheide mich; so nachgeben wollen, heißt auf seinem Rechte mehr als jemals bestehen. Ich gehe beschämt, gekränkt, aller Rechte der Gastfreiheit verweigert, auch der verweigert, die der Tiger einem verirrten müden Wanderer, der in seine Höhle schlafen kömmt, nicht immer versagt — Aber genung, ich gehe — und gehe voll Bewunderung —

**Antiphila.** Ich erlasse Sie, mein Herr, der Bewunderung; erweisen Sie mir nur dafür Gerechtigkeit!

**Philokrates.** Hier ist Gerechtigkeit und Bewunderung Eines.

**Antiphila.** Ich fühle alles Beleidigende dieser (etwas höhnisch) verbindlichen Wendung. — Und doch (sanft) schmerzt es mich, so verkannt zu werden. Ich bitte, treten Sie an meine Stelle —

**Philokrates.** Nein, Madame, ich gehorche Ihrem Befehle, ohne mich selbst zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde.

**Antiphila.** Die Götter wissen es, wie gern immer unser Dach den Fremdling, den Schutzlosen aufgenommen! Ganz Ephesus nannte Kassandern den Gastfreien. — Aber wer fordert in einem Grabmale das Gastrecht?

**Philokrates.** Kassander? — Wen nennen Sie da, Madame?

**Antiphila.** Wen sonst als ihn?

**Philokrates.** Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Kassandern, des Metrophanes Sohn?

**Antiphila.** Des Metrophanes Sohn.

**Philokrates.** Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

**Antiphila.** Den Phylarchen.

**Philokrates.** Den Phylarchen? den großmüthigen bei allen Bedürfnissen des Staats sich selbst erbietenden Liturgen?

**Antiphila.** Ihn! eben ihn!

**Philokrates.** Und dieser Kassander ist todt? Und dieser Kassander war Ihr Gemahl?

**Antiphila.** Und Sie haben ihn gekannt?

**Philokrates.** Ob ich ihn gekannt habe, diesen tapfersten, edelsten, besten aller Männer von Ephesus?

**Antiphila.** Besten aller Männer! Dies war er! — war er! (Indem sie sich wendet und mit gerungenen Händen nach den Särgen geht.)

**Philokrates** (der ihr folgen will). Ob ich ihn gekannt?

**Mysis** (ihn zurückhaltend). Ein Wort, Herr Hauptmann! —

**Philokrates.** Was willst Du, Mysis?

**Mysis.** Im Vertrauen, Herr Hauptmann — Sie können doch lesen?

**Philokrates.** Warum nicht?

**Mysis.** Geschriebenes und in Stein Gehauenes?

**Philokrates.** Beides.

**Mysis.** Und haben ein gut Gedächtniß, Herr Hauptmann?

**Philokrates.** So ziemlich. Aber mach ein Ende! was willst Du?

**Mysis.** Nun, so wette ich, daß Sie unsern Todten nicht gekannt haben —

**Philokrates.** Aber Du hörst es ja —

**Mysis.** Sondern daß Sie bei dem Scheine Ihrer Fackel das Epitaph draußen über dem Eingange gelesen haben.

**Philokrates.** Verleumderin! — Aber, liebe Mysis, wette, was Du willst; Du sollst Alles gewinnen: nur sei mir nicht zuwider — unterstütze mich —

**Mysis.** Nur frisch! das Eisen glüht; folgen Sie ihr —

**Philokrates** (der ihr in der Vertiefung nachgehet). Ob ich Kassandern gekannt? Wir thaten zusammen unsern ersten Feldzug. In so feurigen Jahren knüpft gemeinschaftliche Gefahr die zärtlichsten Freundschaften. Die unsere ward durch meinen Aufenthalt an dem persischen Hofe unterbrochen. Darauf entstand dieser Krieg mit den Kolophoniern. Ich mußte zu meinem Phalanx, ohne Kassandern vorher umarmen zu dürfen. Und indeß — indeß hat ihn die grausame Parze abgefordert! O ich Unglücklicher! — Doch mein Schmerz, Madame, hat kein Recht, sich neben dem Ihrigen zu äußern.

**Antiphila** (sich langsam mit Empfindung gegen ihn wendend). Ach! Sie waren sein Freund! — Ich kenne die Rechte der Freund-

schaft sowie die Rechte der Liebe. Liebe ist nichts als die innigste Gattung der Freundschaft. Welcher Empfindung könnte sich die Freundschaft vor den Augen der Liebe zu schämen haben? — Nein, mein Herr, ersticken Sie nichts, bergen Sie nichts, was Ihrem Herzen so rühmlich ist: nicht diese Thräne (indem Philokrates die Hand vor die Augen führt und das Gesicht von ihr abwendet), die Sie dem Andenken eines Mannes opfern, der uns Beiden so werth war!

**Mysis.** O, liebste Frau, nun dulden Sie den Herrn ja nicht länger! Seine Betrübniß würde der Ihrigen nur mehr Nahrung geben! Wir brauchen Niemand, der uns noch wehmüthiger macht, als wir schon sind.

**Philokrates.** Woran erinnerst Du Deine Gebieterin? — Doch ich kann Dir nicht Unrecht geben. — Ich gehe —

**Antiphila.** Ach, mein Herr, entziehen Sie mir den Freund des Geliebten meiner Seele nicht so schnell! — Diesem geht nichts an, was ich dem Unbekannten sagte. — Er war Ihr Freund! Sie allein können meinen Verlust schätzen wie ich allein den Ihrigen.

## Achter Auftritt.

Dromo (mit einigen Stücken von dem Befohlenen). Antiphila. Philokrates. Mysis.

**Dromo.** Hier bin ich, Herr Hauptmann. Das Andre ist droben vor dem Eingange, wo ich es niedersetzen lassen. Komm, Mysis, hilf mir es herunterbringen!

**Mysis.** Nicht so schnell, Herr Landsknecht! Es streitet sich noch, ob Ihr werdet Quartier hier machen dürfen.

**Philokrates.** O Dromo, welche Entdeckung habe ich gemacht! — der Entseelte, der hier ruhet, den diese Göttliche beweinet — war mein Freund, der erste Freund meiner Jugend.

**Dromo.** Was plaudert denn Die also? — So ein Freund wird uns doch nicht die Thüre weisen? — Komm, komm, laß Dich die Mühe nicht verdrießen! (Er zieht sie mit fort, und nach und nach bringen sie das Befohlene herunter und in Ordnung.)

**Philokrates.** O Sie, noch kürzlich die Wonne meines Freundes! O Schönste, Beste — wie kann ich die Freundin meines Freundes anders nennen als meine Freundin! — Wenn und wo ich auch seinen Tod vernommen hätte, würde er mir das Herz durchbohrt haben. Aber hier, aber itzt — da ich es sehe, mit diesen unglücklichen Augen es selbst sehe, wie viel er verloren, in Ihnen verloren —

**Antiphila.** Wenigstens zu verlieren geglaubt. Denn seine Liebe zu mir war so groß, so unsäglich —

**Philokrates.** Nicht größer, nicht unsäglicher als Ihr Werth! — In welcher Verzweiflung muß er gestorben sein! Ich durfte sicher sein Herz nach dem meinigen beurtheilen. Was ich empfinde, daß in meinem vorgehen würde, das ging Alles in seinem vor. Das Licht des Tages verlassen, ist schmerzlich; schmerzlich ist es, sich vielleicht selbst verlassen müssen, aufhören, sich zu fühlen, sich sagen zu können: Das bist Du! das gilt Dir! — Aber was ist Alles das gegen den Schmerz, ein Wesen zu verlassen, das wir mehr als das Licht des Tages, mehr als uns selbst lieben? —[1]) Doch welche Reden, die ich führe! Ist das[2]) die Zusprache, die Sie, Schönste,[3]) von mir erwarten? Ich sollte Oel in Ihre Wunden gießen, und reiße[4]) sie von Neuem auf — Ich Unbesonnener!

**Antiphila.** Nein, mein Herr, nein! — Solche Wunden weigern[5]) sich aller Linderung.[6]) Nur in ihnen wühlen, ist Wollust.

**Philokrates.** Allerdings, allerdings![7]) — Doch mir verbieten Geschlecht und Stand und Bestimmung, solchen wollüstigen Schmerzen nachzuhängen. Allen ziemt nicht Alles. Dem Mann, dem Krieger ist eine Thräne vergönnt, aber kein Strom von Thränen, der unverkleinerlich nur aus so schönen Augen über so zärtliche Wangen rollt.[8]) — Wo denkt er hin, der Soldat, der sich durch Bejammerung eines verstorbenen Freundes weichherzig macht? Er soll gefaßt sein, jeden Augenblick ihm zu folgen; er soll gefaßt sein, dem Tode unter allen Gestalten, auch den gräßlichsten, entgegenzugehen, und er weinet ob der sanftesten dieser Gestalten, die seinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? — Nicht der Tod, sondern der Tod mit Unehre ist das Einzige, was ihm schrecklich sein soll. Dort durfte es mich schaudern, bei den schimpflichen Pfählen, an welchen die unglücklichen Kolophonier hangen.[9]) — — — — — — — — — — — —

---

1) Das Folgende bis zu Ende findet sich auf einem Blatt unter den Breslauer Papieren mit den hier angemerkten Varianten. — 2) was für Reden? Ist dies — 3) Theuerste — 4) regte — 5) verweigern — 6) Linderungen — 7) Das mag wohl sein — 8) Nun mir (? nunmehr) aber so wollüstigen Schmerzen nachzuhängen, verbietet mir mein Geschlecht, mein Stand, meine Bestimmung. Thränen rollen aus einem schönen Auge (das Folgende unleserlich). — 9) Hier folgt noch: „Auch ist mir nie ein Posten so unausstehlich gewesen." — A. d. H.

## 6.

# Der Leichtgläubige.

Auch dieser Entwurf ist, wie der vorige und wahrscheinlich auch Nr. 3, im Wetteifer mit F. Weiße entstanden. K. Lessing erzählt (Lessing's Leben, I. S. 68 f.): „Nun war sein ganzes Geschäft, sein ganzes Vergnügen das Theater, und Herr Weiße hatte nicht eher vor ihm Ruhe, als bis er eine zweite [nach der Matrone von Ephesus; vgl. die vorige Nummer] Theaterarbeit unternahm, nämlich sein Lustspiel Der Leichtgläubige. Lessing, dem er es in der Handschrift mittheilte, schrieb mit Bleistift seine Bemerkungen dazu, welches Manuscript Herr Weiße noch in seinem Pulte verwahrt." Aehnlich erzählt Weiße (Selbstbiographie, S. 14): „Er [Weiße] verfertigte aber auch ein großes Stück in fünf Aufzügen, den Leichtgläubigen, das ebenfalls mit Zufriedenheit des genügsamen Publicums gespielt ward. Lessing kritisirte es ihm und warf ihm hauptsächlich vor, daß es eine Pièce à tiroir (Schubkastenstück)[1]) sei, oder bloße Situationen eines Leichtgläubigen darstelle, aber keine recht gut angelegte Fabel durchführe und ebensowohl noch durch zehn und mehr Handlungen fortgesetzt werden könne. Bei dem Wetteifer, der zwischen beiden Freunden stattfand, nahm sich Lessing sogleich vor, auch einen Leichtgläubigen zu entwerfen. Dazu nahm er die Idee von dem Horner aus Wycherley's „Country Wife", hat aber diesen Plan niemals ausgeführt. Indessen bewog dieses seinen Freund, der ihn in Allem für seinen Meister erkannte, daß er seinen Leichtgläubigen nach einigen Jahren vom Theater zurücknahm. Er hat ihn auch nach Lessing's Stricturen,

1) Vgl. Lessing's Werke, Th. VII. S. 485 uns. Ausgabe.

womit er denselben in seinem Pulte hinterläßt, der Mühe einer neuen Bearbeitung nicht werth geachtet." [1]) Aber Lessing nahm aus dem genannten Wycherley'schen Stücke nur einen Charakter, gleichsam nur eine Episode heraus, und zwar nicht den des Horner, sondern den des Sparkish. „Der Lessing'sche Entwurf", sagt Danzel, I. S. 161, „zeigt ebenso viel französische Dürftigkeit wie das Stück des Wycherley englische Ueberladung; überdies wird ein Marivaux'sches Bedientenpaar, Johann und die beliebte Lisette, eingeführt, in deren Händen die ganze Intrigue ruht; der Umstand, daß die junge Wittwe durch ein Testament gebunden ist, scheint dem „Legs" des Marivaux entlehnt zu sein; endlich wird hier mit dieser ganzen falschen Freundschaft des Courtal gegen den Woldemar in dem Verhältniß zu der jungen Wittwe nur eine Variation von dem Erstlingsstücke „Damon" aufgespielt."

---

## Der Leichtgläubige.

### Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. [2])

Personen: Woldemar, der Leichtgläubige. Siehe den Charakter des Sparkish in The Country Wife, p. 5, p. 11—15, p. 23—25, 25—28, p. 31, p. 33—36, p. 46, p. 53. Courtal, sein ergebener [3]) Freund; der Charakter des Harcourt in der eng-

---

1) Vgl. Eckhof's Brief an Weiße, Hamburg, den 31. Juli 1756 (Weiße, Selbstbiographie, S. 38 f.): „Der Hr. M. Lessing ist mit dem Hrn. Winkler bereits von hier nach Holland abgereiset. Er hat mir versprochen, von dort aus an mich zu schreiben. Ob er sein Versprechen halten wird, werde ich sehen. Der Koffer, worein er Ihre Stücke gepackt hatte, kam erst acht Tage vor seiner Abreise hier an. — Den Bekehrten Ehemann und den Leichtgläubigen [beide Stücke von Weiße] hat er mitgenommen, um sie noch durchzusehen. In dem ersten scheint mir die Tour ein Wenig zu einfach, und in dem andern zu viel Provinciales. Ich habe Hrn. Lessing meine Meinung darüber weitläuftig gesagt." Die Beschäftigung mit dem Weiße'schen Stücke wurde für Lessing die Veranlassung, sein eignes Stück wieder vorzusuchen, und so entstand den 25. September 1756 gleich nach seiner Zurückkunft nach Leipzig der Auszug aus seinem Original, Wycherley's „Country Wife", den wir später mittheilen. — A. d. H.

2) Zuerst gedruckt in: Th. W. Danzel, „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke". I. S. 520 f. — A. d. H.

3) ? vorgegebener. — A. d. H.

lischen Komödie.[1]) Eine junge Wittwe, die Versprochene des Leichtgläubigen. Charakter der Alithea. Lisette. Johann, Bedienter des Woldemar. Die Scene auf dem Landgute der Wittwe, nicht weit von der Stadt.

Act I. Sc. I. Die junge Wittwe. Lisette. Sie erwartet den Woldemar. Heute soll ihre Verbindung mit ihm zu Stande kommen. Sie bekennt, daß sie eben nicht die größte Liebe gegen ihn hege; sie würde lieber den Bewerbungen des Courtal's Gehör gegeben haben, wenn sie anders eine gewisse Erbschaft, ohne die Verbindung mit ihm einzugehen, antreten könnte. Sie macht seinen Charakter, in welchem sie an der Seite seines Herzens viel Gutes entdeckt. — Sc. II. Johann und die Vorigen. Johann kömmt voran und meldet seinen Herrn, welcher zugleich einen guten Freund mitbringe, den er die Ehre haben wolle, ihr vorzustellen. Die junge Wittwe geht ab, sie zu empfangen. — Sc. III. Lisette. Johann. Nunmehr sagt Johann, daß dieser gute Freund Courtal sei, der in wenig Tagen das ganze Herz seines Herrn zu gewinnen gewußt habe. Er macht von dieser geschwinden Freundschaft eine lächerliche Beschreibung und fährt fort: „Das war bei Alledem kein Wunder; denn mein Herr ist ein guter leichtgläubiger Narr. Aber nunmehr, Lisette, kömmt das rechte Wunder! Courtal hat auch mich zu gewinnen gewußt.

„Lisette. Das heißt, er hat Dich bestochen.

„Johann. Pfui! Bin ich ein Mensch, den man bestechen

---

1) Danzel, I. S. 161: „Bekanntlich haben die englischen Dichter der spätern Periode die Manier, den Charakter ihrer Personen durch den Namen derselben andeuten zu wollen oder das Individuum mit seinem Appellativum zu benennen, und zwar nicht auf humoristische Weise, wie Shakespeare in seiner „Doll Tearsheet", sondern mit tödtender Ernsthaftigkeit, indem z. B. im „Kaufmann von London" der redliche und wohlmeinende Principal des Barnwell, Mr. Thorowgood (Herr Kreuzbrav) heißt, was denn im Lessing noch in dem Herrn von Modisch, Herrn von Gutherz des Lustspiels „Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck" nachgeahmt worden ist. Daß diese Gewohnheit, vermöge deren die poetischen Gestalten zu Apothekerbüchsen werden, deren jede ihre Etiquette trägt, und der Leser sich sogleich desorientirt fühlen muß, sobald der Dichter aus irgend einer von ihnen etwas einzuschenken versucht, was nicht darauf geschrieben steht, Lessingen bald als geistlos erschienen sein werde, ließ sich erwarten, aber er hat auch hieraus Vortheil zu ziehen gewußt: er behält nämlich die englischen Namen der Art bisweilen bei, wodurch er, da diese auch von Denjenigen, welche sie verstehen, in deutschen Schriften niemals vollkommen als Appellativa aufgefaßt werden werden, eine Anzahl von Eigennamen gewinnt, die wie Zunamen klingen und doch nicht an diesen oder jenen Herrn Müller oder Meier aus unserer Bekanntschaft erinnern. So steht hier Courtal (Court-all), im „Misogynen" Wumshäter, im „Guten Mann" Triffel (trifle)" [und in der „Sara" Waitwell]. — A. d. H.

kann? Bestechen! Nicht durch Geld, sondern durch wichtige Gründe der Vernunft, durch gültige Ueberführungen seiner mehr als güldenen Beredsamkeit hat er sich meines Herzens versichert; indem er mir nämlich zu überlegen gab, daß der Dienst bei einem Leichtgläubigen weit gefährlicher sei, als er dann und wann vortheilhaft sein könne. Denn für einmal, da er sich nicht betrogen zu sein glauben würde, wenn er es wirklich wäre, würde er es zehnmal zu sein glauben, wenn er es nicht wäre." — Kurz, er giebt der Lisette zu verstehen, daß er nur so lange in Woldemar's Diensten sein werde, als er dem Courtal nützlich sein könne, und ladet sie auf eine feine Weise ein, ihre Bemühungen mit den seinigen zu verbinden, daß die Wittwe dem Letztern zu Theil werde.[1]) Sie ist es zufrieden, worauf sie sich wegbegeben, weil sie die Herrschaft kommen sehen. — Sc. IV. Woldemar. Courtal. Die junge Wittwe. Siehe zum Theil die Scene p. 12,[2]) welche aber dahin geändert werden muß, daß Courtal durchaus nicht zugestehen will, daß ihn die junge Wittwe bereits kenne. Er will ihr von dem Woldemar als eine durchaus unbekannte Person vorgestellt sein, und sie mag sagen, was sie will, er glaubt es doch nicht, daß sie ihn bereits gesehen. Er läßt sie endlich unter einem schicklichen Vorwande allein, damit sie, wie er glaubt, näher bekannt werden sollen. — Sc. V. Courtal und die junge Wittwe. Nunmehr gesteht er ihr seine List (zum Theil die Scene p. 13).[3]) Er erklärt seine Liebe, und sie ertheilt ihm abschlägliche Antwort. — Sc. VI. Woldemar kömmt wieder. Siehe die Scene p. 14,[4]) welche aber so schließen muß, daß die Wittwe voller Verdruß über die Leichtgläubigkeit des Woldemar und die Zudringlichkeit des Courtal fortgeht. Sie wollen ihr Beide nachgehen; indem aber kömmt Lisette, welche den Woldemar zurückwinkt. — Sc. VII. Lisette. Woldemar. So falsch sie bereits gegen ihn gesinnt ist, so sehr redet sie ihm doch noch nach dem Maule. Sie erzählt ihm, mit welchem inbrünstigen Verlangen ihre Gebieterin seiner Ankunft entgegengesehen, wie viel Gutes sie von ihm gesprochen, was für Lobsprüche sie selbst ihm bei Gelegenheit ertheilt. Und Woldemar ist ein so guter Narr, daß er ihr bei jedem kleinen Umstande, der ihm schmeichelt, ein neues Geschenke macht, bis er ihr endlich nichts mehr zu schenken hat, worauf sie kurz abbricht und sich ihm empfiehlt. Woldemar geht dem Courtal nach.

1) Hierher könnte aus den „Komischen Einfällen und Zügen" die 12. Scene gehören. — A. d. H.

2) In d. Ausg. von 1713 steht sie S. 152. 3) Ebd. S. 153. 4) Ebd. S. 154 f. — A. d. H.

Act II. Sc. I. Courtal. Woldemar. Courtal stellt sich untröstlich über den Zorn der Wittwe und verlangt inständig, daß er ihn wieder mit ihr aussöhnen soll. S. p. 25.[1]) — Sc. II. Die Wittwe. Courtal. Woldemar. Siehe die Scene p. 25, welche sich aber damit schließen muß, daß die Wittwe verlangt, Courtal solle sich sogleich wieder nach der Stadt begeben. Sie versichert, daß er ihr ein jedes andre Mal kein unangenehmer Gast sein werde, besonders wenn ihre Verbindung mit dem Woldemar vorbei sei und er alle Hoffnung auf ihre Liebe verloren habe. Hiermit geht sie wieder ab, nachdem Courtal ihr zu gehorchen versprochen. — Sc. III. Woldemar. Courtal. Courtal ist zwar entschlossen, fortzugehen, hat aber den festen Vorsatz, bei der ersten Gelegenheit wiederzukommen. Er nimmt also von dem Woldemar Abschied und wünscht ihm alles Glück. Woldemar ist ganz gerührt und beklagt den ehrlichen Courtal. Ehe er ihn verläßt, bittet er ihn, ihm einen Advocaten aus der Stadt herauszuschicken, welcher die Ehestiftung machen solle. Und dieses bringt den Courtal auf einen Einfall. Er schlägt seinen Bruder vor, erinnert aber gleich voraus, daß sich Woldemar an seiner großen Aehnlichkeit mit ihm nicht stoßen solle.[2]) Woldemar ist es zufrieden und geht ab. — Sc. IV. Courtal. Johann.

---

## Zum „Leichtgläubigen“.

Charakter des Sparkish, p. 5. 6. Sein Betragen gegen seine Liebste und dessen lächerliches Vertrauen in seinen Freund Harcourt, p. 12. Daß er sie mit ihm allein läßt, damit er sehen soll, daß sie Witz habe, p. 13. Er muß zugleich ein witziger Kopf sein wollen. Sein Betragen in der Komödie, p. 23. Wenn man ihn bereden lassen, daß etwa eine neue Actrice oder das oder jenes Stück gespielt werde, so kann es einen geschickten Abgang abgeben, und er kann betrogen wiederkommen. Wie bereit er ist, seinen Nebenbuhler mit seiner Liebsten auszusöhnen, p. 25. Daß er ausdrücklich haben will, seine Liebste solle seinen Nebenbuhler zum Zeichen der Versöhnung küssen, p. 28.

---

1) A. a. O. S. 170 ff. — A. d. H.

2) Dasselbe Motiv wie bei der Verkleidung der Toinette in Molière's „Malade imaginaire“ und der Hilaria in Lessing's „Misogyn“. — A. d. H.

## 7.

# Der gute Mann.

Für die Zeitbestimmung dieses Entwurfes haben wir keinen andern Anhaltepunkt, als daß er, wie der vorige, sich an ein englisches Muster anlehnt. Auch Danzel und Düntzer setzen das Stück in diese Periode. Danzel sagt darüber (I. S. 161): „In dem Plan zum Guten Mann verweist Lessing selbst auf den „Double-dealer“ des Congreve.[1]) Hier schließt er sich freilich an die Haupthandlung des Engländers an [im Gegensatz zu der vorigen Nummer], aber er vereinfacht dieselbe auf französische Weise. Ein Herr Plyant (Triffel bei Lessing), seine zweite Frau und seine Tochter aus erster Ehe Cynthia (Flora) bilden den Mittelpunkt beider Stücke; Mellefont (Valer), ein ehrlicher Mann, der auch Gegenliebe findet, und Maskwell (Thimant), ein Intrigant, bewerben sich um die Hand des Mädchens; der Erstere trägt sie davon. So weit stimmen beide Stücke überein. Aber bei dem Engländer ist Maskwell in Allem die

1) Congreve und Wycherley (siehe die vorige Nummer) nennt er auch zusammen im 12. Stück der „Dramaturgie“ (Werke, Th. VII. S. 111): „Die englische Manier .... zerstreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der sich auf einmal übersehen läßt. So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen, so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wycherley würden uns ohne diesen Ausbau des allzu wollüstigen Wuchses unausstehlich sein. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; diese sind zum Theil bei Weitem so verworren nicht als ihre Komödien, und verschiedene haben, ohne die geringste Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu sagen wüßte.“ — Nach demselben Lustspiele von Congreve ist auch die folgende Nummer entworfen. — A. d. H.

Hauptperson, wie denn auch von ihm die Komödie den Namen hat. Maskwell läßt durch eine Lady Touchwood, eine Tante des Mellefont, mit welcher er in ehebrecherischer Vertraulichkeit lebt, und die auch Mellefont zu verführen gesucht hat, die Lady Plyant überreden, der Letztere habe es eigentlich auf sie und gar nicht auf ihre Stieftochter abgesehen, um dadurch seine Verbindung mit der Letztern zu hintertreiben; endlich wird er nach vielen andern Schurkenstreichen mit der Lady Touchwood auf der That ertappt und so entlarvt, während indessen ein Freund des Mellefont, Careleß, der Lady Plyant den Hof gemacht und sie damit beschäftigt hatte, so daß sie bei ihrem schwachen Gatten nicht ernstlich gegen Mellefont wirken konnte. Dagegen läßt Lessing gerade im Gegentheil die ganze Intrigue des Thimant darin bestehen, daß er der Frau Triffel den Hof macht, die dann sich von ihm geliebt glaubt; Lisette, das Dienstmädchen der Frau Triffel, ist auf seiner Seite; die Gegenmine der Liebenden besteht darin, daß auch hier der Frau Triffel ein Cicisbeo gegeben wird, der nun überdies den Thimant bei ihr aussticht; es ist aber eine frühere Geliebte des Thimant, Cynthia,[1]) welche denselben nicht verlieren will, als Phylander verkleidet; sie bekommt dieselben Scenen, welche im Englischen Careleß hat; Lisette, die hier freilich wider Gewohnheit die Ueberlistete ist, schließt das Stück, wie sie es begonnen hat."

---

# Der gute Mann.

In fünf Aufzügen.[2])

Herr Triffel, der gute Mann. Frau Triffel, dessen zweite Frau. Flora, dessen Tochter von der ersten Ehe. Valer,

1) Es ist ein feiner Kunstgriff von Lessing, wo er fremde Arbeiten benutzt, die Namen der Personen zu verwechseln; die Vergleichung wird dadurch ungemein erschwert und ist nur bei scharfer Aufmerksamkeit und fast nur bei schriftlicher Aufzeichnung beider Plane möglich; wir werden ihn dasselbe Verfahren auch noch bei Goldoni's „Erede fortunata" beobachten sehen. — [Anm. Danzel's.] Vgl. Nr. 26. — A. d. H.

2) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 517—519. — A. d. H.

Liebhaber der Flora. Thimant, ein zweiter Liebhaber, von ungestümem Charakter und ehemaliger Liebhaber der Cynthia, welche als eine verkleidete Mannsperson unter dem Namen Phylander's vorkömmt. Lisette, Mädchen der Frau Triffel.

Actus primus. Sc. pr. Lisette. Thimant. Thimant ist unwillig; er bereut es, dem Rathe der Lisette gefolgt zu sein, welcher darin bestanden, daß er sich erst bei der Frau Triffel beliebt machen solle, ehe er um die Tochter anhalte, weil sie Alles bei ihrem Manne vermöge. Er sagt, er habe die Kokette dadurch verführt, zu glauben, daß er mehr in sie als in ihre Stieftochter verliebt sei. Lisette versichert unterdessen, daß sie ihrer Frau seine eigentlichen Absichten deutlich genug entdeckt habe, obgleich mit einer Wendung, die ihr freilich ihre falsche Meinung nicht ganz werde benommen haben. — Sc. II. Lisette. Thimant. Frau Triffel. Sie kömmt dazu, und Lisette erinnert sie an den gethanen Vorschlag, den Herrn Thimant die Flora heirathen zu lassen, damit er desto öfterer und ungezwungener um sie, die Frau Triffel, sein könnte. Sie antwortet darauf als eine Kokette, die ihre Liebhaber gern mit Niemanden theilen möchte, und geht mit einem zweideutigen Bescheide ab. — Sc. III. Lisette. Thimant. Thimant will über die wenige Hoffnung verzweifeln, um so mehr, da er erfahren, daß Valer vielleicht noch heute das Jawort erhalten werde. Er bedauert es endlich, sich überhaupt eingelassen und seine erste Geliebte, die Cynthia, aufgegeben zu haben. Er habe sich als ein Narr zwischen zwei Stühle gesetzt und werde nun für seine Narrheit büßen. Lisette verspricht ihm, ihr Möglichstes zu thun und wenigstens seinen Nebenbuhler bei dem Herrn Triffel verhaßt zu machen, indem sie diesen bereden wolle, daß Valer in seine Frau verliebt sei. Sie schickt den Thimant fort. — Sc. IV. Lisette. Flora. Flora macht der Lisette Vorwürfe, daß sie nur immer dem Herrn Thimant bei ihr das Wort zu reden suche, und versichert sie, daß (sie) durchaus von ihm als einem Liebhaber nichts wissen wolle, und zwar aus Ursachen, die sie wohl wüßte, die sie aber itzt nicht sagen wollte. Lisette sagt, sie wolle sich gar nicht mehr in ihre Heirath mengen, und geht ab, den Herrn Triffel aufzusuchen. — Sc. V. Flora. Valer. Versicherungen der Treue von beiden Seiten. Gute Hoffnung von Seiten des Vaters und Furcht von Seiten der Stiefmutter. Valer entdeckt ihr seinen Einfall, diese auf eine Art zu beschäftigen, daß sie nur an ihre eigenen Sachen denken könne. Der verstellte Phylander nämlich

solle die Rolle mit ihr fortspielen, die er auf dem letzten Balle angefangen habe. — Sc. VI. Phylander. Flora. Valer. Man erfährt, wer dieser Phylander ist. Sie verspricht Beiden, Alles über sich zu nehmen, und hofft die Frau Triffel dadurch vollkommen nach ihrem Willen leiten zu können. Sie gehen ab, und Phylander oder Cynthia verspricht, die Frau Triffel recht ernstlich anzugreifen.

Actus secundus. Sc. pr. Triffel und die Frau Triffel. Siehe die vierte Scene des zweiten Aufzugs im Double-dealer. — Sc. II. Die Vorigen. Flora und Valer. Ebendaselbst p. 33. Herr Triffel nimmt die Flora mit weg. — Sc. III. Valer und Frau Triffel. Siehe die fünfte Scene des zweiten Acts. — Sc. IV. Phylander. Frau Triffel. Valer. Phylander, welcher dazu kömmt, hilft der Frau Triffel die Liebe des Valer's zu ihr ausreden und versichert, daß, wenn sie lieben ein Verbrechen sei, so habe sich ein ganz Andrer als Valer dieses Verbrechens schuldig gemacht. Er selbst nämlich, wobei er seine Liebeserklärung anbringt. Er sagt sachte zu dem Valer, er solle sie Beide nur allein lassen, so wolle (er) die Sache schon wieder aufs Reine bringen. — Sc. V. Phylander. Die Frau Triffel. Eine verliebte Scene, in welcher sich die Frau Triffel sehr bloßgiebt, und in der dasjenige vorkömmt, was in der fünften Scene des dritten Acts erzählt wird, p. 47. — Sc. VI. Herr Triffel. Phylander. Die Frau Triffel. Herr Triffel beklagt sich, daß seine Tochter nicht von dem Valer ablassen wollte und nur immer ihren Eid vorschütze. Die Frau Triffel giebt ihr Recht und redet ihm die Liebe des Valer's aus. Siehe die dritte Scene des vierten Acts, p. 61. Sie und Phyl. gehen ab. — Sc. VII. Herr Triffel und Lisette. Lisette schraubt ihn, daß er sich den Argwohn so leicht ausreden lassen. Sie geht mit dem Vorsatz ab, es dem Thimant zu hinterbringen, daß auch diese List nicht glücklich ausgeschlagen sei.

Actus tertius. Sc. pr. Phylander. Sie entdeckt ihre Liebe gegen den Thimant, so ungetreu Dieser auch ist. Sie zweifelt an einem glücklichen Ausgang ihrer Rolle und ist ungewiß, ob Thimant auch sie noch lieben werde, wenn er schon von der Flora abgewiesen würde. — Sc. II. Phylander. Herr Triffel. Frau Triffel. Siehe die sechste Scene des dritten Acts, p. 48. — Sc. III. Die Vorigen und ein Bedienter mit einem Briefe. Siehe die siebente Scene des dritten Acts, p. 50. — Sc. IV. Phylander. Herr Triffel. Frau Triffel. Siehe die achte Scene des dritten Acts, p. 50. —

Sc. V. Herr Triffel. Thimant. Thimant ist hitzig, weil er von Lisetten erfahren, daß nichts anschlagen wolle. Er wirft dem Triffel das niederträchtige kriechende Bezeigen gegen seine Frau auf das Bitterste vor und sagt es gerade heraus, daß er das ganze Haus beschimpfen wolle, wenn er seine Absicht nicht erreiche. — Sc. VI. Flora zu den Vorigen. Auch gegen das Frauenzimmer bezeigt er sich noch sehr aufgebracht. Flora aber giebt ihm verschiedene anzügliche Reden wegen seiner verlassenen Liebsten, die ihn vollends erbittern. Er gesteht es, daß ihn ein Korb von der Flora bei Weitem nicht so ärgern würde, wenn er nicht dadurch bei seiner ersten Geliebten zu Schanden würde. Flora geht ab. — Sc. VII. Triffel und Thimant. Nach einigen Bitterkeiten gehen sie gleichfalls aus einander.

Actus quartus. Sc. pr. Phylander und Frau Triffel. Siehe die zweite Scene des vierten Acts, p. 59. — Sc. II. Phylander. Frau Triffel. Herr Triffel. Herr Triffel kömmt, sich bei seiner Frau über das grobe Bezeigen des Thimant zu beschweren. Siehe die dritte Scene des vierten Acts, p. 61. — Sc. III. Zu ihnen Thimant. Weil Thimant kömmt, geht Herr Triffel ab, um nicht neue Grobheiten von ihm zu hören, und nimmt den Phylander mit. Thimant bleibt mit der Frau Triffel allein, der er ihre Wahrheit recht derb sagt, worauf er fortgeht. — Sc. IV. Frau Triffel. Sie ist erzürnt gegen den Thimant und will zur Stärkung den Brief des Phylander noch einmal lesen und merkt, daß sie ihn ihrem Manne gegeben hat. — Sc. V. Phylander. Frau Triffel. Sie entdeckt Phylandern diesen Irrthum, und weil sie den Herrn Triffel mit dem Briefe in der Hand kommen sehen, so gehen sie plötzlich ab. Siehe die achte Scene des vierten Acts, p. 68. — Sc. VI. Herr Triffel, der den Brief liest. Siehe die neunte Scene des vierten Acts, p. 68. — Sc. VII. Zu ihm Frau Triffel. Siehe die zehnte Scene ebendaselbst, p. 69. — Sc. VIII. Phylander. Herr Triffel. Siehe die elfte Scene daselbst, p. 70. Der Mann geht ab, die Frau zu versöhnen, Phylander einige Augenblicke danach gleichfalls.

Actus quintus. Sc. pr. Herr Triffel und Frau Triffel. Er stellt sie wieder zufrieden und entschuldigt sich, so üble Gedanken von ihr gehabt zu haben. Er bittet sie zugleich zum Beweise, daß sie ihm vergebe, um die Einwilligung zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Valer. Sie ertheilt sie, und er geht ab, wegen der Ehestiftung bei seinem Advocaten Alles in

Ordnung zu bringen. — Sc. II. Frau Triffel und Phylander. Sie lachen über die Einfalt des Mannes und vertiefen sich so weit, daß sie Phylander umarmt, indem Herr Triffel unversehens wieder zurückkömmt. — Sc. III. Herr Triffel. Frau Triffel. Phylander. Siehe die siebente (?) Scene im vierten Act, p. 67. — Sc. IV. Zu ihnen Valer und Flora. Ihre Verbindung wird bestätiget, und der Vater hat mit seiner Tochter die Scene, die Sir Paul in der dritten Scene des vierten Acts, p. 61, mit der Cynthia hat. — Sc. V. Zu ihnen Thimant und Lisette. Lisette will ihn nicht hereinlassen. Er wirft ihr vor, um wie viel Geschenke sie ihn durch eine eitle Hoffnung gebracht, und indem er dem Hause sehr bittre Wahrheiten sagt und sich glücklich schätzt, mit einer Familie nicht verwandt zu sein, wo der Vater ein Narr, die Frau eine Buhlschwester und die Tochter ohne Zweifel nichts Bessers sei, bezeigt er seine Reue, Cynthien verlassen zu haben. Phylander giebt sich zu erkennen, und das Stück schließt.

## 8.

# Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck.

In fünf Aufzügen.[1])

[1.]

Der Baron von Modisch, ein Stutzer aus der alten Zeit, zärtlich, affectirt, von seiner Person und seinem Geschlechte eingenommen. So alt er ist, so viel Sorgfalt wendet er noch auf seine Schönheit. Er würde um wie viel kein Glas Champagner über sein Gesetztes trinken, aus Furcht, daß ihm ein Blätterchen in seinem Gesichte auffahren möchte. Jede Miene ist bei ihm nach der Tabulatur, und er nimmt sich wohl in Acht, sein Gesicht durch das Lachen nicht zu verzerren. Er lacht nie als über seine eigne Einfälle oder über die Einfälle eines Frauenzimmers. (Siehe den Charakter des Lord Freth im „Double-dealer" und besonders die vierte und fünfte Scene des ersten Acts.)

Der junge Baron von Modisch, ein junger Wildfang nach der neusten Mode: frech, flatterhaft, zu allen Ausschweifungen geneigt und dabei voll von einer närrischen Meinung von sich selbst, von seiner Schönheit, seinem Witze, seiner Lebensart.

[2.]

Baron von Modisch, ein Stutzer aus der alten Zeit, zärtlich, affectirt u. s. w.

---

1) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I. S. 513 f. — A. d. H.

Der junge Baron von Modisch, dessen Sohn, ein Stutzer nach der neusten Mode, flatterhaft, frech u. s. w.

Herr von Gutherz, ein alter Freund des Barons, welchem er schon seit langer Zeit versprochen hatte, ihre Kinder mit einander zu verbinden.

Fräulein Melissa, dessen Tochter.

Dorant, Liebhaber der Melissa, ein rechtschaffener Mann u. s. w.

Heinrich, Henri, Bedienter des jungen Barons.

Lisette, Mädchen der Melissa.

## Actus primus.

Sc. I. Dorant und Lisette. Ganz früh. Der junge Baron ist des Abends vorher angekommen. Dorant will verzweifeln und schämt sich selbst, von der Liebe so weit gebracht zu sein. Er zeigt ihr den Brief der Melissa, den sie ihm des Tages vorher geschrieben, und worin sie über seine ernsthafte Gemüthsart spottet. Lisette entschuldiget Melissen. Sie müsse ihrem Vater gehorchen, obgleich dieser der gutherzigste Mann von der Welt sei. Sie hätte sich nicht weigern können, den jungen Baron wenigstens erst zu sehen, eh sie ihn ausschlüge. Sie erzählt ihm die lächerliche Ankunft des jungen Barons und seine ersten Complimente. Der Charakter des Vaters wird eingeschoben. Noch könne sie nicht sagen, ob Melissa mit dem Sohne zufrieden sei. Wenigstens sei sie sehr früh und verdrießlich aufgestanden. Sie kleide sich bereits an. Sie höre sie kommen. Dorant begiebt sich weg. — Sc. II. Melissa. Lisette. Lisette wundert sich, daß Melissa mit ihrem Anputze bereits fertig sei. Sie habe eben kommen und sie ankleiden wollen. „Sie sind zu simpel gekleidet für heute, gnädiges Fräulein. Haben Sie es vergessen, was Sie für eine Eroberung an diesem Tage zu machen haben? Oder glauben Sie sie schon gestern Abends gemacht zu haben?" — Melissa will in den Garten gehen, den schönen Morgen zu genießen und ihren Gedanken nachzuhängen. — — Was für Gedanken? — Wenn ein Frauenzimmer keine vor ihrer Vermählung haben will, so weiß ich nicht, wann sie welche haben soll. Lisette will sie wegen des Barons ausforschen, aber Melissa bleibt unergründlich. — Sc. III. Der junge Baron. Melissa. Lisette. Der Baron kömmt auf Melissen zugesprungen: „So früh, schönstes Fräulein?" Sobald er ihr aber in das Gesicht sehen kann und

ihre ernsthafte Miene gewahr wird, springt er zurück. Er glaubt, sie nehme es übel, daß er sie zu einer Zeit überrasche, da sie an ihre Schönheit vor dem Nachttische noch nicht die letzte Hand geleget. Er bittet tausendmal um Vergebung und versichert sie, deswegen keinen nachtheiligen Eindruck zu befürchten. Sie geht verdrießlich ab. — Sc. IV. Der junge Baron. Lisette. Er will auf einem ziemlich freien Fuß mit ihr conversiren. Das deutsche Frauenzimmer von Stande sei noch viel zu gezwungen, und ein Galanthomme könne kaum bei einem Kammermädchen **à son aise** sein.

## 9.

# Die beiderseitige Ueberredung.

Ein Schäferspiel.[1])

## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

Thestylis. Sylvia.

Sie begegnen sich Beide sehr früh. Thestylis ist von ihrem Liebhaber bestellt, und Sylvien lockt die Schönheit der Natur so früh heraus. Jene fängt an, die Liebe zu preisen, und Diese die Sprödigkeit. Es gelingt Beiden, daß die Eine die Andre überredet. Die verliebte Thestylis wird geneigt, spröde zu werden, und die spröde Sylvie wird geneigt, zu lieben. Sylvie verläßt ihre Gespielin nachdenkend.

### Zweiter Auftritt.

Thestylis (allein).

Sie bestärkt sich in ihrem Vorsatze, spröde zu sein. Sie macht sich mancherlei Einbildungen, durch eine allzu offenherzige Liebe ihrem Schäfer, dem Damon, Anlaß zur Kaltsinnigkeit gegeben zu haben. Sein itziges Verweilen selbst bringt sie auf den Verdacht, daß er sie nicht mehr so feurig liebe als anfangs, da er ihre Zuneigung noch nicht kannte.

---

1) Zuerst gedruckt in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken, Bd. II. S. 450—452. — A. d. H.

### Dritter Auftritt.

Thestylis. Damon.

Er kömmt. „Bist Du schon da, liebste Schäferin?“ „Ja,“ sagt Thestylis, „aber nicht für Dich.“ Sie thut auf einmal so unbekannt, daß Damon erstaunt. Endlich glaubt er, sie scherze, um ihn für das Verzögern zu strafen, wovon er so gut als möglich Ursachen angiebt. Sie wird spöttisch und geht fort. Damon ihr nach, sie zu besänftigen.

### Erster Zwischenraum.

Der Tanz eines Satyrs, welcher dem abgehenden Paare spöttische Mienen nachmacht, als ob er sich über ihren Zwist erfreute.

## Zweiter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Sylvia.

---

## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

Thestylis. Sylvia.

**Thestylis.** Wie, Sylvia, so früh?
**Sylvia.** Wie, Thestylis? Auch Du
Verschmähst für jungen Thau die süße Morgenruh?
**Thestylis.** Wann uns die Liebe weckt, so ist kein Schlaf so süße,
Der nicht auf ihr Gebot die Augen fliehen müsse.
Wahr ist's, daß auch der Schlaf durch manchen Traum erfreut,
Doch lieber als der Traum ist mir die Wirklichkeit.
Ich eilte, meinen Freund an diesem Quell zu treffen.
Er hat mich her bestellt und wird mich doch nicht äffen?
In seinem Arme sei der junge Tag verscherzt!
Wer weiß, wie bald ihn uns ein Ungewitter schwärzt.
Dann jagt uns Sturm und Blitz in die betrübten Hütten,
Wo Lieb' und Lachen fehlt, von Müttern nicht gelitten.

Allein was treibt denn Dich so zeitig auf die Flur?
Gewiß die Liebe nicht.
**Sylvia.** Die Schönheit der Natur.
**Thestylis.** Ja, ja, sie ist sehr schön. Allein man sieht sie immer,
Und was man immer sieht, verlieret seinen Schimmer.
**Sylvia.** Du bist sehr ungerecht, doch wie Verliebte sind:
Sie macht ihr Gegenstand für alles Andre blind.
Ach, welche Thorheit ist's, sein Herz der Lieb' ergeben
Und, Allem abgelebt, für sie allein nur leben!
Euch lacht und lebt kein Lenz; Euch glüht kein Morgenroth;
Für Euch sind Flur und Wald und Thal und Echo todt;
Euch streut ein dichter Baum umsonst die kühlen Schatten.[1])

---

1) Dieser Vers ist in der Handschrift ausgestrichen. — A. d. H.

# II.

# Publicistische Thätigkeit.

Berlin. (Wittenberg.)

## 1749—1755.

---



---

## Vorbemerkung.

Hatte sich Lessing in Leipzig gar so weit mit dem Theater eingelassen, daß er, wie sein Bruder erzählt, die Schauspielerkunst mit einem Eifer studirte, als wenn ein Lehrstuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden sollte; daß er von tüchtigen Schauspielern über ihre Rollen zu Rathe gezogen wurde; daß er es nicht für klein hielt, von ihnen zu lernen, was man aus keinem Buche lernt und doch wissen muß, wenn man von der Aufführung eines Stücks richtig urtheilen will; daß er früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen war; daß er, wenigstens in seinen eignen Stücken, selbst mitzuspielen Lust bekam und Einige sogar behaupten wollten, er habe kurz vor seiner Abreise nach Hause (Anfang 1748) mit einem andern Bekannten auf das Hamburgische Theater, zu Schönemann, gehen wollen —: so änderte sich dies Alles, als er nach Berlin kam. Zwar so bald würde er Leipzig gar nicht verlassen haben, hätte nicht der Ruin der Neuber'schen Gesellschaft, verbunden mit der Uebersiedelung seines Freundes Mylius nach der preußischen Hauptstadt, ihm Leipzig verleidet und Berlin wünschenswerth gemacht. Die schriftstellerische Erwerbsthätigkeit, die er hier, um zu existiren, zu entwickeln genöthigt war, zwang ihn, seine wissenschaftlichen Studien wieder vorzusuchen; der Umgang mit ernsten und gesetzten Freunden wie Nicolai und Moses Mendelssohn hielt ihn von dem immer auch kostspieligen und zeitraubenden Verkehr mit den Jüngern und Jüngerinnen Thaliens ab und brachte ihm Geschmack an der Philosophie, also auch an der ästhetischen Speculation über Dramatik bei, und so wurde er denn hier in Berlin vorzugsweise ein dramatischer Theoretiker und redigirte, resp. verfaßte neben den mannichfachen Recensionen

und Aufsätzen in der Vossischen Zeitung, zuerst mit Mylius zusammen, dann allein periodische dramaturgische Schriften. Ehe er aber diese publicistische Thätigkeit begann, und nachdem er sie geendigt hatte, bethätigte er noch den ihm vorschwebenden dramatischen Lebensberuf durch den „Freigeist, verfertiget im Jahre 1749“, und durch „Miß Sara Sampson“ 1755. Und während wieder der Freigeist, abgesehen von seiner Tendenz, die Lessingen ganz eigenthümlich ist, in den meisten Partien ganz nach französischem Zuschnitt zurechtgemacht ist, merkt man schon dem Titel des zweiten Stückes die englische Schule an, die für ihn und durch ihn für die ganze deutsche Literatur die unmittelbare Vorgängerin des deutschen Drama's wurde. Diesen Uebergang von dem französischen zum englischen und von diesem zum nationalen Drama, den wir in seinen beiden ersten Stadien schon in seiner ersten Leipziger Periode wahrnahmen, macht Lessing hier in dem französisch gebildeten Berlin zum zweiten Male durch, aber hier schon mit noch mehr ausgesprochener Präponderanz des englischen Geschmacks. Er übersetzt, um eines äußern Zweckes (vielleicht gar einer dramaturgischen Anstellung in Paris?) willen, Crébillon's „Catilina“ (Nr. 15), daneben aber auch zwei Stücke von Thomson (Nr. 16 und 17). Er schreibt ein Fragment sogar in französischer Sprache nieder (Nr. 19) und übersetzt es erst später in das Deutsche; aber er macht eine Reihe von Entwürfen nach ausgeprägt englischem Muster (Nr. 20 bis 22), wenn wir auch die Originale nicht mehr nachweisen können. Und wenn wir in Betreff des Charakters des „Freigeistes“ (Nr. 10) hinweisen dürfen auf ein gleichnamiges Stück von Otway, sowie auf ein gleichfalls in englischem Stile gehaltenes von v. Brawe, so tritt im „Henzi“ (Nr. 11), wie schon Danzel richtig erkannt hat, das überwältigende dramatische Genie Shakespeare's an unsern Dichter heran. Denn Henzi sollte ein römischer Brutus im modernen Gewande, ja, setzen wir hinzu, im französischen Gewande (wenigstens in Betreff der Versart und der drei Aristotelischen Einheiten), aber im Shakespeare'schen Geiste werden, ohne Liebesintrigue. Noch zwei andere Entwürfe dieses Zeitraums zeigen uns, wie es Lessing verstand, antike Stoffe den modernen Anschauungen gemäß zu behandeln, ja sie geradezu zu modernisiren. Denn der ältere Brutus (Nr. 12) muß im folgenden Zeitraum einem jüngeren Befreier Rom's, dem Virginius (Nr. 28) weichen und dieser bekanntlich in einem noch späteren Zeitraum dem Odoardo Galotti. Ebenso sollte in Massa-

niello (Nr. 24) das Süjet des „Rasenden Hercules" modernisirt werden. Neben dem „Freigeist" und dem „Henzi" ist auch „Tarantula" (Nr. 14) der unmittelbaren Gegenwart entnommen. Wie aber Lessing in seinen periodischen Schriften, in den „Beiträgen" und der „Theatralischen Bibliothek" auch auf das Theater der Alten zurückging und unter Andern in den „Beiträgen" einen vortrefflichen Aufsatz über Plautus lieferte, sammt einer Uebersetzung der „Gefangnen", so blieb er auch praktisch dem alten Freunde seiner Schulzeit treu. „Weiber sind Weiber" (Nr. 13) und „Justin" (Nr. 18) sind Nachahmungen Desselben. Mit Mylius trieb er auch zugleich Spanisch, und auch dieses Studium mußte dazu dienen, seinen dramatischen Gesichtskreis zu erweitern. Er gab in der „Theatralischen Bibliothek" einen Auszug aus einer spanischen, freilich nach französischem Muster verfertigten „Virginia" (Nr. 28) und fing an, Calderon's „Leben ein Traum" (Nr. 23) zu übersetzen. Andere Früchte seiner spanischen Studien wird unsere Ausgabe, und zwar zuerst, in der folgenden Periode bringen. — Im Ganzen aber charakterisirt sich die erste Berliner Periode als die Periode der theoretischen Vertiefung.

10.

# Der Freigeist.

In Betreff der Stellung, welche dieses Stück in Lessing's äußeren Verhältnissen sowohl als in seinem innern Entwicklungsgange einnimmt, verweisen wir auf die Vorbemerkungen S. 339 und 420. Nach welchem Vorbild er gearbeitet hat, sagt uns Lessing selbst in der „Theatralischen Bibliothek" (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 802 —808). Er giebt hier den Inhalt eines Stückes von de l'Isle an: „Les caprices du coeur et de l'esprit, in 3 Aufzügen..... zum ersten Male aufgeführt den 25. Junius 1739", und setzt in einer Anmerkung hinzu: „Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freigeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabei sollte genutzt haben. Ich will mich also ganz in der Stille verwundern, in der Hoffnung, daß sie mir wenigstens, eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugestehen werden." „Und in der That", bemerkt Danzel (I. S. 159), „giebt sich hierbei eine Eigenthümlichkeit kund, welche Lessing von allen seinen Vorgängern unterscheidet. In dem Stücke des de l'Isle haben wir zwei verlobte Paare, die sich aber übers Kreuz lieben, weil man die gleichartigen Gemüther verbinden wollte, da doch nur ungleichnamige Pole einander anziehen. Lessing faßte die Sache tiefer; er begnügte sich nicht mit einem bloßen Gegensatz der Temperamente, sondern er legte den betheiligten Personen eine entgegengesetzte Denkart in den wichtigsten Dingen unter, er machte den Milden und Ernstgesinnten zum Prediger, den Sanguiniker zum Freigeist und fand dadurch zugleich für die Bedienten derselben im Anschluß an Holberg einen bestimmten Charakter heraus, in welchem die Tendenzen ihrer Herren parodirt wurden, und dadurch machte er sein Stück zu einer Meinungsäußerung über diese Dinge selbst." Ueber Lessing's

Verhältniß zu de l'Isle vgl. man noch Werke, Th. VII. S. 133, denn die beiden dort erwähnten Stücke „Timon" und „Der Falke" sind von diesem Dramatiker; siehe Th. XI. 1. Abth. S. 798, Anm. Ueber die oben erwähnte Nachahmung des dänischen Lustspieldichters Holberg von Seiten Lessing's äußert sich Danzel, I. S. 154: „In Johann, dem Bedienten des Freigeistes, sind zwei Holberg'sche Charaktere contaminirt, erstlich, wegen seines eitlen Franzosensinnes, weil er in Paris gewesen, der Jean de France, und alsdann wegen seiner Freigeisterei, die als eine französische Untugend ganz hieher gehörte, und insofern sie auf die lächerlichste Weise zu Schanden wird, Leander in den „Irrthümern", und auch der Gegensatz zum freigeistischen Johann, der dumme Martin, hat sein Vorbild bei Holberg: in einem Entwurf zum „Freigeist" unter den Breslauer Papieren ist die Hauptscene des Johann, wo er traurig persiflirt wird, gleich im Voraus ausgearbeitet. Allein wenn wir von diesen Einzelheiten absehen, wird sich das Verhältniß Holberg's zu Lessing in ähnlicher Weise herausstellen wie das des Plautus zu Demselben. Lessing mag sich auch an diesem Dichter erfrischt und zu einer unbefangeneren und drastischeren Auffassung des Lebens erkräftigt haben, aber sein Lustspiel ist an und für sich ein andres als das Holberg'sche, welches, so vortrefflich es in seiner Art ist, doch ganz entschieden zur Posse hinneigt; die Verschiedenheit läßt sich am Besten in dem zuletzt angeführten Beispiel einer materiellen Entlehnung von Seiten Lessing's demonstriren: er hat hier den Bedienten beigelegt, was in den Holberg'schen Stücken die Narrheit der Hauptpersonen ausmacht." Zu der Rolle des franzosenfreundlichen Bedienten Johann ist übrigens noch zu vergleichen in Wycherley's „Gentleman Dancing-Master" die Rolle des Mr. Parris or Monsieur de Parris. London 1713, S. 244 (über Wycherley siehe Nr. 6 und 7). Ueber Holberg's sonstigen Einfluß auf die deutsche Literatur und auf Lessing vgl. noch Danzel, I. S. 134. 153. Den 18. October 1749 kündigte ein Artikel in der „Jenaischen gelehrten Zeitung" (ohne Zweifel von Lessing's Freunde Naumann, der diese Zeitung damals schrieb, und dem Lessing vielleicht selbst von seinem Vorhaben brieflich Nachricht gegeben hatte) Folgendes an: „Berlin. Man erwartet hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehestens die Presse verlassen und den sinnreichen Herrn Lessing aus Camenz in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darin folgende Stücken, deren Aufschriften die Neugier reizen, antreffen: 1) Den jungen Gelehrten, 2) Die alte Jungfer, 3) Die Stärke der Einbil-

bung,[1]) 4) Weiber sind Weiber, in 5 Aufzügen, 5) Der Jude, in einem Aufzuge, 6) Der Freigeist, in 5 Aufzügen und in Versen." (Danzel, I. S. 116.) Die letzte Hand jedoch, meint Danzel ebendaselbst, wurde erst nach (soll wohl heißen: um) 1754 an das Stück gelegt. Den 3. Mai 1755 sagt Lessing bei Gelegenheit der Ankündigung des 5. und 6. Theiles seiner „Schriften" in der Vossischen Zeitung (Werke, Th. XII. S. 607): „Das große Stück im fünften Theile heißt Der Freigeist. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen sein, und es wird auf das Urtheil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag sich an dem darauf folgenden Nachspiele Der Schatz erholen." Den 12. Mai 1767 ward das Stück zu Hamburg aufgeführt, und Lessing schrieb darüber im 14. Stück der „Dramaturgie" (Werke, Th. VII. S. 119): „Man kennt ihn hier unter dem Titel des beschämten Freigeistes, weil man ihn von dem Trauerspiele des Herrn v. Brawe, das eben diese Aufschrift führt, unterscheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht sagen, daß Derjenige beschämt wird, welcher sich bessert. Adrast ist auch nicht einzig und allein der Freigeist; sondern es nehmen mehrere Personen an diesem Charakter Theil. Die eitle, unbesonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Lisidor, der spitzbübische Johann sind Alles Arten von Freigeistern, die zusammen den Titel des Stücks erfüllen müssen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorstellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen sind ohne Ausnahme wohl besetzt, und besonders spielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anstande, den dieser Charakter erfordert, um den endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adrast verkennt, und auf dem die ganze Katastrophe beruht, dagegen abstechen zu lassen." Der „Freigeist" von v. Brawe war zuerst in dem Anhang zum ersten Bande von Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften", I. S. 97 ff., gedruckt worden. Auch Otway (siehe unten die Auszüge aus Otway und Wycherley) hat ein Stück „The Atheist" geschrieben (ed. Thornton, London 1813, III. S. 109).

Der Entwurf des Freigeist wird hier zum ersten Mal vollständig nach Lessing's Handschrift in den Breslauer Papieren mitgetheilt.

---

1) Vielleicht Der Misogyn? — [Anm. Danzel's.]

# Der Freigeist.

## Personen.

Adrast, ohne Religion, aber voller tugendhafter Gesinnungen.
Theophan, so tugendhaft und edel als fromm.
Lisidor, ein alter reicher Kaufmann, ungewiß und schwankend in seinen Grundsätzen, zugleich auf des Adrast's, zugleich auf des Theophan's Seite; Beides ohne zu wissen, warum.
Juliane, Henriette, } Töchter des Lisidor's; von entgegengesetzten Charakteren. Juliane still, zärtlich und fromm; Henriette frei und oft wild, doch sonst liebenswerth.
Fr. Philane, des Lisidor's Mutter; eine alte gute christliche Frau, die Alles in einer gewissen Beziehung auf ihren nahen Tod betrachtet.
Jean de la Fleche, sonst Hans Pfeil, Bedienter des Adrast's und Affe seines Herrn.
Martin, Bedienter des Theophan's, dumm.
Lisette, Kammermädchen.

## Entwurf.

### Erster Aufzug.

#### Erster Auftritt.

Adrast und Theophan.

Theophan bietet dem Adrast seine Freundschaft an; Adrast zieht sich auf eine ziemlich frostige Art zurück. Beider Charaktere entwickeln sich. Theophan besteht auf die bevorstehende Verbindung, welche sie Freunde zu sein bewegen sollte, bietet alle seine Dienste an, welches Anerbieten Adrast für nicht aufrichtig annimmt. Theophan geht ab, weil er erfahren, daß sein Vetter angekommen.

#### Zweiter Auftritt.

Adrast (allein).

**Adrast.** Welcher Priester wäre auch kein Heuchler! Ich mag sein Freund nicht sein. Es wäre der erste rechtschaffne Mann, den ich in seinem Stande antreffe. Nur Priestern habe ich mein Unglück zu danken. Zwei davon, welches mir Schwäger sind, haben

mich ruinirt. Hassen will ich Dich, Theophan, und alle Deines Ordens. Muß ich denn überall in die Verwandtschaft der Geistlichkeit gerathen? Und habe ich nicht noch eine große Ursache, den Theophan zu hassen? Warum habe ich nicht der erste Freiwerber in diesem Hause sein können? Warum ist Juliane nicht mir zu Theil geworden? Ich liebe sie. Warum soll ich mich mit Henrietten begnügen, die ich nicht liebe?

## Dritter Auftritt.

**Adrast. Lisidor.**

„Daß doch", sagt Lisidor, „die Philosophen so gern alleine sind." Er macht ihm Schmeicheleien (?), wie man sie einem starken Geiste machen kann. Sie kommen unmerklich auf die Heirath. Lisidor freut sich, daß seine Henriette ein Frauenzimmer sei, wie er glaube, daß sie sich für den Adrast schicke: frei, witzig, ohne Sorgen. „Die Aelteste", sagt er, „ist eine geborne Priesterfrau nach dem Schlage ihrer Großmutter (welcher dabei zu gedenken), für den Theophan gemacht." Er fragt den Adrast, was er von diesem jungen Geistlichen halte. Adrast macht ein übel Bild von ihm, welches aus dem Vorurtheile wider den geistlichen Stand fließt. Lisidor giebt ihm Recht.

## Vierter Auftritt.

**Johann. Adrast. Lisidor.**

**Johann.** Ein Wort im Vertrauen, Herr Adrast!

**Adrast.** Nun, was ist's?

**Johann.** Im Vertrauen, sag' ich, im Vertrauen!

**Adrast.** O, rede laut, ich habe vor dem Herrn Lisidor nichts geheim!

Johann will nicht, und Lisidor ist deswegen so höflich, sie zu verlassen.

## Fünfter Auftritt.

**Johann. Adrast.**

**Adrast.** Nun, was ist's?

**Johann.** Herr, wir sind verloren. Und Sie verlangten, daß ich es in Gegenwart des Herrn Lisidor sagen sollte?

**Adrast.** Aber was?

**Johann.** Was Verdammtes. Sie müssen Ihre Gedanken nicht beisammen gehabt haben. Wenn ich es nun laut gesagt hätte!

(Diese Geschichte (?) kann noch etwas länger ausgedehnt werden.)

Kurz, Johann meldet ihm endlich, nach einer kurzen Bemerkung ihrer häuslichen Umstände, daß ein Schuldner aus seiner Vaterstadt ihm nachgekommen, die Bezahlung eines fälligen Wechsels von ihm zu verlangen. Er erstaunt; er will ihn aufsuchen und wo möglich zur Geduld bewegen. Johann fängt darüber an zu philosophiren, nach seiner Art ziemlich gotteslästerlich. Adrast wird ungehalten. „Man möchte es verschwören," sagt er, „ein Freigeist zu sein, wenn man sieht, daß es jeder Lumpenhund sein will!" (Gehen ab.)

## Zweiter Aufzug.

### Erster Auftritt.

**Juliane. Henriette. Lisette.**

Die Schwestern streiten über den Werth ihrer Liebsten, doch so, daß Jede den Liebhaber der Andern erhebt: die muntre Henriette den gesetzten Theophan und die stille Juliane den freien Adrast. Juliane verräth eine sinnliche Liebe zum Adrast, Henriette aber erklärt sich ziemlich gleichgültig; Juliane glaubt an dem Adrast eine beste Person und an dem Theophan ein bestes Herz zu finden.

### Zweiter Auftritt.

**Theophan und die Vorigen.**

**Henriette.** O, kommen Sie doch geschwind, Theophan! Können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Partei gegen meine Schwester habe halten müssen? — — Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit! ich habe Sie bis in Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, sondern daß Sie für meine Schwester bestimmt sind, die Ihren Werth nicht kennet. Denken Sie nur, sie behauptet, daß Sie keine so schöne Person vorstellten als Adrast! Ich weiß nicht, wie sie das behaupten kann. Ich sehe doch den Adrast mit den Augen einer Verliebten an, das ist, ich mache mir ihn noch zehnmal schöner, als er ist, und gleichwohl geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie spricht zwar, auf der Seite des Geistes hätten Sie mehr Vorzüge, aber was wissen wir Frauenzimmer denn von Geist — —

**Juliane.** Die Schwätzerin! Sie kennen sie, Theophan; glauben Sie ihr nicht!

**Theophan.** Ich ihr nicht glauben? Schönste Juliane, lassen Sie mich doch in der Vermuthung, daß Sie vortheilhaft von mir gesprochen haben! Es ist wahr, ich bin allezeit gegen meinen Körper sehr nachlässig gewesen.

Endlich meldet Theophan seinen angekommenen Vetter bei ihnen, und beide Schwestern eilen, diese angenehme Nachricht ihrer Großmutter zu bringen.

### Dritter Auftritt.

Lisette. Theophan.

Lisette macht ihm ein Compliment, daß er sich rühmen könne, beide Schwestern in sich verliebt gemacht zu haben; die eine liebe seinen Körper, die andere seinen Geist ꝛc. Sie verräth ihren Haß gegen den Adrast; sie nennt ihn einen Stolzen, welcher auf das weibliche Geschlecht mit Verachtung herabblicke, einen Mann ohne Religion und Zärtlichkeit, welcher das Frauenzimmer nur zu seinem Vergnügen erschaffen zu sein glaube. Theophan bedankt sich für ihre gute Gesinnung, entschuldigt den Adrast so weit als möglich und sagt, daß er seinem Vetter nochmals entgegengehen wolle.

### Vierter Auftritt.

Lisette

bewundert den Theophan, und weil sie die beiden Bedienten, den Martin und Jean, kommen sieht, nimmt sie sich vor, Beide zu behorchen, in Hoffnung, aus ihren Reden etwas zu erfahren.

### Fünfter Auftritt.

Jean. Martin. Lisette (in der Entfernung des Theaters).

(Siehe die schon ausgearbeitete Scene.) Jean geht beschämt weg; Martin und Lisette folgen ihm, diesen Spaß ihren Herren zu erzählen.

## Dritter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Theophan und der Vetter (Araspe).

**Der Vetter.** Was ich Ihm sage, mein lieber Vetter, Adrast ist der Mann, gegen den ich einen Wechsel zu vollziehen hieher gekommen bin. Er weiß, daß ich niemals so grausam gegen meine Gläubiger (? Schuldner) gewesen bin. Aber der Charakter des

Adrast macht, daß ich ihn aufs Aeußerste bringen will. Es ist sein Letztes, ich weiß es, und vielleicht lehrt ihn das Elend in sich selber kehren.

Theophan macht ihm Gegenvorstellungen und erhält endlich die Wechsel von ihm, damit zu schalten, wie es ihm gut dünkt.

## Zweiter Auftritt.

**Adrast. Theophan. Der Vetter.**

Adrast erstaunt, seinen Gläubiger hier zu finden. Er hört, daß es der Vetter des Theophan sei; er geräth darüber in eine bittere Wuth. Er glaubt, sie würden sich mit einander verbinden, sein Unglück zu machen, indem er noch immer die falschen Begriffe von dem Theophan als von einem boshaften Geistlichen hat. Theophan will seinen Vetter hereinführen und verspricht dem Adrast, gleich zurückzukommen. Er solle auf ihn warten.

## Dritter Auftritt.

**Adrast.**

Eine Scene voller Galle und Verzweiflung und voller Verdacht gegen den Theophan. Jean kömmt dazu, der ihn auf eine freigeistische Art tröstet, welches den Adrast erbittert.

## Vierter Auftritt.

**Theophan. Adrast.**

Theophan zeigt seine Empfindlichkeit über den niederträchtigen Verdacht des Adrast. Adrast besteht sehr bitter darauf. Theophan will ihm die Wechsel zurückgeben. Adrast hält dieses Anerbieten für einen Fallstrick. Indem sie ihm Theophan überreicht, reißt Jean ihm die Wechsel aus den Händen. „Ha! Ha! mein Herr, in wessen Händen sind sie nun?"

**Theophan.** In den Deinigen ohne Zweifel, Jean; bewahre sie anstatt Deines Herrn!

Adrast geht rasend auf den Bedienten los, nimmt ihm die Wechsel wieder ab und giebt sie zurück und jagt den Jean aus den Augen. Theophan zerreißt die Wechsel und verläßt den Adrast mit edeln Versicherungen der Freundschaft.

## Fünfter Auftritt.

**Adrast.**

**Adrast.** Er denkt mich zu beschämen oder zu gewinnen? Beides soll ihm nicht gelingen. Ich will das Aeußerste anwenden, seinen Schuldforderungen genugzuthun.

### Sechster Auftritt.

**Henriette. Adrast.**

Henriette beklagt sich auf eine edle Art über seine itzige Kaltsinnigkeit (?) und spielt so ziemlich den Freigeist mit ihm. Adrast wird darüber spöttisch, und sie verlassen einander Beide mit Verdruß.

## Vierter Aufzug.

### Erster Auftritt.

**Juliane. Henriette. Lisette.**

Henriette giebt ihren Verdruß über den Adrast zu erkennen. Juliane vertheidigt ihn. Henriette wird dadurch noch empfindlicher.

### Zweiter Auftritt.

**Adrast und die Vorigen.**

**Henriette.** Als wenn Sie gerufen wären, Adrast! Meine Schwester ist Ihre Lobrednerin. Eine Betschwester die Lobrednerin eines Freigeists! was für ein Widerspruch! Entweder Ihre Bekehrung muß nahe sein oder meiner Schwester Verführung. Ich mag in Euer Geheimniß nicht dringen, Ihr guten Leutchen. Komm, Lisette, wir wollen sie allein lassen! Adrast braucht ohne Zweifel zu seiner Fortsetzung keinen Zeugen.

**Juliane.** Lisette soll hier bleiben!

**Henriette.** Nein, sie soll nicht!

**Lisette.** Sie wissen wohl, ich gehöre heute Henrietten.

**Henriette.** Sieh Dich vor, Schwester, wenn mir Dein Theophan aufstößt, so sollst Du sehn, was geschieht! Sie dürfen nicht denken, Adrast, daß ich dieses sage, um Sie eifersüchtig zu machen. Ich fühle, daß ich in der That anfange, Sie zu hassen.

**Adrast.** Es möchte Ihnen auch schwerlich gelingen, mich eifersüchtig zu machen. (Lisette und Henriette gehn ab.)

### Dritter Auftritt.

**Adrast. Juliane.**

Adrast macht einige spöttische Bemerkungen über Henriette, daß sie den Freigeist spielen will. Er stellt ihr das Bild von

Juliane entgegen, und es scheint ihm, daß das Religiöse der weiblichen Bescheidenheit sehr wohl stehe. „Es giebt", sagt er, „der Schönheit ein großes, edles, gesetztes und schmachtendes Ansehen, und wenn die Religion auch aus der ganzen Welt verbannt würde, sollte man sie blos deswegen dem schönen Geschlechte lassen." Juliane antwortet ihm hierauf, daß die Religion selbst eine wesentliche Schönheit des Menschen sei. — — Adrast kömmt vom Einen zu dem Andern auf eine förmliche Liebeserklärung. Er fällt ihr zu Füßen und entdeckt ihr sein ganzes Herz, doch ohne Hoffnung, schon vergnügt, es ihr entdeckt zu haben, weil er ehedem dieses Haus verlassen müsse. Juliane wird gerührt und kann sich kaum enthalten, ihm ihr Herz sehen zu lassen. Henriette tritt lächelnd, doch sachte heran und sagt: „Ho! ho! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen lassen!" Geht ab. Sie setzen die Unterredung noch ein Wenig fort, und Theophan kömmt.

## Vierter Auftritt.

**Theophan. Juliane. Adrast.**

**Adrast.** Sie haben uns wohl behorcht, Theophan? Als ob man es nicht schon wüßte, daß die Geistlichen Schleicher wären!

Juliane geht mit einer Entschuldigung ab, nachdem sie von dem Theophan erfahren, daß ihn Henriette, ohne zu wissen, was es sei, hierher geschickt habe.

## Fünfter Auftritt.

**Theophan. Adrast.**

**Adrast.** Erlauben Sie, daß auch ich Ihre Vorwürfe nicht anhören darf! Nur noch einige Augenblicke bitte ich Geduld zu haben, so sollen meine Wechsel bezahlt (? werden) ich habe einen ehrlichen Mann noch gefunden, der mir so viel trauet. Es soll mein Erstes sein, meine Sachen in Richtigkeit zu bringen, und ich glaube nicht, daß er gefährdet sein soll. Ich reise noch heute ab, und es ist mir leicht. Wovon Ihnen Henriette gesagt hat, daß ich Julianen liebe: ja, ich liebe sie; und sollte es Ihnen vor Verdruß auch das Leben kosten, so muß ich Ihnen entdecken, daß ich einige Neigung bei ihr gegen mich entdeckt habe.

**Theophan.** Halten Sie, Adrast, und lassen Sie Sich mein ganzes Herz entdecken!

**Adrast.** Nein, nein! Vielleicht daß ich mit einem kühnern

Gesicht mit Ihnen sprechen werde, wenn ich nicht mehr Ihr Schuldner bin. Der Wechsler hat mir das Geld hierher bringen wollen, und er verzieht für mich viel zu lange; ich muß ihn nur holen.

### Sechster Auftritt.

**Theophan**

macht einige Bemerkungen über das Betragen des Adrast's und verräth seine Liebe gegen Henriette, welche durch die Ankunft des Wechslers unterbrochen werden.

### Siebenter Auftritt.

**Theophan. Der Wechsler.**

**Der Wechsler.** Ich suche den Adrast.

**Theophan.** Wenn ich recht vermuthe, so sind Sie einander fehlgegangen.

Der Wechsler sagt ihm, daß er dem Adrast zwar die Summe versprochen habe, daß er aber nach der Zeit seine Umstände näher erfahren und also komme, es ihm abzusagen. Theophan ersucht ihn, es ihm nicht abzusagen, sondern seine Bürgschaft dazu anzunehmen. Diese zu stellen, führt er ihn in sein Cabinet.

## Fünfter Aufzug.

**Der Wechsler** von der einen Seite, von der andern **Adrast**.

Sie beklagen, daß sie einander fehlgegangen. Adrast sagt, ob er sich noch auf ihn verlassen könne. „Ja," sagt der Wechsler, „ich hätte zwar fast einige Bedenklichkeiten gehabt, allein sie sind gehoben." „Was für Bedenklichkeiten?" Der Wechsler gesteht, daß Theophan für ihn gut gesagt, ob er es ihm gleich verboten, und sagt, daß er das Geld könne holen lassen, wenn er wolle. Adrast erstaunt, und der Wechsler geht ab.

### Zweiter Auftritt.

**Adrast.**

Er verwünscht die sich aufdrängenden Wohlthaten des Theophan's. „Sollte dieser Mensch nicht jeden Andern als mich betriegen? Ich habe ihn beleidigt und nie geschont; gleichwohl will er sich mir zum Tort als mein Freund zeigen."

## Dritter Auftritt.

**Theophan. Adrast.**

Theophan nimmt des Adrast's Vorwürfe gelassen an. Theophan versichert ihm, daß er ihm in seiner Liebe gegen Juliane nicht im Wege sein wolle. Adrast will dieses nicht glauben, und endlich wird er gerührt. „Sie sind doch wohl ein rechtschaffner Mann, Theophan, und ich habe Sie beleidigt. Kommen Sie, wir wollen unsern Entschluß dem Vater sagen! Doch hier kömmt er.“

## Vierter Auftritt.

**Lisidor. Theophan. Adrast.**

Adrast gesteht, daß er Henrietten nicht liebe. Theophan sagt, daß Juliane einen Andern liebe, und daß sie Beide also auf diesem Fuß sein Schwiegersohn nicht sein könnten. Der Alte erstaunt und ruft Lisetten.

## Fünfter Auftritt.

**Lisette. Die Vorigen.**

Sie schlagen ihm die Vertauschung vor, und Lisidor ist es zufrieden.

## Siebenter Auftritt.

**Die Vorigen. Juliane. Henriette. Lisette.**

Völlige Erklärung; Theophan bittet Juliane, sich seinetwegen nicht zu peinigen, und bietet sein Herz der Henriette an, die es auch auf eine muntere Art ohne Anstand annimmt. Lisette geht und holt die alte Großmutter dazu.

## Achter Auftritt.

**Fr. Philane. Der Vetter und die Vorigen.**

Die Großmutter dankt dieser Veränderung wegen Gott und glaubt, daß die Seele des Adrast's und der Henriette dadurch gerettet sei.

## 11.

# Samuel Henzi.

Dieses wichtige Fragment ist zwar schon in unsrer Ausgabe der „Briefe“ (Th. VIII. S. 227—250, vgl. die Vorbemerkung dazu S. 155) an derselben Stelle und in demselben Zusammenhange mitgetheilt worden, an welcher und in welchem es Lessing selbst zuerst der Oeffentlichkeit übergab, doch darf es auch hier um so weniger fehlen, als die Mittheilungen, welche wir aus der Vossischen Zeitung von 1749 über die Geschichte des Henzi'schen Complots zu machen haben, geeignet sind, ein neues Licht über diese bedeutende dramatische Leistung Lessing's zu verbreiten. Indem wir daher in Betreff der Stellung desselben in Lessing's Geistesgang auf unsre Vorbemerkung (S. 420) verweisen, beschäftigen wir uns zunächst mit der äußeren Geschichte seiner Entstehung.

Daß der Plan und die Ausführung des Henzi im Wesentlichen dem Jahre 1749 angehören, ist einestheils schon an sich wahrscheinlich, weil der Stoff um diese Zeit das Interesse der Neuheit für sich hatte, anderntheils ergiebt es sich aber auch daraus, daß K. Lessing zu demselben, jedenfalls aus den Papieren seines Bruders, ein Motto aus Aristoteles mit dem Zusatz „Berlin 1749“ mittheilte. (Th. VIII. S. 229.) Lessing war 1748 durch seinen Freund Mylius nach Berlin gezogen worden, welcher die damals Rüdiger'sche Zeitung herausgab, die später auf dessen Schwiegersohn Voß überging (1751; vgl. Danzel, I. S. 191). Nun sagt Lessing selbst (Th. VIII. S. 227 f.): „Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm [Henzi], theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte.“ Hierzu bemerkt Danzel (I. S. 165): „Man findet die ausführliche Erzählung in der Fortsetzung von Müller's Schweizergeschichte (Müller's Werke, Bd. 29, S. 479—540). Ich gehe auf sie nicht weiter ein; ein kunsthisto-

risches Interesse hat nur die Vergleichung eines Drama's mit der Darstellung des Stoffes, die dem Dichter selbst vorgelegen, und hier hatte Lessing . . . . . nicht blos aus „den öffentlichen Nachrichten", sondern auch aus mündlichen Erzählungen geschöpft, so daß also seinen Quellen weiter gar nicht nachgegangen werden kann. Nur das Eine mag hier zur Ergänzung hinzugefügt werden, daß Henzi ein sehr gebildeter Mann gewesen sein muß; in S. G. Lange's „Horazischen Oden" (1747) findet sich eine, die an ihn gerichtet ist; es heißt hier unter Anderm:

„Die Musen gaben Dir ihr reines Spiel,
Dein starker Schwung eilt zu der Sternenbühne,
Ich greife auf der schwächern Leyer nur
Das Echo Henzi'scher Töne."

„Es scheint also, als ob der Mann sich bei den Literaturbestrebungen jener Zeit, denen er die Erhaltung seines Andenkens in weiteren Kreisen verdankt, selbst betheiligt hatte; auch führt dieses Verhältniß zum Lange'schen Kreise, zu welchem auch Sulzer gehörte, auf die Vermuthung, daß Lessing die mündlichen Nachrichten über Henzi von Diesem erhalten habe. — Außerdem hatte Henzi auch ein philosophisches Interesse; jenen Leibnizischen Brief über das principium minimae actionis, der den Streit zwischen Maupertuis und König herbeiführte, hatte der Letztere von ihm erhalten." Daß aber Lessing die mündlichen Nachrichten wenigstens nicht direct aus Sulzer's (eines gebornen Schweizers) Munde erhalten haben kann, ist schon Th. VIII. S. 228 nachgewiesen; es bleibt nur die Vermuthung übrig, daß er sie mittelbar durch Mylius, vielleicht auch nicht von Sulzer, sondern aus Mylius' Schweizerischer Correspondenz, die er als Zeitungsredacteur führen mochte, erhielt. Sicher ist wohl anzunehmen, daß er von ihm die Rüdiger'sche Zeitung erhielt, und diese ist als die wichtigste Quelle für das Lessingische Drama anzusehen. Da die alten Jahrgänge dieser Zeitung zu den größten Seltenheiten gehören, so lassen wir die Berichte derselben über die Verschwörung des Henzi unten in extenso wörtlich folgen. In einem Briefe Lessing's an seinen Vater vom 2. November 1750 heißt es: „Die Simonettischen und politisch Berlinischen Zeitungen kann ich Ihnen schicken, ohne daß sie mich etwas kosten. Es ist also nur die Frage, ob Sie das Postgeld dran wenden wollen." Und den 8. Februar 1751, kurz vorher, ehe Lessing sein Amt als Redacteur des gelehrten Theiles der Vossischen Zeitung antrat,

schreibt er an seinen Vater: „Ich würde Ihnen ohne die geringsten Unkosten auf Seiten meiner auch die hiesigen politischen Zeitungen mitschicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie sind wegen der scharfen Censur größtentheils so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kann." Aber eben jene Berichte über das Henzi'sche Complot machen eine Ausnahme von dieser Trockenheit; sie sind wie eine Oase in der Wüste der sonstigen Nachrichten von „Feuersbrünsten, Erdbeben, Mißgeburten, wie eine algierische Schebecke ein maltesisches Schiff genommen" u. dgl. (Danzel, I. S. 189.) Hier wurde in einem kleinen benachbarten Freistaate wirklich „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit" gerungen, und es konnte kein Zweifel sein, auf welche Seite sich Lessing stellen würde; um so weniger, als die Sache der Freiheit und des Fortschritts die unterliegende war.

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

„Das Fragment des Henzi wurde von dem sachkundigsten Beurtheiler, von Michaelis, sogleich in seinem Werthe erkannt. Dieser sagt in der..... Recension des 1. u. 2. Bandes von Lessing's „Schriften" (Göttinger gelehrte Anzeigen 1753, den 31. December): „Der Anhang des Trauerspiels Samuel Henzi, so im 2. Theile S. 148—180 stehet, hat alles Vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben, denn Alles ist Probe: der Affect ist unnachahmlich stark, die Kürze und das Ende ist uns recht verdrießlich gewesen, und wenn Herr L. unsere Bitte bei sich gelten lassen will, so wird er es uns bald ganz zu lesen geben." Später entwickelte sich über das Stück eine Journalpolemik. 1754 den 23. März kommen die „Götting. gel. Anzeigen" noch einmal auf den Henzi zurück: es sei eine anderweitige Anzeige eingelaufen, in welcher das Stück nach dem wahren historischen Verlauf beurtheilt werde, ohne Zweifel von Haller, der seit 1745 Mitglied des großen Raths in Bern war. Hier heißt es: die Charaktere der Personen und Völker müßten in der Tragödie immer beibehalten werden; dies gelte selbst vom Alterthum; „wenn man aber eine andere Geschichte beschreibet, so hat man eine noch viel größere Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen. Und hier hat Hr. L. gar sehr gefehlt, ob wir wohl ganz gerne diesen Fehler auf diejenigen mündlichen Nachrichten zurückschieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, die Charaktere der unglücklichen Verschwornen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum

Nachtheil einer beträchtlichen Republik verstellt hat. Es ist actenmäßig durch die Bekenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Ducret, der eben damals schon in einem freien Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Rathschläge ist, die man in Bern hat ausführen wollen. Er war und ist noch ein Enthusiast für die Demokratie, und er gab den Verschwornen Räthe, aber nicht so grausame. Die grausamen Anschläge sind in Fuetter's, Wernier's und Anderer Gehirne theils ausgebrütet und theils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben gar nicht widersetzt. Er war dabei so wenig ein Mitglied des Rathes oder seines Amtes beraubt als Einer der Andern, und sie hatten Alle wohl Ursache, wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer Umstände zu wünschen. Wernier's Charakter ist unendlich verstellt, und Micheli hat niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen das Unglück schonen und Diejenigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt haben, in ihrem bedauerlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten wir Alles in ein helleres Licht setzen und zumal vom Henzi ganz andere Gemüthseigenschaften erinnerlich machen, als ihm der Hr. L. zuschreibt." Aehnliche Reclamationen erhob Füeßli, wahrscheinlich der Historiker, im 14. Bande des „Hamburgischen Magazins"; es wird hier geltend gemacht, daß Henzi nicht als ein Patriot, sondern als ein Rebell anzusehen sei, auch habe Lessing die Gründe der Empörung unrichtig angegeben, wogegen ihn denn wiederum die „Neuen Erweiterungen" [1755, IV. S. 124] vertheidigen. Hatten doch die Herren in Bern selbst, als das Gerücht zu ihnen drang, es werde ein Trauerspiel über diesen Gegenstand erscheinen, unter dem 8. Januar 1751 im Voraus beschlossen, dasselbe zu unterdrücken. (Joh. v. Müller's Werke, Bd. 29. S. 532.)"

So Danzel, I. S. 167 f. Letztere Behauptung wird jedoch berichtigt von Hebler, „Lessing-Studien", S. 170. Aber auch die vorigen Behauptungen Haller's, der hier durchaus Partei ist, wird Niemand, der sich mit der Geschichte der Schweiz im vorigen Jahrhundert beschäftigt hat, für irgendwie berechtigt anerkennen können. Abgesehen davon, daß es ein schreiendes Unrecht ist, von einem dramatischen Dichter zu verlangen, er solle seine historischen Nachrichten wo möglich aus archivalischen Quellen schöpfen, die erst nach Hunderten von Jahren einzelnen Historikern zugänglich werden, wie man dies noch heutiges Tages immer wieder von Schiller verlangt, so ist nur allzu kund und offenbar, daß fast sämmtliche Regierungen der kleinen Schweizer-

Republiken im vorigen Jahrhundert sich aus den gröbsten Uebelständen zusammensetzten, die um so drückender waren, je kleiner das Terrain, auf dem sie hausten. Gleichwohl hielten die Schweizer, die immer ihren Tell [1]) und ihren Freiheitsmuth im Munde führten, mit ängstlicher Sorgfalt darauf, daß der Nimbus ihrer alten Freiheit den zahllosen sie besuchenden Fremden gegenüber gewahrt bliebe, daß ein Complot gegen die mißbräuchlich bestehende Oligarchie oder Hierokratie oder Aristokratie oder Ochlokratie, wie sie die einzelnen Staaten in buntester Mannichfaltigkeit boten, als ein Attentat auf die wahre Freiheit angesehen würde. Natürlich konnten sie nicht verhindern, daß heller sehende Fremden, die nicht bloße Touristen waren, dieses Getriebe durchschauten und im Auslande um so lauter ihre Stimme erhoben, als die öffentliche Meinung desselben in angeborner Idealisirsucht sich nun einmal vorgenommen hatte, die Schweiz als das freieste Land Europa's anzusehen, besonders in Deutschland, das beinahe ebenso schlecht regiert wurde und ebenso getheilt war wie die Schweiz. Aber geradezu lächerlich ist es, wie ungeberdig sich dann allemal die Herren „vom großen oder kleinen Rathe", die „Zehnmänner", die „Hundertmänner" oder „Zweihundertmänner", oder wie diese Duodezfürsten sonst heißen mochten, anstellten, und welche Mittel sie anwandten, um die Schrift im Auslande, jedenfalls aber im Inlande zu unterdrücken. Die Acten liegen hier in dem Lessing'schen Streite sowie in dem Schiller'schen Streite mit Graubündten als dem berühmten „Gauner-Athen" zu Jedermanns Ergetzung vor. Es bleibt dabei: Henzi ist als Patriot und Märtyrer der unerträglichen Zustände in der Regierung seines Vaterlandes gefallen, wie die nunmehr folgenden Berichte der Vossischen Zeitung von 1749 ausweisen werden. Gleichwohl wollen wir mit Nodnagel zugestehen (S. 353 f.): „Das war wenigstens nothwendig, daß, wenn Henzi in dem Kampfe zwischen Realem und Idealem für seine Idee unterging, die ideale Welt nicht blos, wie Hoffmeister im „Leben Schiller's" meint, so herrlich erscheine, daß sie durch den Untergang ihres Vertreters nicht verliere, die reale durch den Sieg ihrer Anhänger nicht gewinne, sondern vielmehr ihr zukünftiger Sieg, sobald der Boden für sie bereitet und das, was die Realität an Berechtigung noch besaß, von ihr aufgenommen sein

1) Auch Henzi hat einen „Tell" in französischer Sprache geschrieben. Vgl. die Ausgabe des Schiller'schen Stückes von Carrière, S. XXX, dem Henzi gleichfalls als ein Patriot gilt.

wird, wie das ferne Gestirn, auf dem der hoffende Blick des Piloten ruht, durch die Nacht der Gegenwart hindurchleuchte. Und eben darum, weil in dem Augenblicke diese philosophische und künstlerische Nothwendigkeit noch nicht als eine historische sich hatte erweisen können, war der Stoff wegen seiner Neuheit unpassend."

Wir lassen nunmehr die Berichte der Vossischen Zeitung folgen.

Colmar, vom 8. Julius 1749. Schon seit einigen Monaten hatte sich ein heimlich Gerücht in der ganzen Schweiz ausgebreitet, daß die Einwohner einiger Cantons, da sie der Ruhe und des Glücks, dessen sie genossen, indem ganz Europa dem Schrecken des Krieges zum Raube ausgesetzet war, müde gewesen, anfingen, sich zu bewegen, in der leeren Einbildung, daß sie sich in glücklichere Umstände setzen wollten. Man nennte sogar diejenigen Städte, wo man sagte, daß das Feuer unter der Asche glimme, und es fehlte nicht viel, daß man nicht auch die Häupter des Complots genennet hätte. Da sich aber diese Gerüchte gelegt, sowohl weil einige Regierungen sie nur verachteten oder öffentlich widerlegten, als auch wegen der klugen Maßregeln, die man zu gleicher Zeit ergriff, die verborgenen Feinde des Staats in Unordnung zu bringen, wofern ihrer wirklich da wären, so hätte man nicht, wie es itzo bei Ankunft der letzten Couriers aus der Schweiz geschiehet, zu vernehmen vermuthet, daß Donnerstags den 3. Julius die Regierung der Stadt Bern die Stadtthore hat schließen lassen und sie bei Abgang des letzten Couriers noch verschlossen gehalten, nachdem sie die Bürgerschaft die Waffen ergreifen heißen; daß sie 22 Personen von verschiedenem Stande in Verhaft nehmen lassen, und daß sie Circularschreiben an die übrigen Regierungen des Schweizerbundes geschickt, worinne sie ihnen von denen Entdeckungen Nachricht gegeben, welche sie gezwungen, so verdrießliche Zwangsmittel zu ergreifen. Einige von denen Briefen, welche man mit den letzten beiden Posttagen erhalten hat, versichern ausdrücklich, daß, wenn die Regierung nicht den Aufrührischen bei Zeiten zuvorgekommen wäre, diese sich in sehr kurzer Zeit hätten im Stande befinden können, die Staatsverfassung ihres Vaterlandes umzukehren, und dieses unter dem scheinbaren Vorwande, daß sie den Weg zu allen obrigkeitlichen Aemtern ohne Unterschied allen Einwohnern der Stadt und des Cantons öffnen wollten, wenn sie die dazu erforderlichen Eigenschaften hätten, ob sie gleich weder durch das Blut noch durch einen Bund eine Gemeinschaft mit den Familien hätten, welche im Besitz der Aemter und Würden des Staats sind.

Basel, vom 9. Julius. Wegen des gedrohten Aufruhres in Bern ist der Herr Fouettre nebst 20 bis 21 Bürgern in Verhaft gebracht worden. Am 3. dieses waren die Thore selbiger Stadt noch geschlossen, und man hat ihrer noch täglich mehr gefänglich eingezogen, weil man vernommen, daß über 70 Familien, welche keine Gemeinschaft mit der Regierung haben, in das Complot verwickelt und Willens sind, die Regierung auf denjenigen Fuß zu setzen, auf welchem sie ihrem Vorgeben nach nach den Grundgesetzen des Cantons sein soll. Man nennet unter den gefangenen Personen auch den Herrn Michael Ducret, aus Genf gebürtig, welcher schon öfters wegen Aufruhr, sowohl in Frankeich als in der Schweiz, theils flüchtig werden müssen, theils in Verhaft genommen worden. Er ist von starker Einsicht und hat die Historie und die Gesetze der Schweiz sehr wohl inne. Er hat im Gefängnisse 100 Pfund Eisen an sich.

Bern, vom 9. Julius. Man hat in die hiesige Zeitung folgenden Artikel eingerücket: „Es hatten allhier einige Bürger eine Art einer Zusammenverschwörung gemacht, welche, dem Himmel sei Dank! nicht zum Ausbruch gekommen ist. Die Regierung hat, sobald sie davon Nachricht erhalten, die Schuldigen oder Diejenigen, die man dafür hielt, in Verhaft nehmen lassen, deren Anzahl sich auf 20 erstrecket. Die Befehle, sich derselben zu bemächtigen, sind ohne Widersetzung und ohne Aufruhr ausgerichtet worden. Alle redliche Bürger haben durch ihre gute Aufführung zu erkennen gegeben, wie sehr sie ein solches Complot verabscheuen, und merkliche Zeichen von ihrer Neigung gegen die Regierung von sich gegeben. Man ist eifrig beschäftiget, den Schuldigen den Proceß zu machen. Man hat einige Miliz von den umliegenden Gegenden in die Stadt rücken lassen, die gute Ordnung zu erhalten und die Bürgerwache zu unterstützen."

Schaffhausen, vom 10. Julius. Man redet hier von nichts als von der Entdeckung des schrecklichen Complots, welches zu Bern angesponnen, und welches selbige Stadt, wenn es wäre ausgeführet worden, auf das Grausamste hätte verwüsten können. Den ersten Nachrichten zufolge, welche man davon erhalten, war die Absicht der Zusammenverschwornen, sich aller Zugänge zu dem Ort, wo die Regierung ihre Versammlungen hält, zu bemächtigen, alle Glieder der Regierung umzubringen, zu gleicher Zeit die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und sich der allgemeinen Verwirrung zu der Hauptabsicht ihres Complots, nämlich zur Veränderung der Regierungsform, zu bedienen.

Bern, vom 12. Julius. Die letztgedachten Zusammenverschwornen haben die abscheuliche Absicht gehabt, den Magistrat und einige von den vornehmsten Bürgern zu ermorden, sich des Schatzes zu bemächtigen und sich hernach zu Herren der Regierung zu machen. Dieser entsetzliche Entwurf sollte in der Nacht zwischen dem 5. und 6. dieses ausgeführet werden. Eins von den Häuptern der Zusammenverschwornen war schon ausgegangen, in selbiger Nacht 7 — 800 Bauern, deren sich die Mißvergnügten versichert hatten, in die Stadt zu bringen. Ein Lieutenant, welcher an einem Thore Wache halten sollte, sollte sie hereinführen. Man hatte sich vorgenommen, durch Feuer und Schwert zu seinem Zwecke zu gelangen, aber der Anschlag ward bei Zeiten entdeckt. Es sind 60 Personen in Verhaft. Einige davon sind schon verurtheilet, und man versichert, daß die Rädelsführer auf den 14. dieses werden mit Pferden voneinandergerissen und Andere lebendig gerädert werden. Itzo ist übrigens allhier Alles ruhig.

Basel, vom 12. Julius. Der Bernische Zufall macht hier viel Aufsehen. Die Mißvergnügten in Bern beklagen sich, daß die Bürger, welche man sonst stets als Patricios beobachtet, sich seit ohngefähr einem halben Jahrhunderte aller Freiheiten und Vorzüge beraubet sähen, welche ihnen, wie sie sagen, als einem freien Volke zugehöreten. Diese Privilegien bestünden unter andern in der Freiheit, den Magistrat zu erwählen, und in der Fähigkeit, bei diesen Wahlen wie auch bei den andern Aemtern, welche offen werden, in Betrachtung gezogen zu werden. Sie sagen, man habe sie nicht eben gerade ganz ausgeschlossen, sondern nur ihnen alle Zugänge verschlossen. Ferner klagen sie, daß wegen des Anwachses der vier Familien, welche, wie sie vorgeben, die Hälfte des Magistrats ausmachen, die alte Regierungsform zu einem solchen Grade der Oligarchie gebracht worden, daß man ohne Einwilligung dieser Familien niemals zu einem Amte gelangen könne, auch nicht einmal zu Kriegsdiensten außer Landes, und daß man aus Allem eine Art eines Monopolii mache. Sie beschuldigen die Regierung, daß sie ohne Grund behaupte, es sei eine formelle Acte da, in welcher die Bürgerschaft ihren Vorzügen entsaget hätte. Indessen scheinet es doch, daß sie selbst daran zweifeln, weil sie, wofern sie vorhanden wäre, sich auf die Ungültigkeit einer Acte stützen, welche die Grundgesetze der ganzen Republik umkehrt. Sie gründen sich übrigens darauf, daß die Patricierfamilien bis hieher fähig erkannt worden, erwählet zu werden. Im Jahr 1710 übergaben

einige der vornehmsten Bürger dem Magistrat eine Bittschrift, worinne sie ihn baten, diese Beschwerden abzuthun. Eine andere Gesellschaft von Bürgern versuchte eben dieses im Jahr 1744. Aber die Folge von diesem Unternehmen war, daß Diejenigen, welche diese Bittschriften unterzeichnet hatten, auf einige Jahre verwiesen wurden. Da die Mißvergnügten vorgeben, daß diese beiden Bittschriften nicht in solchen Ausdrückungen abgefasset gewesen, welche mit Recht ihren Verfassern diesen Unwillen hätten zuziehen können, so haben sie nicht für rathsam gehalten, sich wieder einem solchen Verfahren bloßzustellen, sondern sie haben den Entschluß gefasset, den Gliedern der Regierung ihre Propositionen auf eine Art vorzutragen, welche sie zu einer ungesäumten Entschließung zwingen könnte. Man redet noch ganz unterschiedlich von der Art, wie sie diesen Entschluß auszuführen gesucht haben. Dieses ist gewiß, daß Einer aus dem Complot am 3. dieses die Zusammenverschwörung dem Oberlandvogte entdecket hat. Er nennte ihm zugleich 22 Personen von den Vornehmsten des Complots. Diese Entdeckung ward zwei bis drei Tage eher gemacht, als die Sache sollte ausgeführet werden. Der Oberlandvogt gab insgeheim den Gliedern der Regierung hiervon Nachricht, worauf beschlossen ward, sich der 22 Häupter der Zusammenverschwörung mit so wenig Aufsehen, als es möglich wäre, und zu gleicher Zeit zu bemächtigen. Damit man von der geschwinden und treulichen Ausführung der genommenen Maßregeln desto besser versichert sein möge, schickte man die jüngsten Glieder der Regierung sehr spät aus, und es gingen ihrer immer Zwei und Zwei zu den angezeigten Personen, welche sie wegnahmen und ins Gefängniß führten, ausgenommen zwei, welche Mittel gefunden haben, sich davon zu machen.

Basel, vom 15. Julius. Die letzten Briefe von Bern thun immer noch von der Zusammenverschwörung Meldung, wie auch von den Folgen, welche sie bis itzo gehabt, und den Maßregeln, zu welchen sie Gelegenheit gegeben. Diese Nachrichten sagen alle, daß Hr. Michael Ducret in der That eines von den drei Häuptern des gefährlichen Complots ist, und daß die zwei andern der Hr. Fouettre, Thorlieutenant, und Hr. Henzi sind. Man hat unter ihren Papieren den ganzen Entwurf des vorgehabten Unternehmens gefunden. Ihro Excellenzen zu Bern fahren fort, alle nöthige Maßregeln zu nehmen, und es haben noch 400 Mann die Wache in der Stadt. Die Städte und das Land Vaux und unter anderen Lausanne, Vevay, Morges und Role haben Deputirte von ihren

Conseils abgeschickt und der Regierung zu Bern alles Dasjenige anbieten lassen, was sie bei diesen Umständen thun können, sie ihrer Treue und Zuneigung zu versichern.

Basel, vom 17. Julius. Man hat Nachricht von Bern, daß die Vornehmsten unter den Zusammenverschwornen sind: der Capitän Henzi und sein Bruder, der Kaufmann Gabriel Fouettre und der Maler eben dieses Namens, der Goldschmied Hug und der Gerber Kühn.

Basel, vom 18. Julius. Am verwichenen Freitag wurden zu Bern drei von den Vornehmsten des Complots ordentlich und außerordentlich verhöret und den Dienstag darauf verurtheilet. Einer, nämlich der Hr. F.., ward dazu verdammet, daß ihm erst die Hand und hernach der Kopf sollte abgehauen werden, die zwei Andern, nämlich H.. und V.., sollten auch den Kopf verlieren. Diese Urtheile sind vorgestern zu Bern an dem gewöhnlichen Orte vollstrecket worden. Als man sie peinlich verhörte, rührte ein Kreis von Tambours die Trommeln, und bei der Execution stiegen eben diese Tambours auf das Schaffot und hatten Befehl, zu trommeln, wenn die Delinquenten etwan eine Rede an das Volk halten sollten; es hatte aber Keiner keine Lust, noch eine Probe seiner Beredsamkeit abzulegen. Es liegen noch 17 Mitverschworne in Ketten und Banden. Dreißig andre haben Hausarrest und 8 sind entwischt. Viere von diesen sind in Solothurn gewesen und haben bei dem französischen Ambassadeur um Schutz angehalten. Da aber dieser ihnen gedrohet, daß er sie wolle arretiren lassen, sind sie nach Italien geflüchtet. Der Magistrat zu Bern ergreift alle zur Erhaltung der Ruhe nöthige Maßregeln. Er ließ an dem Tage der Execution zwei Escadrons Dragoner und ein starkes Detachement Infanterie zur Wache in die Stadt rücken. Die Commission, welche den übrigen Mitverschwornen den Proceß machen soll, setzt ihre Sitzungen sehr fleißig fort. Die Glieder derselben essen zu Mittage und Abends auf dem Rathhause und gehen erst Abends um 10 Uhr aus einander. Man vermuthet in Kurzem noch mehr Executionen. Michaeli Ducret ist noch nicht auf der Tortur gewesen, aber er ist wieder noch enger eingeschlossen worden.

Auszug eines Schreibens von Bern, vom 19. Julius. Von denen Chefs der allhier entdeckten Conspiration ist am Mittwoch der Henzi (welchem ohnlängst Gnade ertheilet worden, indem er bannisiret war) enthauptet worden. Ein Gleiches ist

auch dem Kaufmann Wernier widerfahren, dem Stadtlieutenant Fuetter aber, weil er denen Uebelgesinnten außerhalb die Thore hat aufmachen wollen, zuerst die rechte Hand und sodann der Kopf abgehauen worden. Vor diesen armen Sündern marschirte eine Compagnie Dragoner her, darauf auf beiden Seiten die Stadtwacht, hinter ihnen aber eine Compagnie Reuter. Es wird bei Denen nicht bleiben, sondern bis Montag wieder Blutgericht gehalten werden. Des hingerichteten Wernier's Bruder, der im Spital einen Posten gehabt, hat sich flüchtig gemacht, ist aber wieder erhaschet worden. Des Henzi's Bruder hat sich in der Gefangenschaft entleiben wollen. Es sitzet noch ein Fuetter gefangen, ein anderer aber hat sich davon gemacht, auf welchen meine gnädige Herren tausend Pfund geboten haben. Außer diesem ist auch noch ein Fuetter nebst anderen Bürgern mehr durchgegangen. Viele haben Hausarrest, man glaubet aber, es seinen Ein und Andere unschuldig. Das Examen mit denselben gehet des Morgens um 5 Uhr an und währet oft bis in die Nacht. Die Wohlgesinnte sind aufgeweckt, und etliche Compagnien Landvolk befinden sich in der Stadt. Die ältesten Herren des großen Raths halten Wacht. Unter dem Gefängnißthurm läßt man Niemand passiren. Die Stückhauptleut sammt den Constablern sind Tag und Nacht auf ihrer Hut. Die Stadtthore werden von den Herren des Raths geschlossen. Abends schlagen 17 bis 18 Tambours um. Die Officiers sind meistens Herrn des großen Raths. Es ziehet Alles unter einander, Herr, Bürger und Bauer, auf, welches traurig aussieht. Es sind in der Stadt Zelten für die Bauern aufgeschlagen. Es ist erbaulich, wie sie des Morgens ihr Gebet verrichten und darauf einen Morgengesang singen, ehe sie auf ihre Posten gehen. Das Landvolk ist insgemein willig, aber man gehet auch sehr liebreich mit demselben um. Der Mr. Michaeli (sonst Ducret genannt), welcher hier im Spital war, ist anfangs angeklaget worden, als wenn er den Uebelgesinnten alle Anleitung gebe, deswegen er auch stark gefesselt eingestecket worden; er soll aber nicht viel Antheil daran haben, und glaubet man dahero nicht, daß ihm etwas widerfahren wird. In dem Moment vernehme ich, daß man des hingerichteten Wernier's Bruder, den Fuetter und den Rothgerber hieher bringe, welche also dem Tod nicht entgehen dürften.

**Bern, vom 26. Julius.** Man siehet und höret allhier folgende kurze Apologie der hiesigen Mißvergnügten: „Unsere Bürger, die sonst von ebenso guter Familie sind als unsere Obern, deren Väter

oft mehr zum Staat beigetragen als Diejenigen, die uns die Last auflegen, und die sonst auch Mitglieder bei Aemtern gewesen, sind schon über 50 Jahre dieses Rechts beraubet und ausgemerzet und dürfen sich nicht einmal als freie Bürger in einer Republik regen. Wir haben vor Zeiten nach unsern Grundgesetzen das Recht gehabt, die Senatoren und höchsten Officianten durch eine Wahl zu präsentiren, und unser Ausschuß der Bürger hat bei Collecten und Anlagen für uns reden dürfen. Nun ist es zwar wahr, bei solchen Fällen wird der Ausschuß gefordert, aber Keiner darf reden, wenn er nicht Gefahr laufen will. Eines Jeden Stimme wird vorher durch Geld oder Drohung oder Schmeichelei erzwungen, oder man nimmt wohl gar zu dem Ausschuß Leute, denen ein Bißchen Scheinehre mehr gilt als ihr eigenes Interesse. Itzo sind zu Bern vier Familien, die ihre viele Verbindungen und Heirathen unter einander und ihr dadurch erworbenes Ansehen so weit getrieben, daß unser halber Rath nichts als Vettern und Schwäger sind, daß unsere 48 schöne Landvogteien und Aemter durch ihre Abstämmlinge besetzt sind, daß keiner unserer Söhne Hoffnung hat, eine Bedienung zu erhalten, wenn er nicht ein Anbeter dieser Familien sein will. Es ist so weit gekommen, daß nicht einmal unter unsern Truppen, die wir fremden Potenzen überlassen, ein Bürgerssohn eine Officierstelle erhält, wenn nicht der Eigennutz über ihn die Fahne geschwungen. Schon im Jahr 1710 haben wir unsrem Magistrat Vorstellungen gethan und gebeten, unsern Beschwerden abzuhelfen. Im Jahr 1744 hat eine ganze Innung unserer Bürger dieses wiederholet. Aber man hat auf diese Schriftsteller gedrungen, man hat sie ihrer Bedienungen entsetzet und wohl gar nebst Denen, die unter den Bürgern die Herzhaftigsten gewesen, ins Exilium gejaget." Durch die Aussage der Mitschuldigen, welche man wegen der vorgehabten Empörung in Verhaft gebracht, hat man erfahren, daß wirklich noch 300 Personen und unter diesen Leute von dem besten Ansehen an dieser Zusammenverschwörung haben Theil nehmen wollen. Einige, welche geflüchtet sind, hätten etlichemal nach Hause geschrieben und dasjenige entdeckt, was der Rath gern zu ersticken suchte. Es hätten unter denselben Einige beim Ausschuß der Bürgerschaft von dem Collegio der Zweihunderten ein sicheres Geleite begehret, sie hätten es aber nicht vom Magistrat erlanget. Die Flüchtigen hätten dem Collegio der Zweihunderten und dem Ausschuß der Bürgerschaft versprochen, nach Erhaltung des sichern Geleites zu eröffnen, was sie bewogen hätte, an dieser Revolte Theil zu nehmen.

Basel, vom 26. Julius. Unsern letzten Briefen aus Bern zufolge ist daselbst seit dem 16. dieses kein Bürgerblut weiter vergossen worden. Aber das, welches vergossen worden, raucht noch, es erhitzet die Herzen der Anverwandten und Freunde und drohet ein neues und viel gefährlicheres Feuer wieder anzuzünden, als dasjenige war, welches dieses Blut auslöschen sollte. Man sagt itzo öffentlich, daß die Absicht der Zusammenverschwornen nicht gewesen, das Leben, die Güter oder die Freiheit irgend einer Person anzugreifen; daß sie keinen andern Endzweck gehabt, als Vorstellungen zu thun, und daß dieses sonst so unschuldige Vorhaben dadurch seine Natur nicht verändert habe, daß man bei Verwahrung des Geheimnisses ebenso große Sorgfalt angewendet habe, als man sonst bei Rebellionen und Zusammenverschwörungen anzuwenden pflege; daß das Schicksal der Vorstellungen, welche sie in den Jahren 1744 und 1745 gethan, und Derjenigen, welche dieselben zu thun gewagt, sie genöthiget hätte, solche Maßregeln zu nehmen, welche, da sie sie sonst in Gefahr gesetzt, ins Elend gejagt zu werden, itzo den Magistrat würden gezwungen haben, ihren Vorstellungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man streuet gedruckte und geschriebene Schriften aus, worinne dieses der Länge nach auseinandergesetzt ist, und, dieser Apologie ein desto größeres Gewicht zu geben, fügt man hinzu, der Hr. Steiger, erster Schultheiß, habe in dem Senate den Rath gegeben, den Herren Henzi und Vernier das Leben zu schenken, und drei Rathsherren hätten der Stärke seiner Gründe nachgegeben; da aber die andern auf der Schärfe bestanden wären, so hätten sich die erstern auf ihre Landgüter begeben, von wannen sie sich noch nicht wieder in die Stadt zurückbegeben hätten, und viele der vornehmsten Familien gingen nach und nach aus der Stadt. Die Standhaftigkeit, mit welcher die Drei, welche hingerichtet worden, den Tod und die Tortur erlitten, ohne sich und Andern etwas zur Last zu legen; die Gelassenheit, mit welcher sie ein Blutgericht über sich ergehen lassen, welches sie nicht verdienet zu haben geglaubt; die Vorsichtigkeit des Raths, mit welcher er ihre Hinrichtung bedecket, und die Unthätigkeit, in welcher er seit demselben Tage in Ansehung der Zusammenverschwornen zu sein scheinet, sind ebenso viel neue Mittel, welche die Apologisten der Zusammenverschwornen anwenden, die Herren Henzi, Vernier und Fouettre als Märtyrer der öffentlichen Freiheit und gemeinen Sache zu betrachten. Man hat unter den Papieren des Herrn Henzi die Rede gefunden, welche er an dem Tage der großen Unternehmung an das Volk hat halten wollen. Selbige

kann, wie man sagt, mit den schönsten Philippischen Reden des Demosthenes und Cicero in einem Paare gehen. Herr Henzi hat diese beide große Männer, deren Sprache er so gut wie seine Muttersprache verstund, besonders durchstudiret. Die griechische und römische Historie waren ihm so bekannt als die Historie seines Vaterlandes, und er redete und schrieb mit derjenigen natürlichen Fertigkeit, welche bei den Gelegenheiten, wo es mit einer Sache zum Abdruck kömmt, die Richtigkeit der Verbesserung, die Schönheit der Ausarbeitung und die Zierlichkeit des Ausdrucks darbietet.

Bern, vom 3. August. Alles ist itzo hier in vollkommener Ruhe, und die Bürgerschaft hat eine Deputation an die Regierung abgeschickt, dieselbe von dem Unwillen zu versichern, mit welchem sie vernommen hat, daß Uebelgesinnte ein Gerücht ausstreueten, daß man mit neuen Unruhen bedrohet werde. Man entdecket täglich neue Umstände, welche sowohl das Complot überhaupt als auch die Art, dasselbe auszuführen, betreffen. Die Absichten der Zusammenverschwornen waren so weit aussehend, daß sie nicht nur den Bernischen Staat, und was davon abhänget, bedroheten, sondern auch einen Einfluß in die Ruhe anderer Cantons würden gehabt haben. Doch hat man Ursache, zu glauben, daß es bei den bisherigen Executionen bleiben wird. Was die Mitschuldigen betrifft, welche noch in den Gefängnissen sind, so scheinet es, daß sie blos mit der Beraubung ihrer Freiheit werden bestraft werden. Der Herr Michaeli Ducret ist auch dazu bestimmet, sein Leben in einer ewigen Gefangenschaft zuzubringen. Da seit 14 Tagen allhier einige aufrührische Schriften ausgestreuet worden, so hat man Untersuchungen angestellet, ihren Ursprung zu entdecken. Man hat erkannt, daß diese Schriften außer Landes hereingebracht worden, und daß ihre Verfasser einige Aufrührer sind, welche die Flucht ergriffen haben.

Basel, vom 6. August. Die letzten Nachrichten von Bern, vom 1. dieses, klingen nicht so gut als die vom vorigen Posttage. Es campiren noch 800 Mann Soldaten, welche man vom Lande in die Stadt hat kommen lassen, auf den öffentlichen Plätzen, und man geht so mit ihnen um, wie es die Treue gegen die Befehle Derjenigen verdienet, welche sie gerufen haben. Sechs von den Zusammenverschwornen, welche die Geschicklichkeit gehabt haben, sich davonzumachen, sind durch öffentlichen Ausruf citiret worden. Fünfe von Denjenigen, welche in Ketten und Banden liegen, sind verurtheilet worden, und wenn die Vollziehung des Urthels aufgeschoben worden, so ist es blos aus Achtung gegen Ihro Excellenzen in Zürich geschehen,

welche beschlossen haben, eine Deputation an ihre Bundsgenossen abzuschicken, welche eine Fürbitte für die Verbrecher thun soll, damit den übeln Folgen vorgebeuget werde, welche das schon vergossene Blut nach sich ziehen kann, und zwar dadurch, daß man kein Blut mehr vergieße. Alle Cantons sind aufmerksam auf den Erfolg dieser Deputation. Uebrigens macht man nichts von dem Verbrechen der Zusammenverschwornen bekannt, woraus man ersehen könnte, worinnen es eigentlich bestanden hat. Die Herren Burnabi und de la Calmette, Minister der Seemächte bei dem Schweizerbunde, wissen hiervon nichts mehr als das Publicum. Es ist wahr, man hat ihnen ein Memorial übergeben, aber man läßt sich darinnen in keine besondern Umstände ein, und besonders redet man auch darinne nichts von dem Vorsatze, einige Häupter der Regierung umzubringen, noch von dem Vorhaben, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Man sagt nur, daß die Zusammenverschwornen ein gefährliches Complot wider den Rath gemacht hätten.

Basel, vom 8. August. Die Bernische Sache, welche man auf verschiedene Art erzählet hat, und von welcher man noch auf unterschiedenere Art redet und denket, ist stets der Gegenstand der meisten Gespräche. Hier ist ein Auszug aus einem Briefe, welchen eine Magistratsperson in Bern an eine hiesige Magistratsperson vom 9. vorigen Monats geschrieben hat.

„Mittwochs, den 2. dieses, erhielt ein Glied des Raths Nachricht, daß etwas angesponnen werde, und daß einer von den Wachtlieutenants mit unter dem Complot sei. Da diese Nachricht noch allzu unbestimmt war, so begnügte sich dieser Herr daran, in Begleitung einiger vertrauten Freunde in den Mittwochs- und Donnerstagsnächten eine Art einer Patrouille zu thun. Diese umgehende Patrouille einiger Glieder der Regierung gab wahrscheinlicher Weise dem Lieutenant zum Argwohn Gelegenheit, weil man Freitags früh hörte, daß die Zusammenverschwörung in der folgenden Nacht zum Ausbruch kommen sollte. Die Zweihunderter versammelten sich diesen Tag wie gewöhnlich, und der geheime Rath, welcher nicht wußte, auf wen er sich unter der gemeinen Bürgerschaft verlassen könnte, erwählte 30 Personen aus den Gliedern des großen Raths, welche selbst einige von Denen, die man angegeben hatte, in Verhaft nehmen mußten. Diese 30 Personen theilten sich in vier Haufen. Sie bewaffneten sich mit Pistolen, weil man wußte, daß die Zusammenverschwornen auch auf diese Art bewaffnet waren, und fingen an, vier von den Zusammenverschwornen bei den Köpfen zu nehmen. Sie werden leicht erachten,

daß man mit dem Wachtlieutenant, welcher Fuetter heißt, den Anfang gemacht. Als man zu ihm kam, hatte er sich vor den Spiegel gepflanzt und legte seine Halskrause in die Falten. Als er im Spiegel sah, daß man die Thüre aufmachte, und daß Glieder der Regierung ins Zimmer traten, nahm er zwei Pistolen vom Tische und schoß sie los, doch ohne Jemanden zu verwunden, worüber man sich seiner bemächtigte. Die andern Haufen bemächtigten sich des Fuetter, des ältesten Bruders der beiden Kaufleute dieses Namens, des Rothgießers Muessin und des Kaufmanns Wernier. Michaeli Ducret, dieser Genfische Rebelle, ward aus unserm Hospital in einen Thurm außerhalb der Stadt gebracht. Man fuhr diesen ganzen Tag und den Sonnabend über fort, sich der Zusammenverschwornen und ihrer Papiere zu bemächtigen, in welchen letztern man das Verzeichniß ihrer Brüderschaft gefunden hat. Es sind derselben itzo 22 in unsern Gefängnissen. Fünfe sind bei dem Aufsuchen davongekommen, und 30 haben Hausarrest. Sie werden Sich leicht vorstellen können, in was für eine allgemeine Bestürzung die ganze Stadt und besonders die Regierung ist gesetzt worden. Aber durch die Gnade des Allmächtigen und durch die Unerschrockenheit und Munterkeit des Magistrats, welcher größtentheils aus Officiers bestehet, hat man so gute Maßregeln ergriffen, daß man die Ruhe wieder hergestellet und nichts mehr zu befürchten hat. Mein größtes Vergnügen war, als ich das Haupt der Aufrührer, Henzi, bringen sah. Er war Freitags früh nach Bertou geritten; als er aber Abends, ohne etwas zu muthmaßen, zurückkam, ward er in dem Grauholze gefangen genommen. Es ist dieses ein Wald, welcher eine Meile von Bern liegt und wegen der darinne begangenen Straßenräubereien und Ermordungen berüchtiget ist. Es würde schwer gewesen sein, seine Mitverschwornen hart zu bestrafen, wenn man ihn nicht ertappet hätte, da er schon einmal, nachdem er Pardon bekommen, entwischet. Man beschäftiget sich itzo mit Verhören und Confrontiren, und man wird die Sache zu Ende bringen, sobald es möglich ist. Aber es ist viel dabei zu bedenken. Dergleichen ist unserer Stadt, seitdem sie gegründet worden, nicht widerfahren. Es ist betrübt, daß unsere gegenwärtigen Jahrbücher dazu verdammt sind, diesen Schandfleck in sich zu fassen."

Man sieht allhier auch einen andern Brief von einem andern Orte in der Schweiz, vom 1. dieses, dessen Verfasser bei dieser Materie ganz anders denket. Hier sind einige Fragmente davon:

„Niemanden als der Stadt allein kömmt die Souveränität zu,

Ihr huldiget man, und ihr schwöret man die Treue, und nicht den Zweihunderten. Das große Siegel, welches den Acten des Raths die Gültigkeit giebt, ist das Siegel der Stadt, obgleich die Regierung die Aufschrift desselben verändert hat; welches ein Artikel unter den Beschwerden im Jahr 1710 gewesen ist. Dieses ist in Bern und im ganzen Canton ein Grundsatz: Die Souveränität hat ihren Sitz in der Stadt Bern. Die Zweihunderter üben sie nur als Mandatarii aus, und wenn sie die Gesetze übertreten, so muß die Stadt Bern selbst drein sehen .... Man hat Mittel gefunden, den Grund der Regierung, welcher sonst aus 250 Familien bestund, auf 40 bis 45 herunterzusetzen. Man hat einen sehr ansehnlichen Schatz gesammlet, welchen man von den der Stadt gehörigen Gütern gezogen. Man nimmt sich die Freiheit, davon von Zeit zu Zeit große Summen zu ziehen, die Aemter damit zu verbessern und das Gehalt der Ehrenstellen zu vermehren, welche der Magistrat als sein Erbtheil betrachtet, indem er die ganze Bürgerschaft von allem Anspruche daran ausschließt.

„Die Verwaltung der Summen, welche die Stadt Bern in England hat, war sonst eine Wohlthat für einen Bürger und Kaufmann. Seit 20 Jahren hat man daraus ein Amt zum Nutzen der Zweihunderter gemacht. Nach angestellter Rechnung findet man, daß die jährliche Einnahme der Regierung gegenwärtig eine Million Bernische Livres zu schätzen ist, dahingegen die Einnahme von den andern Aemtern, welche denen Familien übergeben worden, die von der Regierung auszuschließen man Mittel gefunden hat, sich nicht einmal, wenn man es auch so hoch rechnet, als es möglich ist, auf 30,000 erstrecket. Die Handlung, welche Basel, Zürich und Genf reich macht, ist aus Bern verbannet, und alle Freiheiten der Abgaben und alle Zünfte sind unmerklich abgeschaffet worden. Seit fünf bis sechs Jahren haben die Zweihunderter ein Gesetz gemacht, durch welches allen Bürgern zu Bern bei Strafe der Landesverweisung verboten wird, sich unter andere als unter die ordentlichen Bernischen Regimenter zu begeben, und wenn man eine Officierstelle darunter erlangen will, so muß man entweder ein Mitglied der Zweihunderter sein oder nahe Anverwandten darunter haben oder von einem Mächtigen unterstützet werden. Die schönen Wissenschaften und besonders die Rechtsgelehrsamkeit werden in Bern verabsäumet ... Alles dieses hat die Bürger, welche nicht zur Regierung gehören, dahin gebracht, seit ohngefähr 50 Jahren unaufhörlich zu verlangen, „daß die Satdt Bern, in welcher unwidersprechlich das Recht der Souve-

ränität wohnet, sich einmal versammle und untersuche, ob ihre Mandatarii, die Herren Zweihunderter, sowohl die Bürgerschaft als die Stadt nach denen Gesetzen regieren, welche ihnen von eben dieser Stadt Bern vorgeschrieben worden, und welchen sie sich alle Jahr durch einen Eid unterwerfen, indem sie zugleich Treue und Gesetzmäßigkeit eidlich angeloben, und dieses nicht ihrem Orden, sondern der Stadt Bern, deren Souveränität sie als Mandatarii haben, doch unter der Bedingung, daß sie die Gesetze der ersten Stiftung beobachten müssen.“ . . . Daher kam die Landesverweisung unterschiedener Personen, welche im Jahr 1710 eine Zusammenberufung der Bürgerschaft, damit die Grundgesetze wieder in Gang gebracht würden, verlangten. Daher kam die Landesverweisung derer Personen, welche im Jahr 1744 sich einschränkten, blos durch eine demüthige Bittschrift zu begehren, daß das Elend, womit die Bürgerschaft überhäufet war, etwas gemildert werde. Daher kam das tragische Ende Derjenigen, welche itzo die Zusammenberufung mit dem Entschlusse, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen, wofern man sie würde hindern wollen, ihr Vorhaben auszuführen, haben bewirken wollen. Wenn die Letztern so strafbar gewesen wären, als man vorgegeben hat, so hätte der Magistrat in dem kleinen Memorial, welches er den Herren Burnabi und de la Calmette, englischen und holländischen Ministern, hat übergeben lassen, etwas davon erwähnet; man würde nicht ein unerforschliches Geheimniß aus ihren Geständnissen machen, und man würde ihre Papiere bekannt machen, deren man sich bemächtiget hat, und in welchen der ganze Entwurf des Unternehmens enthalten sein muß. Einer von diesen Unglücklichen, wider den die Regierung am Meisten erbittert zu sein schien, Samuel Henzi, war vordem Secretar der Salzkammer und hat mit dem bekannten Banquier Hrn. Zaslin von Basel in Gesellschaft gestanden. Hernachmals ist er in Diensten des Herzogs von Modena unter dem Regimente Garde, welches Herr Cornabe commandirte, Hauptmann gewesen. Er war eines Priesters Sohn. Er wurde ohne Vermögen geboren und unter den Negotien der Schatzkammer, wobei ihn sein Vetter im 14. Jahre als einen bloßen Schreiber anbrachte, erzogen. Gleichwohl gelangte er durch seine außerordentliche Anwendung und durch die Stärke seines Geistes zu einer so weitläuftigen Erkenntniß des Handels, der schönen Wissenschaften und der Weltweisheit, daß man wenig Exempel davon finden wird. Die unendliche Arbeit, die er mit dem Schreiben bei der Salzkammer hatte, hinderte ihn nicht, seine Studien höher zu treiben, als er es

vonnöthen gehabt hätte, sich mit Ehren in der gelehrten Republik zeigen zu können. Er brach die Zeit seines Schlafs ab, verlor keinen Augenblick, weder bei Tische noch in Gesellschaft, und machte sich alle kleine Zwischenräume von Viertelstunden, die ihm seine ordentlichen Geschäfte dann und wann ließen, zu Nutzen. Auf diese Art war er zu so einer weiten Gelehrsamkeit in den schönen Wissenschaften gekommen, als man sie kaum bei den Gelehrtesten antrifft. Er verstund nicht allein alle alten Sprachen, sondern er redete und schrieb auch mit einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, welche unterschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, versichert haben, daß sie auf ihren Reisen in ganz Europa Keinen seinesgleichen gefunden hätten. Er schrieb gemeiniglich in dieser Sprache seine Briefe und Billets an seine Freunde, die sie verstunden, wenn er sich gegen die Neugierigkeit versichern wollte. Er hatte die Schriften des Demosthenes und Cicero wie aller andern großen Schriftsteller, des Homer's, Pindar's, Virgil's, Horazens, Milton's und Popens, nebst allen guten französischen Schriftstellern im Gedächtnisse, daß er, was bei dem ersten Aufschlagen des Buches am Ersten in die Hände fiel, auswendig sagen konnte. Man wird sich weniger darüber verwundern, wenn man die Mühe weiß, die er sich, ein von Natur eisernes Gedächtniß zu verbessern, gab. Schon vor mehr als fünf Jahren hatte er in seiner Bibliothek mehr als 100 Excerptenbände, die mit seiner eigenen Hand geschrieben waren und von Allem, was er gelesen oder bei dem Lesen gedacht hatte, unter gewissen Titeln einen Auszug enthielten. Er war gewohnt zu lesen, um Gelegenheit zum Denken zu haben, er commentirte daher meistentheils alle Schriftsteller bald in Versen, bald in Prosa, und gemeiniglich in der Sprache, worinne das Buch, welches er las, geschrieben war. Er besaß eine ganz außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hatte die allerprächtigsten und leichtesten Bilder ohne Mühe, und Alles, was er schrieb, war voll von den feurigen Zügen, die die Merkmale einer großen Seele sind. Er war ein genauer Beobachter Alles dessen, was ihm unter die Augen kam, und hatte deswegen beständig eine Schreibtafel bei der Hand. Er bemerkte darinne die Gedanken, die ihm eingefallen, nur mit einem Worte, und wenn er nach Hause kam, erweiterte er sie vermöge seiner bewundernswürdigen Leichtigkeit etwas aufzusetzen. Er hatte sich also ein Magazin von unzähligen Sachen gemacht, welche nicht ein unnützer Mischmasch, sondern sowohl für ihn als für viele rechtschaffene Gelehrte sehr wichtig und Gold in der Hand eines

großen Künstlers waren. Er drückte sich im Deutschen und Französischen sehr schön aus; er schrieb in diesen beiden Sprachen mit vieler Fertigkeit, und ein so ursprüngliches und erhabenes Feuer der Einbildungskraft, für welches er leicht einen Platz unter den größten Schriftstellern, wie seine hier gedruckten und andern flüchtigen Stücken zeigen, würde gefunden haben, beweisen dieses. Aber er wollte und konnte nicht seine Aufsätze lange umarbeiten und von Neuem durchsehen . . . Zu diesen großen Talenten seines Verstandes gesellten sich in ihm alle große Eigenschaften des Herzens. Er hatte eine große und wohleingerichtete Seele, welche über den Kummer des Privatlebens, über die Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens erhaben war. Ohngeachtet der Händel, welche man ihm machte, und ohngeachtet seiner häuslichen Verdrießlichkeiten hatte er allezeit ein fröhliches und heiteres Angesicht und ein sich immer gleichendes Gemüth, welches geschickt war, Diejenigen zu tröften, welche Trost nöthig hatten. Stets hatte er die großen Exempel vor Augen, deren Geschichte er gelesen und überdacht hatte, und er war sehr bekannt mit den Maximen der Sittenlehre, welche er in Versen oder in Prosa gelesen oder selbst ausgedrücket, und von welchen er gezeigt hatte, daß sie einen Einfluß in seiner ganzen Aufführung hatten, und daß er auch seine geringsten Handlungen danach einrichtete . . . . Wer kann sich nun einbilden, daß Henzi, der sanftmüthigste und mäßigste Mensch von der Welt, seinen Charakter sollte verlassen und sich in ein närrisches und abgeschmacktes Complot eingelassen haben, sich so zu sagen mit seinen Freunden zu erzürnen? Er war eines solchen Vorhabens unfähig. Vielmehr, da Einige im Jahr 1744 einen gewaltsamen Weg durchzubringen vorschlugen, setzte sich Henzi standhaft dagegen und erklärte sich, daß er lieber Alles, was er hätte, verlieren, als Jemanden, er sei, wer er sei, in Lebensgefahr setzen wolle. Dieses System ist die Ursache der Landesverweisung im Jahr 1744 und ohne Zweifel auch seines itzigen Verlustes gewesen. Viele Freunde haben es ihm vorhergesagt, aber er hat allezeit geantwortet, es sei ihm einerlei, auf was für Art er aus dem Handel käme, wenn er sich nur nichts vorzuwerfen habe.“ So weit gehen die Fragmente.

Schaffhausen, vom 8. August. Den Nachrichten aus Bern zufolge hat der Magistrat, ehe die Execution am 16. vorigen Monats vor sich gegangen, eine Verordnung öffentlich anschlagen und durch die ganze Stadt bekannt machen lassen, daß Niemand von Denen, welche mit den hinzurichtenden Rebellen verwandt sein könn-

ten, und vornehmlich die Weiber und Kinder der Verurtheilten, nicht aus ihren Häusern gehen sollten. Die während der Zeit der Execution von der Gegenpartei daselbst ausgestreuete Zettel aber sind also abgefasset gewesen: „Vergießet das Bürgerblut in großen Strömen, jeder Tropfe dieses kostbaren Bluts wird in unsere Herzen rinnen, daselbst unter der Asche so lange belebt zu bleiben, bis eine andere günstigere Gelegenheit erscheint, uns von der Grausamkeit zu befreien, die man seit langen Jahren über uns ausübet. Verbannet den Kern der Bürger aus dem Vaterlande und aus seiner Hauptstadt; diese öffentlichen Opfer werden allenthalben die Tyrannei und Grausamkeiten an den Tag legen, welche die Stadt in ein allgemeines Trauern stürzen, ohne daß es jedoch der Frauen erlaubt sei, ihren Mann zu beweinen, noch dem Kinde, für seinen Vater zu sterben, oder dem Freunde, seinen Freund zu beklagen oder zu bedauern. Das Elend, die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit werden in den Herzen Derer, die nach uns kommen werden, eben dergleichen Eindruck wie bei uns machen. Bürger! die Ihr Euch des Scepters und Regimentsruders bemeistert habt, wollt Ihr über die Herzen herrschen, so entsaget dem Stolz und Uebermuth; fraget in Euern Berathschlagungen nichts als die Gerechtigkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit um Rath und bezeichnet alle Eure Entschließungen mit dem Gepräge der Sanftmuth und der Freundschaft gegen Eure Bürger, so werdet Ihr geehret sein, und wir werden treu verbleiben! Das Blut der alten Berner reget sich noch in unsern Adern; gleich ihnen können wir nicht den Anblick der Fürsten ertragen, und gleich ihnen sind wir bereit, für Väter Alles zu thun. Wenn der Schweizer, der Freieste unter allen Völkern, unter der Last seiner Ketten unempfindlich wird, so wird das Grab der Freiheit auch das Grab von dem Glanze des Vaterlandes sein." Weil nun diese Zettel durch alle Straßen der Stadt und sogar außerhalb ausgestreuet worden, so sind einige derselben dem Magistrat in die Hände gekommen, welcher scharf nachforschen lassen, den Urheber davon zu entdecken, so aber nicht möglich gewesen ist.

Bern, vom 5. August. Die Commissarien, welchen das Verhör der Gefangenen aufgetragen ist, haben an den Rath 59 Acten eingeliefert, welche die Bekenntnisse von den Absichten der Verschwornen enthalten. Diese Bekenntnisse sind in einer der letzteren Sitzungen des Raths abgelesen worden.

Beschluß des neulichen Basler Artikels [vom

8. August]. Wenn es indessen wahr ist, daß Henzi und seine Freunde Willens gewesen sind, die Abthuung der Beschwerden so zu suchen, daß sie Gewalt mit Gewalt haben vertreiben wollen, so ist es auch wahr, daß es nicht in ihrer Gewalt gestanden, die traurigsten und äußersten Erfolge zu verhüten. Non est in ejusdem manu, ignem tectis injicere et injecto spatium modumque statuere, d. i. „Es steht nicht bei Dem, welcher ein Haus anzündet, der Flamme Grenzen vorzuschreiben.“ Wenn Henzi so vernünftig gewesen ist, wie man ihn uns vorstellet, so hat er sich in dieses Vorhaben nicht einlassen können, ohne die Schwierigkeiten zu erwägen und darauf zu denken, wie ihnen zuvor gekommen werden, oder wie man sie überwinden könnte. Es würde natürlich hieraus folgen, daß entweder der Entwurf etwas zu Hitziges und zu Strafbares enthalten, oder daß man bei dem Vorhaben unvorsichtig gewesen.

Basel, vom 9. August. Seit dem vorigen Posttage hat man aus Bern vernommen, daß nach dem Urthel der sechs Staatsgefangenen, deren man letztlich Meldung gethan, drei davon auf ewig aus dem Lande Ihrer Excellenzen, d. i. des Cantons, oder besser der Stadt Bern, und ihrer Bundesgenossen verwiesen worden, und zwar bei Lebensstrafe, wenn sie sich jemals unterstehn, wiederzukommen. Die andern sind nur auf 15 Jahr verwiesen worden, so daß, wenn sie binnen dieser Zeit wiederkommen, ihre Landesverweisung auf 10 Jahr verlängert werden soll.

Bern, vom 15. August. Die hiesige Regierung hat Folgendes durch öffentlichen Druck bekannt gemacht:

„Seit der Gefangennehmung derer Personen, welche in das verabscheuenswürdige und aufrührische Project der Zusammenverschwörung wider die Regierung verwickelt gewesen sind, ist man mit größtem Fleiß und möglichster Aufmerksamkeit beschäftiget, alle Umstände dieser unglücklichen Begebenheit aufzuklären. Nachdem man die zum Criminalproceß nöthigen Nachrichten eingezogen, hat man nach und nach die verschiedenen Artikel in Betrachtung gezogen, welche die Verbrecher graviret, damit man einem Jeden sein gehöriges entscheidendes Urtheil sprechen könne. Bei den Berathschlagungen, deren Gegenstand die unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen ist, um des Künftigen willen Exempel zu statuiren, ist die Regierung von demjenigen Geiste der Sanftmuth und Mäßigkeit geleitet worden, welcher ihren Hauptcharakter ausmacht. Zufolge dieser väterlichen Verfassung, Gnade vor Ernst gehen zu lassen, ist kein Blut vergossen worden als nur dasjenige, welches

die Regierung ihrer beleidigten souveränen Autorität und dem, was man die öffentliche Rache nennt, nicht abschlagen konnte. Am 16. Juli erging das Todesurthel über diejenigen drei Verbrecher, welche überführet worden, daß sie die Urheber und Häupter der Zusammenverschwörung gewesen. Man verurtheilte sie, den Kopf zu verlieren, und Einen von ihnen, nämlich den Wachtlieutenant, daß ihm die Hand sollte abgehauen werden. Dieses Urthel ward den 17. darauf ohne einigen Tumult vollstrecket."

Genf, vom 10. August. Die Regierung hat den Buchdruckern und Buchhändlern verbieten lassen, Schriften zu drucken und zu verkaufen, welche die besondern Angelegenheiten des Cantons Bern betreffen.

London, vom 19. August. Die Regierung des Cantons Bern hat vor Kurzem dem Herrn Burnabi, Ministern unsres Königs bei dem Schweizerbunde, einen Brief übergeben, in welchem sie Se. Majestät bittet, die weniger schuldigen Verbrecher, welche in die letzte Zusammenverschwörung verwickelt gewesen, mit nach Neuschottland bringen zu lassen. Nachdem Herr Burnabi diesen Brief hieher geschickt, so ist er dieser Tagen von dem Könige und dem Staatsrath untersucht worden. Se. Majestät scheinen aber nicht in dieses Begehren willigen zu wollen, und man hat dem Herrn Burnabi befohlen, von Seiten des Königs den Herren der Regierung zu Bern die Erklärung zu thun, „daß es Se. Majestät nicht gern sähen, daß Sie ihrer Bitte nicht Gehör geben könnten; denn außer den Transportkosten, welche ziemlich groß sein würden, würde dieses ohne Zweifel unter dem Volk eine Eifersucht erwecken, und übrigens wären schon so viel Leute eingeschrieben, als man sich gegenwärtig dahin zu schicken vorgesetzt habe."

Beschluß von Bern [vom 15. August]. Die Bürgerschaft, die bei diesen traurigen Begebenheiten nicht unterließ, starke Proben ihrer Ergebenheit gegen die Regierung zu geben, war während der Hinrichtung in Waffen. Die drei Verurtheilten erlitten ihre Strafe mit allen Zeichen einer wahren Reue und mit Ueberzeugung, daß sie eine viel strengere Todesart verdient hätten. Vermöge des Systems, worinne man die Gerechtigkeit und Gnade verband und eine durch die andere mäßigte, hat man in Bestrafung der Uebrigen 18 Schuldigen ein genaues Verhältniß beobachtet. Nachdem man die unterschiedenen Grade ihres Verbrechens bestimmet, so hat den 6., 7. und 8. dieses Monats die Regierung das Urtheil über sie gefället. Sechse

nämlich von ihnen wurden auf ewig aus den Cantons und allen mit der Schweiz verbundenen Ländern verbannt; zwei Andere bekamen diese Strafe nur auf zwanzig und ein Neunter nur auf zehn Jahr. Ein Zehnter ward mit einem vierjährigen Stadtarrest belegt, die übrige Achte mit Hausarrest, den Einige auf ein, Andere auf zwei und Einer von ihnen auf drei Jahr halten sollen. Zum Anfange dieses Monats wurde die Bürgerwache abgedankt und belohnet. Man hat nichts als die ordentliche Garde nebst einigen Compagnien Soldaten aus der Nachbarschaft, welche von einigen Gliedern des Staats commandirt werden, beibehalten. Die öffentliche Ruhe also, die durch die Bewegungen, welche die Entdeckung dieser Meuterei nothwendig verursachen mußte, mehr erschreckt als gestöret war, ist völlig wieder hergestellet. Den 26. Juli hat man die Namen der sechs Flüchtigen, die an der Verschwörung Theil gehabt und theils als Mitschuldige, theils als Leute, die um das Geheimniß gewußt, angegeben worden, an den gewöhnlichen Orten proclamirt und angeschlagen. Uebrigens kann man sagen, daß die Epoche eines so verdrießlichen Zufalls auch eine von den merkwürdigsten Epochen des Eifers, den Alle, die unter der sanftmüthigen Herrschaft der Republik vereinigt stehen, bezeugt haben, sein werde. Alle Städte und Gemeinen haben sich bei der Gelegenheit eine Schuldigkeit daraus gemacht, gleichsam um die Wette die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Bereitschaft, Alles zur Erhaltung des Regiments beizutragen, zu erneuern. Dieses und die löbliche Nacheifrung der Vasallen und Unterthanen nebst dem, was alle Stände insbesondere hierbei bezeugt haben, kann das gründlichste und vollkommenste Lob der Regierung abgeben.

Bern, vom 18. August. Man sieht nunmehr folgendes Verzeichniß der wegen der Zusammenverschwörung in Verhaft genommenen und darzu gehörigen Personen: 1) Fuetter, Stadtlieutenant. 2) Michaeli du Cret. 3) Henzi, ehemaliger Modenesischer Hauptmann. 4) Wernier, Kaufmann. 5) Daniel Fuetter, Kaufmann. 6) Küpfer, Kaufmann. 7) Küpfer, Papierhändler. 8) Küpfer, Kattundrucker. 9) Ongspurger. 10) Ongspurger. 11) Wurstenberger, Lieutenant. 12) Reinhard, Studiosus. 13) Wyß, Secretär. 14) Marthaler. 15) Herrmann, Kaufmann. 16) Schürer. Folgende sind unschuldig befunden und wieder auf freien Fuß gestellet worden: 1) Müsli, Gelbgießer. 2) Walther, Schlosser. 3) Hortin, Buchhändler. 4) Ith, Kupferschmied. Folgende sind gänz-

lich entwischt: 1) Hug, Juwelier. 2) Fuetter, Kaufmann. 3) Wernier, Hospitalchirurgus. 4) Fuetter, Maler. 5) Fuetter, Goldschmied. Der Lohgerber Kühn ward auf der Flucht ergriffen. Folgende haben Hausarrest bekommen: 1) Knecht, Lohgerber. 2) Müsli, Studiosus. 3) Graf, Translator. 4) Schärer, Operateur. 5) Schärer, Procurator. 6) Wegermann, Lieutenant. 7) Stettler, Studiosus. 8) Walther, Studiosus. 9) Ulrich, Studiosus Theologiä. 10) Schürer. 11) Jenner. 12) Wiegsam, Sattler. 13) Lerber. 14) Roder, Faßbinder. 15) Dieck, Maler. 16) Egli, Buchhändler. 17) Rohr, Faßbinder. 18) 19) Christ, Goldschmied, nebst seinem Bruder. 20) 21) Ziegler, Pastetenbäcker, nebst seinem Bruder, 22) 23) Castenhofer, Vater und Sohn. 24) Lauffer, Kaufmann. 25) Brügger, Lohgerber. 26) Jägi, Buchhändler. 27) Fruting, Töpfer. 28) Gating, Schuhmacher. 29) Meyer, Schlosser. 30) Balz, Kaufmann. 31) Lutz, Kaufmann. 32) Bitzius, Küster. 33) Gaudard. 34) Ochs, Kaufmann. 35) Ochs, Bleicher. 36) Hartmann. 37) Tillmann, Küster. 38) Dünke, 39) Heggi, 40) Hinz, alle Drei Schlächter. 41) Bondeli, Bäcker. 42) Kupfer, Bäcker. 43) Steck, Hospitaleinnehmer. 44) David Fuetter, Kaufmann. Von Allen diesen sind nur drei, nämlich der Stadtlieutenant Fuetter, Henzi und der Kaufmann Wernier, vom Leben zum Tode gebracht worden, wie man bereits gemeldet hat. Folgende aber sind verwiesen worden: 1) Küpfer. 2) Reinhard, Studiosus. 3) Henzi, Lieutenant. 4) Lerber. 5) Christ, Goldschmied. 6) Knecht, Lohgerber. Diese Sechs sind nicht, wie fälschlich gemeldet worden, auf ewig, sondern, welches wohl zu merken ist, nur auf 101 Jahr aus der Schweiz verwiesen worden. 8) Bondly, Schlächter, auf 10 Jahr. 9) Rohr, Faßbinder, hat 4 Jahr Arrest in der Stadt. 10) Ochs, Kaufmann, hat 2 Jahr, und 11) Meyer, Schlosser, 1 Jahr Arrest in seinem Hause. 12) Küpfer, Schlächter, und 13) Küpfer von Werlauffen, jeder auf 2 Jahr. 14) Kupfer, Capitaine de Bataille, auf 1 Jahr. 15) Hermann, Fabrikant, hat 1 Jahr in seiner Fabrik Arrest. 16) Christ, Kaufmann, auf 2 Jahr. 17) Fuetter, Kaufmann, auf 3 Jahr verwiesen. 18) Schürer, Consistorialbedienter, auf 20 Jahr.

Bern, vom 22. August. Zufolge dem Urthel, welches wider die Gefangenen, die verwiesen werden sollten, ausgesprochen worden, wurden dieselben am 13. dieses durch ein Detachement von 25 Mann aus der Stadt gebracht, wo ihre Familien dieselben erwar-

teten, in der Absicht, sie bis an das erste Wirthshaus zu begleiten. Küpfer, welcher eine schöne Zeugfabrik hat, hat um derentwillen Erlaubniß erhalten, noch 14 Tage in der Stadt zu bleiben und seine Sachen in Ordnung zu bringen, damit seine Manufactur während seiner Abwesenheit ihren Fortgang haben kann. Aber damit man dieser Erlaubniß nicht das Ansehen der Freiheit gebe, und zu verhindern, mit andern Leuten in der Stadt Gemeinschaft zu haben, hat man ihm 6 Mann Wache gegeben. Diejenigen, welche Hausarrest gehabt, haben, nachdem man sie vor den geheimen Rath geführet, zum Theil einen scharfen Verweis und die am Wenigsten Schuldigen eine gelinde Ermahnung bekommen, nachdem man sie Alle den Eid der Treue erneuern lassen, welchem man eine Clausul angehangen, kraft welcher sie verbunden sind, der Regierung Alles zu melden, was sie von dem erfahren werden, was ihr irgend nachtheilig sein kann. Man versichert, daß einer von den Geköpften unterschiedenen seiner Mitverschwornen anfangs überaus viel zur Last gelegt, daß er es aber am Ende widerrufen und gesagt, daß ihm die Schmerzen der Tortur Allerlei in den Mund gelegt hätten, welches nicht an dem sei. Man vernimmt aus Genf, daß, nachdem der Lieutenant Henzi am 17. dieses daselbst angelanget, er sich ebendenselben Tag auf den eine halbe Meile davon gelegenen Ort Carouche begeben, weil man ihm nicht hat erlauben wollen, die Nacht über in der Stadt zu bleiben.

Basel, vom 26. August. Itzo ist Alles ruhig in Bern. Der Herr Michaeli Ducret hat am 18. dieses sein Urthel empfangen. Er ist verdammet worden, zeitlebens auf dem Schlosse Aarburg gefangen zu sitzen. Von 112 Personen, welche ihm seinen Proceß machen sollten, haben 11 seinen Tod beschlossen; aber die andern haben nicht mit solcher Schärfe urtheilen wollen, vornehmlich da er kein Unterthan der Republik ist. Am 16. schickte man ihm zwei Geistliche in sein Gefängniß. Als diese Herren erschienen, hielt er dieses für ein gewisses Zeichen, daß sein Tod beschlossen sei, und bereitete sich zu seinem Tode. Nachdem er für sein Gewissen gesorget hatte, machte er am 17. sein Testament. Am 18. führte man ihn vor seine Richter, wo er ganz andere Meinungen zeigte, als sein System, welches er seit mehr als 15 Jahren seither gehabt, sonst zuließ. Am 20. ward er in einer Kutsche unter einer guten Bedeckung nach Aarburg gebracht. Er ist schon wie halb zu Hause auf dieser Festung; denn er ward ehemals auf Ersuchen der Cantons Zürich und Basel dahin gebracht, weil er ehrenrührige Schriften auf diese zwei Cantons,

deren Verfasser er, wie man ihn überführet hat, gewesen, ausgestreuet hatte. Am 21. wurden 3 Mitverschworne, welche sich davon gemacht, verurtheilet und verdammt, im Bildnisse geköpft und geviertheilet zu werden. Ein Vierter von den Mitverschwornen sollte an eben diesem Tage verdammet werden, aber seine Anverwandten erlangten einen Aufschub von 8 Tagen. Der Chirurgus Wernier, welcher sich gleichfalls unsichtbar gemacht hat, hat sich freiwillig gestellt und setzen lassen. Man sagt, daß hinter dieser Begebenheit ein Geheimniß stecke.

Bern, vom 31. August. Von den Mitverschwornen haben sich fünfe mit der Flucht gerettet. Diese sind verurtheilet worden, geviertheilet und in ihren geviertheilten zerbrochenen hölzernen Ebenbildern auf Pfähle gesteckt zu werden. Wer sie lebendig liefern wird, der soll 1000 Thaler, und wer sie todt herbeischafft, 500 Thaler haben. Man spricht auch Diejenigen völlig frei, welche sie etwan tödten möchten.

Basel, vom 12. September. Von den zu Bern vorgewesenen bekannten Bewegungen sieht man noch ein Schreiben, das von einer Person vom Range, die sich daselbst zur Stelle befunden und von Allem gute Wissenschaft haben können, herrühren soll und folgenden Inhalts ist: „Nachdem man die vornehmsten Häupter in Verhaft gezogen hatte, brachte man Diejenigen gar bald heraus, welche an dem Anschlage Theil gehabt, und ihre Anzahl erstreckte sich bis auf 60. Weil sie aber nicht gleich viel in den Handel verwickelt waren, so setzte man nur ihrer 20 gefangen, die andern aber bekamen Hausarrest, und einige ließ man nur eidlich angeloben, daß sie sich jederzeit auf Erfordern stellen wollten. Die zur Untersuchung ernennten Commissarien fingen, wie billig, mit den Anführern an, welche Henzi, gewesener Capitän in Modenesischem Dienst, Fuetter, Lieutenant bei der Stadtmiliz, und der Kaufmann Wernier waren. Sie bekannten Alle ohne viele Mühe, und es wurde nur Wernier peinlich befraget. Nach ihrem Geständnisse war ihre Absicht gewesen, unter dem Vorwande eines Mißvergnügens über die gegenwärtige Regierung, woran die Bürgerschaft ihren Gedanken nach nicht genug Antheil hätte, dieselbe völlig zu ändern und zu solchem Ende Gewalt zu gebrauchen, ja auch bei erfolgendem Widerstande Blut zu vergießen. Es war aber der Plan zur Ausführung noch nicht festgestellet, sondern man hatte drei verschiedene Projecte, daraus das, so man für das beste finden würde, gewählet werden sollte.

Die vornehmsten Mitverschwornen hatten sich durch die stärksten Eidschwüre verbunden, einander bis auf das Alleräußerste zu unterstützen; alle aber hatten solchen Eid nicht gethan, und von Denen, die ihn abgeleget hatten, wußten nicht einmal Alle recht, worin das Geheimniß bestünde. Diese verschiedene Stufen bei dem Verbrechen haben bei der Bestrafung nothwendig auch einen Unterscheid veranlasset. Doch man muß überhaupt sagen, daß die Regierung bei der ganzen Sache alle Mäßigung gebrauchet habe, indem nur die drei obbenannten vornehmsten Rädelsführer mit der Todesstrafe beleget worden. Von den andern inhaftirten Mitschuldigen sind sechzehn theils auf immerdar, theils nur auf gewisse Jahre verbannet und sechs verurtheilet worden, auf einige Zeit Arrest zu halten. Alle Diejenigen, welche nur Hausarrest gehabt, sind wieder auf freien Fuß gestellet worden, nachdem ihnen eine Vorhaltung geschehen und sie dem Staat aufs Neue die Treue geschworen, wozu das Formular ausdrücklich abgefasset worden. Auf Hrn. Michaeli Ducret hatte man starken Verdacht, daß er zu Schmiedung des Anschlages Vieles beigetragen, und er hatte auch wirklich Wissenschaft davon. Allein es mag nun aus Vorsicht von ihm geschehen sein, oder weil er nicht der Meinung gewesen, daß die Sache wohl ablaufen könnte, so hat er sich also dabei verhalten, daß man ihm nichts weiter anhaben können, als ihn aus dem weiten Arrest, den er vorher schon hatte, in einen engern zu bringen. Noch ist zu gedenken, daß sich vier bis fünf Mitschuldige gleich anfangs, als der Handel entdeckt wurde, aus dem Staube gemacht, und darunter befindet sich Einer, der durch die Aussagen des Lieutenants Fuetter am Meisten graviret worden. Der Bruder des Kaufmanns Wernier, der gleichfalls ausgetreten war, ist seitdem wieder zurückgekommen, ohne Zweifel, weil er, da er sich nicht schuldiger erachtet als Diejenigen, welchen nur die Verbannung zuerkannt worden, durch solches sein Verhalten die Confiscirung seiner Güter abwenden wollen. Dieses ist nun der Verlauf der ganzen Sache. Man hatte anfangs geglaubt, diese Leute hätten einiges Verständniß mit den Bauern, welches aber nicht gegründet befunden worden ist; und es lässet sich auch hieraus wie aus mehrern Umständen urtheilen, daß ihr ganzer Anschlag thöricht und unüberleget gewesen. Denn wenn sie auch gleich zum Zweck gekommen wären, ihn völlig oder zum Theil auszuführen, so würden sie sich doch nimmermehr haben behaupten können, sie müßten sich denn einzubilden Ursach gehabt haben, daß sich etwan bei einem glücklichen Erfolge die Geringern von der

Bürgerschaft zu ihnen geschlagen haben würden, und daß sie die Bauern dadurch gewinnen wollen, daß sie ihnen gewisse Privilegia zugestanden, oder sie müßten sich auf andre Hülfe Rechnung gemacht haben. Gesetzt aber, man hätte bei der Untersuchung etwas dergleichen herausgebracht, so ist leicht zu ermessen, daß man damit lieber hinter dem Berge halten werde.

Schaffhausen, vom 26. September. Der in der Bernischen Zusammenverschwörung verwickelt gewesene Michaeli Ducret befindet sich nunmehro auf Lebenslang auf dem Schlosse Aarburg, wohin er am 8. dieses abgeführet worden, daselbst er nach Gefallen seine aus seinem Vermögen ziehende jährliche Einkünfte von 6000 Livres verzehren kann. Die Regierung zu Bern, welche die wider sie gefaßte Anschläge so glücklich zernichtet hat, ist im Uebrigen noch forthin bemühet, solche Maßregeln zu ergreifen, wodurch die wiederhergestellte Ruhe immer mehr und mehr befestiget werden kann. Es werden zu dem Ende noch regulirte Völker in der Stadt gehalten, welche gewöhnlich auf die Wache ziehen. So sind auch ein und andere kleine Aemter aufgerichtet worden, so die Bürger bekleiden, wodurch sie verbunden sind, selbst an Erhaltung des Friedens mit Hand anzulegen.

Bern, vom 12. October. Der Geist der Unruhe erwachet allhier schon wieder, indem aufs Neue verschiedene aufrührische Zettel ausgestreuet worden, worinne man wegen des vergossenen Bürgerbluts Rache fordert.

Basel, vom 17. October. Am verwichenen Sonntage citirte man in dem Lande Vaux, welches dem Canton Bern zugehöret, feierlich die drei Mitverschwornen der Zusammenverschwörung vom verwichenen Julius, welche entwischet sind. Ihro Excellenzen versprechen Denjenigen 500 Rthlr., welche einen oder den andern entdecken können, und Demjenigen 1000 Rthlr., welcher einen Kopf von ihnen bringen wird. Die Gemüther in Bern sind noch schwierig. Denn blos aus der Vorsichtigkeit, welche der Magistrat fortfähret anzuwenden, das Uebel zu hemmen oder demselben vorzukommen, kann man schließen, daß man daselbst noch etwas zu befürchten hat.

# Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

**Henzi** (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um).
Wer folgt mir? Liebster Freund, bist Du's? — Wen suchst Du?
— — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

**Wernier.** Und warum wundert's Dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nur itzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach und seh' — —

**Henzi.** Was?

**Wernier.** Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth, sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug, mir's ungefragt zu sagen?
Hab' ich's an ihm verdient, daß er so grausam ist
Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriot'sch, die Hassenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in Dir zurückgeblieben.
Bern sieht allein auf Dich. Bern hofft allein von Dir
Freiheit und Rach' und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn Dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet!
Wie aber? — — Schweigst Du noch? — — Du siehst mich
traurig an?

O, daß mein schwacher Geist Dich nicht errathen kann!
O, könnt' ich göttlich itzt in Deine Seele blicken
Und, was Du mir verhehlst, Dir unbewußt entrücken!
O, stünde mir Dein Geist so frei wie Dein Gesicht,
Und schlöss' ich dann daraus, was jede Miene spricht!
Ich gäbe, könnt' es sein, Dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, Dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst Du nimmermehr,
Wer Dir den Dienst gethan, daß ich, Dein Freund, es wär'.
Ja, Henzi, könntest Du Dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es schmerzte Dich, wie mich Dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst Du mir listig aus
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücret's Haus.
So mußte Dücret's Haus Dich von dem Freund befreien?
So hattest Du mich mehr als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich sein?
Doch — — Du kehrst Dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage, was Dich quält! Warum beschwer' ich Dich?
Was suchst Du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich Dich etwan — — soll ich Dich knieend bitten? — —

**Henzi.** O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, Dein edler Geist ist größres Glücke werth,
Als daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab' ich Dir sonst gedäucht;
Denn sich verstellen, ist bei kleinen Uebeln leicht.
Warum hast Du in mich itzt tiefer blicken müssen
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entrissen?
O, wär' es selbst vor mir, wornach Du fragst, versteckt!
Liebt' ich Dich weniger, hätt' ich Dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn Du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!

Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

**Wernier.** Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, Dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen
Und sein verlassnes Wohl freiwillig auf sich nehmen!
Doch sei nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizerblut noch fließt und wirket wie in Dir!
Theil Deine Last mit mir! Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie Du für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter Dir Bern und Dich rächen kann!

**Henzi.** O, sage nichts von mir! Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geschick, wann's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will, ich spräch' als jener Held:
Glückselig Vaterland, Du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel! und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rath belebt,
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh' ein schimpflich Elend baut;
Freiheit! wann uns von Dir, Du aller Tugend Same,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name,
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört:
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

**Wernier.** Itzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O, wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte!
Freund, Du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn ihr den süßen Stoß, wann Du vor Blut Dich graust!
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann Du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was itzt den Rath mit bangem Warten quält.

Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wüthrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
Sobald man Freiheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der Erste sein, der das Geschrei vermehret.
O, hört' ich's heute noch! Und Henzi rief' mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei, und frei gehorcht' es Dir!
Warum kenn' ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zu'n Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
Daß ich Euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen.
Seid stark und laßt dies Glück auch Euer Kind genießen!"

**Henzi.** Du willst sie kennen?

**Wernier.** Ja.

**Henzi.** So kenn sie dann in mir!

**Wernier.** O, red'te Henzi wahr!

**Henzi.** Kenn sie in mir!

**Wernier.** In Dir?

Und hast mir nichts gesagt? Mußt' ich in Deinen Augen
Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergess' es schon,
Du hast mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm Deinen Lohn!

(Er umarmt ihn.)

Doch eile, lehre mich, wer, wo sind Deine Glieder?
Sind sie des Hauptes werth? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit ist's? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein?
Doch, Du regierst das Werk, wie kann's zu tadeln sein?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte!

**Henzi.** Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts Schlechters als Bern's Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm' es nie,

Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizersamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang, als sie neu ist, entzückt,
Die sind's und Andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh, darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

**Wernier.** Und morgen zieht Ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt Ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja, führe nur das Wort! donnre wie Cicero!
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst Du auch so.
Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglücksel'gen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.
Besinn Dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar!

**Henzi.** Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite,
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar sein.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint' und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst Du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Bern's bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch Alles wird man eh als dieses Aeußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm' uns heute noch!
Denn heute noch ist's Zeit, und linderte sein Joch
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein menschenähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich sein, daß Die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß Der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein,
Kein Herz räumt ihm die Ehr', die er sich raubet, ein?

**Wernier.** So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret

Doch welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar Dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte!
Hier steht er dann in Dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich Dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

**Henzi.** Freund, so beschämst Du mich?

**Wernier.** Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen!
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

**Henzi.** Freund, dies verlange nicht!

**Wernier.** Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht Dir und ihnen thun?

**Henzi.** Ich trau' Dir ohne Schwur.

**Wernier.** Allein ich will sie sehen.

**Henzi.** Du wirst, wenn Du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

**Wernier.** Fuetter, Richard, Wyß — — die sollten's, sprachst Du, sein.
Sind sie es nicht?

**Henzi.** Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick! wir doch erhalten müssen.
Sieh, das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

**Wernier.** Wer ist's?

**Henzi.** Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn Dein Kind zur Eh' begehrte.

**Wernier.** Wer? Dücret?

**Henzi.** Eben Der.

**Wernier.** Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O, speit ihn aus von Euch, daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache!
O, speit ihn aus von Euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat!

Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücret's Händen nehmen?
O, heute stoßt ihn noch — —

**Henzi.** Und so verlangst Du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

**Wernier.** O, dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

**Henzi.** Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn her bestellt. Ich will Dich wiederfinden.
Geh! und laß Deinen Zorn die Klugheit überwinden!

## Andrer Auftritt.

**Henzi. Dücret.**

**Henzi.** Er hat ihn doch gesehn.

**Dücret.** Ha! Alles steht uns bei.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frei.

**Henzi.** Ein Geist wie Du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest Du auch mehr, als tollkühn Dich zu wagen?
An Muthe fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's Dir.

**Dücret.** O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust Du Dich Dem auch?

**Henzi.** Kann ich mich Dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

**Dücret.** Trau, Henzi, traue nur, bis Du verrathen bist!
Was hilft's, ein Berner sein, wenn man ein Sclave ist?
Ich kenn' ihn mehr als Du. Er ist dem Rath gewogen,
Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

**Henzi.** O, laß der frechen Zung' nicht allzu sehr den Lauf!
Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund!

**Dücret.** Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst Du mir sonst nicht zu sagen wehren.

**Henzi.** Er haßt den Rath und Dich. Nur haßt er Dich noch mehr.

Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe Vieles noch mit ihnen zu beschließen — —
**Dücret.** So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist gnug überlegt. Wag, was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß!
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige Dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken:
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feu'r und Schwert Bern's Schimpf und Knechtschaft aus!
Du schütterst? — — Feiger Mann — —
**Henzi.** Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, Deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten!
Weißt Du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet
Und dann am Größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.
**Dücret.** Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.
**Henzi.** Schweig, Lästrer! Ich erweis' an Dir sonst mit der That,
Warum er, was Du nennst, allein erschaffen hat.
Bist Du nicht hassenswerth?
**Dücret.** Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freier Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sei Du die Lust der Welt
Und dien, gerechter Mann, so lang es Dir gefällt!
**Henzi.** Fein höhnisch! Dienst Du nicht, wenn Du den Lastern dienest?
**Dücret.** Wie lehrreich! Dienst Du nicht, wenn Du Dich nichts erkühnest?
Was soll Dir dann die Macht?
**Henzi.** Durch sie Bern zu befrein,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu sein.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

**Dücret.** Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzu viel.
**Henzi.** Die man nie haben kann.
**Dücret.** Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu' sich nicht zu morden!
Die Noth heißt Alles gut. Sie hebt das Laster auf,
Und bald wird's Tugend sein, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf Der die Wurzel schonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen sein,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen;
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und Deine Gütigkeit scheint Allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt Dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm! Lies es! Folget mir, geht heute nicht in Rath,
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß Dich nicht der Namen Menge schrecken!
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —
**Henzi** (lieset). S t e i g e r? Wie? Der soll der Erste sein?
Der Redlichste des Raths? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Bern's Vater sein. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn!
**Dücret.** Wohl! durch den Tod.
**Henzi** (zerreißt das Blatt). Da nimm die unglücksel'ge Rolle
Und sage Deiner Brut — — —
**Dücret.** Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um S t e i g e r's Wohl vergißt?
**Henzi.** Ja, Rasender! (Geht zornig ab.)

## Dritter Auftritt.

**Dücret.** Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! Deiner Weichlichkeit schein' ich ein Missethäter?

Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt' er Henzi's Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sei vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha, Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzu süß! (Geht ab.)

## Andrer Aufzug.

### Erster Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

**Dücret.** Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn Ihr kämpft, für Bern, doch auch für Eure Sache!
Der Tag ist endlich da. Und — — wär' er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh' gerechte Scham durch Eure Wangen dringen.
Doch, kann die Scham allein die Freiheit wiederbringen?
(Fuetter sieht ihn zornig an.)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

**Fuetter.** Schweig! diesen edlen Zorn reizt Deine Frechheit nur.
Wahr ist's, wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüth'ge Rächer sein,
Sich für das Vaterland und nicht für sich befrein,
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen,
Den Mißbrauch ihres Amts und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie Du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh',
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

**Dücret.** Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht Ihr mich.

**Fuetter.** So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift.

**Dücret.** Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst als oratorisch schön,

Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt Ihr bis anitzt
Der Freiheit Eures Bern's, auf das Ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das Schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn Ihr könnt weiter nichts als rathen, zweifeln, schließen,
So tugendhaft Ihr seid, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat Euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' Euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich zum Mindsten waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit:
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum seht Ihr mich mit neid'schem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet Ihr mich gleich und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich Eures Ruhms gewisses Hinderniß,
Die Strafe wär' zu hart, wann Dücret Euch verließ'.
Er kennet seinen Werth. O, möchtet Ihr ihn kennen
Und ihm der Treue Lohn, Euch zu erretten, gönnen!
Für alle seine Müh', für alle die Gefahr
Verlangt er statt des Danks, man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dies Alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geist
Von großen Thaten ab zu kleinen Scrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie ersticket,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr' ich für Euch auf. Was Ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet!
Folgt mir! Geht nicht in Rath, und spart Euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht Euch ihm verdächtig macht!

Was sollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

**Wyß.** Wahr ist's, wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht Euch einen Fremdling treiben
Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben!
Sein Beispiel schimpfet uns — —

**Dücret.** Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch möcht' er Euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

**Richard.** Schweig, Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides werth, und dieser gnüge Dir!
Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen.
Steh ab! Es möchte Dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht,
Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wüthrichs flucht und seinen Tod doch hasset!
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sei uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut,
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt sein Recht, ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

**Fuetter.** Wohin, erhitztes Paar?

**Richard.** Wohin die Freiheit ruft, in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüthen,
Des künft'gen Morgens Glück soll Alles froh vergüten.

**Fuetter.** Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet Ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in Euch?
Ihr seid des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket,

Das nur auf Freiheit sinnt, da Ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht, und Euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht Euer Glied! dies Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur und stürzet Eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mitsammt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es sein, der Euch dem Rath entdeckt
Und Eurer blinden Wuth gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in Euch sich edle freie Bürger
Und findet im Voraus leichtsinn'ge Brüderwürger?
Welch Bubenstück, hebt Ihr die Freiheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von Euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke Den der Knechtschaft Schand' und Bürde,
Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde!
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht Deiner Tugend vor — —

**Dücret.** Spar auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob! Vielleicht wird's bald geschehn,
Daß Ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehn.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir!
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

**Fuetter.** Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur, steck Andere mit Deinem Mißtraun an!
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast Du's gethan?
Du nur — —

**Dücret.** Ist das mein Dank, wann ich Euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in Eu'r Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht
Und Mitgenossen sich, die Ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit Jedermann den großen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath
Mit Euch selbst festgesetzt, mit Euch beschworen hat.

**Richard.** Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur Eines sein, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh als unsrer Straf' entfliehn.
Wer ist es?

**Fuetter.** Wer?

**Wyß.** Wer ist's?

**Dücret.** Hier kömmt er! strafet ihn! (Geht ab.)

## Andrer Auftritt.

**Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.**

**Henzi.** Bin ich noch Euer Freund? — — Bestürzt Euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich Euch als Freund die Wahrheit sage!
Der große Tag ist da, der Bern und Euer Wohl
Mit Bitten oder Macht stets billig richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb' er nur so lange noch entfernet,
Bis Ihr, was Tugend sei, was Eure Pflicht, gelernet!
Noch kennt Ihr Beides nicht. Und wünschet, frei zu sein?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch Alles dieses ist der Freiheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg' um das gemeine Heil,
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu sein und nie zur Lehr' gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn,
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten,
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten,
Nur unbeschimpfte Müh', die nicht statt Lohns Genuß
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß,
Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Die Ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seid Ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht Euch Euren Mann!
Für Helden hielt ich Euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt und kein Haupt von Rebellen.

**Richard** (spöttisch). Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.

Ist denn die Untreu' auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

**Henzi.** Was sagst Du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzu wohl, daß Dücret aus Euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster Euch zu stürzen?
Müßt Ihr auf seinen Trieb auch Henzi's Ehre kürzen?
Scheint Der, der für sich nichts und Alles für den Staat
Und Eure Rechte thut, Euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bei Euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' Euch Allen an.
Die unglücksel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O, möcht' ein Gleiches mir mit Euren Herzen glücken!
Riss' ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt!
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet Ihr erblassen
Und nicht Den, der Euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wann Eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und Euch verflucht!
Eh Steiger sterben soll — —

**Fuetter.** Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht Ihr was hiervon?

**Wyß.** Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich!
Je mehr ich ihn bestreit', je mehr bestärkt er sich.
Hört Ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

**Fuetter.** Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, Deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre Dich! Wer dürst nach Bürgerblut?
Wir, Deine —?

**Henzi.** Güt'ger Gott! So schöpf' ich wieder Muth?
So find' ich noch in Euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urthel schrieb, die mich auf Euch entbrannt?

So hab' ich Steiger's mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir Eure Tugend ist,
Erkennt es und verzeiht — —

**Fuetter.** Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in Euch zu siegen?
Seid Ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

**Richard.** Nicht Der, deß böser Sinn am Unglück sich ergetzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht Der allein verräth, auch Der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier, sich Alle zu verbinden,
Auch Alle läßt den Weg, uns zu verderben, finden.

**Henzi.** Genug! ich höre schon, worauf Dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab' ihm unsern Zweck — —

**Fuetter.** Du hast — —

**Wyß.** O Lasterthaten!

**Henzi.** Hört mich!

**Richard.** Wir hören's schon. Wir sind — —

**Wyß.** Wir sind verrathen!

**Fuetter.** So hast Du Wort und Schwur — —

**Henzi.** Die hab' ich nicht verletzt,
Weil Ihr dies neue Glied selbst Eurer würdig schätzt.
Ein Mann von alter Treu', in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freiheit liebet,
Sonst Alles für sie wagt und für Euch wagen wird — —

**Fuetter.** Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär' Dein Fehl vielleicht — —

**Wyß.** Kannst Du ihn noch vertreten?

**Henzi.** Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

**Wyß.** Wie? Nicht vonnöthen? Ei, Du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst Du uns noch bereden wollen,
Wann Du verrathen willst und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!" O, träfe der Verrath
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat!
So könnte noch Dein Blut für Deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wissen.

Doch einem Feind des Staats wär' dies mehr Gnad' als Pein;
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe sein.
Die Enkel werden Dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß Dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?
**Henzi.** Er selber steht dafür! Jedoch ich seh' ihn kommen,
Und Eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

## Dritter Auftritt.

**Wernier und die Vorigen.**

**Fuetter, Richard, Wyß** (zugleich voller Erstaunen). Wie Wernier?
(Sie umarmen ihn.)
**Henzi.** Wie nun? Umarmt Ihr Euren Feind?
Was ändert Euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär' er tugendhaft?
**Wyß.** O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in Dir und ihm gekränket.
**Richard.** Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket!
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut rc.

## 12.

# Das befreite Rom.

Diesen Entwurf setzt Danzel (I. S. 166), und wahrscheinlich mit Recht, mit dem vorigen in gleiche Zeit, weil er ihm aus derselben Anregung, aus dem Studium von Shakespeare's „Julius Cäsar" hervorgegangen zu sein scheint (vgl. unsere Vorbemerkung, S. 420). „Die Pöbelscenen und die „Possen" des Brutus", sagt Danzel, „hatte Lessing wenigstens nicht den Franzosen abgelernt; auch finden sich hier Reden des Collatinus und Brutus ans Volk, die an die des Brutus und Antonius bei Shakespeare erinnern." 1752 erschien Voltaire's „Rome sauvée" und 1762 E. Schlegel's „Lucretia", von der jedoch nur der Schluß auf die Befreiung Rom's hindeutet. K. Lessing giebt im 2. Theile des „Theatralischen Nachlasses" S. 74 folgendes Verzeichniß von

Personen:

| | |
|---|---|
| Brutus. | Römer. |
| Tarquinius. | Sclavinnen. |
| Collatinus. | Lictores. |
| Lucretia. | Salier. |
| Publicola. | |

# Das befreite Rom.[1])

## Erster Act.

### Erster Auftritt.

Forum.

Brutus (allein).

Er entdeckt in kurzen Worten seine Verstellung, die ihm zur Last zu werden anfängt.

### Zweiter Auftritt.

Zwei Römer kommen dazu, die sich von der Tyrannei des Tarquinius unterreden. Sie werden den Brutus gewahr, kehren sich aber nicht an ihn, weil sie ihn für einen Unsinnigen halten. Sie erwähnen der letzten Frevelthat des Tarquinius an der Lucretia.

### Dritter Auftritt.

Lucretia erscheinet, von einer Menge Pöbel begleitet, und zwei Sclavinnen. Sie ist wüthend, erzählt dem Volke ihre Schande, ersticht sich vor den Augen desselben und wirft den Dolch unter das Volk, mit dem Ausruf: „Meinem Rächer!“ Wird sterbend abgeführt.

### Vierter Auftritt.

Brutus ergreift den Dolch, da sich Keiner ihn aufzuheben wagen will. Die Menge lacht, daß er in seine Hände gefallen, bedauert aber das Schicksal der Lucretia.

## Zweiter Act.

### Erster Auftritt.

Brutus' zweideutige und prägnante Spöttereien über den Dolch und die That, die damit verübet worden, gegen Verschiedne aus dem Volke.

### Zweiter Auftritt.

Es kommen die Lictores, das Volk auseinandergehen zu heißen. Das Volk treibt sie aber weg.

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“, II. S. 73—80. — A. d. H.

### Dritter Auftritt.

Brutus fährt mit seinen bedeutenden Possen fort.

### Vierter Auftritt.

Tarquinius mit Lictoren erscheint selbst. Der Pöbel fliehet aus einander und läßt den Brutus auf dem Platze allein. Der König triumphirt über diese Furcht. Er läßt sich mit dem Brutus ein, und er hört ihn als einen Narrn an. Der Pöbel steht von ferne. Brutus ersticht ihn und geht rasend ab. Brutus[1]) wird sterbend abgeführt.

## Dritter Act.

### Erster Auftritt.

Collatinus erscheint und redt an das Volk von seinen Ansprüchen auf den erledigten Thron.

### Zweiter Auftritt.

Eine andre Menge kömmt hereingestürzt und rufet: „Freiheit! Brutus!"

**Collatinus.** Wie lange soll dieser Rasende noch die Stadt verwirren!

**Brutus.** Hört mich, Ihr Römer! ich bin kein Rasender, kein Wahnwitziger.

Er declamirt wider die Könige, und Collatinus muß sich entfernen.

### Dritter Auftritt.

Publicola erscheint, den man als den Gemahl der Lucretia annehmen muß. Brutus trägt ihm die Regierung auf, nicht als König, sondern als Berather des Volks. Er erklärt, daß er sie nicht selbst annehmen könne, weil ihn seine Verstellung dazu untüchtig gemacht.

### Vierter Auftritt.

Die tanzenden Salier kommen herein, und einer prophezeiht die künftigen Schicksale Rom's, womit das Stück schließt.

---

1) Lessing'scher Schreibfehler für „Tarquinius". — A. d. H.

## 13.

# Weiber sind Weiber.

Schon Lessing's Bruder (im „Theatralischen Nachlaß", I. S. XII) erkannte in diesem Fragment eine Nachahmung des Plautinischen „Stichus", über welchen Lessing in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" (Werke, Th. XI. 1. Abth. S. 33) sagt: „Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt. Ein Paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, sondern bestehen darauf, die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Kameraden und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten lustig macht." Und an einer andern Stelle dieser „Beiträge" (a. a. O. S. 125) rühmt er die „Anständigkeit, mit der die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem „Stichus"... gebildet sind". „Es ist Plautus' beste Komödie nicht," setzt K. Lessing an der oben erwähnten Stelle hinzu, „sowohl in Ansehung des Plans als der Charaktere und Einfälle, wenn man auch auf die damaligen Zeiten und Sitten alle Rücksicht nimmt. . . . . Der müßte sehr wenig Talent für das Theater in sich fühlen, welcher daraus nicht ein gutes Lustspiel zu machen sich getraute. Und doch ist es so was bei dem Plautus nicht geworden. Ein Parasit, dessen alberne Späße Niemand mehr einer Mahlzeit werth hält, jammert auf seine Art, und als er sich auf die Ankunft der beiden verreiseten Männer, bei denen er sonst gegessen, freut, wird ihm auch diese Freude versalzen. Der Knecht des einen zurückgekomme-

nen Mannes bekömmt die Erlaubniß, sich einen guten Tag zu machen, welches er auch wirklich thut; nur Zuschauern und Lesern macht er keinen! — Aus dem ersten und Anfange des zweiten Acts dieses Lustspiels (denn mehr hat mein Bruder davon nicht hinterlassen) kann man nicht recht ersehen, wie er diesen Stoff ganz behandelt haben würde. Der Plan, den er dazu sich so gut entworfen haben wird, als er bei seinen übrigen Stücken allezeit gethan, muß verloren gegangen sein; ich habe ihn wenigstens nicht finden können. So viel aber sieht man doch schon, daß Hilarien das Ausbleiben ihres Mannes, der sich blos um ihrentwillen ruinirt, lange nicht so nahe geht als Lauren, die von ihrem Manne tyrannisirt worden. Vielleicht wollte er ein Beispiel liefern, daß Zärtlichkeit gegen den Mann von gar keinen moralischen Umständen, sondern blos von dem physicalischen Temperamente abhängt und so unerklärlich als Sympathie ist. Doch was er auch bezweckt haben mag, und wie sehr auch der Dialog darin gegen den in seinen nachherigen Stücken absticht, so bin ich doch versichert, daß er diesen schönen Hauptstoff mit so abgeschmackter Episode wie Plautus unmöglich vernachlässiget hätte." Endlich ist noch das Urtheil Danzel's (Lessing, I. S. 149) anzuführen: „Der zweite Gesichtspunkt, den L. in die Behandlung der Plautinischen Stoffe einführt, ist die genauere psychologische Motivirung, welche die Neuzeit fordert. So läßt er die beiden Schwestern in „Weiber sind Weiber", die bei Plautus nur eben auf ganz gleiche Weise schlechthin ihren Männern ihre Treue bewahrt haben, wenigstens von verschiedenem Charakter sein; ja, es scheint fast, als ob die eine, Laura, eine Heuchlerin sein sollte, was dann wiederum den Stoff des Werkes noch reicher machen mußte, und der alte Seltenarm will seine Töchter wieder verheirathen, um mit seinem Dienstmädchen zu leben; worauf übrigens L. durch einen Einfall bei Plautus gekommen ist: Antipho will seine Töchter ad absurdum führen und fragt sie, wie ein wackeres Weib denken müsse — sie antworten, warum er so frage, und er sagt zur Ausflucht, er wolle wieder heirathen." — Zu dem zum Inhalt des „Stichus" hinzukommenden Element, der Abweisung und Entlarvung abgeschmackter Liebhaber, dürfte nach Danzel, I. S. 152, Lessing leicht die Idee aus irgend einem französischen Stück entlehnt haben. Im Jahre 1755 dachte Lessing wahrscheinlich daran, das Stück zu vollenden. Vgl. Düntzer, „Lessing als Dramatiker", S. 34.

# Weiber sind Weiber.

## Ein Lustspiel in fünf Aufzügen

von

G. E. L.

*Me. — Optuma faemina. — — Ev. Ubi ea est? quis ea*
*Est nam optuma? — — — — — —*
*— — — — — —*
*Nam optuma nulla potest eligi; alia alia*
*Pejor — est — — —*

**Plautus** (Aulularia).

Berlin 1749.[1])

## Personen.

Seltenarm.
Hilaria, } Seltenarm's Töchter.
Laura, }
Lisette, Kammerjungfer.
Segarin, Capitän, } Liebhaber.
Wohlklang, Musikus, }
Labrax, Naturalienhändler.[2])

## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

Hilaria. Laura. Lisette.

**Lisette.** Nu ja. Solchen Männern glauben Sie noch die geringste Treue schuldig zu sein? Es ist nun beinahe drei Jahr, daß sie wider Wissen und Willen ihrer Weiber davongegangen sind. Sie haben zwar Zeit gehabt, daß sie gegangen sind, wenn sie nicht wollten in Verhaft genommen werden. Aber hätten denn die Schufte von Ehemännern Ihnen seit der Zeit nicht einige Nachricht geben können? Keinen Hund, keinen Buchstaben haben Sie mehr von ihnen gesehen. Ist denn daraus nicht offenbar, daß sie sich ihres Rechts gutwillig begeben haben? Das Beste ist,

1) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", I. S. 1—46. — A. d. H.
2) Der Name Labrax ist aus dem „Rudens" [des Plautus] genommen. [Danzel, I. S. 143]. — A. d. H.

meine lieben Madames, daß Sie nicht viel an den Schurken verlieren. Sie können abkommen. Beide können sie abkommen. Ich habe sie zwar nicht selber zu kennen die Ehre gehabt, das wissen Sie. Aber nach Ihrer eignen Beschreibung, so ist der Eine ein Verschwender, der Andre ein Verthuer gewesen. Der Eine hat sein Geld verspielt, der Andre hat es in Pharao verloren. Der Eine hat seine Frau versäumet, der Andre hat sie brache liegen lassen. Der Eine hat es mit andern Weibern gehalten und der Andre mit seines Nachbars Weibe. Kurz, es sind Brüder dem Leibe und der Seele nach gewesen. Den einzigen Unterscheid ausgenommen, daß der Eine seiner Frau wenigstens allen Willen gelassen, der Andre aber gegen die seinige noch darzu ein rechter unsinniger Wütherich gewesen ist. Der Unterscheid ist gleichwohl groß genung, daß Sie wenigstens, Laura — — — Aber Sie lassen mich auch ganz alleine reden. Stehe ich denn auf der Kanzel? Darf denn Niemand darzwischen reden? Warum reden Sie nicht, Madame Laura — — Madame Hilaria — — Aber was? Das ist ein artiger Anblick — — Sie lachen. Und Sie weinen. Warum lachen Sie, Madame Hilaria? Warum weinen sie, Madame Laura? Nun sehe ich, daß es unmöglich ist, zweien Herren zu dienen. Soll ich mit Ihnen lachen? Soll ich mit Ihnen weinen? Soll ich vielleicht lachen und weinen zugleich?

**Hilaria.** Mache, was Du willst!

**Lisette.** Ich werde also weder lachen noch weinen. Denn ich habe zu beiden noch keine Ursache. Aber entdecken Sie mir doch den Grund Ihres Kummers!

**Laura.** Den Grund meines Kummers? Lisette kann noch fragen? Er ist Euch sowohl als mir bekannt. Einen Mann, einen liebenswürdigen Mann vermissen und in Gefahr sein, ihn auf ewig zu vermissen — — — ach! kann man meine Thränen unbillig schelten?

**Lisette.** Also haben Sie wohl Ihren Mann geliebt? Das ist das Erste, was ich höre. Sie sind sehr verschwiegen damit gewesen. Und ich wette, Leander hat es selbst nicht gewußt. Ein liebenswürdiger Mann — — bei dem das Zanken das tägliche Brod gewesen ist. Der es nicht einmal bei dem Zanken hat bewenden lassen. Entweder Clitander (sic) ist nicht so arg gewesen, als Sie und Andre mir ihn beschrieben haben, oder — —

**Laura.** Nicht so arg? Man kann ihn nimmermehr so arg beschreiben, als er gewesen ist.

**Lisette.** Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Es war ein Teufel von einem Manne.

Lisette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Unmöglich kann es ihm in der Welt wohl gehen.

Lisette. Der liebenswürdige Mann!

Laura. Aber das betrübt mich eben, daß ihn vielleicht Gott meinetwegen itzo heimsucht. Wer weiß, wo er itzo ist; wer weiß, wie übel es itzo ihm geht! Ach, mein allerliebster [Clitander] Leander! Ich vergebe Dir Alles, was Du mir zu viel gethan hast. Deine Uebereilung, Deine Trunkenheit — — —

Lisette. Weinen Sie nur, Madame, weinen Sie! Vielleicht straft Sie der liebe Gott, daß er wiederkömmt. und alsdann werden Ihre Thränen billig sein. Wenn Ihre Thränen noch Thränen des Verdrusses und des Andenkens, wie viel Sie bei ihm ausgestanden, wären — — —

Laura. Ach, Lisette, hört er denn auf, deswegen mein Mann zu sein, weil er mich übel gehalten hat?

Lisette. Aber Ihre Verbindlichkeit hört auf, ihn zu lieben. Sagen Sie, was Sie wollen, ich sehe es allzu wohl, Ihre Thränen sind Weiberthränen, das ist, Thränen ohne Ursache, oder aufs Höchste Thränen des Eigensinnes.

Laura. Ihr seid eine Närrin, Lisette. Was würden die Leute sagen — —

Lisette. Und also weinen Sie nur, die Leute zu hintergehn? Ihre Thränen sollen der Welt das glaublich machen, was Ihre Aufführung gegen Ihren Mann doch so deutlich widerlegt hat? Und darzu, Sie sind sehr thöricht, daß Sie nach dem Ruhme einer treuen und außerordentlich treuen Frau so geizen. Dieser Ruhm ist itzo in den Augen der Welt sehr klein. Denn diese theilt sich nur in zwei Haufen. Der eine hält diese Tugend bei einem Frauenzimmer für lächerlich und abgeschmackt, der andre für falsch und erdichtet. Der eine glaubt sie nicht, und der andre achtet sie nicht. Wir müssen uns itziger Zeit durch ganz andre Eigenschaften beliebt machen.

Laura. Es ist schlimm genung, daß die Tugend so wenig geachtet wird.

Lisette. O, die Tugend, die keinen andern Grund hat als ein W a s w e r d e n d i e L e u t e s a g e n, die verdient diesen Titel sehr wenig. Von Gott und Rechts wegen sollten Sie lachen, Madame Laura, und Sich freuen, daß Sie eines Mannes los seien, den Sie selbst nicht genug tadeln können. Und wenn ja Eine von Ihnen Beiden weinen wollte, so würde es an Sie kommen, Ma-

dame Hilaria. Denn Männer, die sich ihrer Weiber wegen ruiniren, sind itzo sehr rar. Sie möchten wohl keinen seinesgleichen wieder finden.

**Hilaria.** Das kann schon wahr sein. Aber ich weinen? ich! Was hätte ich das Ursache? Mein Mann war eine ehrliche Haut, ob er gleich auch seine Fehler hatte. Und dafür war er eine Mannsperson. Ich war ihm rechtschaffen gut. Ich bin ihm auch itzo noch gut, so gut, als man einem Manne in seiner Abwesenheit sein kann. Aber was hülfe mir meine Betrübniß? Er kömmt nicht wieder; nun gut, so mag er wegbleiben. Wenn es ihm an einem Orte besser geht, als es ihm hier gehen würde, warum sollte ich es ihm nicht gönnen? Unterdessen kann ich mir kaum ein unschuldiges Vergnügen mit meinen närrischen Freiern machen.

**Lisette.** O, die hat Ihr Herr Vater so ziemlich verjagt. Und es ist Ihnen noch der einzige Herr Segarin übrig geblieben.

**Hilaria.** Das ist es eben, was mir noch einigen Verdruß machen könnte, wenn ich nur im Geringsten darzu aufgelegt wäre. Ein Frauenzimmer wie ich nur e i n e n Freier zu haben? Das kränkt; das ist unerträglich. Und wo sich nicht bald wieder neue bei mir melden, Schwester, Schwester, so wirst Du Deinen Herrn Wohlklang am Längsten gehabt haben. Glaubst Du nicht, daß ich reizend genug bin, ihn Dir abspenstig zu machen?

**Laura.** O Hilaria, was verräthst Du vor ein niederträchtiges Gemüth! Ist das die Treue, die Du Deinem Manne an dem heiligen Altare geschworen? Ueberlegst Du denn gar nicht, was die Welt von Dir sagen wird?

**Hilaria.** O, ich sage von der Welt, was ich will, und die Welt hat eben das Recht über mich.

**Lisette** (zur L a u r a). Aber gleichwohl scheint es, als ob Ihnen der Verlust des Herrn Wohlklang's etwas nahe gehen würde, trotz der Liebe gegen Ihren abwesenden Mann?

**Laura.** Eure Reden quälen mich; schweigt, Lisette!

**Hilaria.** Aber ich möchte nur ewig wissen, was unsern klugen Vater auf den närrischen Einfall gebracht hätte, alle unsre Freier abzuweisen und just die zwei schlechtesten zu behalten, die er mit der ungegründetsten Hoffnung von der Welt schmeichelt. Ein närrischer Musikus und ein abgedankter holländischer Capitän — — —

**Lisette.** Er hätte sie für sich nicht besser wählen können. Diese zwei Leute besitzen, was er nicht besitzt, und er besitzt, was

sie nicht besitzen. Ist es denn also sehr zu verwundern, daß sie so wohl mit einander zusammenstimmen? Ihr Herr Vater hat Geld, und das fehlt Beiden. Ursache genug, sich vor seiner Töchter Freier auszugeben. Bei dem Einen lernt er dafür singen, weil er es trotz der Natur, die ihm Ton und Gehör versagt hat, lernen will. Und der Andre erzählt ihm dafür seine Schlachten und Heldenthaten, weil er durch die Bewundrung fremder Tapferkeit den Mangel der seinigen zu ersetzen glaubt.

**Hilaria.** Schweig, Lisette! Da kömmt er gleich. Er braucht seine Lobrede eben nicht mit anzuhören.

## Zweiter Auftritt.

**Hr. Seltenarm und die Vorigen.**

**Hr. Seltenarm.** Ha! hier sind sie. Ich will ganz säuberlich mit ihnen verfahren; vielleicht richten die guten Worte mehr aus als die bösen — — Nu, Ihr ungerathnen Töchter, werdet Ihr bald aufhören, Euerm Vater zu widersprechen?

**Lisette.** In der That, mein Herr, Ihre Anrede ist sehr verbindlich.

**Hr. Seltenarm.** Nicht wahr, Lisette? (Sachte zu ihr.) Höre, ich habe immer sonst gegen sie das Rauche herausgekehrt. Allzu scharf kann nicht gut thun. Ich will's einmal in der Güte mit ihnen versuchen.

**Lisette.** Schon recht, schon recht!

**Hr. Seltenarm.** Bedenkt doch, daß Euch Eure Mutter neun Monate unter ihrer Brust mit großer Gefahr und Angst getragen hat! Und Ihr Wiederspenstigen wollt mir's so belohnen?

**Lisette.** Höflich genung, wahrhaftig!

**Hr. Seltenarm.** Glaubt Ihr, Ihr Brodfresser, die Ihr nichts verdienen könnt, daß ich Euch noch länger in meinem Hause leiden werde?

**Lisette.** Sie werden allzu gütig, Herr Seltenarm.

**Hr. Seltenarm.** Ich thu' es mit Bedacht. Ich thu' es mit Bedacht. Ich habe Euch schon mehr als einmal gedroht, Euch aus meinem Hause zu stoßen, mich Eurer ganz zu entziehen, wann Ihr mir nicht folgen wollt. Meiner Gütigkeit habt Ihr's einzig und allein zu verdanken, daß ich diese Drohung itzo nicht wiederhole. Aber glaubt gewiß, ich erfülle sie!

**Lisette.** Was vor ein Ueberfluß väterlicher Liebe!

**Hr. Seltenarm.** Ihr gottlosen Kinder — — Lisette, ist's so recht?

**Lisette.** Mehr als zu recht.

**Hr. Seltenarm.** Wollt Ihr mich denn noch vor der Zeit unter die Erde ärgern? Gott wird Euch strafen, gebt Acht! — Ist das gelinde, Lisette?

**Lisette.** O, vortrefflich!

**Hr. Seltenarm.** Bedenkt doch, daß ungehorsame Kinder verflucht sind!

**Lisette.** Wie zärtlich!

**Laura.** Sie beschuldigen uns des Ungehorsams? Wie könnten wir Ihnen mehr gehorsam sein, als wenn wir denjenigen Männern treu verbleiben, die Sie uns selbst gewählt haben?

**Hr. Seltenarm.** Schweig, Du Scheinheilige! Habe ich denn nicht ofte genung gesagt, daß die Herrn Consistorialräthe fast alle meine guten Freunde sind, und daß ich Eure Ehescheidung augenblicklich erlangen kann?

**Hilaria.** Ehescheidung? Warum sollten wir von unsern Männern geschieden werden, mit denen wir doch auf das Allerfriedlichste leben, die uns in drei Jahren nicht die geringste saure Miene gemacht haben, die uns in der Zeit haben thun lassen, was wir nur selber gewollt? Wenn man ja Männer haben muß, so sind dieses die besten. Je weiter von uns, je besser für uns.

**Hr. Seltenarm.** Ei sieh! Kannst Du bei Deinem Wittwenstande so gleichgültig sein? Dahinter muß was stecken. Beinahe komme ich auf die Gedanken — — Nu, nu, ich will's gewiß erfahren, ich will's gewiß erfahren.

**Hilaria.** O, ich will Ihnen Alles selbst sagen, was Sie nur von mir erfahren können. Sie wissen, daß ich mich mit meinem Manne, so lange wir beisammen gewesen sind, sehr wohl vertragen habe. Warum sollte ich mich nun ohne sein Verschulden seiner entziehen?

**Hr. Seltenarm.** Ohne sein Verschulden? Ist er nicht zum Bettler worden? Ist er nicht davongegangen?

**Hilaria.** An dem Ersten könnte ich wohl selbst unschuldiger Weise Ursache haben. Und mit seinem Weggehen hat er mir nun eben auch keinen großen Verdruß verursacht. Es fehlt mir ja in seiner Abwesenheit an nichts, und ich habe über nichts zu klagen als über Ihr ungestümes Anhalten, mich, da ich den ersten Mann noch habe, dem andern schon zu überlassen. Ein ganz

Anders wäre es, wenn er gestorben wäre, oder wenn ich gewiß wüßte, daß er mich gänzlich vergessen habe. So lange als Eines von Beiden nicht ist, so lange — — — —

**Hr. Seltenarm.** Mag der Vater singen und sagen — — es wird doch nichts draus.

**Hilaria.** Es ist gut, daß Sie mich der Mühe, es selbst zu sagen, überheben.

**Hr. Seltenarm.** Wenn er aber nun gestorben wäre? He!

**Hilaria.** O alsdann — — alsdann werde ich mein Herz ohne Bedenken an einen Andern schenken, und zwar an Den, der mir am Besten gefiele, nicht aber an Den, den Sie mir vorschreiben würden — — (Geht ab.)

## Dritter Auftritt.

**Hr. Seltenarm. Laura. Lisette.**

**Hr. Seltenarm.** Das ist brav!

**Laura.** Ach Gott, wie leichtsinnig ist meine Schwester! Nein, mein liebster Leander, Du magst sein, wo Du willst, es mag Dir gehen, wie es gehe, ich will allezeit als eine treue und rechtschaffne Frau an Dir handeln. Gott lasse mir nicht die traurige Nachricht von Deinem Tode erfahren! Mit Kummer und Traurigkeit würde ich den übrigen Rest meiner Tage zubringen. Und die größte Wohlthat, die mir der Himmel alsdann erzeigen könnte, wäre, das Ende meines elenden Lebens zu beschleunigen, um mit Dir in jenem Leben bald wieder vereinigt zu sein. (Geht ab.)

## Vierter Auftritt.

**Hr. Seltenarm. Lisette.**

**Lisette.** Herr — — —

**Hr. Seltenarm.** Nu — — —

**Lisette.** Unmöglich sind alle Beide Ihre Töchter.

**Hr. Seltenarm.** Warum das?

**Lisette.** Ja, ja. Aufs Höchste können Sie nur von Einer Vater sein.

**Hr. Seltenarm.** Narre, sie sind ja alle Beide von meiner Frau.

**Lisette.** Daran zweifle ich nicht. Aber müssen sie denn deswegen alle Beide von Ihnen sein?

**Hr. Seltenarm.** Von wem sonst?

**Lisette.** Wenn ich Ihre Frau gewesen wäre, so könnte ich Ihnen nähere Nachricht geben. Laura und Hilaria sind von so unterschiedener Gemüthsart, daß sie ohnmöglich einen Vater haben können.

**Hr. Seltenarm.** Meine Frau kann sich wohl mit der einen an Jemanden versehen haben, daß sie also ihrem Vater nicht hat nachschlagen können.

**Lisette.** So? erstreckt sich das Versehn auch bis auf die Seele? Das ist das Erste, was ich höre.

**Hr. Seltenarm.** Ja, sie sind ja auch bei Alledem einander noch ziemlich gleich. Du siehst ja, daß sie alle Beide ihren Männern treu und mir ungehorsam bleiben wollen. Die Gottlosen!

**Lisette.** Aber der Einen ihr Leichtsinn und der Andern ihre Betrübniß, wie sind denn die mit einander zu vergleichen?

**Hr. Seltenarm.** O, was sich nicht vergleichen läßt, das — — läßt sich nicht vergleichen. Aber Lisette, laß uns doch auch von unsrer Sache etwas reden!

**Lisette.** Was ist das vor eine Sache?

**Hr. Seltenarm.** Je, unsre Sache — — —

**Lisette.** Ich weiß nicht, was Sie wollen.

**Hr. Seltenarm.** Je, Närrchen — — —

**Lisette.** Ha! ha! aus dem Närrchen merke ich bald, was es sein soll. Nein, damit schweigen Sie nur vor itzo stille — —

**Hr. Seltenarm.** Aber bist Du nicht ein dummes Thier? — —

**Lisette.** Das sind allerliebste Caressen — —

**Hr. Seltenarm.** Alberne Hure, ich meine es ja nicht so arg — —

**Lisette.** O, immer besser und besser!

**Hr. Seltenarm.** Nu, das ist wahr. Dümmer, alberner und närrischer kann wohl auf der Gotteswelt kein Mädel sein, als Du bist. Du siehst ja, daß Alles zu Deinem Besten sein soll. Ich bin dem Aase so gut, und gleichwohl — — —

**Lisette.** Und gleichwohl nennen Sie mich ein Aas.

**Hr. Seltenarm.** Je, soll denn Alles bei Dir complimentirt sein? Ich rede, wie mir's ins Maul kömmt. Die Complimente, der hundsfüttsche Quark — —

**Lisette.** Kömmt Ihnen der auch ins Maul?

**Hr. Seltenarm.** Ach, mache keine Possen! Sieh, wir könnten so hübsch mit einander leben, als ich nimmermehr mit meiner Frau gelebt habe. Ich wollte Dich zu meiner Ausgeberin machen — —

**Lisette.** Und der Einnehmer wollten Sie bleiben. Für das Amt bedank' ich mich.

**Hr. Seltenarm.** Ach, Du willst mich nicht verstehen. Aber nimm doch nur Dein Bißchen Verstand zusammen, siehst Du denn nicht, daß Du Dir selber im Lichte stehest? Wann Du fein meine Töchter selbst zu einer neuen Heirath bereden wolltest, so bliebst Du ja hernach alleine im Hause — —

**Lisette.** Und das mag ich eben nicht.

**Hr. Seltenarm.** So? Du hättest die ganze Wirthschaft alsdann selber zu führen, und ich wollte Dir es nicht übel nehmen, wann Du Dir einen Pfennig dabei sammeltest. Ich wollte Dir sogar Deinen Lohn verdoppeln — —

**Lisette.** So? Das ist, wenn ich mich itzo nur manchen Tag nicht satt essen kann, so wollten Sie mich wohl alsdann ganze Wochen hungern lassen, und wenn ich itzo ganze Monate auf meine Bezahlung warten muß, so wollten Sie mich alsdann wohl ganze Jahre lauern lassen.

**Hr. Seltenarm.** Bist Du nicht ein gottloses Rabenaas! Mir solch Zeug ins Gesichte zu sagen! Wenn es auch wahr wäre, muß mir es denn der alb — — Aber ich will Dir's dasmal noch verzeihen. Komm her, küsse mir die Hand dafür!

**Lisette.** Geduld einen Augenblick, ich will nur erst Ihre Töchter darzu holen. (Sie thut, als wollte sie weggehn.)

**Hr. Seltenarm.** Bist Du rasend? Bleib da! Bleib da!

**Lisette.** Soll ich Ihnen die Hand nicht küssen? Ich thue Alles, was ich thue, gern vor aller Welt.

**Hr. Seltenarm.** Und ich nicht. Wer weiß, was meine Töchter denken könnten, wenn Du mir die Hand küßtest.

**Lisette.** Sollten sie etwas dabei denken können? Aber könnte ich denn auch nicht was darbei gedenken, daß ich es nicht in Gegenwart Ihrer Töchter thun soll?

**Hr. Seltenarm.** Desto besser, wenn Du was darbei gedenkst, wann Du nur das Rechte gedenkest. Aber schweig, laß Dir nichts merken, Herr Wohlklang kömmt — —

**Lisette.** Ha, ha! Ihr Herr c. d. e. f. g.

## Fünfter Auftritt.

**Hr. Seltenarm. Lisette. Hr. Wohlklang.**

**Hr. Wohlklang.** Nun, mein Herr, werden die Entschließungen Ihrer Frau Tochter bald mit unsern Absichten harmoniren?

Wie lange soll noch diese mir so widrige Dissonanz anhalten? Wann wir Virtuosen uns sonst einer Dissonanz bedienen, so geschieht es aus keiner andern Absicht, als die übereinstimmenden Töne besser ins Gehör fallen zu lassen. Aber diese übereinstimmenden Töne, wann werden sie mich einmal ergetzen?

**Hr. Seltenarm.** Ich habe ihr alleweile was vorgespielt, sie will aber nicht darnach tanzen. Mein lieber Herr Wohlklang, ob ich Sie gleich gerne zu meinem Schwiegersohne haben möchte, denn Sie sind doch noch ein ziemlich braver Kerl, so weiß ich doch nicht — — —

**Hr. Wohlklang.** O, lassen Sie den Muth nicht sinken! Hat Orpheus durch seine Leyer den Pluto und Cerberus bewegen können, warum sollte ich denn nicht ein eigensinniges Weibsbild durch die bezaubernden Striche meines Bogens bändigen können?

**Lisette.** Sie müssen Sich auf Ihre Fiedel sehr viel einbilden.

**Hr. Seltenarm.** Ach nu, das könnte er auch schon mit Recht thun. Denn, bei meiner Treu', ich sag' es, ohne Sie zu schmeicheln, Sie sind ein Kerl, der es, hol' mich der Teufel, mit manchem Cantor annehmen könnte.

**Hr. Wohlklang.** O Sie — —

**Hr. Seltenarm.** Nein, nein, Sie können mir gewiß glauben.

**Hr. Wohlklang.** Aber ein Cantor — —

**Hr. Seltenarm.** Nu, nu, freilich sind es meistens geschickte Leute, gleichwohl aber sind Sie auch kein schlechter Tropf.

**Hr. Wohlklang.** Aber erlauben Sie mir! Ich wüßte nicht, wie man mich mit einem Cantor vergleichen könnte.

**Hr. Seltenarm.** Ei, ei! Ich sage ja auch nur, Sie würden es mit manchem annehmen. Sie sind ein Bißchen gar zu bescheiden.

**Hr. Wohlklang.** Aber mein Gott, die Cantores sind ja meistens die unwissendsten Leute in der Tonkunst.

**Hr. Seltenarm.** Ho! ho! Herr Wohlklang, besinnen Sie Sich! Besinnen Sie Sich! Sie wollen gar zu hoch heraus.

**Lisette.** Es ist auch wahr! Bedenken Sie doch, was das sagen will: ein Cantor! Ich habe wohl welche gekannt, die einen Hals hatten, daß die Kirche davon erschütterte, und die einen Tact schlagen konnten, daß die Schüler Beulen und Löcher im Gesichte und auf dem Kopfe davontrugen.

**Hr. Seltenarm.** Ja, ja, und der Cantor, bei dem ich in meiner Jugend sollte singen lernen — —

**Hr. Wohlklang.** Ach, mit Ihrem Cantor! Sie haben ja

meine Symphonien und Concerts gehört. Können Sie denn daraus nicht zur Gnüge urtheilen, daß ich ein Virtuose bin? Wann ich sagte, daß ich in einer Capelle in ganz Europa jemals dergleichen gehöret hätte, so müßte ich's als ein ehrlicher Mann lügen.

**Hr. Seltenarm.** Nu, nu, was Ihre Symphonien anbelangt, die will ich nicht tadeln. Ich glaube, sie werden sie im Himmel nicht besser haben.

**Hr. Wohlklang.** Und meine deutliche, gründliche und überzeugende Lehrart — — —

**Hr. Seltenarm.** Ah, die — die — — Davon weiß ich am Besten zu sagen. Wenn ich bedenke, was ich vor ein unwissender Kerl vordem in der Musik gewesen bin, und wie weit Sie mich in kurzer Zeit gebracht haben — — Der Henker! — — — Ich muß mich schämen, — — drum denke ich nicht einmal gerne daran — — Ich wußte nicht einmal, wie viel Töne waren — — Weißt Du's, Lisette?

**Lisette.** Ich? Ich mag's nicht wissen.

**Hr. Seltenarm.** Ach, daß Gott! Auch nicht, was eine Tertie ist?

**Lisette.** Auch nicht.

**Hr. Seltenarm.** Pfui, schäme Dich! Aber weißt Du denn, wie viel Viertheil auf ein Ganzes gehn?

**Lisette.** Wissen Sie, wie viel zehn Gebote sind?

**Hr. Seltenarm.** Auch das weißt Du nicht? Du bist ja dümmer als ein Vieh. Ja, nu sieh, so sind die Leute, die die Musik verachten. Herr Wohlklang, was geb' ich Sie, Sie sollen mein ganzes Haus informiren. Mich und meine Töchter, Knechte und Mägde — — —

**Lisette.** Hund und Katze — —

**Hr. Seltenarm.** Denn ich glaube nicht, daß es ein ehrlicher Hausvater vor Gott und der Welt verantworten kann, wenn er die Seinigen in einer solchen erbärmlichen Unwissenheit stecken läßt. Was verlangen Sie? sagen Sie — —

**Hr. Wohlklang.** Sie dürfen Sich ja nur gütigst an das erinnern, was wir längst unter uns abgeredet haben. Alle meine Geschicklichkeit steht Ihnen alsdann umsonst zu Diensten.

**Hr. Seltenarm.** Nu, das gefällt mir. Ich gebe so nicht gerne viel Geld aus. Sie sollen mein Schwiegersohn werden, es mag kosten, was es will. Und Du, Lisette, da Du künftig freie Stunden in der Musik bekommen sollst, erzeige Dich erkenntlich!

Ich weiß, daß Du bei meinen Töchtern schon was ausrichten kannst, wann Du nur willst. Mach, daß sich Laura je eher je lieber zum Zwecke legt!

**Hr. Wohlklang.** Und Lisette hat uns bis itzo noch nicht beigestanden?

**Lisette.** Nein, mein Herr.

**Hr. Wohlklang.** Ei! ei!

**Hr. Seltenarm.** Ha! itzo ist mir was eingefallen. Die List wird gehn. Adieu, ich muß gleich Anstalt darzu machen.

**Lisette.** Gut Glück darzu!

## Sechster Auftritt.

**Lisette. Hr. Wohlklang.**

**Hr. Wohlklang.** Wie kömmt's, daß Lisette durch ihre Stimme unser Chor noch nicht verstärken will?

**Lisette.** Wie kömmt's, mein Herr, daß Sie ihr noch keine Ursache darzu geben?

**Hr. Wohlklang.** Keine Ursache? Habe ich sie nicht ofte genug darum gebeten?

**Lisette.** Bitten? Ja, ja, es kann dann und wann eine Ursache sein, aber hier — —

**Hr. Wohlklang.** Nu? Was soll ich denn durch die Ursache verstehen?

**Lisette.** Durch diese Ursache sollen Sie verstehen die größte Ursache, die nur in der Welt sein kann; die Ursache, warum Leute groß, verständig, gelehrt heißen, warum sie in Kutschen fahren, da sie könnten zu Fuße gehn; die Ursache, warum häßliche Mägdchen schön werden; die Ursache, warum die Herren Musici componiren, die Diebe stehlen, die Advocaten Advocaten sind, die Dichter singen, die Bettler weinen, die Aerzte Wind machen, die Taschenspieler hexen, die Juden Christen und die Christen Juden werden, kurz, die Ursache aller Ursachen — — die Hauptur — ur — ursache — — Verstehen Sie es nun?

**Hr Wohlklang** (beiseite). Wenn ich's nur verstehen wollte! (Zu Lisetten.) Aber was soll ich mir aus dem Geschwätze nehmen?

**Lisette.** Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie Sich nichts draus nehmen, und zugleich, daß ich Ihnen in Ihrer Sache also unmöglich die geringsten Dienste leisten kann. Leben Sie wohl!

## Siebenter Auftritt.

**Segarin. Lisette. Wohlklang.**

**Segarin.** Nein, nein, Lisette, bleib da! Dich eben hab' ich gesucht. Oder, mein Herr Musikus, steht's Ihnen etwa nicht an? Ich habe auch guten Rath vonnöthen und kann ihn aus eben der Quelle mit so gutem Rechte holen als Sie.

**Hr. Wohlklang.** O, die Quelle ist an gutem Rathe sehr vertrocknet. Sie werden wenig Trost bei ihr finden.

**Lisette.** Ja, mein Herr Capitän, aber nur für Leute, wie der Herr Wohlklang ist.

**Segarin.** Das dachte ich. Denn Sie, Herr Musikus, sind gar nicht der Mann, der mit Frauenzimmern umzugehn weiß.

**Hr. Wohlklang.** O mein Herr Capitän, wollten Sie nicht die hohe Gnade für mich haben, mich mit einem etwas vorzüglichern Titel zu beehren? Ein Musikus, ein simpler Musikus ist etwas gar zu wenig Bedeutendes. Der Titel eines Virtuosen — — —

**Segarin.** Gut, gut, daß Sie von den Titeln anfangen. Ich habe Ihnen einen scharfen Text darüber zu lesen. Herr Capitän, Herr Capitän schlechtweg ist durchaus kein Titel, der mir ansteht. Es ist mancher schlechter Kerl Capitän gewesen. Ich aber stamm' aus einem alten adlichen Geschlechte. Also wird sich's ganz wohl schicken, daß Sie mich künftig den Herren Capitän von Segarin nennen.

**Hr. Wohlklang.** O, ganz unterthänigster Diener, mein Herr Capitän von Segarin! Sie haben nur zu befehlen — —

**Segarin.** Und Sie nur zu bitten, mein Herr Virtuose — — Aber erweisen Sie mir doch die Gefälligkeit und lassen Sie mich mit Lisetten allein!

**Hr. Wohlklang.** Von Herzen gern. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr Capitän.

**Segarin.** Adieu, Herr Musikus!

**Hr. Wohlklang.** Gehorsamster Diener, mein Herr Capitän!

**Segarin.** Adieu, Herr Musikus, Adieu!

**Hr. Wohlklang.** O, verzeihen Sie, ich hab' es aus der Acht gelassen — — Ich bin Dero unterthänigster Knecht, mein Herr Capitän von Segarin.

**Segarin.** Das war was Anders. Leben Sie wohl, mein Herr Virtuose, leben Sie wohl!

## Achter Auftritt.

Segarin. Lisette.

**Segarin.** Lisette, es ist mir eingekommen, ich muß Hilarien heute noch zu meiner Frau haben, oder sonst mag ich sie gar nicht.

**Lisette.** Das ist Ihnen eingekommen? Es kömmt Einem doch manchmal wunderlich Zeug ein. Aber erlauben Sie mir eine kleine Frage: ist es Ihnen im Wachen oder im Traume eingekommen?

**Segarin.** Närrische Frage! im Wachen.

**Lisette.** Sie haben also wachend geträumt! Desto schlimmer! Ihr Gehirn muß sich in sehr übelm Zustande befinden.

**Segarin.** O das Gehirn, das Gehirn! Wann in mir das Herz gesund ist, was frag' ich nach dem Gehirne? Zu was ist das einem Soldaten viel nütze? Die Natur hätte von Rechtswegen einen Soldaten aus lauter Herz machen sollen. Aber im Ernste, Lisette, wir haben ja beinahe noch den ganzen Tag vor uns; Du müßtest im Kuppel nicht viel gethan haben, wann Du so eine Kleinigkeit nicht in sechs bis sieben Stunden zu Stande bringen könntest. Ich bin nun schon einen Monat hier.

**Lisette.** Das weiß ich, leider!

**Segarin.** Wann ich Bergen op Zoom [1]) belagert hätte, so würde ich nicht so lange haben davor liegen müssen. Und eine Frau soll mich so lange aufhalten? Wenn es noch eine Jungfer wäre! Und auch bei der würde eine monatliche Belagerung schon ziemlich romanenhaft sein. Ich muß also einen Sturm wagen, einen Generalsturm. Du indessen, Lisette, sollst versuchen, ob Du sie zur Capitulation bewegen kannst.

**Lisette.** Ich denke, Sie wollen stürmen? Wie ich aber sehe, so wollen Sie es auch in der Güte versuchen.

**Segarin.** Ach, das schickt sich für Dich nicht, über meine Maßregeln zu kritisiren. Kurz, versprich mir Deinen Beistand, und ich verspreche Dir — — —

**Lisette.** Das hat Sie der Geier gelernt, mich gleich bei dem schwächsten Orte anzugreifen. Was versprechen Sie mir?

**Segarin.** Ich könnte Dir alsbald ein paar Dutzend Ducaten geben — — —

**Lisette.** Nu, nur her, nur her — —

**Segarin.** Aber das wäre eine Kleinigkeit für Deine Dienste.

1) Vgl. Werke, Th. IX. S. 78, Anm. — A. d. H.

**Lisette.** O, Ihre Dienerin würde mit dieser Kleinigkeit schon zufrieden sein.

**Segarin.** Einen Ring vor etliche funfzig Pistolen und ein Paar Ohrgehenke von gleichem Werthe — —

**Lisette.** Von dergleichem Schmucke bin ich eine sehr große Liebhaberin.

**Segarin.** Aber ich müßte mich schämen, Dir ein so schlechtes Geschenk gemacht zu haben.

**Lisette.** Und ich würde mich gar nicht schämen, es anzunehmen.

**Segarin.** Nein, höre, Lisette! Ich verspreche Dir etwas, was allen diesen Bettel bei Weitem übertrifft.

**Lisette.** So?

**Segarin.** Das Allerkostbarste, was ich Dir nur geben könnte.

**Lisette.** Sie machen mich neugierig.

**Segarin.** Etwas Unschätzbares.

**Lisette.** O, sagen Sie —

**Segarin.** Was aller Welt Schätze nicht bezahlen würden.

**Lisette.** Nu, was denn?

**Segarin.** Rathe einmal!

**Lisette.** Etwa Haus und Hof — —

**Segarin.** Pfui!

**Lisette.** Ein Rittergut?

**Segarin.** Pfui, sag' ich!

**Lisette.** Etwa den Stein, womit man Gold machen kann?

**Segarin.** O, rathe besser!

**Lisette.** Eine Tinctur, ewig zu leben?

**Segarin.** Was wäre das?

**Lisette.** Etwa ein Wasser, wodurch man zeitlebens schön bleibt?

**Segarin.** Was vor Kleinigkeiten!

**Lisette.** O, Sie wollen mich zum Besten haben. Nichts Kostbarers wüßte ich in der That nicht.

**Segarin.** Nun, so höre — — — meine ewige Gewogenheit!

**Lisette.** O, gehen Sie mit dem Bettel! er ist nicht einmal so viel werth als die Dutzend Ducaten, die Sie mir zuerst anboten. Ich sehe schon, alle meine Hoffnung sowohl bei Ihnen als Herr Wohlklangen ist vergebens. Leben Sie wohl und wagen Sie Ihren Generalsturm! ich werde mich in die Festung ziehen, Ihren Feind zu verstärken.

## Neunter Auftritt.

**Segarin.**

**Segarin.** Das Ding sieht übel aus. Wo ich nicht bald meine Heirath zu Stande bringe, so kann ich meinen neuen Charakter nicht länger unterstützen. Segarin, Segarin, wenn aus dem gnädigen Herrn wieder ein Schuhputzer werden sollte! Daß man sich auf das verzweifelte Glück nicht verlassen kann! O Glück! o Segarin! (Geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

# Andrer Aufzug.

## Erster Auftritt.

**Labrax.**

**Labrax.** Herr Seltenarm hat mich zu sich rufen lassen. Was werde ich bei ihm sollen? Sollte er mir etwa von meinen ostindianischen Seltenheiten was abkaufen wollen? Aber er ist ja sonst kein Liebhaber von Naturalien. Doch es kömmt einem reichen Manne manchmal wunderlich Zeug ein. Ich habe sie zu mir gesteckt. Ein kleiner Gewinnst würde mir sehr wohl zu Statten kommen. Denn sonst hätte ich heute wider meinen Willen Fasttag. Wer sollte es glauben, daß ein Mann, der sich's in der Welt so sauer hat werden lassen, gleichwohl zuletzt kaum sein Brod haben sollte? Ich kenne Ost- und Westindien besser als mein Vaterland. Ich habe die Welt in ihren unbekanntesten Winkeln durchstrichen, und ich wünschte mir nur von dem Golde, das ich habe graben, von den Perlen, die ich habe fischen, und von den Edelsteinen, die ich habe suchen sehen, nur — nur — nur den zehnten — — ach Narre — — nur den zehntausenden Theil. Aber was hilft mir meine Kenntniß? meine Erfahrung? Zieht man mich deswegen Andern vor? Gefehlt! Man zieht die unwissendsten Leute mir vor. In dem nahgelegnen kleinen Städtchen war jüngst eine Accisebedienung offen. Ich meldete mich. Ich ward abgewiesen. Und es erhielt sie ein Kerl — — ja, ich lasse mir den Kopf abhauen — — wenn er jemals einen Elephanten oder ein Krokodil gesehen hat, oder wenn er weiß, wie der Kaffee wächset oder der Zucker gebauet wird. Nun sage man einmal, ob es dem Staate nicht zu unaussprechlichem Nachtheile gereichet, wenn seine Aemter

mit dergleichen Leuten besetzt werden. O Zeiten! O Sitten! Doch vielleicht würde es mir auch besser gehn, wenn ich die ganze Welt umschifft wäre. Vielleicht ist das die einzige Ursache, warum es mit meiner Versorgung nicht recht fort will! Ach, daß ich niemals Gelegenheit darzu gehabt habe! Doch — — —

## Andrer Auftritt.

**Labrax. Hr. Seltenarm.**

**Hr. Seltenarm.** Gut, Herr Labrax, gut, daß Sie gleich gekommen sind; Sie sind ein Mann, der die Welt kennt und weiß, wie man es anstellen muß, wenn man was verdienen will.

**Labrax.** Ja, mein Herr, das weiß ich; aber gleichwohl ist mein Verdienst sehr schlecht. Es sind Viele, die meine Raritäten besehn, aber Wenige, die sie kaufen wollen. Ich wollte wünschen, mein Herr, daß Sie von der letztern Sorte sein möchten. Zum Exempel diese Venusmuschel, durch wie viel Hände ist sie nicht schon gegangen und immer wieder in die meinigen bewundert, aber unbezahlt zurückgekommen!

**Hr. Seltenarm.** Lassen Sie stecken, lassen Sie stecken! Davon brauche ich itzo nichts. Ich — —

**Labrax.** Aber betrachten Sie nur ihre Schönheit! Ich versichre Sie bei meiner Ehre, um einer gewissen Gleichheit willen hat mir einst ein junger Cavalier zehn Ducaten vor eine dergleichen bezahlt. „O, ich will tausend Spaß darmit haben!" sagte er. „Heute speise ich bei der Gräfin von Ernstlich. Ich werde sie auf dem Teller um die Tafel gehen lassen. Ich sehe schon im Voraus, wie die Eine roth wird, die Andre, weil sie wegen der Schminke nicht roth werden kann, die Serviette vor das Gesichte hält, Diese sie schleunig aus den Händen wirft, Jene eine unschuldsvolle Miene darbei macht, als ob sie nichts als eine Muschel sähe. O, die Lust soll mir meine zehn Ducaten reichlich ersetzen!" Und der Cavalier hatte Recht; betrachten Sie nur, mein Herr! Hahaha!

**Hr. Seltenarm.** Ja, ja, es ist curiös genug. Aber — —

**Labrax.** Ha! Ha! Ich merk' es, ich merk' es. Sie wollen was Ernsthafters haben. Hier hab' ich — — —

**Hr. Seltenarm.** Nein doch! Von Ihren Siebensachen mag ich gar nichts sehn. Lassen Sie mich reden und hören Sie, was ich will — — — Ja, aber wo fang' ich an? Welches sag' ich ihm zuerst? Daß er Geld verdienen kann? oder daß ich ihn

zu einem Schelmenstreiche brauchen will? Doch ich will ihn vorher ein Wenig ausholen — — Sind Sie ein ehrlicher Mann? Antworten Sie!

**Labrax.** Beinahe sollte ich aus der Frage schließen, daß Sie daran zweifelten.

**Hr. Seltenarm.** Ei nein, Narre, antworten Sie fein kurz und gut! Mit einem Worte: Ja oder Nein! Sind Sie ein ehrlicher Mann?

**Labrax.** Zum Henker! das dächte ich.

**Hr. Seltenarm.** Soll das so viel heißen als Ja oder Nein? Sie könnten wohl wer weiß was von Sich denken. Muß es denn wahr sein? Antworten Sie, wie ich es haben will: mit Ja oder mit Nein, so kann ich doch wissen, woran ich bin! Ich frage Sie noch einmal: sind Sie ein ehrlicher Mann?

**Labrax.** Ja!

**Hr. Seltenarm.** Sind Sie einer?

**Labrax.** Ja! Ja!

**Hr. Seltenarm.** Sind Sie einer?

**Labrax.** Beinahe sollte ich glauben, daß Sie es lieber sähen, wenn ich sagte, ich wäre ein Schelm?

**Hr. Seltenarm.** Wenn Sie also ein ehrlicher Mann sind, so packen Sie Sich nur wieder Ihrer Wege! Die verzweifelten ehrlichen Leute! Wenn man sie braucht, so findt man sie nicht, und wenn man sie mit Laternen suchte; wenn man sie aber nicht braucht, so stößt man aller Orten an einen an. Gehen Sie nur, gehen Sie! Wir werden nichts mit einander anfangen können. Pfui über so einen Dummkopf, der die ganze Welt, und ich weiß nicht, was noch mehr will gesehn haben und nicht einmal die unnütze Tugend zu rechter Zeit an Nagel zu hängen gelernt hat! Ihre närrische Antwort bringt Sie um einen Gewinnst von etlichen Ducaten.

**Labrax.** Ei, mein Herr, erzürnen Sie Sich nicht! Ihre Frage war zu verfänglich, als daß ich anders darauf hätte antworten können. Sagen Sie mir nur ohne Scheu, mit was kann ich die etlichen Ducaten verdienen? Denn meine Redlichkeit ist nicht von der bäuerschen, groben und unbiegsamen Art. Sie ist gefällig, verbindlich, kurz, in die meisten Sättel gerecht.

**Hr. Seltenarm.** Ja, wenn ich sie nun just auf einen Sattel setzen wollte, dem sie nicht gerecht wäre? Nein, nein, mit der Redlichkeit kann ich itzo nichts zu thun haben. Deutsch zu reden, ich brauche itzo einen Mann, der gar keine besitzt, und

dessen Gewissen einen und den andern unerlaubten Streich verdauen kann.

**Labrax.** Ohne mich zu rühmen, Herr Seltenarm, daß ich alle diese Eigenschaften besitze, so glaube ich doch, Sie werden an mir Ihren Mann finden können.

**Hr. Seltenarm.** Sie glauben es, und ich glaub' es nicht. Sie sind ja ein ehrlicher Mann. Widerrufen Sie denn Ihr Geständniß?

**Labrax.** O, was vor ein innerlicher Kampf von Gewinnsucht und Ehre, von Philosophie und Hunger! Der Sieg ist zweifelhaft. Beide Theile streiten noch mit gleichen Kräften und mit gleichem Glück. Aber wie — — was empfind' ich — — — Die Gewinnsucht wird matt — — sie weichet — — die Ehre dringt nach — — Itzt wird sie fliehen — — sie fliehet. Die Ehre verfolgt sie mit siegrischen Waffen, aber der Hunger — — der Hunger kämpft noch und wird bald beiden den Sieg schwer machen. Aber wie?

## 14.

## Tarantula.

Danzel sagt (Lessing, I. S. 168): „Die Tarantula... ist eine Verspottung der Opern desselben Leopoldo di Villati, poeta di sua Maestà — er war zu jener Zeit nach einer Notiz in der „Allg. deutschen Bibliothek" (Bd. LXI. 2. S. 418) Verfertiger von Operntexten für das Berliner Theater — dessen Imprimatur Lessing boshafter Weise auf den Titel gesetzt hat."

---

# Tarantula.

Eine
Possenoper, im neusten italienischen Gusto oder Geschmack,

aufgesetzt

von

einem reisenden Liebhaber der Musik und Poesie,

bei Eröffnung des Operntheaters
in Teltow.

Teltow an der Tyber [1]) 1749.

Imprimatur.
Leopoldo di Villati,
Poeta di sua Maestà. [2])

## Vorrede.

Ich gebe meine Arbeit vor nichts weniger als vor ein Meisterstück aus; doch bin ich überzeugt, daß wahrhaftig große Kenner

---

1) Erst hat Lessing geschrieben „Leipzig". Gleichwohl muß die Oper in Berlin gemacht sein. — [Anm. Lachmann's.]
2) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß", I. S. 181—198. — A. d. H.

der Musik und Poesie ungemeine und seltne Schönheiten darinnen finden werden. Willst Du nun, mein Leser, bei mir vor einen wahrhaftig großen Kenner der Musik und Poesie gelten, so — — — sapienti sat. Lebe wohl! Was ich Dir sonst sagen könnte, wirst Du theils schon auf dem Titel gelesen haben, theils kannst Du es in jeder Vorrede finden, und insoweit verweise ich Dich auf Die, die vor mir geschrieben haben. Lebe nochmals wohl!

## Inhalt.

Ich war zwar erst in Willens, dieser meiner Oper keinen Inhalt vorzusetzen; denn ich glaubte, das Vergnügen, etwas Unerwartetes zu finden, fiele dadurch weg. Weil ich aber hernach fand, daß man ihn noch in keiner gedruckten Oper weggelassen habe, und nicht ohne Grund befürchtete, man möchte mein Stück vor unvollkommen halten, wenn er einzig bei mir fehlte, so habe ich mich endlich entschlossen, bei der Mode zu bleiben. Der Inhalt meiner Tarantula wäre also kürzlich dieser — — — Doch den Augenblick fällt mir ein entsetzlicher Skrupel bei. Könnte nicht ein boshafter Spötter sagen, die Opernschreiber müßten wohl den Inhalt vorsetzen, weil man sonst unmöglich aus der Oper selbst klug werden könne? Der Geier! so einen Vorwurf mag ich meinem Singspiele nicht gerne machen lassen. Ich will also den Inhalt so lange lieber zurückhalten, bis ich mich bei dem Herrn V.[1]) darüber Raths erholen kann.

Musik, Ballets und Verzierungen sind alles von meiner eignen Erfindung. Man siehet also wohl, daß ich darzu geboren bin, dem deutschen Opertheater aufzuhelfen.

## Personen des Singespiels.

Olibrio, ein närrischer Musikus.
Polinello, ein alter Medikus.
Lominte, des Polinello Tochter.
Lisette.
Octavio, der Lominte Liebhaber.
Marelli.
Ein Chor Kranker.
Des Polinello Hausgesinde.

Wann es möglich sein wird, will ich auch unserm ehrlichen Schulmeister allhier, Claus Steffen, eine Rolle geben.

1) ? Villati. — A. d. H.

# Erster Aufzug.

## Erster Auftritt.

Das Theater stellt den Platz vor des Herrn Polinello Hause vor. Es treten auf ein Chor Kranker und Olibrio. Unter den Kranken kann man allerhand beliebige wunderbare Figuren aufführen: Leute mit Buckeln, mit Stelzen, ohne Hände und Füße, wo möglich auch ohne Kopf. Will man was recht Besondres machen, so kann man einige in Betten auf den Schauplatz tragen oder sie durch den Himmel mit Stricken herniederlassen, weil doch wahrscheinlich ist, daß es um das Haus eines großen Arztes sehr gedränge sein müssen. Bei dieser Gelegenheit wäre also das Flugwerk auf eine sehr natürliche Weise anzubringen. Die Kranken singen Folgendes, und Herr Olibrio, welcher mitten inne stehen muß, schlägt den Tact.

**Chor.** Preiset! Preiset unsern großen Arzt!
Der durch Pulver, Pillen, Harzt
Uns curiret
Und dem Tod entführet.

Man merke, daß die Kranken hin und wieder in dem Singen Fehler machen müssen, damit die Wahrscheinlichkeit, wider welche man bisher in den Opern so vielfältig verstoßen hat, desto besser beobachtet werde. Uebrigens wird man wohl thun, wenn man das Chor etliche zwanzigmal wiederholen läßt; denn ich besorge, der erste Actus möchte etwas kürzer gerathen als die übrigen zwei. Nach dem Chore folgt, wie billig, ein Recitativ.

**Olibrio.** Was hat man nicht vor Müh' mit deutschen Kehlen,
Die, wenn sie's hundertmal gehört,
Doch hundertmal noch fehlen!
Ihr Ochsen, lernt doch einmal singen,
Sonst wird mir's wenig Ehre bringen!
Zumal Du Esel da — —

**Einer von den Kranken.** Je, Herr — — ich — — stott — — re — — ja.

**Olibrio.** Nu, dasmal mag es sein,
Doch morgen stellt Euch wieder ein!
Denn was kann billiger wohl sein,
Als daß Ihr Euern Arzt mit Singen preiset,
Der seine Kunst an Euch beweiset? (Die Kranken gehen ab.)

## Andrer Auftritt.

**Olibrio. Polinello.**

**Polinello.** Mein lieber Herr Olibrio,
Ich bin entsetzlich froh,
Daß man durch Ihr Bemühn
Mir so viel Ehr' erzeigt
Und auf der Gasse gar von meinem Ruhm nicht schweigt.
**Olibrio.** Ich thue nichts als meine Schuldigkeit
Und bin bereit,
Noch mehr zu thun,
Sobald ich werd' in Ihrer Tochter Armen ruhn.
**Polinello.** Ei, das hat seine Richtigkeit.
Sie sind mein Schwiegersohn,
Wenn es der Teufel schon
Mit aller Teufelhaftigkeit
Verwehren und verhindern sollte.
**Olibrio.** Doch wann erscheinet denn der Tag,
Wo mich mit zärtlichem Entzücken
Die Venus wird beglücken?
Der Tag, der dreimal sel'ge Tag,
Den Sie so oft verschoben haben?
Erschein! Erschein! Ich sterbe,
Vor langem Harren sterb' ich noch.
Vergeblich Harr'n! So herbe
Forse il morir non è.
Doch ja, er kömmt, der Tag,
Da ich Dir zeigen mag,
O grausame Lominte,
Ch'io nacqui sol per te.

Bei der ersten Wiederholung dieser vortrefflichen Aria will ihm Polinello ins Wort fallen, Olibrio winkt ihm aber. Bei der andern Wiederholung will er abermals reden, Olibrio aber schlägt ihn aufs Maul. Sobald er beschlossen, sagt er ganz hastig

**Olibrio.** Zum Henker, lassen Sie mich doch
Erst meine Arie zu Stande bringen!
**Polinello.** Wer wird denn Einerlei so oftmals singen?
Ich habe ja wohl noch,
Gottlob und Dank, gesunde Ohren.
**Olibrio.** Allein wie leicht geht nicht ein Wort, ein Ton verloren?

Und jedes Wort und jeder Ton
Ist in den Opern Goldes werth,
Zumal wenn man mich hört.

**Polinello.** Nu, nu, ich glaub' es schon,
Erzürnen Sie Sich nicht, Herr künft'ger Schwiegersohn!
Es möchte Kind und Enkeln schaden.
Der Zorn fährt in die Waden;
Und in den Waden steckt's, wie wir es Aerzte wissen.
Doch, wenn Sie's nicht erwarten können
Und gar so sehr vor Liebe brennen,
Nun gut, so sollen Sie als Braut
Noch heute meine Tochter küssen.
Topp! heute sind Sie noch getraut!

**Olibrio.** Noch heute? heut? o himmlisch Licht!
O, welche Götterwollust werd' ich fühlen!
(Gegen das Orchester.)
Verdammt! Ihr Herren, konnt't Ihr nicht
Die Zeilen arioso spielen?
Sie waren's, dächt' ich, wohl noch werth.
Doch wird Lomintens Grausamkeit
Auch ihres Vaters Willen weichen?
Sie liebet seit geraumer Zeit
Den Herrn Octavio.

**Polinello.** Hoho!
Der soll sie nicht erschleichen!
Mein lieber Herr Octavio,
Lass' Er Sich rathen, mach' Er's so — — (Er wischt sich das Maul.)
Und geh' Er Seinen Gang!
O geh' Er! geh' Er! großen Dank!
Was? so ein Narre soll mein Kind — —?
Gleich will ich zu ihr gehen.
Sie sollen's sehn, Sie sollen's sehen — — (Will gehn.)

**Olibrio.** Geduld, weil wir beisammen sind,
So lassen Sie uns erst ein klein Duetto singen!

**Polinello.** O, ein Duetto ist zu schwer,
Das würd' ich nicht zusammenbringen.

Ich danke Gott, daß ich mit Müh' und Noth kann ein Recitativ singen. Ehe ich durch Sie so eine große Liebe zur Musik bekam, konnte ich gar nicht singen. Es hat sich aber doch seitdem ein Wenig gegeben. Nicht wahr? Ja — itzo bin ich schon so ein ziemlicher Operiste. Drum habe ich auch in meinem Hause ganz

weislich verordnet, daß kein Alles gesungen wird. Es klingt noch einmal so gut. Ich singe auch meistentheils bei den Kranken, wenn ich Arzeneien verordne. Es haben mich zwar einige ausgelacht, aber die Narren wissen nicht, daß ich es nur deswegen thu', damit man doch einen wahrscheinlichen Grund angeben könne, warum in dieser Oper Alles gesungen wird. Den Grund pflegen die Herren Opernschreiber sonst immer zu vergessen.

**Olibrio.** Doch schämen Sie Sich nicht,
So viel ohn' Reim und Tact zu sprechen?

**Polinello.** Nu, nu, das müssen Sie nicht rechen,
Was man so incidenter spricht.
Ich geh', Sie sollen sehen, was ein Mann
Und was ein Vater kann.

**Olibrio.** Ich werde Sie begleiten.

**Polinello.** O, lassen Sie's nur sein; es hat nichts zu bedeuten!
Sie haben doch
Ein Wort wohl im Vertrauen noch
Dem Auditorio ins Ohr zu sagen?

**Olibrio.** Nein, dasmal nichts.

**Polinello.** O, das ist zu beklagen.

**Olibrio.** Allein Sie haben es um das Duett gebracht.

(Gehn ab.)

## Dritter Auftritt.

**Lominte. Lisette.**

**Lisette.** So kommen Sie doch fort,
Der Schauplatz bleibt ja ledig!

**Lominte.** Nu, nu, Lisette, gnädig!
Entläuft uns denn der Ort?
Ich kann beinah vor Schmerz und Traurigkeit nicht fort.
Ich sorg', ich sorg', mein Vater wird mich zwingen.

**Lisette.** O, zwingen mag er immerhin,
Nur lassen Sie Sich nicht bezwingen!

In der Musik ist der Unterscheid von **zwingen** und **bezwingen** ganz vortrefflich ausgedrückt. Und die Coleratur (sic), die auf der Syllebe (sic) **be** liegt, ist ausnehmend schön. Man darf sich nicht etwa daran stoßen, daß es eine Zeile aus dem Recitativ ist. Einem Meister steht so eine Freiheit schon frei.

Der gute Schöps, denkt er denn, daß ein Mägdchen sich
Nichts wünscht, als einen Mann,

Der trefflich geigen kann?
Geige hin und geige her,
Du geigest dennoch hinterm Steg;
Flavio,
Onicio,
Olibrio,
Du kriegst nimmermehr
Meine Jungfer weg!
Geige hin und geige her!
Da lob' ich mir den Herrn Octavio.
Er geiget auch ein Bißchen vor das Haus,
Doch macht er nicht sein Handwerk draus.
Und haben wir ihm nicht schon unser Wort gegeben?

**Lominte.** Ja, sonder ihn kann ich nicht leben.

(Sie weint erschrecklich.)

**Lisette.** Sie sollen ja auch nicht.
Es liegt Lisettens Ehre dran,
Daß sie es halten kann,
Was sie verspricht.
Wer wird denn gleich so schrecklich weinen?
Ein Bißchen gehet wohl in einer Oper an.
Man muß nicht gar zu ängstlich scheinen
Um einen leid'gen Mann.
Doch st! da kömmt er selbst mit seinem Diener an.

## Vierter Auftritt.

Es wäre zwar nicht nöthig, daß man das Theater hier veränderte, doch weil es schon ganzer drei Auftritte durch einerlei geblieben ist, so erfordern es die Regeln einer in omnibus numeris absoluten Oper. Man wird derohalben den Ort zwar selbst beizubehalten, doch einige andre Auszierungen desselben anzubringen und besonders den Prospect zu ändern belieben. Variatio delectat.

**Octavio. Marelli. Lominte. Lisette.**

## 15.

# Crébillon's Catilina.

Fragment einer Uebersetzung.

Den 11. April 1749 schreibt Lessing an seinen Vater: „Ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihn [meinen Briefwechsel] alle Tage zu erweitern. Ich werde ehstens nach Paris an den Herrn Crébillon schreiben, sobald als ich mit der Uebersetzung seines Catilina zu Stande bin. Sie sagen, daß Ihnen meine Manuscripte zeigten, daß ich viel angefangen, aber wenig fortgesetzt hätte? Ist das so ein groß Wunder?" Friedrich II. hatte ein paar Briefe über Crébillon's Catilina veröffentlicht, die viel Aufsehen erregten — Veranlassung genug für Lessing, das Stück dem deutschen Publicum zugänglich zu machen; auch hatte Lessing wahrscheinlich mit seinem projectirten Schreiben an Crébillon die Absicht, Diesen zu einer Aeußerung über die sich selbst widersprechenden Urtheile des hohen Kritikers zu veranlassen; der Tragödie hat vermuthlich zugleich eine Uebersetzung der Briefe des Letztern beigefügt werden sollen, so wie Lessing auch später noch einige kleine Schriften des Königs ins Deutsche übertragen hat. (Danzel, Lessing, I. S. 174.) — Von Lessing's Uebersetzungen, die sich unter den Breslauer Papieren finden, gab zuerst Guhrauer Nachricht in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1843, Nr. 249. Vgl. unsere beiden folgenden Nummern 16 u. 17.